94 409 #7850 I

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band CXXXIX.

(April — Mai — Juni 1909.)

99454
6/11/09

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Amsterdam, A. Dupont. Meulenhoff & Co. — **Athen**, Beck & Barth. — **Barcelona**, Libreria nacional y extranjera. — **Basel**, Basler Buchhandlung Ad. Geering. Georg & Co. — **Boston**, Castor & Co. — **Budapest**, Grill's Hofbuchh. Friedr. Kilians Nachfolger. — **Buenos-Aires**, J. Peuser. van Woerden & Cia. — **Bukarest**, Socec & Co. — **Chicago**, A. Kroch & Co. — **Cincinnati**, The A. E. Wilde Co. — **Dorpat**, J. G. Krüger. — **Genf**, Georg & Co. — **Johannesburg** (Süd-Afrika), Herrmann Michaelis. Postfach Nr. 2664. — **Kairo**, F. Diemer Nachf. — **Kapstadt**, Herrmann Michaelis. — **Konstantinopel**, Otto Keil. — **Kopenhagen**, A. F. Hoest & Sohn. Lehmann & Stage. C. A. Reitzel. — **Kristiania**, Cammermeyers Boghandel. — **Liverpool**, Charles Scholl. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. K. Paul, Trench, Trübner & Co. Williams & Norgate. — **Luzern**, Prell & Eberle. Räber & Co. — **Lyon**, H. Georg. — **Madrid**, Libreria nacional y extranjera. **Mailand**, U. Hoepli. — **Moskau**, J. Deubner. Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchh. — **Neapel**, Detken & Rocholl F. Furchheim's Nachf. (Emil Prass). — **New-York**, The International News Company. G. E. Stechert & Co. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — **Odessa**, Emil Berndt's Buchh. — **Paris**, W. Fischbacher. Haar & Steinert. H. Le Soudier. F. Vieweg. — **Petersburg**, Industrie- und Handelsgesellschaft M. O Wolff. A. Isler. K. L. Ricker. — **Philadelphia**, Schaefer & Koradi. — **Porto-Alegre**, Krahe & Cia. — **Reval**, Kluge & Ströhm. Ferd. Wassermann. — **Riga**, E. Bruhns. J. Deubner. Jonck & Poliewsky. N. Kymmel's Buchh. W. Mellin & Co. — **Rio de Janeiro**, Laemmert & Co. — **Rom**, Loescher & Co., Hofbuchh. — **Rotterdam**, W. J. van Hengel. H. A. Kramers & Sohn. — **Shanghai**, Max Nößler & Co. — **Stockholm**, C. E. Fritze'sche Hofbuchh. — **Valparaiso**, C. F. Niemeyer. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Beck'sche Hofbuchh. (A. Hölder). Wilh. Braumüller & Sohn. Wilh. Frick. Gerold & Comp. Manz'sche Hof- u. Univ.-Buchh. Moritz Perles. — **Yokohama**, Max Nößler & Co. Winckler & Co. — **Zürich**, C. M. Ebell. J. Meier-Merhart. Rascher & Cie. Schultheß & Co. E. Speidel.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd. 139

Inhaltsverzeichnis

zum

Hundertundneununddreißigsten Bande (April — Juni 1909).

		Seite
I.	Die arme Margaret. Ein Volksroman aus dem alten Steyr. Von **Enrica von Handel-Mazzetti**	1
II.	Johannes Brahms und Philipp Spitta. Aus einem Briefwechsel. Herausgegeben von **Carl Krebs**	15
III.	Die Religionsmischung im römischen Reiche. Von **Adolf Hausrath**	41
IV.	Ludwig XIV. und Madame de Maintenon. (1635—1714.) Von **Lady Blennerhassett.** I./IV.	52
V.	Gottfried Schadow. Zu seiner Gedächtnisausstellung. Von **Werner Weisbach**	81
VI.	Das indische Reich. Von **Msr. Grafen Vay von Vaya und zu Luskod.** I.	98
VII.	Das Mädchen vom Moorhof. Von **Selma Lagerlöf**	120
VIII.	König Karl von Rumänien. Von **Paul Lindenberg**	144
IX.	Rußland im zwanzigsten Jahrhundert. Von **M. von Brandt**	149
X.	Theodor Fontane. Von **Richard M. Meyer**	153
XI.	Literarische Notizen	155
XII.	Literarische Neuigkeiten	159
XIII.	Die arme Margaret. Ein Volksroman aus dem alten Steyr. Von **Enrica von Handel-Mazzetti.** (Fortsetzung.)	161
XIV.	Ludwig XIV. und Madame de Maintenon. (1635—1714.) Von **Lady Blennerhassett.** (Fortsetzung.)	184
XV.	Die Römerin. Eine Skizze zur römischen Kulturgeschichte. Von **Theodor Birt**	211
XVI.	Rudolf Eucken. Von **Theodor Kappstein**	222
XVII.	Das indische Reich. Von **Msr. Grafen Vay von Vaya und zu Luskod.** (Fortsetzung.)	238
XVIII.	Auf der Werra und Weser. Eine Bootfahrt. Von **Marie von Bunsen**	249

(Fortsetzung umstehend.)

Seite

XIX. Charles W. Eliot, Präsident der Harvard-Universität 19. Mai 1869 bis 19. Mai 1909. Von **Eugen Kühnemann** . . . 270

XX. Das Mädchen vom Moorhof. Von **Selma Lagerlöf.** (Schluß.) 280

XXI. Alfred Meſſel †. Von **Mela Eſcherich** 297

XXII. Die Berliner Theater. Von **Karl Frenzel** 301

XXIII. Zum Briefwechſel Brahms-Spitta im Aprilheft. Von **Carl Krebs** 315

XXIV. Literariſche Notizen 316

XXV. Literariſche Neuigkeiten 319

XXVI. Die arme Margaret. Ein Volksroman aus dem alten Steyr. Von **Enrica von Handel-Mazzetti.** (Fortſetzung.) 321

XXVII. Homer und ſeine Zeit. Von **Alfred Gercke** 344

XXVIII. Charles W. Eliot, Präſident der Harvard-Univerſität 19. Mai 1869 bis 19. Mai 1909. Von **Eugen Kühnemann.** (Schluß.) 360

XXIX. Ludwig XIV. und Madame de Maintenon. (1635—1714.) Von **Lady Blennerhaſſett.** (Fortſetzung.) 377

XXX. Das indiſche Reich. Von **Mſgr. Grafen Vay von Vaya und zu Luskod.** (Schluß.) 404

XXXI. Eſtrithe. Eine Dichterliebe. Von **Hanny Brentano** . . . 421

XXXII. Auf der Werra und Weſer. Eine Bootfahrt. Von **Marie von Bunſen.** (Fortſetzung.) 433

XXXIII. Beſuch im Himmel. Ein Kindergeſchichtlein vnn **J. Reinhart** (Schönenwerd) 451

XXXIV. Aus dem Berliner Muſikleben. Von **Carl Krebs** . . 460

XXXV. Die türkiſche Revolution 466

XXXVI. Die Kinder der Lilith. Von **Anſelma Heine** 473

XXXVII. Balladen. Von **Adolf Frey** 475

XXXVIII. Kunſtnotiz 476

XXXIX. Literariſche Notizen 477

XL. Literariſche Neuigkeiten 479

Die arme Margaret.

Ein Volksroman aus dem alten Steyr

von

E. von Handel-Mazzetti.

I.

Am Grabe des heiligen Vaters Berthold in der Garstner Konventkirche brannten zwei Kerzen, dick wie Osterkerzen. Starr lag der riesige Erzabt da, von Stein und gemalt, mit grauem Bart, goldener Kasel, goldenem Ring und schreckbaren offenen Augen.

Auf der morschen Betbank im Sazellum kniete ein Mann in schwarzem Herrenmantel, die Hände vorm Gesicht, und betete.

Es war nicht Segenzeit noch Chorzeit, kein Mensch sonst in der Kirche. Durch die zerworfenen Fenster blies der Wind, und wie Klage aus den Grüften stieg von unterwärts ein Brausen auf von dem großen Wasser, an dem die Abtei Garsten liegt.

Zerworfen waren die Fenster, zerrissen die Fenstergitter, die Altäre der Antependien und Reliquien bar.

Übel haben sie in Garsten gehaust, die Landler, die Rebellen, und viele Gulden Gold wird es kosten, bis das hohe Heiligtum wieder im Glanze steht; aber stehen wird es, geliebt's Gott, bald.

Die böse Zeit ist vorbei, die gottlos lutherische Rebellion ist besiegt, aufs Haupt geschlagen sind ihre Bannerträger, wie die Sonne nach dem Hochgewitter leuchtet der uralte katholische Glaube wieder an der Donau und an der Enns, der Enns und Steyr.

Zwei Kerzen, dick wie Osterkerzen, mit goldenen Blumen und Friedenstauben geziert, die schönsten aus der Steyrdorfer Wachszieherei, hat der katholische Ratsherr und Viertelmeister von Ennsdorf, Jakob Zettl, dem heiligen Vater Berthold geweiht, zum Danke, daß der lutherische Krieg so glorreich für die katholische Sache geendet hat.

Schwach singen die Kerzen. Der fromme Ratsherr betet halblaut vor sich hin; aus der Ottokarikapelle summt ein Echo, als betete dort noch einer mit.

„Hab Dank, Herr Jesu, hab Dank! Vor die drei wieder versöhnten Tabernakel in Steyr! Hab Dank, daß wir dich dürfen in unser Herz empfahen und kein Schaithauff uns darf schänden! Hab Dank vor jeden Glockenstreich zu Meß und Predigt und zum Engel des Herrn, vor jedes Tröpflein Weihbrunn, jedes Bild deiner gebenedeiten Mutter an der Straßen... Und vor das Ave Maria, unser großheilig Gebet, das der Madlseder nit hat leiden mögen, als oft wir's sprechen im Rat, hab Dank zu tausendmalen!"

Der Sturm fuhr durch die Fenster, wild flackerten die gemalten Kerzen, die Enns sauste wie Stimmen aus dem Grabe. Und der Ratsherr mußte gedenken, was alles geschehen ist an Gewalt, Mord, Meintat, bis der böse Geist beschworen war, die Tabernakel und Kirchen wieder versöhnt sind worden im Lande ob der Enns.

Brennende Städte und Höfe muß er denken, martyrisierte Unschulden, Priester, erschlagen am Altar; Kindlein, verschmachtend an den Brüsten ihrer toten Mütter; das Mühl- und Machland mit Leichen übersäet, da man noch heut bei Nacht eine große Stimme schreien hört: „Wehe, wehe, dreimal wehe!"

Und den Linzer Richtplatz denkt er in der Verkündigungsoktav; dumpf klingt das Beil, vom schwarzen Blocke fallen sieben blutfließende Häupter, ausgerissene Herzen und zerhauene Glieder springen in den Sägscharten; sieben Männer, und aber sieben und aber sieben hat der Freiknecht von Linz zusammengeschlagen wie Schlachtvieh. Da waren Steyrer Kinder darunter. Drei, mit denen er auf der Ratsbank gesessen ist . . . Ihre Körper stecken auf den Lanzen, dorren auf den Rädern — o, wie die Witwen klagen Tag und Nacht! Ja, teuer sind unsre Kirchen und Tabernakel erkauft, mit Blut, mit Blut und mit Tränen!

Rebellantenblut!

Wer hat zuerst das Schwert geblößt?

Wer hat den Horatius de Thomasis erschlagen?

Wer die Priester Gottes gehetzt wie das Wild?

Wer hat wollen Kaiser über dem Kaiser sein?

Wer hätt die Türken ins Land gerufen samt dem Bethlen Gabor, dem rasenden Tyrannen, aus purem Haß des Papstes?

Zu Türken hätten sie uns gemacht; sie haben ihren Lohn.

Aber die Unschulden, die Frauen, die Waisen! Und das arme und elende Volk, das nichts verbrochen hat und nun so schwer am Zorn des Kaisers tragen muß, an seinem Zorn, seinen Reitern, seinen Edikten? —

Ein Seufzer hob Zettls mächtige Brust.

Ja, du armes Volk! Arm wie weiland die blinden Niniviten! Bosshaftig und halsstarrig in deiner Heimsuchung, die dir zu deinem Heil ist auferlegt! Ja, ihr armen Witwen, die ihr euch der Belehrung widersetzet und unsre Priester heimlich schimpft und schändet, wie es eure unseligen Männer haben öffentlich getan!

Ja, du strenge und heilige Zuchtgeißel, die du so weh tust und doch so nottust diesem trutzigen, durch alles Elend noch nicht gebändigten Volk.

Der unheilsame Irrsal ist kein Lämbl, ist ein Drach! Einen Drachen lockt man nicht mit süßen Worten, den schlägt man mit harter Hand.

Wenn Ehebruch und Mord im Lande einreißen, was tät der Kaiser? Zuschauen? Oktoberedikt und Dragoner und Staup und Exil sind harte Nüß vor euch Ketzer, aber härter noch und bitterer ist die Höll. — So sprach Zettl zu sich selber, und zugleich stand er von der Kniebank auf. Er war ein mächtiger Mann, hoch und stämmig und großbärtig wie der Erzabt.

Die Kirchenuhr tat drei Schläge. Jetzt hat er Zeit, zu gehen. Der Prälat erwartet ihn, auch muß er heute noch nach Gleinck mit den Spalieren. Seine Färberei arbeitet früh und spät für die beraubten Kirchen, alles zum Gestehungspreis. Bevor er geht, läßt er seine scharfen Augen von Altar zu Altar wandern. Ein Jammer, eine Bettelei! — Zieht sein Merkbüchlein aus dem Busen und schreibt da ein, was die schreiendsten Notdürften wären; er wird's vor den Rat bringen, und ist der nicht zu haben, aus Eigenem tun, was er kann.

„Zway cherubin (verguldene)
„Dray venster einglasen lassen
„Leichter=Cron
„Gnaden=Trohn
„nicht minder drey Canon=tafeln —"

Ha, was ist das? —

Von fernher rollt es dumpf wie Wetter im Gebirg, der Ratsherr horcht auf: hojopp, hojopp tost und pocht es näher; das sind schwerarmierte Reiter im Galopp; er weiß es, denn er hat ihrer viele kommen und fahren sehen in diesem Schreckensjahr.

Und horch! jetzt blasen sie, drei seltsame Kadenzen — kein Zweifel, es sind Pappenheimer, das ist ihr Feldsignal.

Pappenheimer! Was schaffend diese Mordleut bei uns? Wir haben genug an den Kaiserlichen! Rotta, kummst uns doch nit ins Quartier? — Aber was schaffen's sunsten hier? Mußt schauen. Rasch steckt er sein Merkbuch zu sich, schreitet gegen das Kirchtor — da wird das Tor schon angelweit aufgerissen, und zwei stampfen herein, zwei Männer wie die Bäume, in Stahl und Eisen gehüllt vom Wirbel bis über die Knie, den Pallasch an der Seite, furchtbar anzuschauen. Federn türmen sich auf ihren Helmen, es sind Offiziere; auf dem Brustband züngelt der Drach, demnach vom Regiment Kurtembach, dem weltberufenen. Sie haben Weihwasser genommen und sich gesegnet, jetzt marschieren sie in wildem Takt vorwärts, über ihrer Eisenlast klingt und donnert das Gewölb.

Vom Bertholdisazellum, wohin er sich wieder zurückbegeben, beobachtet sie der Viertelmeister.

Gibt andächtige Soldaten, gibt aber auch Schelmen, und kein Mensch und kein Meßner ist da.

Sie stampfen das Mittelschiff hinauf, nun stehen sie, adoriert das Sanktissimum, vorm Hochalter und schauen.

Ist nicht viel zu sehen da. Ein altes, herzlich schlechtes Gemäl, ein Tabernakel, von dem das Gold abblättert, und ein einschichtiger Cherubim. Sie neigen ihre behelmten Haupter gegeneinander und raunen: „Da hat der Neumüller plündert."

Dann treten sie über Stufen hinab, wenden sich gegen den Chor und besehen sich die Bildermalerei über der Empore, das Wappen des Herrn Prälaten Spindler, das ein steigender Löw und ein steigender Gamsbock ist. Was hält der Löw im Pratzel? Ein Portefiasch? Da lacht der eine schallend auf, schlägt sich aber mit dem Eisenhandschuh vor den Mund. Ist' geweihtes Ort!

Links schwenkt!

Die Sonne umfunkelt ihre Eisengewande, da sie zur Bertholdikapelle trampeln.

„Das ist der heilige Benno, eben also liegt er in Münichen, das ist ein großer Bischof."

„Das ist der heilige Bertholdi, erster Abt von Garsten," berichtigt der Steyrer Ratsmann. Sie messen ihn ohne ein Wort hochmütig von oben bis unten. Er mißt sie auch. Der eine, das sieht er erst jetzt, hat einen goldenen Stab, der muß hoch an Würden sein. Er ist alt und grau, hat ein wüstes Gesicht voll Schrammen. Der andre ist ein ganz junger Kerl. Das muß sein der Leutnant oder Fähndrich. Ein Paar schwarze Augen hat der, die blitzen mörderisch wie Dolche. Mit dem muß nit gut frühstücken sein.

Sie haben alle Kapellen abgeschritten und kommen auf die Letzt zur berühmten Garstner Gnadenmutter, die beim letzten Altar links zu sehen ist, sitzend, mit dem Jesukind auf dem Schoß und einem Apfel in der Hand, auf einem kunstvoll gemalten Kasten. Das Gemälde zeigt ihre Geschichte: links kommt sie auf der Enns nach Garsten geschwommen, im Mittelstück heilt sie die Kranken, und rechts werfen die Hussiten sie ins Feuer; „aber sy ist unverlözt bliben", sagt die Inschrift.

Kaum sah der junge Offizier das Bild zur Rechten, da kam er in Wut und fing ganz laut zu schimpfen an: „Maledizierte Paggagie, lutherische Bande! Da schaut, Rittmeister, wie die unsre heilige Mutter Gottes verbrennen. Ihr Hunde, ich tritt euch in Boden." Mit seinem schwer gestiefelten Fuß stieß er wider das Bild, daß der Kasten wankte.

„So will ich's den Steyrer Ketzern machen, Sacre de ma pauvre vie. Zusammentreten wie die Ratten will ich sie, um meine gute Klingen wär mir leid."

„Sakramentier er nicht in der Kirch!" mahnte der Rittmeister. „Dannoch soll mich der neunschwänzige Satan holen, so du nicht bist ein vollenkommner Korazzier. Die gräfliche Gnad hat sich den richtigen ausgesucht vor Steyr. Aber komm, Satansstrick, verdammter, unser Leut rumoren schon. — Hochgelobt sei der Herr im Sakrament."

Der alte Ritter bog mit großer Mühsal seine Knie in der eisernen Taschette zur Erde, der junge tat behend das gleiche; dann sprangen beide

wie ein Mann auf und verließen mit taktfestem Schritt, sporen- und schwertklirrend, die Konventkirche durch den Mittelgang zwischen den Bänken.

Der Ratsmann sah ihnen nach, düsteren Blickes, mit banger Sorge im Herzen. Ja, er hat's gehört, sie haben Steyr genannt. Und wenn sie nach Steyr sind gesandt, die Halsstärrigen zu züchtigen, da sollen sie in Gottes Namen willkommen sein; aber die gut Katholischen sollen sie verschonen, uns, die wir den Krieg nit haben verschuldt und doch vom Krieg gelitten haben, an unserm Leib, Gut, Blut, Sachen, Hantierung. — Heiliger Bertholdi, du mächtiger Patron, schütz für den Kurtembachern deine Diener in Steyr!

Starr lag der steinerne Erzabt da, er kann nicht deuten Ja noch Nein; vom Himmel aber fuhr ein Sturmstoß durchs eingeschlagene Fenster und losch die Dankkerzen aus und blies dunkle Schwaden über des Heiligen Antlitz. Soll das ein böses Zeichen sein?

Vor der Kirche, auf dem von der Prälatur und dem Schlafhaus der Mönche umklafterten Rasenplatz, stiegen die beiden Offiziere zu Pferde. Des Rittmeisters Leibdiener hatte da ihrer gewartet. Der bucklige Klostermeier der Klosterbinder und der Wagner standen unter dem Afra-Pörtlein, hatten ihre Kinder fest beim Zwickel und gafften. Aus den Fenstern des Schlafhauses schauten bleiche Mönchsgesichter.

Der Rittmeister ließ sich von seinem Diener den Bügel halten und stieg schwer in den Sattel; der Leutnant sprang mit einem anmutigen Satz in den seinen. — Des Meiers dralles, junges Weib tat: „Ah! Hah!" Der Meier kniff sie in den Arm: „Kathrein, schaug m i c h an, schaug nit auf den Soldaten."

Die beiden Reiter ritten im Trab zum altersgrauen Tor, darin der Römerstein ist eingemauert, an die Wasserseite hinaus und an der Pfarrkirche in den Ort hinüber. — Der Himmel hing schwarz herunter, mächtig brauste die Enns, die zwei Männer sprachen eifrig miteinander.

„Fest geh's an, schenk ihnen nichts," sagte der Alte. „Du weißt, was der Statthalter geredet hat und was dir versprochen ist."

„Ja, der hat schön gered't."

Aus den Augen des Leutnants blitzte Mord und Brand.

„Ich schaff meine Sach auch ohne das."

„Die Kaiserlichen in Steyr, merke das, han dir nichts zu sagen, dem Begoy, diesem Esel für dem Herrgott Sabaoth, zeigst dein creditiv und basta! Heiliger Gott von Passau, seind wir Kerls wider diese Banda, diese Schinkenfresser, diese Kühtreiber. Lieber ein Münch als ein Löblischer Offizier. Die Viechsgesellen fechten aus dem Arm statt aus dem Handgelenke und lassen das Schwert wie einen Flegel hinfallen."

„Parieren mit Doppelparad," lachte der Leutnant. „Und Reuter seind's famose. Bei Efferding der Martaud ist aufm Pferd gesessen wie ein Igel."

„Hohohoho!" donnerte der Rittmeister. „Sag das dem Schinkenfraß! Ich bin loyal; aber die Winterquartiermeister waren schon überochste Hornochsen. Den Dionys geben's nach Steyr! Diesen Besuff! Diesen Jungferndiener! Den

lutheranischen Herrn gesteht er Termine, und um die Sporteln kauft er Perlen vor die Venetianerin. Das ist ein kaiserlicher Soldat und Kommandant von Steyr. Mein Teufelsbub, zeig, was du kannst, sei wild, scheu kein rebellisches Bluet, so machst du's wohl, so wird der Statthalter den Begoy springen lassen, und wir bekommen Steyr, diesen sehr guten Platz, ganz vor uns, und du bekommst ein Kompagnie. Evviva noi! Crepa gli altri."

„Was ich kann, das will ich zeigen," sagte der Leutnant. — „Auf lutherisches Blut soll es mir nicht ankommen." Und er fletschte die Zähne zwischen den blühenden Lippen. Er war noch fast ein Knabe bei neunzehn oder zwanzig Jahren.

Der Rittmeister zwinkerte mit grimmem Wohlbehagen, hielt sein Roß an, zog den eisernen Handschuh von der Schwerthand und einen goldenen Ring mit blauem Stein vom Finger. „Da, nimb, mein Satansjung, das ist dein: weil du ein so tapfer Korazza bist. Wann du mit der Kanaille zu große Plag hast, oder du mit dem Begoy föllst die Haar ziehen müssen, so schick mir diesen Ring, brauchst nichts darzu schreiben, und statim reit ich von Hifelau dir zu Hilf mit fünfundsiebzig Korazzen."

„Zu große Plag gibt's nicht. Haar ziehen's mit dem Begoy, das wär lustig; ich brauch keinen Sukkurs, und müßt ich mit dem Teufel Haar ziehen. Aber ich dank Euch, Herr Rittmeister, vor den Ring." Und der Leutnant streifte seinen Handschuh aus und steckte den Ring an seine Schwerthand, die wie sein Antlitz braun und doch blühend war. Sie ritten weiter und kamen auf den Platz, wo die Klostertaverne steht, durch einen grünen Buschen kenntlich. Über dem Platz und über ganz Garsten wirbelte der weiße Staub, den die hundert Rosse der Korazzen aufgestampft hatten.

Das Stampfen und Wiehern der Rosse, das Toben der Mannen in den Gassen und Schenken hörte sich an wie das Getös eines reisenden Berges. Auf dem Platz selbst war nur Bettelgesindel zu sehen. Ein Kobelwagen, mit Trauertüchern beladen, stand vor der Taverne.

Der Rittmeister zuckte sein Seitengewehr und hob es über sich, daß die Blitze nach allen Seiten flohen:

„Habt acht!"

Da hielten im Nu, als habe sie der Garstner Boden hervorgesprossen, drei Fuchsen vor dem Wirtshaus, darauf saßen in goldgelben Röcken mit roten Federhuten drei Trommeter, und mächtig und fröhlich schmetterte durch den bergumsäumten grünen Kessel der Appell, und gespenstig fast klagte das Echo aus den dunklen Ennsbergen, über denen blauschwarze Wolken dräuend hingen.

Von allen Seiten nun trabten Pferde an, mächtige Rappen, Schimmel und Isabellen, die trugen Männer, in schwarzes Eisen gerüstet und gewaffnet mit Stahl und Faustrohr, im Sattel sitzend, als wären Mann und Roß eins. Trara! immer wilder schmetterten die Trommeten, immer mehr wurden der Korazzen, bis der ganze Tavernenplatz wie ein eiserner Jungwald wogte, die ganze Mordkompagnie beisammen war; und das Dorf war auch auf dem Platze zusammengelaufen, die schweren Bauern und die schwarzen Schmied, die

großen Rauser und die kleinen Inleute, alle standen sie lautlos beisammen, scheu die wilden Gäste betrachtend, wie weiland die Jerusalemitaner das feurige Wolkenheer, und leis, wie ein Hauch, ging die Frage um:

„Wo reuten hin die Koraſſen?"

Nur weit, nur recht weit!

Vor Pest, Hunger und Kurtembachern verschon uns lieber Herre Gott!

Über das Gewimmel der Korazzen und das zitternde Volk hob sich die junge, wilde Stimme des Leutnants:

„Erstes Squadrönl zu Vieren rechts Vergatterung." Da ritten aus der eisernen Menge, die Ruht stand, fünfundzwanzig Mann in Viererreihen hinter ihm auf, ein Trommeter ritt links an seine Seite.

„Mein Herr Rittmeister, ich meld devote, daß das Squadrönl zum Marsch nach Steyr ist gestellt!"

Das Volk erschauerte wie Espen im Wind. Nach Steyr, nach Steyr, wohl verstehe.

„Grazie tanto!" schnarrte der Rittmeister. „Tschau, Satansfratz." Er streckte seine Hand im eisernen Handschuh dar, der Junge hieb mit seiner eisernen Hand darein, daß ein Funkenregen in die Höhe ging, ließ seinen Hengst in prachtvoller Lançade steigen und galoppierte davon durch die dünnbelaubten Bäume des Lindenganges, ihm nachdonnerte und rasselte das Viertelhundert Korazzen.

Der Rittmeister sah ihm nach, wohlgefällig den Schnauzbart streichend.

„Gefreu dich, du Rebellantennest; das ist der recht." Dann in seinem rauhen Baß gab er sein Kommando: „Vergatterung zu Vieren! Schritt marsch! Direzion mir nach!" und sprengte mit seinen siebzig Korazzen am Klostergarten längs, dann in den schwarzen Wald vor Sand hinein. Das grüngoldene Banner flog, die goldenen Hähne auf den Rüstwagen im Nachtroß glänzten eine halbe Viertelstunde zwischen den Bäumen hervor, dann war alles weg wie ein unholder Traum. Kein Mensch weiß, wohin diese Korazzen fahren.

II.

Der Leutnant ritt mit seinem Zuge im Stechtrab die Lindenallee entlang gegen Halbgarsten zu; lustig blies der Trompeter.

Hinter den grünen Gattern der Halbgarstner Neuschen[1]) standen blonde Mägdlein, ihre schneeweißen Hemdchen sahen aus den roten Miedern; die armen Kinder lachten schämig den schönen Offizier an, aber er lachte nicht zurück, so voll Haß und Blutsucht war sein junges Herz. Zwischen den Halbgarstner Häusern nach Sarning den Hügel ritt er hinan. Der Klingenschmied von Sarning stand vor seinem Haus unter einem Kirschbaum, der ganz wenig weiße Blüten trug und schraufte ein dreieckiges geschliffenes Eisen auf eine schwarze Stange. Fragt ihn der Leutnant und hält dabei seinen ungrischen Hengst, Tiger geheißen, an:

„Was machst denn da?"

[1]) Häuslein.

Spricht der Schmied: „Eine Kopia[1] vor einen Krobaten.“

Spricht der Leutnant wieder: „Da wollt ich lieber Knicker machen, mein Urgroßvater ist mit der Lanze geritten, sie war ihm aber zu ungefüg. Schach der Lanze!“ — Ein rechter Korazzier, wißt, muß die Lanze schmähen und auf den Basta schwören.

Der junge Ritter ritt weiter, über Sarning hinaus. Da wurden die Häuser rar. Es standen nur noch Hueben auf den Feldern, die still in Hoffnung lagen. Wilde Waldberge standen rechts und links, die Enns hörte man unsichtbar in der Tiefe brausen.

Auf einmal wendet sich der Weg, und sieh, jetzt erscheint zwischen den Bergwäldern Steyr, die stolze Stadt. Mächtig ragen ihre Türme auf, aber schwarz von Rauch, ohne Kreuz und Fahne; ihre Bollwerke stehen, aber teils eingestürzt, als hätte man sie geschleift, und was von Häusern der Oberstadt zu sehen ist, von weitem schon schaut wüst her, gähnende Fensterhöhlen, einstürzende Dächer, zerfallenes Gemäuer; Styria, die stolze Stadt, die fürnehmste in den Erblanden, ist durch den Landlerkrieg einer Ruine gleich geworden.

Hart vor der Stadt liegt ein Kloster. Das haben Freund und Feind im Krieg geschont; es steht gar säuberlich mit seinem gelben Anstrich in einem grünen Garten, wo auch schon rote Blumen sind, eine niedrige Mauer friedigt diesen ein, und mitten der Mauer erhebt sich eine schöne Kapelle mit der Statue des Herrn Jesus im Elend. Unser Herr hat einen Kranz von weißen Rosen auf, der unter seinem Kinn mit rotem Band gebunden ist, und ihm zu Füßen lechzt ein Flämmchen in blauem Scherben.

Klirrend trabte der junge Pappenheimkürassier heran, kreuzigte sich vor dem Christus, der ihn mit blutweinenden Augen traurig ansah, und faltete seine von Eisen umstarrten Knabenhände und betete: „Herr, durch deine heiligen fünf Wunden . . .,“ aber seine Gedanken waren bei der grimmigen Arbeit, die ihm in Steyr obliegt, und nicht bei den heiligen fünf Wunden des Herrn.

Er ritt auf der Teufelsbrücke über den Teufelsgraben; schwarzes Unkraut wuchs turmhoch aus dem Grunde, dazwischen schloff viel häßliches Gewürm. Der Leutnant riß eins von den zwei Faustrohren, die er gespannen und geladen am Sattel hangen hatte, aus der Halfter und feuerte in den Graben. Vom Blitz und Knall erschrak das tote Land, es regt sich vor den öden Hütten, Leute laufen auf den Feldern, drei Langbärte stehen vor dem Kapuzinertor und reden miteinander erschrocken: „Iste, quis est?“

Der Leutnant und seine Korazzen aber waren schon im Steyrer Fried, rasselten schon durch das Gilgentor, das eine Donnerstimme hören ließ unter dem Hufschlag der Viertelhundert Pferde, in die Stadt, die Rebellenstadt, die jetzt in Sack und Asche liegt, hinein.

Ihm nach gellte der Schreckensruf des Torwartels: „Leut und Kinder, Kurtembacher! Steckt's die Schutzbrief aus!“

Im Pfarrgassel als die Eisernen in duplierten Reihen hinunterritten dem Hauptplatz zu, losten weiße Schreckensgesichter hinter allen Fenstern.

Kein Mensch war auf der Gasse.

[1] Lanze.

„Scha—ritt!"

Der Hauptplatz ist leer und öd wie ein Wald vorm Wetter. Kein Laut dringt aus den düstern Patrizierpalästen. Vor drei Häusern stehen Arkebusiere gerüstet Wache. Jetzt donnert die Reiterkolonne heran. Hui, was ist das? Ein Knall wie ein Salveschuß. Eine Rabenschar steigt knatternd über einer Schandsäule auf, die inmitten des Platzes steht und auf zwei eisernen Spitzen zwei blutige Mannshäupter trägt. Wild schnobern die Pferde der Korazzen, und mancher Mordmann wendet das Gesicht; der Leutnant aber blickt ohne Scheu hinauf: „Schaut's an die Rottierer! Jetzt können's leiden und schweigen!" und pfeift den ‚Grafen von Sarin'.

In der Höhe des Brunnens ließ er seinen Hengst ganz langsam traben und spähte herum. Hier soll das Hauptquartier sein, das soy-disant Fürstenhaus. Dort steht ein Haus, zwei Stock hoch in die Höhe gebaut, über dem Tor springt ein Hirsch durch einen Kranz, aus einem Dachfenster hängt windschief eine Fahne in den kaiserlichen Farben, und unter der Einfahrt grölen Mannsstimmen und klappern Bandeliere.

„Ha—lt! Absitzen. Ruht! Bauernschreck, halt mir meine Speiteufels in Ordnung." Der Leutnant sprang vom Roß, gab es seinem Trompeter zu halten. Klirrend schritt er ins Tor. Kaum war er darin verschwunden, so fing der Platz zu leben an rings um die gelöste Ordnung der Korazzen. Männer liefen die Häuser entlang, in schwarze Mäntel gehüllt, deuteten und redeten zu den Fenstern hinauf; an den Fenstern stellten zitternde Frauenhände Marienbilder aus, die Männer aber hefteten an die Tore gelbe Tafeln, die einen Doppeladler zeigten und Geschriebenes darunter: Salua Guardia. Diese Bilder und Zettel sind das Passahblut, das der Rechtgläubigen Häuser vor dem Würger schützt.

Die keine Maria aus dem Fenster schauend haben und keinen Adler vor dem Tore dräuend, das sind die Gelieferten, rebellische Ketzer, außer Recht und Gesetz, und wenn der Kurtembacher in Steyr bleibt, Gnade ihnen Gott.

Das Fürstenhaus heißt so zu unrecht, denn es ist ein alt verwahrlostes Gebäude. Die elende Stiege trägt mit Not den eisernen Mann.

Im ersten Stock sieht er grad vor sich eine verlemperte Tür, rechts und links lehnen Musketen und Gabeln, und sie trägt die großgemalte Inschrift:

C + M + Feldt-Canczelley + B
Tionisivs Peggoy.

„Sind wir da!" Er tritt in die Kanzlei, ein Rußkämmerl. Der Musterschreiber, den blaubefiederten, grünen Stößer auf dem Kopfe, sitzt über einem Feldakt und — schlaft!

Fein!

Das sollt der Beriner sehen.

Aus dem nächsten Gelaß hört man eine dumpfe Stimme: „Auf pomfackisch werd ich dich trischaken!"

Der junge Korazzier, den schnarchenden Schreiber höhnisch betrachtend, schlägt mit seiner schwer eisernen Hand an die Tür.

„Rau – hau – hau – – –.“ schüttelt sich der Schreiber.

Von innen brüllte es: „Chi e' e!“

Der Leutnant stieß die Tür auf und trat in des Kommandanten Gemach. Dieses Gemach ist groß wie ein Platz zum Ringelstechen und schön geschmückt. Von den Wänden wallen buntfarbige Tapezereien mit lustigen Manns- und Weibsbildern und wildem Vieh; an der Decke ist ein goldenes Weibsbild mit einer Turbante, zwei Fackeln tragend, aufgehangen. Darunter sitzen an einem Tisch ein dicker und ein magerer Herr und spielen Tricktrack. Sie springen beide, da sie des gerüsteten Riesen ansichtig werden, von ihren Sesseln auf. Ein schäbiger Wachtelhund fährt heiser bellend aus der Ecke, flüchtet aber vor den klingenden Schritten alsogleich unter ein Bett.

„Cippi! Vei qui!“ brüllt der dicke Herr. Er ist rotgesichtig, rotwämsig und krummbeinig. Die doppelte güldne Kette zeigt ihn als den Oberstleutnant aus.

„Con chi haver l'honore? Kurtembach? Habe Reuter auf dem Platz gehört. Geht's nach Boheimb? Ist in Parz schon Kehraus?“

Drauf der Korazzier, den Pallasch geblößt und gesenkt, steht Antwort: „Wir reuten nicht nach Boheimb. Stelle mich devote für, Ernst von Herlitberg, Leutnant bei Kurtembach, Berners Kompagnia, nach Steyr ins Quartier beordert.“

„Häh! schrie der Obristleutnant. „Das gibt's nit! In Steyr seind wir, drei Fahn stark. Hier gibt's keine Plätze mehr!“

Der Korazzier zog statt der Antwort aus der Tasche seiner blauen Pluderhose einen offenen Zettel und einen versiegelten Brief hervor und reichte beides dem Obristleutnant. Der wechselte die Farbe, schmiß den Zettel weg, ging mit dem Brief ans Fenster, brach ihn auf und las.

Der zweite Herr, der magere, auch mit einer goldnen Kette dekoriert, sprach den Pappenheimer gedämpften Tones an:

„Das ist des Statthalters Hand . . . Ihr kommt von Linz?“

„Da seind wir gestern fort, heunt kommen wir von Ternberg.“

„Da habt ihr uns umritten. Wie seid ihr denn geritten?“

„Von Haidershofen durch die Furt, dann auf der Eisenstraßen nach Ternberg, über die Brucke, herauf nach Garsten, ist mein Rittmeister wieder zurück nach Hifelau, wo's fomentieren soll.“

„Da seid ihr ja mit der Kirchen ums Kreuz gereiset.“

„Wir haben den Greimbl gesucht.“ —

Der Obristleutnant unterweils zerknitterte den statthalterischen Brief und stieg vor Zorn von einem Krummbein aufs andere.

Gotts Marter! Ha, wann er den hätt, der ihn verzündt hat in Linz. Im blohen Hemrt umb drei Uhr früh am Kegelpriel, Faustrohr und Rapier! Gotts Tod noch einmal, so ein Schlappen. Der Statthalter soll schimpfen, wen er will, wann sein Reformation in Steyr nit fürwärts geht, aber nit einen altverdienten kaiserlichen Soldat! Die Pfaffen soll er schimpfen! . . . Der Teufel soll ihn holen! „Und ist die Mainung beeder meiner graziosen Herrn —“: Lug, Lug, Lug. Der Kaiser zeucht kein Pappenheimber seinen

alten Kriegshelden für. Fomentierende . . Nix fomentiert. Hinausbeißen wollen's uns aus die gueten Plätz, das ist der ganze Witz. Einen bayrischen Buben schicken's uns als Aufpasser herein! Einen Herliberg, von dieser hochmütigen Bagaschi! So einen Fratzen, vor dem soll ich Alter Komplimenter machen. Das tu ich nit!

Den Brief in der einen Hand zusammendrückend, mit der anderen sein klaffendes Wams zuknöpfend, kam er an den Tisch.

„Also Hauptmann De Layre, es ist richtig," schrie er. „Der Herr da kombt richtig nach Steyr. Vermutlichen seind die Parzer unvermögend, Eure ganze Soldateska zu versorgen, und dann können ja auch die jungen Herren nit alsfort auf einem Flecke sitzen," wandte er sich an den Kurtembacher, mit listigem Blicke in dessen braunem Gesicht lesend, „man muß ja auch was lernen."

Der Kurtembacher stand da in seiner Riesengröße und gewaltigen Armatur wie ein junger Kriegsgott, sah auf den Krummbeiner herunter und sagte:

„Zum Lernen komm ich nit, ich komm den Herren zu zeigen, was ich kann."

„Also gut — also zeig er's. Hier steht in dem Brief, er ist ein tapfer Korazze. Rispetto!" Die Miene Begoys war giftig, obschon sein Ton zivil. „Sogar güldene Sporen bekommen vom Jeneral de Pappenheimb —, freut mich zu hören."

Ein Lächeln umspielte den leichtschnurrbärtigen Mund des jungen Korazziers. Er schlug die Hacken aneinander, da klangen die vergüldeten Silbersporen fein.

Der alte Wachtelhund unter dem Himmelbett des Kommandanten knurrte vor Angst.

„Bei Efferding einen Flügelangriff dirigiert," fuhr Begoy listig fort, ob dieser Pompasch in dem Brief auch wahr ist, werden wir sehen. „Zwo Kompagnien geführt statt seines blessierten Rittmeisters? Wie ist er da fürgangen mit? Vierecket, breiter oder acuter Ordnung? Im corpo oder in Trüppleins? Das sage er uns." Breit wie ein Türk setzte sich der Kommandant auf seinen gepolsterten Stuhl. Sein Hauptmann stand neben ihm. — Also hören wir.

„Die Ordnung weiß ich meinem Herrn so genau nimmer zu sagen. Linker Hand haben die Musketiere gliedweis Feuer geben, rechts sind wir Korazzen, Pistolen mittelhuts, mit unserm Feldruf Jesus! Maria! in voller Karriera in die Bauernbestien gesetzt vom Bühel herab, und da waren wir also Leib an Leib, daß wir unsre Rohrs auf ihrer Haut abgebrennt haben. Sie seind gestanden wie die Büffel, sich entwehrt mit ihren Flegeln und Hackeln, wie sie kunnten; aber wir, Mann um Mann haben wir sie erschossen, erhauen, erstochen und was noch gelebt hat, haben wir niedergeritten, da war kein Pardon. In ihrem Bluet sind wir gewaten, achthundert tote Bauern seind auf diesem Platz unsrer meslee erfunden worden. Aber unsre Ordnung weiß ich wirklich nimmer."

Die frohe, wilde Reiterstimme widerhallte in dem feierlichen, mit verblichener Pracht ausstaffierten Fürstenzimmer. Die Kaiserlichen sahen einander an: Teufelskerl. Durchs Gassenfenster schauten die bleichen, blutigen

Totenhäupter der Steyrer Erzrebellen traurig herein auf den jungen Helden, den Bändiger ihrer Brüder.

„Umhum," sagte der Obristleutnant. „Bei Efferding war ich zwaren nit dabei, aber bei Gschwendt. Wie dorten unser Feldschlängel seind abgeprotzt, Saperlinka, das war auch kein G'spaß, da hat's tote Heilige vom Himmel geregnet. Willkommen in Steyr, tapferer Korazzier. Geht mir nur eins nit ein," er schlug mit dem Brief auf den Tisch —, „daß man ihn hie zu so häßigem Dienst will brauchen. Da soll sich das Gubernament ein alten Profosen suchen."

„Ist kein häßiger Dienst nicht, die geheimen Feind unsrer heiligen Kirchen und unsres Herrn Kurfürsten zu Paaren treiben!" rief der Korazzier. „Ist beim Sakrament grad so kavallierisch als wie Haar ziehen mit den Bauernbestien."

Da sprach der Hauptmann De Layre, er war ein blonder Mann bei dreißig Jahren, hoch, hager, bleich, mit einer großen Narbe auf der linken Wangen: „Unser beeden Gouvernements seind in Nöten. Heunt sagt man Hü, und morgen sagt man Hott. Heute sollen wir des erschöpften elenden Landls und seiner Burger nach Kräften schonen, und man schont sich auch und spart am Sold; morgen heißt es: Soldat sei grob, kujonier die Ketzer tapfer, hol dir bei ihnen das Deine und mach sie selig mit dem Schießprügel. Und diese Praktik ist die allerschlimmste. Der Soldat soll sein ein Held und nit ein Schinder. Er soll sein dem Volke ein Schild und nit eine Geißel. Wer den Soldat zu einem Feind des Bürgers macht, sonst oder so, der verwüstet die Armee. — Ich bin ein ehrlicher Soldat, mir bluet't das Herz, zu was allem wir herhalten müssen. Non placent Deo coacta servitia. Christus Jesu ist nit mit einer Bataillien angefahren, als er dem Lande Israel das Licht vom Himmel hat gebracht."

„Was ich ja immer sage," bemerkte Begoy. „Mein Hauptmann kann Latein wie ein Pater! Mein Hauptmann war an der Jesuitenschul!" rühmte er gegen den Korazzier.

Dieser aber blitzte mit seinen großen, wilden Schwarzaugen den sanftmütigen Lateiner an und rief:

„Christus Jesu hat auch nit mit Luders zu schaffen gehabt, die mit der Lunten katholischen Soldaten die Augen ausbrennen und ihnen Riemen aus dem Buckel schneiden und siedendes Pech auf sie vom Fenster schütten! Und nit mit Hyänen, die die Bilder seiner Mutter schändieren! Ich war dabei, wie nach dem Weißen Berg der Pater Dominikus das blutend Mariabild hat von der Kanzel gezeigt. Mit solcher Brut macht man kein Federlesen. Bestie wird katholisch oder stirb!"

„A la bonne heure." Begoy erhob sich. „Aber wahrhaftig, wir haben wenig Platz, wohin sollen wir ihn legen?"

„Meinen Platz hab ich schon." Herliberg nahm vom Tisch den Zettel, den der Obristleutnant früher weggestreut hatte: „Mein Quartierkart. Ich komm zur Margret Mayrin nach Steyrdorf. Ich komme dieses Menschi kuranzen."

Layre sagte halblaut: „Witib von dem gerichteten Bauern-Kriegssekretär. Arme Kreatur."

„Ja, arme Kreatur," spottete Herliberg, „die siedendes Pech auf die Hübnerdragons gegossen und den Priester mit dem Allerheiligsten in Handen

einen Affenschwanz hat geheißen, die sich den Belehrungen widersetzt, auch andre zur Widersetzlichkeit bringt durch aufrührerische Reden —"

„Die Mayrin!" . . . sagte Layre. „Sagt mir einmal! wo habt denn Ihr diese Abenteuer her?"

„Gebraucht Euch andrer Wort, mein Herr! Das seind keine Abenteuer! Das hat mir der Herr Statthalter alles selbst erzählt! Ja, alles!" Der junge Korazzier lachte stolz.

„Daß ihm Euer Burggraf viermal wegen dieser Kröte geschrieben hat, und auch — daß die Herren hier viel zu gelind mit solchen Kanaillen befahren! Er hat gesagt, ganz Steyrdorf hat sie gegen ihn aufgeredet, die Hochverräterin! Eigentlich gehört vor solches Ziefer der Strick. Aber der Statthalter will's anders, weil es doch ein Weib ist. Sie soll abschwören. Und das werden wir spätestens morgen machen. Geht sie nicht willig, so führen sie zween handfeste Kerls, ich hab derer fünfundzwanzig. Ich werde den Herrn in Steyr zeigen, wie man die Luders katholisch macht. Sacre de ma pauvre vie."

Begoy sprach: „Wohlan, tu er nach seinem Befelch. Ich mische mich nicht hinein. Doch dieses wisse er: vor alles, was er tut, ist er allein responsable. bringt er die Leut durch allzu große Härte in Unruh und Revolten, die mag er selbsten stillen, wir helfen ihm nit."

In diesem Augenblick stieg vom Stadtplatz empor der Lärm des eisernen Schwarms.

Die Waffen klangen auf den Küraſſen, wild wieherten die flämischen Hengste.

„Ha, meine Mordskerls!" rief Herliberg. „Wartet, ich komm schon! — Herr Kommandant von Steyr, mit diese fünfundzwanzig Waldteufels und mit der da —" er zeigte die gepanzerte Faust, „halt ich den ganzen Traungau nieder und mein Herr braucht sich nit weiter zu inkommodieren. Und jetzt hab ich hohe Zeit, zu meiner Hex zu reuten."

Er senkte den blitzenden Pallasch und schlug die Hacken zusammen. „Schiavo."

„Ei was, so flugs?" — Dem Begoy wird schwül.

Dieser wilde Korazzenbub, dem der Statthalter Konfidenzen macht, Dionys, Dionys, gib acht, der raumt dich aus dem Sattel, der staubt dich aus Steyr, wo's so gute Schinken, so feine Mädi und so grobe Gulden hat. Dionys, tu ihm etwan schön.

„Er geht noch nit, er soll mit uns merenden. Schick er nur seinen Korporaln mit seine Leut voraus. — Zween sehr schöne Fasianer hat mir der Preuenhueber gestert verehrt."

„Der lutheranische Schribent? — Ich danke. Wir haben in Ternberg abgekocht, bratene Fisch, untergezündet haben wir mit des Losensteiner Schulmeisters seiner lutherischen Bibel."

Begoy biß sich ärgerlich auf die Lippen, lachend schritt der Pappenheimer nach der Tür, mächtig und doch mit der Anmut, die die Jugend hat. Zwischen Tür und Angel legte sich eine Hand auf seinen erzumschienten Arm. „Kamerad, ein Wort!" Der Hauptmann De Layre stand neben ihm.

„Was beliebt?"

Kamerad, die Mayrin ist eine feine junge Frau Ich bitt Euch, haltet Eure Leut in Zucht. Ihr versteht, was ich meine. Wenn Ihr schon müßt das Weib, die weiß Gott ein arme Kreatur ist, so hart hernehmen auf Befehl, Kamerad, das eine vergeßt nicht, ihre Ehre müßt Ihr heilig halten samt Euren Mannen."

Der Korazzier schüttelte die blasse, mit einem Kruzifixring geschmückte Hand heftig ab.

„Wir seind Pappenheimber! Keine Holsteiner!" rief er stolz. „Sucht ein besser Disziplin!"

„Die beste Disziplin versagt zu Zeiten. Wir haben der schrecklichen Exempel genug erlebt, das Maß beim Volk ist übervoll. Denkt daran, schaut auf Eure Leut, gebt gut Exempel." Als der Hauptmann leis und dringend so sprach, traf ihn ein Blick lodernder Verachtung aus den dunklen Knabenaugen des Korazziers.

„Gebt Ihr gut Exempel! Wir haben Mannesehr im Leib! So ein lutherisches Mensch da! Vor was habt Ihr uns? Vor Lumpenhund?" Zornigen Mutes, ohne Gruß, schritt er davon. Von seinem gewaltigen Gang schwang und zitterte der Estrich.

Zwei Augenblicke später stieg er unten schon zu Pferd Ganz Steyr lag an den Fenstern. Auch der Kommandant von Steyr lag an dem Fenster, und sein Hauptmann sah ihm über die Achsel. Herliberg saß zu Pferd.

Der ganze Stadtplatz murmelte: „Schaugt's den Pappenheimber an."

„Layre!" sagte Begoy. „Der macht uns aus dem Sattel räumig."

De Layre sagte: „Das geht nicht so geschwind. — Aber dieser Streich vom Grafen gefällt mir ganz und gar nicht. Daß er sich seiner berufenen Rhetorika braucht, um einen jungen wilden Kerl noch wilder zu machen und vollends in dieser Wut ihn über ein Weib schicken, ist weder klug noch ritterlich. Das Weib kann so schlimm nit sein, wir müßten etwas wissen. Aber der Graf vergißt es nit, daß ihn Wolf Mayr noch unterm Galgen den Urheber des Kriegs genannt hat. Hinc illa furia."

Unten fragte Herliberg in ein Fenster hinein, wie man zu reiten hat nach Steyrdorf zur Mayrin. Ein bebrillter Eulenkopf duckte unterwürfig, eine für Angst schebbernde Stimme gab Bescheid: Allweil links, gen den Berg, der da hereinschaut in die Stadt ... beim Marienbrunn das kloani Häusl — armselige — „Mir nach!"

Donnernd enthebt sich der Schwarm, rasselt durch die enge Gasse zum Steyrtor hinaus. Da rauschen zwei Ströme, von der Schneeschmelze groß wie zwei Seen. Hei, wie tanzt des Leutnants Hengst lustig über die Brücke! Der Leutnant hält die Zügel lose, leise, liebkost sein Tier, redet ihm allerhand Spaßiges vor und pfeift sich ein Liedel. So kommt der junge Löw tanzender und spielender an; mit einem Male springt er hoch auf und sitzt seinem Opfer im Nacken.

(Fortsetzung folgt.)

Johannes Brahms und Philipp Spitta.

Aus einem Briefwechsel.

Herausgegeben
von
Carl Krebs.

Philipp Spitta, der ausgezeichnete Musikgelehrte, ist gleichsam vom Schicksal für sein Hauptwerk, die Biographie Johann Sebastian Bachs, bestimmt und vorgebildet worden. Nur ein Mann, der mit der Kirche und dem Gottesdienst aufs innigste verwachsen war, der poetische Anschauung und musikalisch künstlerische Begabung besaß und zugleich sich mit den Methoden der philologischen Arbeit gründlich vertraut gemacht hatte, durfte an die Aufgabe herantreten, dem großen Thomaskantor das Denkmal zu errichten, das ihm gebührt, wie es Spitta bewundernswert getan hat: daß wir die Persönlichkeit Bachs aus seiner Zeit herauswachsen sehen, alle Fäden wahrnehmen, die ihn mit der Umwelt verknüpfen und doch das nur ihm Eigene in all seiner Kraft und strotzenden Fülle mit voller Deutlichkeit erkennen.

Spittas Vater ist der durch seine Gedichtsammlung „Psalter und Harfe" bekannt gewordene Theologe Karl Johann Spitta, der, wie sein Sohn, auf einem Umweg in seinen Beruf kam. Denn er war dreieinhalb Jahre Mechaniker und wurde erst zum Studium bestimmt, als sein jüngster Bruder Ludwig bei der Rettung eines Mitschülers ertrunken war. Er hatte sich in der Beschäftigung mit der Mechanik sehr unglücklich gefühlt und holte nun mit Feuereifer nach, was er versäumt hatte. 1821 verließ er das Gymnasium seiner Vaterstadt Hannover, studierte in Göttingen Theologie und wurde nach einigen Jahren der Hauslehrerei 1828 Amtsgehilfe in Sudwalde, dann Garnisonprediger in Hameln und von 1837—1887 Pfarrer in Wechold. Von Jugend an war in ihm eine starke Liebe zur Musik und ein schönes Talent für die Dichtkunst lebendig. Er spielte als Autodidakt Flöte und Gitarre, lernte auch das Klavier handhaben und erwarb sich besonders seit seiner Universitätszeit eine bedeutende Fertigkeit auf der Harfe. Und es war ihm ein Herzensbedürfnis, Stimmungen und Ereignisse seines Lebens, oder was ihn sonst innerlich bewegte, in poetischer Form festzuhalten. Schon 1824

hatte er ein „Gesangbüchlein der Liebe für Handwerksleute" verfaßt, auch Melodien zu den schlichten Liedern gesetzt und herausgegeben. Später wandte er sich immer entschiedener der Schöpfung geistlicher Dichtungen zu, deren schönste Blüten er in „Psalter und Harfe" vereinigte.

1837 schloß er mit Magdalene Holzen, der Tochter eines Oberförsters, eine Ehe, die auf dem sicheren Fundament herzlicher Liebe, gemeinsamer Neigungen und wahrer Frömmigkeit ruhte. Auch Magdalene war musikalisch; sie sang mit angenehmer Stimme und spielte hübsch und musikalisch Klavier. In den Erholungsstunden wurde immer musiziert, und die alte liebe Harfe ertönte zu Gesang und Spiel.

In dieser Atmosphäre ist Philipp Spitta groß geworden; als Erbteil von Vater und Mutter hatte er das musikalische Talent; mit der Luft des Elternhauses sog er das Verständnis für religiöse und kirchliche Dinge ein. Er wurde 1841 in Wechold geboren. Am 27. Dezember zeigte der Vater seinem Freunde, dem Oberjustizrat Meyer in Hannover, die Geburt eines zweiten Sohnes an, „welcher auf Wunsch der Mutter (mit behaglicher Beistimmung des Papas) Philipp genannt wurde". Der heranwachsende Knabe erhielt den ersten Unterricht vom Vater und bezog Ostern 1855 das Lyzeum in Hannover, wo er gute Fortschritte machte. In einem Brief Karl J. Ph. Spittas findet sich folgende charakteristische Stelle: „Philipp hat gute Zeugnisse vorgelegt; in der Musik weit über das Normalzeugnis hinaus. Der letzteren ist er mit einer wahren Leidenschaftlichkeit ergeben, fast mehr, als uns lieb ist. Wenn wir ihn gewähren ließen, würde er sich derselben ganz widmen. Für den Beruf des Predigers wird bei schönen Gaben ja auch, wie wir hoffen, immer entschiedener sich die Hingabe zeigen." Die Tonkunst hatte es dem jungen Spitta freilich angetan. Er muß wohl in dieser Zeit ganz gründlich musikalische Studien gemacht haben; denn nicht nur dirigierte er im Hause des Appelationsgerichtsrats Albrecht einen gemischten Chor, den er sich gut eingeschult hatte, sondern er schrieb auch bereits umfängliche Kompositionswerke, die eine tüchtige Vertrautheit mit dem musikalischen Satz verrieten. So entstanden ein Trio in F-dur für Klavier, Violine und Violoncello, ein Agnus Dei und der 126. Psalm, beide vierstimmig, eine Weihnachtskantate und zwei Quartette für gemischten Chor. Wenn in diesen Stücken hauptsächlich die Gewandtheit des jugendlichen Komponisten im musikalischen Ausdruck überrascht, während im übrigen viel Ungeschicktes und naturgemäß Unreifes zutage tritt, zeigt das Oratorium „Die Grablegung Christi" schon einen entschiedenen Fortschritt. Das verhältnismäßig kurze Werk ist für kleines Orchester und Chor nebst vier Solostimmen geschrieben, und in der Art, wie das begleitete Rezitativ mit Solos und Solistenensembles, das Solo mit dem Chor wechseln und verknüpft werden, ist ein lebhafter Sinn für künstlerische Kontrastwirkung und Gestaltung zu erkennen. Der Schlußsatz bringt in Anbetracht des Umstandes, daß ein Gymnasiast der Autor ist, sogar Verblüffendes. Es wird vom Chor ein Fugenthema vierstimmig durchgeführt, danach ein zweites in derselben Art behandelt, und dann baut sich aus beiden Themen eine gar nicht übel klingende Doppelfuge auf, die in einen breit

homophon gesetzten, wirkungsvollen Schluß ausklingt. Dies Oratorium, zu dem ausgeschriebene Stimmen vorhanden sind, ist wahrscheinlich unter des Komponisten Leitung in Hannover aufgeführt und muß sich dort in gutem Andenken erhalten haben; denn später wurde ein Chor daraus: „Die richtig vor sich gewandelt haben", den A. W. Stolze für vier Männerstimmen umgesetzt hatte, bei einer Begräbnisfeier gesungen.

1859, im Todesjahre seines Vaters, bestand Philipp das Abiturientenexamen und ließ sich danach in Göttingen als Student der Gottesgelahrtheit immatrikulieren. Aber nur kurze Zeit vermochte ihn die Theologie zu fesseln, dann vertauschte er sie mit der Philologie und fand in Hermann Sauppe, dem großen Hellenisten, und in dem ausgezeichneten Archäologen Ernst Curtius die Lehrer, die ihn am stärksten anregten. Daneben aber betrieb er die Musik mit dem Eifer eines Fachmannes. Daß er zu J. O. Grimm, der ja freilich schon 1860 nach Münster ging, in freundschaftliche Beziehungen trat, versteht sich eigentlich von selbst; denn Grimm war eine starke Triebkraft im musikalischen Leben Göttingens, und Spitta griff ebenfalls sofort aktiv ein, indem er einen Studentengesangverein dirigierte und bei verschiedenen Gelegenheiten als Klavierspieler sich öffentlich hören ließ, meistens in Produktionen auf zwei Klavieren, bei denen andre Kommilitonen mitwirkten. In Göttingen fand auch die erste flüchtige Begegnung zwischen Spitta und Brahms statt.

An Kompositionen entstanden hier ein Streichquartett („Sommer 1860" ist es datiert) in Es-dur, das reifer erscheint als die früher komponierten Stücke, bessere Stimmführung und mehr Energie des Rhythmus zeigt; dann eine Klaviersonate in G-moll, in der es von Sturm und Drang gewaltig gärt, und es erschien sogar ein op. 1 und op. 2 im Druck (Göttingen, Carl Spielmeyer). Das eine besteht aus sechs vierstimmigen Liedern für gemischten Chor auf Dichtungen von Platen, Lenau, Heine, Reinick und Sturm, das andre sind fünf Lieder für eine Singstimme mit Pianoforte, und die Texte stammen von Eichendorff, Bodenstedt, aus Rückerts „Liebesfrühling" und „Des Knaben Wunderhorn". Beide Sammlungen zeichnen sich durch Schlichtheit des Ausdrucks, gute Behandlung der Singstimme und wohlklingenden Satz aus, auch durch meistens sinnvolle und charakteristische Deklamation, wobei man indessen wohl merken kann, daß der Komponist auf dem Standpunkt steht, die Melodie sei gegenüber der Dichtung befugt, eigene Wege einzuschlagen, eine prägnante melodische Wendung dürfe auch einmal gegen den Strich der korrekten Deklamation gehen. Von ganz andrer Seite, als lustigen Bruder Studio, zeigt sich Spitta in einer parodistischen Ouvertüre, einem rechten Studentenulk, der wahrscheinlich bei einer akademischen Feier im kleinen Kreise verübt worden ist. Sie ist für großes Orchester geschrieben, aber die Spieler singen zugleich den Text mit, auch die Überschrift: „Ouvertüre à la Restaurade". Dann beginnt „Wer des Lebens Unverstand mit Wehmut will genießen, der stelle sich an diese Wand und strample mit den Füßen"; der Wächter erscheint und singt: „Tut, tut, die Glocke hat zwölf geschlagen"; die Sänger setzen wieder ein „Konstantinopolitanischer Dudelsackpfeifergeselle", worauf wiederum breit, choralartig „wer des Lebens Unverstand" auftritt, kontrapunktiert mit „Wenn

der Hund mit der Wurst übern Eckstein springt". In diesem Stil geht es weiter, bis ein Rezitativ ankündigt: „Nachdem wir jetzt die Ouvertüre" (Chor: „nudel, nudel, nut, nut, nut") „bis zu diesem Status fortgeführet haben" (Chor: „schrumm"), so wollen wir jetzt zum Schlusse schreiten, also", worauf Chor und Orchester intonieren: „So leben wir".

In Göttingen lernte Spitta auch seine spätere Gattin, die durch Herzensgüte und musikalisches Talent ausgezeichnete Mathilde Grupe, kennen, die Tochter eines aus Celle gebürtigen, aber in Westfalen ansässigen und mit einer Westfälin verheirateten Gutsbesitzers. Sie war von der kinderlosen Schwester ihres Vaters, Frau Dr. Sillem, adoptiert worden und damit nach Göttingen gekommen, besaß eine hübsche Stimme und hatte bei Agathe v. Siebold Gesangunterricht, jener „Gathe", die in dem Briefwechsel zwischen Brahms und Grimm eine so große Rolle spielt; denn Brahms war ihr leidenschaftlich zugetan. Als Agathe nach Irland gegangen war[1], musizierte Mathilde Grupe viel mit Philipp Spitta zusammen, und am 31. Juli 1864 verlobten sich beide.

Im September desselben Jahres noch ging Spitta, nachdem er sein Oberlehrereramen bestanden hatte und zum Doktor promoviert war, als Oberlehrer für Griechisch und Lateinisch an die Ritter- und Domschule nach Reval, und 1865 zog Mathilde Grupe als junge Frau in sein Haus ein. Den Komponistenehrgeiz hatte er in Göttingen begraben, wie verlautet auf den Rat Joachims, der sein schöpferisches Talent nicht genügend fand, um darauf einen Lebensberuf zu gründen. Schon stand ihm auch ein andres Ziel vor Augen: die Musikhistorie und die große Aufgabe, das Leben und Schaffen J. S. Bachs zu schildern. Galt doch schon sein journalistisches Debüt diesem Heros; denn ein Vortrag über J. S. Bach, den er in Reval gehalten, erschien gedruckt im Extrablatt zur Revalschen Zeitung vom 5. bis 17. Februar und 12. bis 24. Februar 1866. Überhaupt hat Spitta hier in Reval schon öfter über musikgeschichtliche Gegenstände öffentlich gesprochen und damit auf die Tätigkeit hingedeutet, in der er später seinen eigentlichen Beruf finden sollte. Wie er zeitlebens die Musik der Gegenwart mit dem lebhaftesten Interesse verfolgt hat, so mochte er auch der praktischen Musik nie völlig entsagen, und trat in Reval gleich einem Männergesangverein bei, dem auch Oskar v. Riesemann angehörte, der Syndikus der Stadt. Beide Männer, überragende Geister, leidenschaftliche Musikfreunde, und beide vornehme, großangelegte Naturen, zogen sich gegenseitig an, und es knüpfte sich zwischen ihnen eine Freundschaft, die bis zu Riesemanns zu frühem Tode währte. Der Überlebende feierte das Andenken des verblichenen Freundes in einem sehr warm und eindringend geschriebenen Gedenkblatt[2]. Abgesehen von diesem Dokument der Freund-

[1] „Agathe hauslehrert seit vorigem Jahr in Irland," schrieb Grimm dem Freunde am 19. Juli 1864. „Johannes Brahms im Briefwechsel mit J. O. Grimm". Herausgegeben von Richard Barth. Berlin, Deutsche Brahms-Gesellschaft. S. 114.

[2] „Zur Musik". Sechzehn Aufsätze von Philipp Spitta. Berlin, Gebrüder Paetel. 1892. S. 447 ff. Der Aufsatz war bereits im August-Heft der „Baltischen Monatsschrift" von 1891 veröffentlicht.

schaft und einer philologischen Abhandlung (Quaestiones Vergilianae. Göttingen 1867), hat Spitta mit seinem Abgang von der Universität nur noch über musikalische oder musikhistorische Fragen geschrieben und gesprochen oder praktische Musik herausgegeben.

Der jungen Frau bekam das rauhe Klima der baltischen Küstenstadt nicht gut, und so gab Spitta seine Stellung dort schon 1866 wieder auf und ging als Lehrer an das Gymnasium nach Sondershausen. 1867 kam Max Bruch dorthin als Hofkapellmeister, sowie Alfred Volkland, und in diesem kleinen musikalischen Kollegium beschäftigte man sich eingehend und andächtig mit den Werken von Johannes Brahms. Das Erscheinen des „Deutschen Requiems" gab Spitta den ersten Anlaß, einen Brief an Brahms zu richten. Er schrieb:

Hochgeehrter Herr!

Der Name, den Sie am Ende des Briefes finden, wird Ihnen vermuthlich ebenso bald wieder aus dem Gedächtnis entschwunden gewesen sein, als mir jene Zeit in lebendigster Erinnerung geblieben ist, wo ich im Sommer 1864 in Göttingen durch Vermittlung meines Freundes Grimm Ihre Bekanntschaft machen durfte. Sie können es nicht wissen, wie sehr meine schon damals große Verehrung für Ihre musikalischen Schöpfungen durch diese persönliche Begegnung noch gesteigert werden sollte; und es soll mir auch die Erinnerung daran zur Entschuldigung dienen, daß ich es überhaupt unternehme, Sie brieflich anzureden, was ich sonst schwerlich gewagt haben würde. Seit vielen Jahren haben Ihre Werke für mich ebenso sehr den Gegenstand beständigen Studierens gebildet, wie die eines Bach und Beethoven, und welche Förderung und welches unvergleichbare Glück mir aus ihnen erwachsen ist, die ich mir wie mein Eigenthum zu assimiliren hätte, könnte ich nicht aussprechen — es ist nicht umsonst Musik. Nun jetzt noch ihr deutsches Requiem hinzugekommen ist, dessen Partitur, seit ich sie erhielt, fast nicht von meinem Pulte kam, hat sich bei mir eine solche Fülle von Liebe, Bewunderung und Dank für Sie angesammelt, daß ich unverantwortlich vor mir selbst handeln würde, wollte ich nicht einen Versuch machen, ihnen dieses auszusprechen. In der That, wenn wir mit Staunen vor den Werken unserer großen geschiedenen Meister stehen, und wenn dann ein jeder wohl den Wunsch hegt, diesen nur einmal menschlich nahe sein, nur einmal ein Wort an sie richten zu können, wie viele vergessen da, den großen lebenden Künstlern auch nur das billigste Maaß der Erkenntlichkeit entgegen zu bringen! Ich möchte die Zahl dieser Undankbaren nicht vermehren.

Ihnen, um dessen Namen sich nahezu alle die bedeutendsten musikalischen Kräfte Deutschlands sammeln, wird an meinem Worte, insofern es von mir kommt, wohl wenig gelegen sein. Ich schreibe auch nicht deshalb, ich möchte nur angesehen werden als einer von den Vielen, die durch Ihre Töne zu glücklicheren und besseren Menschen geworden sind, und als einer von den Millionen, die es noch sein werden. Und so, glaube ich, werden Sie auch meinen Dank schätzen.

Es würde mir schlecht anstehen, wenn ich dem größten lebenden Komponisten gegenüber den vorzüglichen Bau seiner Werke loben wollte, obgleich ich überzeugt bin, daß die Intensität und hohe stete gleichbleibende Stärke in der Wirkung derselben zum großen Theil mit auf dem Tiefsinn der formalen Gestaltung beruht, wodurch eben der Inhalt sich mit vertieft. Ich habe nur ein Recht, Ihnen den allgemeinen Eindruck Ihrer Compositionen auf mich zu gestehen. Es ist mir nicht erinnerlich je durch irgend etwas mächtiger und eigenartiger gefaßt zu sein, als durch Ihr deutsches Requiem. Wie da ein jeder der Sätze sein besonderes Gesicht zeigt, und in allem sich die Stimmung so von Grund aus erschöpft, daß man volle, tiefe Athemzüge zu hören meint, wie die wundersame Innigkeit des ersten Satzes zu Thränen rührt, im zweiten einen das Grauen des Todes schüttelt, bis himmlisches

Licht die Schatten verjagt, man sich im 3ten Satze, besonders bei der zermalmenden Stelle: „Nun Herr, wes soll ich mich trösten?" hilflos wie ein Wurm fühlt, wie dann die folgenden Sätze seligen Frieden und süßen Trost bringen und durch die grandiose Schilderung der letzten Dinge hindurch das Werk in milder Versöhnung sich verklärt — alles das scheint mir größer nie, und auch niemals annähernd in dieser Weise geschaffen zu sein. Das Ganze schwebt vor der Phantasie, wie von einer mystischen Glorie umflossen.

Wenn ich irgend einen starken Wunsch habe, so ist es der, recht bald eine gelungene Aufführung des Werkes hören zu können. Zu Ostern nach Bremen zu kommen, war mir leider ganz unmöglich.

Sie aber bitte ich wiederholt, diese dürftigen Worte als Zeichen meines Dankes anzusehen, so voll und ungetheilt, wie man nur denken kann, wenn man durch eines Künstlers große That sich veredelt und erhoben fühlt. Möchte mir das nächste Jahr eine Gelegenheit geben, Ihnen auf Ihrem Lebenswege noch einmal begegnen zu können: ich habe die Hoffnung, daß Sie es dann nicht abweisen würden, eine mir unvergeßliche Bekanntschaft zu erneuern.

Ihr stets ergebener

Sondershausen den 21/11. 1868. Philipp Spitta. Dr.

Brahms war ein sehr unlustiger Briefschreiber, und so ließ er zwei Monate vergehen, bis er die Feder zur Antwort ansetzte. Dann aber fügte er seinem Brief zugleich eine künstlerische Gabe bei: die jüngst bei Rieter-Biedermann erschienenen Lieder (op. 43) und von den „Simrockschen Liedern" (op. 46, 47, 48 und 49) das „quasi Schlußheft", und meinte: „Ich glaube nicht zu irren, wenn ich meine, aus früheren Blättern der Rieterschen Zeitung zu wissen, daß Sie sich grade mit Oratorien eingehender beschäftigt[1]). Kurz, wer so begeistert Ja sagt, von dem hört man auch gern das Vielleicht, auch das Nein."

Spitta antwortete auf diese Zusendung mit einer ausführlichen Besprechung der zuletzt veröffentlichten Lieder von Brahms, und wie tief er in das künstlerische Wesen der Brahmsschen Schöpfungen hineinsah, das beweisen namentlich seine Bemerkungen über das Goethesche Sonett und das Deutsche Requiem. Er schrieb unter anderm:

. . . Wenn ich nun über jenen reichen Liedersegen, mit dem Sie kürzlich die musikalische Welt beschenkt haben, wie immer die köstlichen Gaben ihres Genies mit vollen Händen austheilend, ein nur einigermaßen genügendes Wort sagen soll, so weiß ich kaum wo anfangen? — wo aufhören? noch viel weniger. In einer so unglaublich vielcultivirten Form, wie es das Lied ist, noch solches zu schaffen, das vermag nur das größte Talent. Man lebt wie in einer andern Welt, Sie eröffnen auch hier neue Bahnen. Keine Spur mehr von dem oft übertriebenen Subjectivismus der Nachfolger Schumanns; überall eine edle, vielfach volksthümliche Einfachheit in Gesang und Begleitung, und bei einer ganz unaussprechbaren Tiefe und Gemüthsinnigkeit doch die objective Ruhe des künstlerisch klar Ausgestalteten. So interessant und, wenn nöthig, reich und voll Ihr Accompagnement auch ist, stets bleibt doch das richtige Verhältnis zur Singstimme gewahrt, die als Gattung bestimmender Factor durchaus die erste Rolle spielt. Die übersandten vier Gesänge werden mir, als direct von Ihnen kommend, mein Lebenlang ein doppelt theures Eigenthum sein. Es sind aber auch wahre Kleinodien. Tags darauf, als ich sie

[1]) Spitta hatte in der 1866 vom Rieter-Biedermannschen Verlage übernommenen „Allgemeinen musikalischen Zeitung" einen größeren Aufsatz über „Das Oratorium als Kunstwerk" veröffentlicht. Jahrgang 1868, Nr. 18—21.

erhalten hatte, waren musikalische Freunde bei mir, unter ihnen auch Bruch; wir spielten und sangen hier den ganzen Abend und waren sämmtlich hingerissen von der Neuheit und Schönheit derselben. Wie haben Sie die Hölty'schen Lieder auf gefaßt! Wenn in der „Schale der Vergessenheit" ein brennender, fieberhafter Schmerz wühlt, und dagegen „an die Nachtigall" und „an ein Veilchen" voll sind von süßer, berückender Melancholie, (besonders entzückend ist das letztere), so liegt dagegen in „Mainacht", in diesem breiten Melodiestrom, der hinauf steigt und aus tönend langsam hinabsinkt, wie die „heiße Thräne" über die Wange — wie wunder voll ist das esdur am Schlusse — darin liegt eine Größe der Wehmuth, die mich jedesmal ganz überwältigt. Was soll ich Ihnen über die andern Gesänge sagen? Ein wahres Prachtexemplar ist der Herr von Falkenstein mit seinem markigen Haupt thema das nachher so originell contrapunctisch wird. Durch den asdur-Mittelsatz mit seinen 5taktigen Perioden wurde Bruch so hingerissen, daß er ihn gewiß zehnmal hintereinander spielte. Nicht minder herrlich ist Nr. 1, und wenn ich sehe, wie Sie es verstehen hier oder in den Duetten für Alt und Bariton, oder den Vocal Quartetten mit Klavier die verschiedenen Charaktere rein musikalisch zu zeichnen und auseinanderzuhalten, so muß ich immer den guten Genius deutscher Musik bitten, daß er Sie noch einmal eine Oper schreiben heiße, die in der jetzigen Verwirrung auf diesem Gebiete den rechten Weg weise. Wer freilich sieht, wie schwer es jetzt ist, ein anständiges Libretto zu bekommen, muß sich auch sagen, daß ein solcher Wunsch nicht so einfach zu erfüllen ist.

In den Simrockschen Liedern haben Sie eine solche Fülle Musik auf gespeichert, daß es mir erst nach einiger Zeit möglich wurde, dieselbe zu bewältigen. Vieles, wie „die Kränze", „die Schale der Vergessenheit" und vor allem die von Beethovenscher Mystik durchwehte „Abenddämmerung", scheint mir Sänger der intelligentesten Art zu erfordern. Vieles andre wieder, wie „Sonntag" und fast das ganze dritte Heft ist von einer Volksthümlichkeit, vor der ich mit der aller höchsten Bewunderung stehe. Man möchte jedem Liede zwanzig Verse wünschen, um immer wieder von vorn anfangen zu können. Von wunderbarer Originalität und vom tiefsten Herzensweh durchzittert ist die Liebesklage des Mädchens; großes Gefallen finde ich auch an den altdeutschen Liedern — aus diesen kräftigen Drei klangsharmonien zieht man Kraft zu unsrer in Septimenaccorden hinwankenden Zeit. Mächtig in seiner düstren Stimmung, und meiner Individualität äußerst sympathisch ist das „Herbstgefühl". Wer je recht die schaurige Melancholie der dahin sterbenden herbstlichen Natur durchgefühlt hat, der muß sich ins Herz getroffen fühlen bei der wankenden, fast das ganze Lied durchziehenden Bewegung, den nachhallenden Seufzern in der Tiefe des Basses, dem eigenthümlichen harmonischen Aufbau. Darf ich Ihnen noch ein Wort über das Göthesche Sonett sagen?[1]) Diese Dichtform mit der eigenthümlichen Verschlingung der correspondirenden Verse hat schon dadurch etwas eigenthümlich musikalisches, was durch musikalisch-entsprechende Periodisirung nachzubilden einen besondern Reiz haben muß. Ich glaube, es ist Ihnen dies so sehr gelungen, daß bei Weglassung des Textes der Kundige doch sofort die Sonett-Form erkennen würde. Während Mendelssohn nur den Stimmungsgehalt des Gedichts reproducirte und dessen Form auflöste, haben Sie demselben ein leichtes, anmuthiges musikalisches Gewand übergeworfen, durch welches man die einzelnen Glieder des Körperbaues deutlich erkennt. Und so steht Ihre geistreiche Composition der Mendelssohnschen in origineller Weise gegenüber.

Das Requiem wurde neuerdings von Dr. Schubring in der Chrysanderschen Zeitung besprochen[2]). Ich mußte beim Lesen des Artikels oft daran denken, ob Sie wohl einverstanden sein würden. Es ist überhaupt mislich, ein solches Werk

[1]) „Ein Blick von deinen Augen", op. 47, Nr. 5. Das erwähnte Lied von Mendelssohn ist op. 86, Nr. 3.

[2]) „Allgemeine Musikalische Zeitung", Jahrgang 1869, Nr. 2 und 3.

in Form einer Zeitschrift-Recension zu behandeln: will man einmal jemanden in das Verständnis desselben einführen, so, dunkt mich, müßte gleich ein ganzes Buch geschrieben werden. Da Sie mich so freundlich ermuthigt haben, noch einmal auf dies riesige Werk zurück zu kommen, so möchte ich wenigstens ein paar allgemeine Momente kurz berühren, und dann abwarten, ob ich Ihren Sinn getroffen habe, oder nicht. — Schubring und Andre behandeln das Werk, vielleicht durch den Titel verleitet, als kirchliche Composition, und leiten daraus für die Beurtheilung allerlei ab. Ich war dagegen schon lange der Ansicht, daß es in unserer Zeit eine eigentliche Gattung von Kirchenmusik garnicht mehr giebt, und habe daher das Requiem auch nur als ein großes, rein musikalisches Kunstwerk aufgefaßt. Kirchenmusik kann man doch nur solche nennen, die zu ihrer vollen Wirkung des Cultus bedarf, sich auf einen durch diesen gegebenen Stimmungsuntergrund aufbaut und einen Theil ihres Wesens einbüßt, so bald man diesen fortzieht. Palestrinas Messen haben mich im Weihrauch erfüllten Dome merkwürdig ergriffen, im Concertsaale scheinen sie mir zu verblassen. Wenn die Kunst früher im Dienste der Kirche stand, so ist sie doch jetzt frei geworden: ein Werk, was sich in voller Schönheit darstellt, wirkt dadurch schon erhebend, trägt seine eigne Religion in sich und braucht nicht danach borgen zu gehen. Ein Künstler kann nach meiner Ansicht keinen andern Zweck haben, als die Schönheit, und das Requiem braucht, um seine Wirkung zu thun, nur einen akustisch geeigneten Raum: es hat mit der Kirche garnichts zu schaffen.

Merkwürdig ist es überhaupt, wie bei der Beurtheilung rein musikalischer Werke so oft zu außerkünstlerischen Handhaben gegriffen wird. Es scheint mir klar, daß alle Vocal-Musik in zwei Gruppen zerfällt, je nachdem man den Nachdruck auf die Sprache oder auf den Ton legt, was beides im Gesange sich verbindet. Im letzten Falle sind die Menschenstimmen dem Künstler nur Instrumente, in allem, was sie singen, tonen sie auf directem Wege nur das Innere des schaffenden Musikers aus. Im ersten Falle wollen sie als selbständige Individuen aufgefaßt sein, denn die Sprache ist Kennzeichen des denkenden selbstbewußten Menschen; dann bildet sich das musikalische Drama, und der Künstler muß sich in das Fühlen fremder Gestalten hineinversetzen. Ich glaube, daß dieser Unterschied auch zwischen Oper und Oratorium statt findet: letzteres gehört trotzdem daß es sich auf eine Handlung gründet in das rein lyrische Genre, wo der Künstler überall mit seiner Subjectivität gegenwärtig ist. Das Requiem nun gehört, ganz gewiß dahin; deshalb halte ich es für unrichtig und außerkünstlerisch, in dem Bariton Solo in Nr. 3 und 6 die Stimme eines Sehers zu erkennen; mir scheint Ihre Absicht ging auf die Gegenüberstellung von Solo und Chor, und weiter nichts. Ganz klar für jeden muß die Sache bei Nr. 5 werden: die Art, wie in diesem verklärten Satz die Sopranstimme mit dem Chor combinirt wird, läßt nur eine lyrische, keine dramatische Auffassung zu. Meine Freude war nicht klein, als ich dieses Stück kennen lernte, und meine längst gehegte Ansicht dadurch bestätigt habe; ein gleiches gilt auch von dem cmoll Chor Nr. 6, und die Marschbewegung in Nr. 2 soll in ihren gleichmäßig wiederkehrenden Rhythmen das Gefühl der unabänderlich einherschreitenden, alles besiegenden Todesmacht verkörpern, eine Absicht, die in wahrhaft schauerlicher Großartigkeit erreicht wird. —

Ich bemerke zu meinem Schrecken, welche Länge mein Brief erreicht hat, und fürchte, Ihnen damit keinen Gefallen gethan zu haben; ist doch graue Theorie nicht gern Sache des schaffenden Künstlers. Sehen Sie, ich bitte, daraus, wie groß meine Freude war, zu Ihnen reden zu können. Wenn ich es schon immer als ein Glück empfunden habe, Zeitgenosse und Theilnehmer ihrer künstlerischen Leistungen sein zu dürfen, so würde ich es als eine ungehoffte Schicksalsgunst ansehen, Ihnen forthin ab und an auch persönlich näher treten zu können, und im Fortgange meines Lebens aus solchen Berührungen auch für mein eignes Arbeiten und Wirken die Nahrung zu schöpfen, welche aus jeder kraft- und energievollen Thätigkeit eines andern zu schöpfen ist. Meine Stellung zu Ihren Schöpfungen glaube ich Ihnen gezeigt zu haben; nicht nur die allerhöchste Bewunderung sondern auch die wärmste Liebe,

welche ich dafür empfinde, werden mich in meinen Augen stets als Ihren Schuldner erscheinen lassen . . .

Sondershausen 1/3. 69.

Brahms antwortete auf diesen langen, geistvollen Brief lakonisch durch die Zusendung seiner „Rhapsodie" für Altsolo, Männerchor und Orchester op. 53, was einer Aufforderung, sich auch hierüber zu äußern, gleichkam. Es mußte lange gedauert haben, bis Brahms die Rhapsodie als Gruß und Antwort schickte, denn Spittas Brief, der nicht nur auf dies Werk, sondern auch auf verschiedene andre inzwischen erschienene eingeht, ist fast ein Jahr später geschrieben. Hier findet sich auch die erste Hindeutung auf die umfänglichen Vorarbeiten, die Spitta für seine Bach-Biographie betrieb.

. . . Sie haben mir durch die Partitur Ihrer Rhapsodie eine ganz außergewöhnliche Freude bereitet: sie war mir nicht mehr unbekannt, und hat nun durch Ihr Geschenk noch einen ganz besondern Werth für mich gewonnen. Schon gegen Ende des vergangenen Jahres schrieb mir Bruch aus Berlin ganz entzückt über diese neuste Composition, und ich konnte, als sie erschienen war, nur mit ihm übereinstimmen, daß sie zu den herrlichsten in der Art gehöre. „In der Art" sage ich, obwohl auch der Gattung nach dies Werk so neu und ungewöhnlich ist, daß man ihm eigentlich nichts vergleichen kann. Ich kann Ihnen nur gestehen, daß ich es nie ohne die tiefste Bewegung lesen oder spielen kann: diesen unendlich tiefen und wehevollen Klang, wie ihn besonders der unvergleichliche edur Satz ausströmt, hat außer Ihnen jetzt niemand unter den lebenden Componisten. Gewiß war es ein glücklicher Gedanke, diese Stelle aus der Götheschen Harzreise zur Composition herauszunehmen, denn sie ist für sich verständlich, in ihrem Gehalt allgemein ergreifend und von wunderbarer Sprachschönheit, zumal in der letzten Partie. So hat man von dem Ganzen trotz des Namens „Rhapsodie" einen geschlossenen und bis ins Innerste ergreifenden Kunsteindruck. Haben Sie nochmals den allerherzlichsten Dank!

Daß auch die übrigen Werke von Ihnen, die in dieser Saison erschienen, von mir nicht unbeachtet gelassen sind, werden Sie sich denken können. Die Magelonen Lieder haben sich nun zu einem großartigen Cyclus abgerundet; den Dimensionen nach ist es wohl der größte, der existiert. Meine besondern Lieblinge daraus sind IX (as dur)[1]) und XII (g moll)[2]); letzteres ist zumal eine Perle, der ungezwungene und doch so neue Modulationsgang von g moll über a moll nach g dur ist entzückend. Ich möchte diese Lieder einmal gut vortragen hören, d. h. von einem Tenor: es ist keine leichte Aufgabe, um so weniger, je tiefsinniger die Compositionen sind. — In Betreff des „Rinaldo" kann ich Ihnen mitteilen, daß derselbe in allernächster Zeit in Jena zur Aufführung kommt; der dortige akademische Verein hat sich dazu meine Partitur geliehen, daher weiß ich es. Auch dieses Werk ist voll echtester musikalischer Schönheit, und geistreichen Details; ich nenne nur hier die as dur-Arie und Anfang, den herrlichen Schlußchor, dann das reizende a moll-Stückchen in der Mitte und die superbe Stelle, wo dem Rinaldo der Schild vorgehalten wird.

Es folgt nun die Ausführung über den Anfangschor, die ich in meiner Besprechung des neuesten Brahms-Bandes von Kalbeck (Juniheft 1908 der Deutschen Rundschau) abgedruckt habe. Dann fährt Spitta fort:

Bruch ist schon seit längerer Zeit von hier abwesend . . . Seine neuste Composition für Doppelchor und Orchester (Kyrie, Sanctus und Agnus Dei) kennen Sie vielleicht schon; sie erscheint mir als ein vortreffliches Werk, vielleicht das Beste was er geschrieben. —

[1]) „Ruhe, Süßliebchen".

[2]) „Muß es eine Trennung geben".

Ich weiß nicht, ob Sie die Mittheilung interessiren wird, daß ich schon seit mehren Jahren mit den Vorarbeiten für eine Bach-Biographie beschäftigt bin. Möchte es mir gelingen etwas zu Stande zu bringen, was endlich einmal des großen Meisters nicht ganz unwürdig ist. Den biographischen Quellen sitze ich hier in Thüringen meinerseits ziemlich nah, und habe keine Mühe gescheut, sie bis auf den Grund auszuschöpfen. Dieser Grund ist meistens bald gefunden, desto größere Arbeit macht es dagegen oft, die Quellen selbst zu entdecken. Einiges für Bachs Leben sehr wichtige ist aber fast bis an die Grenzen Europas verschleudert worden, und es ist ein halbes Wunder, daß es erhalten und schließlich von mir gefunden wurde. Ich hoffe, manches Neues und Interessantes bieten zu können (auch hinsichtlich der Chronologie der Bachschen Werke) und werde jedenfalls das gesammelte Material zu einem zusammenhängenden und auf breiter geschichtlicher Basis ruhenden Bilde zu verarbeiten suchen. So gelangt man bei seinen Forschungen leicht ins Unabsehbare und hätte doch vollauf zu thun, sich nur in der großen Menge Bachscher Werke gründlich zu orientiren, zumal der ungedruckten, die durch ganz Deutschland und darüber hinaus verstreut sind, so daß man eigentlich immer auf Reisen sein müßte . . .

Ich mag nicht schließen, ohne es Ihnen von neuem ausgesprochen zu haben, welche unversiegliche Quelle reiner Freude mir Ihre Compositionen sind, und wie ich jedes neue Werk von Ihnen mit warmstem Interesse begrüße. Es ist sehr wenig, was sich hiervon schriftlich ausdrücken läßt: möchte ich es Ihnen über kurz oder lang persönlich zeigen können!

Sondershausen 21. 2. 70.

Was Brahms hierauf antwortete, habe ich ebenfalls am oben genannten Ort mitgeteilt. Brahms spricht sich dann noch sehr erfreut über die Aussicht aus, daß eine Bach-Biographie von Spittas Hand erscheinen werde und wünscht ihm „alles mögliche Schatzgräber-Glück" dazu. Ferner bemerkt er: „Mit Freude sehe ich, daß Sie über Musik schreiben (Bruchs Messe). Ist Ihnen denn (unter uns) Chrysanders Zeitschrift nicht sympathischer?" Spitta hatte nämlich in dem eben von Oscar Paul gegründeten und von F. W. Fritsch herausgegebenen „Musikalischen Wochenblatt" eine Rezension über das Kyrie, Gloria und Sanctus von Max Bruch geschrieben, 1870, Nr. 8—10. Mit „Chrysanders Zeitschrift" ist die Allgemeine musikalische Zeitung gemeint, die 1870/71 von Friedrich Chrysander redigiert wurde. Schließlich fügt Brahms noch hinzu: „Etwas begierig wäre ich doch, ob Sie ein Wort zu sagen hätten auf meine Auslassungen." Spitta ließ nicht lange auf eine Gegenäußerung warten und schrieb schon im März:

Für Ihren sehr willkommenen Brief sage ich Ihnen meinen herzlichsten Dank. Es hat mich ungemein gefreut, daß ich mit meiner Auffassung des ersten Chors aus Rinaldo, wenn ich auch nicht völlig das richtige getroffen, so doch mich auch nicht ganz geirrt habe; noch mehr aber, daß dies für Sie Veranlassung war, sich selbst darüber auszusprechen. Ich gestehe, es hat jener Chor jetzt für mich noch einen ganz besondern Reiz erhalten, ich finde darin die erforderliche gebrochene Stimmung, die zwischen mystischem Bethörtsein und thatkräftiger Biederkeit schwebt, vortrefflich travaillirt, zumal hat der Trugschluß S. 19 der Part. etwas ergreifendes: da ist es, als wehten nach dem männlichen Aufraffen der Ritter plötzlich lockende Liebesstimmen und heranziehende Düfte herüber, die wiederum alle Kraft gefangen nehmen. Und da ja das Weben der Musik grade für solche Schilderungen sich so sehr eignet, so wäre es schon aus diesem Grunde begreiflich, warum Sie die erste Scene in jener besonderen Weise aufgefaßt haben, selbst wenn die Ausführung weniger gelungen wäre, als sie es in der That ist. Wenn ich trotzdem Ihrem Ver-

fahren nicht völlig zuzustimmen vermag, und das hier freimüthig ausspreche, so geschieht es in dem Vertrauen, daß Ihnen ein denkender Verehrer jedenfalls lieber sein wird, als ein blinder Bewunderer.

Ich halte es nähmlich bei Compositionen, wie die vorliegende (ich nenne sie oratorische, doch kommt auf den Namen nichts an), für ein erstes Erforderniß, daß die betreffende Begebenheit und deren einzelne Situationen im Texte so pracis und klar, als nur möglich, angegeben sind. Dem Zuhörer muß über das, was geschieht, nicht der mindeste Zweifel obwalten, sonst wird er unruhig und kann sich nicht dem Genusse der Musik ungestört hingeben. Ich habe nun aus den Worten des Anfangschores immer nur den Sinn herausgelesen: rasch zum Strand eilen und unter allen Umständen abfahren. Ich stellte mir unwillkürlich diese erste Scene schon in der Nähe des Meeres spielend vor; Sie haben sich, wie mir scheint, gedacht, daß die Ritter beim Beginn der Musik sich noch in den Gärten der Armida befinden, diese dann verlassen und während des ersten Chores gemeinschaftlich mit Rinaldo gleichsam den Weg zur „waldumwachsnen Bucht" zurücklegen, so jener noch einmal Halt machen will.

Dies ist unleugbar tiefsinniger, musikalisch reicher gedacht: ich würde Goethe darum loben, wenn er sein Gedicht so angelegt hätte, ja vielleicht hat er es so gemeint, denn gradezu widersprechen thun die Worte dieser Auffassung nicht; aber sie rufen sie auch nicht von selbst hervor. Zwei Zeilen eingeschoben, etwa des Inhalts: fort aus diesen Räumen, wo die schwüle Zauberluft auch uns schon zu bethören anfängt — und alles wäre klar und in Ordnung gewesen. So aber fürchte ich, daß der erste Eindruck dem unbefangnen Zuhörer immer befremdlich sein wird, da er die Musik nicht in Uebereinstimmung mit dem Texte glaubt. Er wird nach einiger Reflexion vielleicht das rechte finden, und sich dann des genialen Tiefsinns doppelt freuen; aber deuten in *diesem* Sinne soll man doch ein Kunstwerk nicht, sondern es klar innerlich anschauen und so genießen. Um die Auffassung zu erleichtern würde ich, glaub' ich, wenn ich Concert-Dirigent wäre, dem Text, außer den Versen des Tasso, noch eine kurze scenische Bemerkung vorherschicken, die die Hörer über den Anfang zweifellos orientirt, so wenig ich im übrigen scenischen Vor- und Zwischenbemerkungen in derartigen Compositionen das Wort reden will.

Auch noch an einer andern Stelle würde dieses Mittel förderlich wirken, ich meine diese: „zum zweiten Male sah ich erscheinen ꝛc. in diesem Thale die Frau" ꝛc. Dieselbe ist von ihnen so schön componirt wie ich sie mir nur denken kann, den Dichter aber trifft hier der entschiedene Vorwurf der Unklarheit. Zum zweiten Male? wann denn zum ersten? — Erscheinen? in welcher Weise? Das unschöne Bild aus dem Tasso, wo Armida dem Rinaldo keuchend und schwitzend nachgelaufen kommt, und schließlich wie eine Primadonna in Ohnmacht sinkt, wollte ich mir gern fernhalten; ich stellte sie mir daher vor auf einem Felsen der Meeresbucht gegenüber, händeringend und winkend; wäre sie ihm wirklich nachgeeilt, so mußte man es unnatürlich finden, daß sie dann auch nicht redet oder singt. Unter dieser Voraussetzung wirkt die herrliche Musik mächtig auf mich; man glaubt in der Instrumental-Melodie, die zuweilen so ergreifend in den Gesang des Rinaldo sich hineindrängt, die verzweifelnde Armida vor sich zu sehen.

In einem, übrigens geistvollen, Referat der „neuen fr. Presse" über „Rinaldo" las ich Bedenken gegen die musikalische Brauchbarkeit des Gedichts. Ich begreife es nicht nur vollkommen, wie ein Künstler ihres Schlages davon lebhaft angezogen werden konnte, ich finde auch darin eine allgemeine einleuchtende Musicalität. So erscheint mir der Umstand, daß wir von der Pracht der Zaubergarten und dem Liebesglück, was Rinaldo dort genossen, nur durch den Reflex seiner Erinnerung erfahren, als ein aesthetisch tief-richtiger und der rein musikalischen Wirkung vortrefflich entgegen arbeitender Zug. Hätte uns der Dichter das alles mit Rinaldo selbst unmittelbar erleben lassen, so würde ein vollständiger, erschöpfender Effect nur durch scenische Mitwirkung zu erreichen gewesen sein, wie es in Glucks Armida der

Fall! Gades reizende Musik zu einer ähnlichen Scene in den Kreuzfahrern kommt mir aus diesem Grunde immer etwas äußerlich vor. Bei Concert- (oratorischen) Compositionen soll aber die Musik auf Grundlage der Poesie allein wirken, und dies war hier nur auf dem von Gothe eingeschlagenen Wege möglich. Fast glaube ich hiermit ihre Gedanken auszusprechen; wenigstens ist grade die Stelle, wo dem Rinaldo jene Erinnerung aufblüht: ‚Stelle her der goldnen Tage", in Ihrer Composition von unsäglicher, wahrhaft beseligender Schönheit. — Und wie gut ist der Gegensatz der frischen kraftigen Meeresluft gegen die erschlaffender Zauberschwüle von Gothe gedacht und ausgeführt! Wenn da die Musik so keck auf dem Septaccord zu arbeiten anfangt, muß es einem jeden, der Seefahrten gemacht hat, sein, als spritzte ihm kühler Salzschaum ins Gesicht . . .

Sie erwähnen in Ihrem Briefe freundlichst meine Besprechung von Bruchs Messe. Wenn sie im musikalischen Wochenblatte stand, so hatte das in einer Zufalligkeit seinen Grund; ich habe damit keine vorwiegende Inclination für dieses Blatt kundgeben wollen, die ich nicht hege, obwohl ich auch zum Gegentheil keinen Grund habe. Daß mir die Rieterische Zeitung sympathischer ware, konnte ich nicht behaupten... Daß ich als Recenient auftrat, geschah in Folge einer Menge äußerer und innerer Umstande, die zusammentrafen; sonst ist dies eigentlich meinen Grundsatzen nicht gemäß. Ich glaube mich, da ich doch schon nach verschiedenen Richtungen thatig bin, vor jeder weiteren Zerstreuung und Zersplitterung huten zu mussen, so stark schon oftmals der Sporn in mir war, über gewisse musikalische Erscheinungen mir ein offentliches Wort zu erlauben. Und schließlich! — ich schätze die Bedeutung des musikalischen Zeitungswesens in unserer Zeit nicht sehr hoch. Die rein wissenschaftlichen Aufsatze fanden an anderer Stelle mehr Beachtung, und im übrigen ist das praktische Vorfuhren und Hören der Musik doch immer die Hauptsache!

Ich danke Ihnen sehr, daß Sie an meiner Bachbiographie Antheil nehmen. Gestehe ichs nur, daß ich zuerst sehr zaghaft daran ging, und kaum jemandem etwas davon sagen mochte: aber von Jahr zu Jahr sind mir die Flügel gewachsen, und ich habe jetzt ziemlich guten Muth . . .

Sondershausen 17/3. 70.

In seinem nächsten Brief (aus Wien, Mitte Juni 1870) fragt Brahms nach den Verhältnissen in Sondershausen. Er habe gehört, daß Bruch weggehe und wolle, ehe er sich um die Hofkapellmeisterstelle bewerbe, wie bei ihm[1], so auch bei Spitta anfragen, ob er sich dort wohlfühlen könne. „Fast habe ich aufgegeben," schreibt er, „je irgend eine äußere Thätigkeit finden zu sollen. Die Leute können eben Niemand gebrauchen, den sie für einen halben Dichter halten und der Manches ganz ernsthaft nimmt. Das ist ein schlimmes Klagelied!" Dann macht er Spitta darauf aufmerksam, daß in der Wiener Universitätsbibliothek eine Preßburger Chronik liege, die eine Stammtafel der Familie Bach enthalte. In seiner Antwort spricht sich Spitta, gleich Bruch, sehr freimütig über die Sondershauser Verhältnisse aus, fährt dann aber fort:

. . . Ich habe Ihnen so viel Ungunstiges mitgetheilt, daß es hohe Zeit ist, nun auch einmal „freudenvollere Tone" anzustimmen. Uneingeschranktes Lob verdient im Sommer unsere Gegend mit ihren herrlichen Waldern und reizenden Bergen, und hier mochte ich mich gleich der Bitte Bruchs anschließen, sich dieselbe moglichst bald einmal mit eignen Augen anzusehen. Wir wurden uns sehr freuen, Sie als Gast in unserm Hause beherbergen zu durfen, und Ihnen den Aufenthalt hier moglichst angenehm zu machen suchen. In musikalischer Hinsicht wird sich

[1] Vgl. „Joh. Brahms im Briefwechsel mit Karl Reinthaler, Max Bruch usw." Herausgegeben von Wilhelm Altmann. Berlin, Deutsche Brahms-Gesellschaft 1908. S. 99 ff.

Bruch ein Vergnügen daraus machen, Ihnen von der Capelle, über die er unein-geschränkte Vollmacht hat, vorspielen zu lassen, was Sie nur irgend wünschten: wir haben uns schon in der angenehmen Hoffnung gewiegt, dann auch vielleicht einmal Ihr Clavier-Concert hören zu können — vor allem aber könnten Sie durch selbständige Anschauung sich ein viel klareres Bild der hiesigen Zustände machen, als unsre Briefe es Ihnen irgend zu gewähren vermögen. Wir bitten sehr, diesen Vorschlag nicht gleich abzuweisen, und ich füge nur noch hinzu, daß bis gegen das Ende des Juli wir jedenfalls in Sondershausen sein werden, und Sie uns während dieser Zeit jeden Tag willkommen sind.

Capellmeister Dietrich[1]) war einige Tage hier, und fuhr gestern nach Weimar, um den fliegenden Holländer zu sehen. Er hat hier seine Symphonie sich spielen lassen, und uns hernach eine ganze Reihe neuer, großer und kleiner Compositionen von sich mitgetheilt. Wir verlebten sehr vergnügte Stunden zusammen, haben häufig Ihrer gedacht, und Dietrich hat mir die herzlichsten Grüße aufgetragen.

Für die Notiz wegen des Bachschen Stammbaumes danke ich bestens. Es wird die Chronik von Korabinsky sein, in der er sich befindet, und diese Quelle ist früher schon benutzt worden, zuletzt noch von Hilgenfeld in seiner Bach-Biographie (Leipzig 1850). Was man bis jetzt über die Bachsche Familie wußte, ist aber von mir durch neue Forschungen in den thüringischen Archiven schon bedeutend vervollständigt und berichtigt. Auch daß die Bachs aus Ungarn stammen sollen, ist eine Fabel: es ist ein alt-thüringischer Stamm, den ich bis ins Mittelalter verfolgen kann . . .

Sondershausen 20/6. 70.

Auf Bruchs und Spittas abmahnende Briefe hin hat sich Brahms um die Stellung in Sondershausen gar nicht bemüht. Es tritt nun in dem Briefwechsel eine längere Pause ein, denn Spitta hatte sich ganz in die Arbeit an seiner Bach-Biographie eingesponnen, und Brahms war nicht danach angetan, aus eigener Veranlassung zu schreiben. Als der erste Band des monumentalen Werkes erschienen war, beeilte sich der Verfasser, ihn Brahms mit folgendem Bericht zuzuschicken:

Ich erlaube mir, Ihnen beifolgend den ersten Band meines Buches über Sebastian Bach zu übersenden. Sie haben mich unlängst durch mehre Ihrer herrlichen Compositionen, die Sie mir zum Geschenke machten, auf das höchste erfreut. Nehmen Sie dieses Buch zunächst als eine anspruchslos dargebrachte Gegengabe hin. Doch mehr noch als dieses möge es Ihnen ein neues Zeichen sein der großen Liebe und Verehrung, die ich Ihnen, dem großen Künstler, entgegenbringe. Es liegt in dieser zugleich der Grund, weshalb ich bei keinem Deutschen stärker den Wunsch habe, daß ihm das Buch gefallen möge, als grade bei Ihnen. Und was Seb. Bach im besonderen betrifft, so wüßte ich vollends Niemanden, dessen Urtheil über diesen Meister für mich gewichtiger wäre, als das Ihrige. Denke ich an die Wirkung meiner Arbeit auf die allgemeine musikalische Welt, so befällt mich zeitweilig eine Art von trüber Besorgniß. Wie wenig ist doch Bach bis jetzt gründlich gekannt, wie wenige unter der großen musicirenden Masse haben Lust, ihn gründlich kennen zu lernen! Und werde ich für diejenigen, die es möchten, die richtige Art der Darstellung gefunden haben? Doch das ist endlich Nebensache, wenn ich nur denjenigen zu Dank geschrieben habe, die berufen sind durch That und Beispiel die Führer des wahren musikalischen Fortschritts zu sein.

Ich glaube, daß Bachs Musik — und ich meine hier zunächst seine kirchliche Vocalmusik — auch auf das große musicalische Publikum eines tiefen Eindrucks sicher ist, sobald sie nur richtig erfaßt und vorgeführt wird. Es ist doch das reinste

[1]) Albert Dietrich, begabter Komponist, damals Hofkapellmeister in Oldenburg, gestorben 19. November 1908 in Berlin im Ruhestand. Die erwähnte Sinfonie ist die in D-moll, op. 20.

und echteste Wesen der deutschen Volksseele, was sich in ihr entfaltet, und so herunter-gekommen sind wir, Gott sei Dank, noch sammt und sonders nicht, daß wir unser besseres Selbst darin nicht wiedererkennen sollten. Mir scheint es, als ob Sie bei Ihren schönen Bach-Aufführungen in Wien[1]), denen ich mit dem größten Interesse von hier aus gefolgt bin, eine ähnliche Erfahrung gemacht hätten. Die Cantaten „Christ lag in Todesbanden" und „Liebster Gott, wann werd ich sterben" haben nach allem, was ich erfahren konnte, doch eine sehr theilnahmsvolle Aufnahme gefunden, und das will bei einem katholischen und einem so leichtlebigen Publicum, wie es das Wiener ist, viel bedeuten . . .

Ihr machtiges Triumphlied hat mir in diesem Winter schöne Stunden bereitet. Ich mußte mich freilich begnügen, es mir privatim in meinem Studirzimmer aufzuführen, und möchte es eigentlich am liebsten auch nicht eher hören, als einmal unter Ihrer Leitung. Ueberhaupt ist meine Bekanntschaft mit den meisten Ihrer großen Werke eine durchaus innerliche: außer der D dur-Serenade habe ich öffentlich noch nichts gehört. Mäßige Vorführungen hätte ich wohl erreichen können, ich zog es vor dann lieber ganz zu verzichten. Man denkt sich beim Lesen der Partitur das alles so wunderschön, daß die unzulängliche Wirklichkeit doppelte Pein verursacht . . .

Sollten Sie einmal ein paar Augenblicke übrig haben, so würde ich Ihnen für einige Worte über den „Bach" sehr dankbar sein. Wer sechs bis sieben Jahre einsam gearbeitet hat, verliert den Maßstab für den Werth des Erarbeiteten und möchte doch gern die Gewißheit haben, daß seine Arbeit nicht ganz vergeblich war. Jean Paul behauptet, Luft und Lob sei das Einzige, was der Mensch fortwährend einschlucken müsse. Demnach hatte ich es jahrelang unter einer Luftpumpe ausgehalten. Trotzdem habe ich nicht die Unbescheidenheit, nach Lob zu verlangen; nur Ihre Theilnahme ist es, um die ich hiermit herzlichst gebeten haben will.

Mit vorzüglicher Hochachtung Ihr sehr ergebener
Sondershausen 14/5. 73. Philipp Spitta.

Für seine Verhältnisse ungewöhnlich schnell, nämlich schon am 14. Juni, antwortete Brahms auf diese Zusendung:

Ich schreibe Briefe nur wenn und weil es sein muß.

Möchte ich mir nun einmal ein Genüge thun, wie jetzt in einem Briefe an Sie, dann merke ich leider daß das nicht geht — aber daß es nur immerhin besser ist ich schreibe eben doch.

Ich hatte Ihnen gern recht herzlich und auch recht ausführlich gesagt wie werthvoller Besitz mir Ihr Buch ist, wie viel Genuß es mir bereits gemacht und wie fortdauernden verspricht.

Ich nehme Ihr Buch heute mit nach München, denn es zuerst dem Buchbinder zu gönnen konnte ich nicht übers Herz bringen.

Bis jetzt habe ich hin und her gelesen. Doch das hätte ich wohl jedenfalls gethan und fast möchte ich schon nach der Fortsetzung fragen — denn wenn ich auch nächstens feierlich zu lesen anfange, so frage und erfahre ich doch so Manches gern vorher und nebenher.

Gern freute ich mich nun hier und lobte das Einzelne, den warmen lebendigen Ton, die schöne Grundlichkeit die fesselnden Zeitbilder, die trefflichen Analysen die mir gleich gelungen erscheinen bei mir bekannten wie bei unbekannten Sachen.

Wie lange haben wir ein solches Buch gewidmetes Werk gewünscht. Sie wissen was es unser einem ist und können sich denken wie erfreut und dankbar wir sind, wenn wir ein solches in der Hand halten und befriedigt sind.

[1]) Brahms dirigirte bei 1872 im Konzerte der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien und führte darin besonders unbekannte Werke, so auch drei Kantaten von J. S. Bach, auf.

Das Gefühl dieser Befriedigung hatte ich aber beim ersten Anschauen Ihres Werkes und bis jetzt steigerte sich die Freude an demselben.

Ich bin überzeugt die Arbeit wird nicht Ihre einzige Freude daran bleiben.

Nehmen Sie für heute mit dem Gruß fürlieb und glauben an meine herzlichste Dankbarkeit . . .

Tutzing am Starnberger See.

In demselben Jahre brachte Spitta die Sommermonate in Reval zu. „Ich habe", schreibt er von dort an Brahms, „in den letzten Jahren wohl etwas mehr gearbeitet, als meine Gesundheit zu erlauben geneigt war, hoffe jedoch, dieselbe hier im Seebade, in der klaren, nordischen Luft mit ihren feierlich geröteten Mittsommernächten, in der Zurückgezogenheit von aller Arbeit und Aufregung wieder soweit herzustellen, daß ich im Herbst unverzüglich die Ausarbeitung des zweiten Bandes vom „Bach" beginnen kann. Daß dieses Werk von einem Mann wie Sie gebilligt und geschätzt wird, ist die größte Freude, welche es mich erleben lassen konnte." Brahms hatte Spitta das Manuskript seines Choralvorspiels und Fuge über „O Traurigkeit, o Herzeleid" geschickt, das erst 1881 ohne Opuszahl gedruckt erschien (Fritzsch, Leipzig), und in einem augenscheinlich verlorenen Brief angefragt, wo die von Spitta im „Bach" besprochenen Kompositionen Buxtehudes und andrer älterer Künstler zu finden seien. Spitta teilte ihm darauf mit, daß sich die Stücke zum größten Teil in Abschriften in seiner Privatbibliothek befänden und ihm zur Verfügung ständen. Auf das Choralvorspiel und das Manuskript der „Variationen über ein Thema von Joseph Haydn" für zwei Klaviere, op. 56, die Spitta bei seiner Rückkehr vorfand, bezieht sich der folgende Brief.

Ich schulde Ihnen einen doppelten Dank, dessen theilweise Verspätung Sie freundlichst entschuldigen wollen. Als ich im Sommer aus dem Norden zurückkehrte, fand ich Ihren schönen, von Ihnen selbst geschriebenen Orgelchoral „O Traurigkeit, o Herzeleid" vor. „Choralfantasie" würde ich ihn, nach der von mir gebildeten Terminologie, nennen. Ich finde ihn an Kunst und Tiefsinn, an Innigkeit der großen Seb. Bachschen Vorbilder würdig, von denen er sich andererseits wieder unterscheidet durch eine gewisse subjective Verfeinerung wie sie der jetzige Stand der Musik und die Richtung unserer Zeit mit sich bringt. Damit ist zugleich gesagt, daß dieses Orgelstück mir keineswegs als eine bloße Nachahmung erscheint, sondern als eine selbständige Nachbildung, wie das von Ihnen ja auch nur zu erwarten war. Ihr Schaffen ist für alle, die sich die Fortentwicklung der Kunst nur auf den gegebenen Grundlagen denken können, ein wahrer Trost. Sie kennen jedenfalls die schönen Worte Giesebrechts (Gesch. der deutschen Kaiserzeit I, 767): „Das ist die Aufgabe des deutschen Volks, sich mit der gesammten Tradition der früheren Zeiten zu erfüllen, mit dem Hauch seines Geistes erstorbene Formen neu zu beleben, die erstarrte Regel durch die ihm innewohnende, individualistische Kraft zu einem Gesetz der Freiheit zu erheben, welches sich für alle Verhältnisse, jeden Ort, jede Nationalität eignet. Die ganze Summe der überlieferten Bildung in sich aufzunehmen, sie nach der Natur seines Geistes durchzuarbeiten und von den Elementen seines Wesens durchdrungen als Gemeingut der Welt hinzugeben — das ist die Art unseres Volkes, wie sie sich in Kirche und Staat, in Kunst und Wissenschaft, in allen Gebieten des Lebens erwiesen hat." An diese Sätze wurde ich lebhaft erinnert, als vor etwa acht Tagen zu meiner größten Ueberraschung und Freude aus München das Autograph Ihrer herrlichen neuen Variationen eintraf. Mit welchem Interesse ich mir vor allem das Finale immer wieder betrachte, können Sie sich denken. Das ist in der That eine Ihrer allerbedeutendsten Gestaltungen. Die ganze Strenge des

alten Passacaglio (oder, wie ich wegen Takt 66—80 noch lieber möchte, der Ciacona), und dabei doch welche blühende Modernität! Das Stück ist entzückend, und der letzte Gipfelpunkt der voraufgehenden vorzüglichen Variationen. Haben Sie herzlichen Dank für dieses schöne Geschenk, das mir auch inhaltlich ganz neu war, denn ich hatte mir das inzwischen bereits erschienene Stück[1]) in dieser Gestalt noch nicht angeschafft, weil ich die Bearbeitung für Orchester abwarten wollte . . .

Daß ich die schönen Streichquartette und Lieder[2]), die Sie kürzlich herausgegeben haben, mit hohen Antheil gelesen und gespielt habe, brauche ich wohl kaum zu sagen. Eine sehr löbliche Neuerung ist die Angabe der Jahreszahl auf dem Titel; das wird hoffentlich von nun ab bei allen Ihren Werken geschehen! — Nochmals herzlichen Dank! . . .

Sondershausen 29/12. 73.

Brahms dankte wie immer „in Eile und Kürze" und richtete dann an Spitta die Anfrage, ob er irgendwelche Einwände gegen die Veröffentlichung des Passacaglio in D-moll von Buxtehude hätte, den er in Wien gefunden hätte und der ihm so ausnehmend gefiel, daß er die Freude daran mehreren gonnen wollte. Spitta antwortete:

Die Copien der Buxtehudeschen und Bachschen Compositionen, welche für Sie bestimmt sind, sollten längst fertig sein, sind es jedoch bis zur Stunde noch nicht, weshalb ich heute nur Ihren vor einigen Stunden erhaltenen werthen Brief beantworte. Gegen eine Herausgabe des Buxtehudeschen Passacaglio habe ich nicht nur keine Einwendung zu machen, sondern ich würde mich sogar sehr freuen, wenn sie ermöglicht würde. Eine Frage ist nur, ob man ihn schon jetzt und allein ediren soll. Ich kenne bis jetzt als einzige Handschrift auch nur das Manuscript des Andreas Bach, welches Ihrer Copie als Quelle dient und über das ich in meinem ersten Bande, Anhang A, Nr. 18 (S. 795) weitläufiger gesprochen habe. Bei einem so werthvollen Stücke ist es gewiß wünschenswerth, es auf möglichst gesicherte kritische Grundsätze zu stellen und ich würde vorziehen abzuwarten, ob nicht vielleicht noch eine andre Handschrift ans Licht kommt. In Lübeck habe ich freilich nach Buxtehudeschen Orgelstücken bis jetzt vergeblich gesucht, doch gebe ich die Hoffnung noch nicht auf und will jetzt auch versuchen, in Flensburg, Schleswig, Husum, diesen Hauptsitzen der alten nordländischen Orgelmeister, nachzuforschen. Was nun die Einzelebirung des Passacaglio betrifft, so wäre dies allerdings wohl das Mittel, um ihn, wie Sie mit mir wünschen, in recht vieler Hände zu bringen. Indessen da es sich doch auch darum handeln muß, einen factisch ganz vergessenen genialen Tonkünstler wieder auf den ihm zukommenden Platz zu setzen, so würde es besser sein wenn man gleich mehr von ihm herausgäbe: ein einzelnes Stück verschwindet in der Flut der Tageserscheinungen gar zu leicht. Ich hatte wohl an eine Collectivausgabe der Buxtehudeschen Orgelcompositionen schon gedacht, ohne daß jedoch der Plan festere Gestalt gewonnen hatte. Meine Verbindungen mit Härtels würden mich wohl bewogen haben, diese Verlagshandlung zunächst in der Sache anzugehen. Aber vielleicht wäre Rieter-Biedermann die geeignete Persönlichkeit. Das mir vorliegende Material würde etwa den Stoff zu acht mittelstarken Heften in Quartfolio bieten . . . Daß die Sachen gekauft, und wenn sie nur erst bekannt geworden sind, viel gekauft werden, bezweifle ich nicht, und daß ich bei der Herausgabe meinen Vortheil nicht suche, brauche ich wohl nicht zu versichern. Allerdings von einem sofortigen Beginn der Unternehmung müßte schon aus dem obengenannten

[1]) Im November 1873 bei Simrock, Berlin. Die Bearbeitung für Orchester erschien im Januar 1874.

[2]) Die beiden Streichquartette op. 51 C-moll und A-moll und die acht Lieder op. 59.

Grunde abgesehen werden, auch würde ich selbst vor dem Herbst dieses Jahres keine Zeit haben, mich ihr zu widmen . . .[1])

Meinen vorigen Brief, durch dessen ausführliche Erwiderung Sie mir eine sehr große Freude gemacht haben, mußte ich etwas abrupt abbrechen. Ich wollte eigentlich noch etwas über Ihre herrlichen Quartetten und Lieder hinzufügen. Letztere kamen bald darauf noch in einem mir von Ihnen speziell bestimmten Exemplar aus Leipzig an, wofür ich Ihnen hier meinen herrlichsten Dank sage. Von weiterem muß ich heute absehen da ich sehr eilig bin. Die Leipziger, welche nächstens Ihre Orchestervariationen von Ihnen selbst dirigirt hören sollen, scheinen mir sehr beneidenswerth. Das Concert liegt natürlich einmal wieder so, daß ich nicht dazu kommen kann, der Donnerstag ist am Gymnasium hier mein stärkst besetzter Tag. Uebrigens sind die Tage meines Sonderhäuser Einsiedlerlebens gezählt. Zum 1. April werde ich ganz nach Leipzig übersiedeln, einer Berufung an das dortige Nicolai-Gymnasium folgend. Meine Absicht dabei ist zunächst, den Schlußband der Bach-Biographie an Ort und Stelle mit der Gründlichkeit zu vollenden, die ich ihm wünschen muß. Hernach denke ich mich auch als Docent für Musikwissenschaft an der Universität zu habilitiren; doch dies letztere vorläufig unter uns . . .

Sondersh. 21/1. 74.

Als Spitta die versprochenen Kopien alter Musikalien mit einigen technischen Bemerkungen an Brahms schickte, fügte er seinem Brief noch folgende Worte über das op. 56 hinzu (9. Februar 1874):

Ihre Haydn-Variationen habe ich nunmehr auch als Orchesterstück kennen gelernt, und bin ganz hingerissen von dem Zauber, der Tiefe und der Neuheit des Werkes, welches alles im Orchestergewande noch viel mehr hervortritt. Nach dieser im vollen Wortverstande unvergleichlichen Leistung im Gebiete der Orchestercomposition wird der langgehegte Wunsch aller Ihrer Verehrer nach einer Symphonie nur desto lebendiger sich regen. Wie gern wäre ich in Leipzig gewesen! Zur Kammermusik-Soirée hätte ich kommen können, aber vor dem Rinaldo und dem Gewandhaus-Concert wieder weg zu reisen, schien mir doch gar zu grausam gegen mich. Hoffentlich kommen für mich nun bald bessere Zeiten . . .

Bald darauf siedelte Spitta nach Leipzig über. Dort erreichte ihn im September ein Brief von Brahms, der auf Veranlassung Clara Schumanns geschrieben war. Frau Schumann hatte, durch ein Handleiden eine Weile zu künstlerischer Untätigkeit verdammt, die Briefe ihres Mannes gesammelt und geordnet, und Brahms fragt:

Es beschäftigt sie nun sehr der Gedanke was damit etwa geschehen könne?

Einen eigentlichen Biographen kann man nun doch nicht wohl *suchen*. Aber auch für die etwaige Herausgabe der Briefe wäre doch nicht jeder der geeignete Mann.

Und wie Vieles geht Unsereinem, der Respekt vor dem Büchermachen hat, bei dem bloßen Gedanken durch den Kopf!

Ich will denn auch nicht versuchen eingehend zu schreiben sondern nur kurz anfragen: ob Sie in irgend einer Weise sich für die Sache interessiren würden?

Fr. Sch. würde gern nach Leipzig kommen um etwa mit Ihnen zu bereden. Es versteht sich daß wir von Ihnen nicht mehr als vielleicht guten Rath hoffen, der ja zunächst höchst nöthig.

Möchten Sie mir vorläufig ein Wort sagen?

---

[1]) Die Buxtehudeschen Orgelwerke erschienen, von Spitta herausgegeben, 1875—76 in zwei starken Bänden bei Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Frau Schumanns Unterredung mit Spitta hatte das Resultat, daß sie selbst die Jugendbriefe ihres Mannes herausgab (Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1886).

Kaum war Spitta in Leipzig einigermaßen heimisch geworden, als er sogleich tätig in das praktische Musikleben eingriff. Im Oktober 1874 schrieb er an Brahms, daß man den Plan gefaßt habe, einmal einige Bachsche Kantaten möglichst vollendet und in der vom Komponisten gewollten Weise zur Aufführung zu bringen. Ein Chor solle zu diesem Zweck aus lauter musikalisch tüchtigen Persönlichkeiten gebildet und von Volkland dirigiert werden. Unter den Kantaten, die zuerst an die Reihe kommen sollten, befand sich auch „Christ lag in Todesbanden". Da Brahms diese schon in Wien aufgeführt hatte, so bat ihn Spitta, ihm die hierfür ausgearbeitete Orgelstimme zu überlassen. Es wird hier auf ein das Leipziger Musikleben sehr wichtiges Ereignis hingewiesen: auf die nach dem geplanten Konzert ins Werk gesetzte Gründung des „Bach-Vereins". Spitta, in dessen Hause jeden Sonntagvormittag geübt wurde, war der eigentliche Urheber und die Seele des Vereins; ihm schlossen sich Alfred Volkland, Leiter der „Euterpe"-Konzerte, der die Direktion übernahm, Franz v. Holstein als Vorsitzender und Heinrich v. Herzogenberg an. Als Volkland im nächsten Jahr nach Basel ging, trat Herzogenberg an seine Stelle. Der Verein, über dessen Ziele sich Spitta in einem Artikel der „Allgemeinen Musikalischen Zeitung" aussprach (Jahrg. 1875, Nr. 20), fand seine vornehmste Aufgabe darin, möglichst viele der damals noch sehr wenig gekannten Bachschen Kantaten aufzuführen, und Frau v. Herzogenberg konnte im Februar 1881 nach der Aufführung von „Es erhub sich ein Streit" an Brahms schreiben: „Das war unsre 35. Kantate, und wir sind doch noch jung — das sind schon drei über die Adelsprobe." Die Bitte Spittas um die Orgelstimme erfüllte Brahms zwar, „aber nicht recht gern", wie er sagt, „denn ich meine, derlei macht jeder zu eignem Gebrauch, aber nicht leicht einem Andren recht".

Über die Aufführung, die am 23. Januar 1875 stattfand und die Kantaten „Christ lag in Todesbanden", „Wer da glaubet und getauft wird" und „Lobet Gott in seinen Reichen" brachte, zwischen denen Frau Joachim die Alt-Arie „O ewiges Feuer" aus der Pfingstkantate sang, berichtet Spitta am 14. Februar an Brahms. Eine besonders interessante Stelle sei aus diesem Brief angeführt:

Wir selbst war die Aufführung ein unvergeßliches Ereigniß. Trotz aller Vertrautheit mit Bach habe ich doch Wirkungen von ungeahnter und überwältigender Neuheit erlebt, namentlich auch in klanglicher Hinsicht. Man muß diesen aus Verschmelzung der Singstimme, Instrument- und Orgel hervorgegangenen ganz incommensurablen Gesammtklang in den weiten Hallen der Thomaskirche gehört haben, um es für immer als Wahn zu bezeichnen, daß solche Tonschöpfungen aus abstracter und über das Wesen des Tonmaterials hinausgreifender Kunstanschauung hervorgegangen seien. Allem, was wir hörten, liegt ein eminent practischer Klangsinn zu Grunde. Gleich der 2te Vers der ersten Cantate mit den zart und ausdrucksvoll begleitenden Blechinstrumenten (Trompete und Altposaune) machte sich zauberisch und ganz seltsam feierlich, die Vermischung mit den Singstimmen und der leise fortströmenden Orgel

war eine ausgezeichnete. In der Cantate „Wer da glaubet" waren nach Volklands Vorschlag die beiden Oboi d'amore durch je 2 Geigen verstärkte, gewöhnliche Oboen, dadurch wurde der spitze Klang etwas weicher und zugleich dem übrigen Klangkörper gegenüber voller und durchdringender. Die Wirkung namentlich des ersten Chors war eine hinreißende: höchster Glanz der Gesammt-Erscheinung dazu jenes unendliche Fluthen und Wogen der „Bachschen Polyphonie" und tiefster, innigster Ausdruck bis in das kleinste Partikelchen jeder Stimme. Auch der Choral S. 272[1]), natürlich vom Chor ausgeführt, machte sich herrlich. Im Himmelfahrts Oratorium wurden die höchstliegenden Partien der Trompeten von C-Clarinetten geblasen, ich möchte wissen, ob das Ihren Beifall hat, mir schien die Wirkung eine befriedigende. Die Flöten hatten wir doppelt besetzt, was besonders für den Schlußchoral nothwendig erschien; die echoartigen Stellen in Takt 1—2, 5—6 u. s. w. traten zu entsprechend abgeschwächter Orgelbegleitung nun ganz deutlich heraus. Die größte Ueberraschung aber bereitete uns die Arie S. 35 (Bd. II der B.-G.)[2]); von uns allen vorher mit einer gewissen Besorgniß angesehen klang grade sie ganz zauberhaft leicht und romantisch und zählt für mich jetzt zu den genialsten Gebilden Bachscher Kunst, auch wegen ihrer tief poetischen Bedeutung; nach dem tief im Schatten der Erde liegenden Chorale S. 32 klingt sie wie ein tröstlicher Gruß aus lichter Himmelshöhe . . .

Es vollzog sich nun in Spittas Leben eine einschneidende Veränderung: er wurde Ostern 1875 nach Berlin berufen, als Lehrer für Musikgeschichte an der Kgl. Hochschule für Musik, und zu dieser Stellung gesellte sich dann noch die eines Extraordinarius für Musikwissenschaft an der Universität und des zweiten ständigen Sekretärs an der Kgl. Akademie der Künste. Damit hatte er den seinen Gaben und seinem Wissen angemessenen Wirkungskreis gefunden und hat denn auch hier als Lehrer und Anreger, als Propagator der jungen Musikwissenschaft und als Herausgeber älterer Tonwerke außerordentlich Segensreiches geschaffen.

Vorläufig stand er noch mit einem Fuß in Leipzig und richtete von dort aus gelegentlich eines Aufenhalts in Sachen des Bach-Vereins im August eine Anfrage an Brahms, ob er sich nicht an der Herausgabe von Klavierauszügen Bachscher Kantaten beteiligen wolle, die der „Bach-Verein" bei Rieter-Biedermann herauszugeben beabsichtige. Vorgreifend sei bemerkt, daß das Unternehmen zwar begonnen wurde, aber bald ins Stocken geriet. Brahms, der immer Bedenkliche, hatte hier ganz besonders viel Einwände, die zu charakteristisch für ihn sind, als daß sie nicht mitgeteilt werden sollten:

Für wen soll ich den Cl[avier]-Auszug machen? für den geistreichen Liebhaber der beiläufig meine Technik hat und sich ein möglichst treues Abbild des Ganzen vorführen lassen will?

Oder soll den Cl[avier]-Auszug der Pianist gebrauchen, der den Chor begleiten und in Ordnung halten soll, sollen ihn möglichst viel Mitglieder des Chores zu Hause üben und spielen können?

Bei Bach'schen Werken halte ich nun andre Cl[avier]-A[uszüge] als die einfachsten bei Chor-Uebungen dienenden für ein höchst schwieriges, fragwürdiges Unternehmen.

Wie denken Sie sich beispielsweise einen Clavierſatz von „Liebster Gott" überhaupt und wie stellen Sie sich eben den etwaigen Unterschied hierbei zwischen den Ausgaben P[eters] und R[ieter] vor?

[1]) „Herr Gott Vater, mein starker Held."

[2]) B.-G. bedeutet immer die Gesamtausgabe der Werke Bachs durch die Bach-Gesellschaft. Die Arie ist: „Jesu, deine Gnadenliebe".

Fidelio oder Figaro kann immer besser und zu immer größerer Freude des guten Dilettanten bearbeitet werden, was ich eben zu dem Zweck etwa mit dem 1ten Chor der Matthäus-Passion anfangen sollte ist mir wenig klar. Oberwähnter praktischer Gebrauch soll eben doch auch nicht aus den Augen gelassen werden!?

Ich habe bereits einige Cantaten „Peters" gesehen. Es scheinen praktische Musiker daran zu arbeiten.

Bei uns wird vermuthlich mit mehr Andacht und Schwärmerei gearbeitet. Das wäre nun recht hübsch und lobenswerth. Aber aufrichtig — ständen wir außerhalb und gebrauchten einen Cl[avier]-A[uszug] — und anders würden wir ihn doch überhaupt nicht ansehen - wir würden den spielbarsten und den billigsten nehmen und empfehlen, aus Rücksicht auf die gewöhnlich mäßigen Kräfte des Begleiters, die gleichen der Vereins-Casse und der Casse der Mitglieder.

Hätte ich mehr Geduld zum Schreiben so gehörte der Orgelstimme ein längeres Wort.

Sie glauben nicht welche Ueberwindung es mich kostete Ihnen die meine für den Druck zu überlassen. Mir fehlte nun damals wie heute die Geduld mich auszusprechen und ich möchte nicht unfreundlich scheinen.

Ich finde durchaus, so etwas macht man nur zum jedesmaligen Gebrauch. (Verleiht es und laßt es auf die Weise treiben so weit es will.) Es aber wie etwas Fertiges — und was man sonst für Begriffe mit dem verbindet, daß die Veröffentlichung verdient oder beansprucht — in die Welt geben ist mir ein äußerst widerstrebender Gedanke . . .

Am Ende des Jahres 1846 schickte Spitta Brahms die beiden von ihm herausgegebenen Bände Buxtehudescher Orgelkompositionen, und Brahms antwortete mit einem lebhaften Dank und einigen kritischen Bemerkungen. Dann ruht die Korrespondenz wieder volle drei Jahre. Spitta fand in Berlin reichliche Arbeit und war vor allem damit beschäftigt, seine Bach-Biographie zu beenden, was den Hauptteil seiner Kraft und Zeit absorbierte. Als dann das Werk fertig vorlag, da war wieder Brahms einer der ersten, denen Spitta den neuen Band schickte. In dem Begleitschreiben spricht er sich enthusiastisch über Brahms' Violinkonzert aus und schrieb ihm auch über eine andre Komposition folgendes:

„Viel hatte ich Gelegenheit Ihrer zu gedenken, seit wir uns zuletzt sahen und Ihnen warmen Herzens zu danken, wenn auch vorläufig nur in der Stille. Die Motette „Warum ist das Licht gegeben" brachte Schulze im vorigen Sommer in der Hochschule vor einem geladenen Publikum zu einer sehr gelungenen, in allem technischen musterhaften Aufführung. Das Werk hat mich ergriffen. Es sind Momente darin von so erschütternder Kraft, wie außer im Deutschen Requiem kaum irgendwo bei Ihnen. Mir steht, wie Sie sich denken können, kirchliche Musik vor allem nahe. Die Motette hat neben der hohen Freude, die mir ihr besonderer Wert verursacht, mich auch wieder zum Nachdenken über die kirchliche Musik unserer Tage angeregt und ob eine solche überhaupt möglich sei. Hierüber würde ich gern einmal mit Ihnen sprechen. Schreiben führt zu nichts, denn es kommen dabei so viele, wichtige und tiefergreifende Fragen in Betracht, daß ich kein Aufhören fände. Einstweilen habe ich die Motette mehr nur als religiöse Musik auf mich wirken lassen und als solche schon gefunden. Sie soll aber mehr sein, das beweist der Schlußchoral, und an ihn würde ich meine Unterredung anknüpfen, wenn es einmal zu einer solchen käme. Daß über seine ästhetische Berechtigung ein leises Bedenken bei mir waltet, werden Sie diesen Worten anmerken. Ich weiß aber auch, daß Sie Ihre wohlerwogenen Gründe gehabt haben werden, Ihr Werk in ein Lied der christlichen Gemeinde ausgehen zu lassen. Ich wage mich also vor der Hand nicht weiter, und sage Ihnen nur noch einmal meinen herzlichsten Dank . . ."

Auf diesen vom 20. Dezember 1879 datierten Brief und die ihm beigefügte Sendung ist eine Antwort von Brahms nicht vorhanden; er hatte seinen Dank dafür bei einem Besuche in Berlin mündlich ausgesprochen. Aber es trat nun zwischen den beiden Korrespondenten eine Verstimmung ein, deren Ursache — es handelte sich um eine Frage des Herzenstaktes — ich hier nicht auseinandersetzen möchte. Spitta war während der folgenden Jahre auch so in Arbeiten aller Art versenkt, daß er zu ausgiebigerem Briefwechsel kaum Zeit gefunden hätte. Er schrieb Biographien von Musikern für Groves „Dictionary of Music and Musicians" und für die „Allgemeine Deutsche Biographie", übernahm die Revision der Orgelsonaten, der C-moll-Messe und andre Werke von Mozart; dann rief er mit Chrysander und Adler zusammen die „Vierteljahrsschrift für Musikwissenschaft" ins Leben, deren erstes Heft (1885 bei Breitkopf & Härtel, Leipzig) gleich eine große Abhandlung über Sperontes „Singende Muse an der Pleiße" von ihm brachte und für die er auch später zahlreiche bedeutende Aufsätze lieferte. Endlich aber hatte er ein neues großes Werk begonnen: Die Herausgabe sämtlicher Kompositionen von Heinrich Schütz, die ebenfalls bei Breitkopf & Härtel erschienen. Der erste Band war im Oktober 1885 vollendet, und 1888 lagen schon sechs Bände fertig vor.

Das Übermaß der Arbeit hatte jedoch Spittas Gesundheit stark angegriffen. Es hatte sich ein Herzleiden bei ihm ausgebildet, und er sah sich gezwungen, ein halbes Jahr Urlaub zu nehmen und den Sommer 1888 im Süden zuzubringen. Am 16. November desselben Jahres schrieb er nach neunjähriger Pause wieder an Brahms, und zwar schickte er ihm einen Prospekt, der sich auf die Feier von Joachims fünfzigjährigem Künstlerjubiläum und die Herstellung einer Büste für diese Gelegenheit bezog, forderte ihn zur Mitbeteiligung auf und bat ihn auch, einige Wiener Musiker zu nennen, die man dafür heranziehen könne.

Brahms war natürlich gern bereit mitzutun, hatte aber gegen die Sache im ganzen einige Bedenken. So meinte er:

„Schüler und Kollegen, Freunde und Verehrer sollen sich beteiligen. Ich muß unwillkürlich wünschen, erstere möchten Hurrah schreien und letztere den Marmor schaffen dürfen. Ich soll Ihnen hiesige Kollegen nennen. Ja, das kann ich und diese werden wie andere und wie namentlich seine Schüler mit Freuden das ihrige bringen. Aber ich könnte es nicht mit reiner Freude nehmen, es ist doch in den meisten Fällen ein Opfer — und ich sehe durchaus nicht ein, wozu dieses nötig! Das nötige Geld für eine Büste ist ja im Umsehen da, wenn Sie nur in ganz wenig Städten, ganz wenige seiner vermögenden Freunde darum angehen! So ist es hier, so ist es in Berlin, Köln, London und aller Orten! Dagegen wünschte ich denn es läge eine hübsche Adresse vor, in der Sie ihm in Ihrer warmen, schönen Weise aussprächen, was wir alle für ihn empfinden. Nun schickten Sie Bögen für Unterschriften nach allen vier Enden der Welt und erlaubten den würdigeren Kunstgenossen den Chor zu Ihrem Lied zu singen. — Wie ich auch denn nur den Würdigeren unter obgedacht vermöglichen die Ehre der Teilnahme gönnen würde ..."

Spitta suchte Brahms' Bedenken zu zerstreuen und schrieb ihm am 30. November 1888, daß die Verfasser des Ausrufes nur an Musiker gedacht hätten und daß er unter diesen auch noch eine Auswahl treffen wollte und nicht einen jeden schon deshalb auffordern, weil er einmal Joachims Schüler gewesen sei. Sie hätten geglaubt, daß gerade ein von den Kunstgenossen ihm

dargebrachtes Geschenk Joachim besonders erfreuen würde, ein Geschenk, an dem sich ein jeder auch mit der kleinsten Gabe beteiligen könne. Nirgends sollte ein Druck ausgeübt werden; wo auch nur die Möglichkeit vorlag, daß solches geschehen konnte, hätte man sich der Aufforderung enthalten. Daß es aber sehr viele Musiker gäbe, die, wenngleich in bescheidenen Verhältnissen lebend, doch gern dabei sein möchten, wenn es gilt, einen verehrten Meister würdig zu feiern und zu diesem Zweck gern sich auch ein Opfer zumuteten, sei doch gewiß und sicher. Und nur an solche habe er gedacht, wenn er Brahms ganz allgemein bat, ihm einige Namen zu nennen.

Brahms schickte seinen Beitrag ein und nannte einige Wiener Musiker, die würdig wären, sich an der Ehrengabe zu beteiligen. Dann schrieb er noch (12. Dezember 1888):

„Nun lassen Sie mich noch bekennen, daß mein letzter Brief zunächst durch den Gedanken an die nahe Vollendung der Händel-Ausgabe veranlaßt wurde, also durch den Gedanken an eine Ehrengabe für Chrysander. Für diesen Fall ist mehr Geld nötig und — schwerer zu beschaffen. Sollten auch Sie etwa daran denken, so bin ich einstweilen mit 1000 G. dabei. (Es ist übrigens gütig und rücksichtsvoll, wenn ich das Geld nicht verwende um den Gazzaniga herauszugeben womit Chr. renommiert.)[1]

Die Vierteljahrsschrift — verzeihen Sie den harten Ausdruck — muthe ich mir nicht immer zu: nach dem erwähnten Artikel aber werde ich ausschauen."

Spitta nahm die Anregung in bezug auf Chrysander auf und antwortete schon am nächsten Tage, es stände auch für ihn fest, daß für Chrysander bei Beendigung der Händel-Ausgabe eine recht nachdrückliche Auszeichnung erfolgen müsse, und er habe über das Wie? schon manchmal nachgedacht. Gelegentlich des Händel-Jubiläums sei für Chrysander ein lebenslänglicher Ehrensold von jährlich 3000 Mark vom Deutschen Kaiser erwirkt worden; er befinde sich seitdem nicht nur in keinen beschränkten Verhältnissen mehr, sondern in recht bequemen. Daher habe er (Spitta) an einen Ehrensold für ihn auch nicht gedacht. Aber Brahms habe wohl ganz recht, wenn er meine, ein Ehrensold, zumal ein recht stattlicher, werde ihm immer lieber sein als andre Ehrenbezeugungen, die, wenn sie ohnehin schon nur sehr „idealen" Wert hätten, ihm auf seinem ländlichen Malepartus gänzlich bedeutungslos sein dürften. Nur werde es schwer sein, etwas Erkleckliches zusammenzubringen. Chrysander habe treue Freunde in der Welt, aber kein Publikum; und leider seien die Freunde keine Millionäre. Dann knüpfte Spitta an den Schlußsatz des vorigen Briefes von Brahms an und meinte:

„Was Sie über die Vierteljahrsschrift sagen, hat mich etwas deprimirt. Wir arbeiten nicht für das Publikum der musikalischen Zeitungen; aber auf die anderthalb Dutzend Musikgelehrten, die es in Europa giebt, möchten wir uns auch nicht beschränkt haben. Wenn nun ein Mann wie Sie die Lektüre als eine Anstrengung bezeichnet, so verfehlen wir zum Teil unser Ziel. Manches in der Musikwissenschaft kann freilich für den praktischen Künstler nur sehr bedingtes Interesse haben; manches bleibt ihm vielleicht ganz fremd. Aber es sollte immer noch ein gutes Stück übrig bleiben, was allgemeiner anzöge. Ist das nicht der Fall, so ist die

[1] Chrysander hatte im Jahrgang IV, S. 161 ff der „Vierteljahrsschrift für Musikwissenschaft" über Gazzaniga „Convitato di pietra" als Grundlage für da Pontes „Don Giovanni" geschrieben und das Textbuch abgedruckt.

Existenz einer solchen Zeitschrift überhaupt fragwürdig. Ich will Sie nicht mit einer Bitte um Antwort plagen. Aber gelegentlich erführe ich gern, worin es nach Ihrer Meinung fehlt."

1892 hatte Spitta fünfzehn größere Aufsätze und Abhandlungen von sich gesammelt und überarbeitet, auch noch eine prachtvolle Studie über Brahms hinzugefügt und das Ganze unter dem Titel „Zur Musik" veröffentlicht. Nach dem Erscheinen des Buches schickte er es natürlich sofort Brahms, der dafür herzlich wie folgt dankte:

Geehrtester und lieber Herr.

Erfreuen wird mich Ihre herrliche Sendung noch lange und oft, beschämen aber soll sie mich nur noch heute.

Wie oft schon hatte ich Ihnen zu danken und habe es auch ernstlich und herzlich wollen. Vielleicht zu ernstlich und ist es darüber eben immer ganz unterblieben.

Dicker aber kann's nicht kommen und Sie glauben nicht wie fröhlich ich das dicke Buch ansehe und — wenn ich erst den flüchtigsten Dank los bin, wie fröhlich ich es dann in die Hand nehmen und genießen werde.

Geblättert habe ich natürlich schon darin und gemerkt daß man die früheren einzelnen Hefte bewahren muß (Hunold i. M. Z.)[1] und daß gar ein ganzer Teil des Buches mein besonderes Eigentum ist[2].

Der Gedanke liegt nahe hierfür durch vertraulichste Mitteilungen und Aeußerungen zu danken. Auch wäre es vielleicht nicht dumm und unnütz, sie zu schreiben — da steckt's aber — schreiben!

Ich bin froh, geschrieben zu haben daß ich Ihnen ganz von Herzen danke für Ihre Freundlichkeit und für Ihr Buch . . ."

In Spittas Antwortschreiben wird eines Unternehmens Erwähnung getan, das ebenfalls ihm seinen Anfang und den ersten Fortgang verdankt, der „Denkmäler Deutscher Tonkunst", in denen eine Reihe der hervorragendsten Werke der älteren Musik neu herausgegeben werden sollten. Spitta teilt mit, daß der erste Band Scheidts „Tabulatura nova" von 1624 enthalte, bereits gestochen sei und auf der „Internationalen Ausstellung für Musik und Theaterwesen", die in Wien in demselben Jahre (1892) stattfand, ausgestellt werden solle. Dies sei von einer provisorischen Kommission besorgt, die sich nun zu einer definitiven befestigen solle und zu deren Vorsitzenden er selbst ausersehen sei. Es würden ihr angehören Joachim, v. Herzogenberg, Blumner, Chrysander, Helmholtz, Tobler, Weinhold, Dr. v. Haase, und er bäte Brahms, auch beizutreten. Verpflichtungen und Mühen erwüchsen ihm aus der Mitgliedschaft in keiner Weise. Brahms hat dann dies Ehrenamt auch angenommen.

Gegen Ende des Jahres schickte er an Spitta seine „Fantasien" op. 116 und die „drei Intermezzi" op. 117, wofür Spitta sich am 4. Dezember 1892 bedankte. Es sei, meinte er, ein ernster, auch schwermütiger Grundzug in den Stücken, und dieser besondere Ton, den er noch in keinem seiner Werke gefunden habe, sei etwas Neues für ihn und berühre ihn sehr sympathisch. „Wer wie Sie", fährt er fort, „immer noch neue Saiten auf die Leier zu spannen hat, bei dem denkt man über dem letzten Werk, das einen erfreut, schon wieder an das nächste, das diesem folgen wird. Sie können uns mit Recht undankbar

[1] Es ist der Aufsatz über Sperontes „Singende Muse an der Pleiße" im ersten Heft der „Vierteljahrsschrift für Musikwissenschaft" gemeint.

[2] Eben jener Aufsatz über „Brahms".

schelten; aber mir ist, als hätten Sie der Welt noch viel zu sagen. Und ich bin froh darüber, Sie als ein Bild unerschöpfter Kraft vor und über mir zu sehen . . ."

Gleichzeitig fügte er „eine Kleinigkeit aus seiner Feder" bei, nämlich einen Sonderabdruck des Aufsatzes „Über Robert Schumanns Schriften", der im Dezemberheft der Deutschen Rundschau von 1892 erschienen war. Dieser Aufsatz muß Brahms sehr erfreut haben, denn er antwortete schon in wenigen Tagen darauf und meinte u. a.: „Er ist so reich und schön wie sein Thema, und ich habe außer diesem mir gewiß aus Herz gewachsenen noch die Freude, Sie ausdrücklich über Ihr ‚Metier' sprechen zu hören — um das ich Sie beneide, nicht Ihrer hohen Vortrefflichkeit wegen, sondern ganz einfach an und für sich. Schließlich bin ich auch noch ein eifriger Jean Paul- und Hoffmann-Leser . . ."

Auf eine Sendung von Musikalien etwa ein Jahr später, äußert sich Spitta am 22. Dezember 1893 folgendermaßen:

„Die Clavierstücke[1]) und Uebungen[2]) sind da, und ich danke Ihnen doppelt dafür, daß Sie sie mir schenkten und noch mehr dafür, daß Sie sie componirt haben. Unausgesetzt beschäftigen mich die Clavierstücke, die von allem, was Sie für Clavier geschrieben haben, so sehr verschieden sind, und vielleicht das Gehaltreichste und Tiefsinnigste, was ich in einer Instrumentalform von Ihnen kenne. Sie sind recht zum langsamen Aussagen in der Stille und Einsamkeit, nicht nur zum Nach- sondern auch zum Vor-denken und ich glaube Sie recht zu verstehen, wenn ich meine, daß Sie derartiges mit dem „Intermezzo" haben andeuten wollen. „Zwischenstücke" haben Voraussetzungen und Folgen, die in diesem Falle ein jeder Spieler und Hörer sich selbst zu machen hat. Könnte man sie nur recht spielen! Manches gelingt mir nach einigen Versuchen leidlich; aber das herrliche Esmoll kriege ich nicht heraus, sondern ärgere mich nur über mein Gestümper. Nicht einmal das Amoll will mir gelingen, der Typus des „Intermezzo", wie Sie es meinen. Nun wünsche ich nur, daß unsere Virtuosen sie nicht in den Conzertsaal zerren. Ballade, Romanze, Rhapsodie meinetwegen! aber die Intermezzi? Mit welch dummem Gesicht wird das Publikum dasitzen. Ihnen nochmals aber herzlichsten Dank! Wer der Welt immer noch so viel Neues zu sagen hat, darf noch lange nicht aufhören.

Sehr interessiren mich auch die „Uebungen". Wahre Grausamkeiten zum Theil, aber höchst belehrend und eine Art Schlüssel für Ihre freien Clavier-compositionen. Manche Gestaltungen derselben in Gang und Klang verstehe ich jetzt leichter. Ich habe immer viel über Ihre eigenthümliche Claviertechnik nachgedacht. Wir Historiker glauben nun einmal, daß nichts vom Himmel fällt, aber wo diese Claviertechnik in das Werk der Vorgänger einhakt, kann ich doch nicht finden . . ."

Die folgenden Briefe beschäftigen sich mit einer Angelegenheit, die in einem in der „Deutschen Rundschau" abgedruckten Aufsatz von Dr. v. Grävenitz „Brahms und das Deutsche Volkslied" (1906, S. 229 ff.) bereits gestreift ist. Brahms hatte sich nämlich über den gerade erschienenen ersten Band von Erk-Böhmes Deutschem Liederhort sehr geärgert und trug sich ernstlich mit dem Plan, nicht nur gegen das Buch, sondern auch „gegen Erk und diese ganze Sorte Pächter des Volksliedes" eine Streitschrift zu verfassen. „Ich weiß nicht," so schreibt er, „ob ich Ihnen damit ins Fleisch schneide, aber finden Sie im ganzen Böhme einen Takt Musik, der Sie im geringsten interessiert,

[1]) op. 116 und op. 117.

[2]) Fünfundfünfzig Übungen für das Pianoforte (ohne Opuszahl).

ja nur berührt? Könnten Sie danach jemandem (und gar fremder Nation) auch nur den geringsten Begriff von unserm Volkslied geben? Ist es denn für die Wissenschaft gar so nötig, daß man . . . jeden Wisch Papier . . . abdruckt oder jeden Dreck von der Landstraße so breit tritt, wie Böhme es tut?" Er fragt nun Spitta, ob er ihm wohl diese Streitschrift schicken dürfte, und ob er mit kurzem Wort sagen möchte, wie sie ihm erschiene.

Spitta antwortete auf diesen vom 3. April 1894 datierten Brief gleich am folgenden Tage, daß es ihm selbstverständlich die größte Freude bereiten würde, lesen zu dürfen, was Brahms gegen Böhme niedergeschrieben habe. Er sei selbst ganz unbefangen, da er den neuen „Liederhort" noch gar nicht zu Gesicht bekommen habe. Einig sei er mit ihm in dem Unwillen über den Mangel an Einsicht und Geschmack, der sich vielfach im Veröffentlichen nebensächlicher Dinge aus dem Leben und Schaffen großer Männer bekunde. Auf der andern Seite ist er als Gelehrter freilich der Meinung, daß die Wissenschaft des Kleinen und Nebensächlichen nicht entbehren könne. Es komme nur darauf an, wer solche Arbeiten mache und wie sie ausgeführt würden; in der Behandlung solcher Dinge solle man immer das Verhältnis durchfühlen, in dem das Kleinere zum Größeren und Großen steht. Am Schluß des Briefes bittet er Brahms, ihm das Manuskript recht bald zu schicken.

Aber zwei Tage darauf war Brahms schon andrer Meinung und schrieb an Spitta, mit der Streitschrift sei es zwar Ernst gewesen, er würde sie ihm nun aber in, wie er hoffe, schönerer Verwandlung schicken, denn während er eifrig und heftig schrieb, habe er an seine alten lieben Lieder denken müssen, und er habe nachprüfen wollen, ob diese alte Liebe gar so unwürdig gewesen sei. Da die Lieder in dem nackten Zustand, wie sie Nicolai notiert habe, nicht eigentlich gesehen würden[1]), so sei er auf den bedenklichen Versuch gekommen, sie ein wenig zu bekleiden. „Ich selbst hatte", so schreibt er, „und habe nie das Bedürfnis, sie mit Klavier zu genießen! Jetzt aber hätte ich Lust, den Zank zu lassen und solche Sammlung als fröhliche Streitschrift zu geben! Nun früge ich Sie gern zweierlei? Finden Sie die Worte und die Melodien annähernd so schön wie ich, und scheint Ihnen meine Begleitung derart, daß die Lieder den Leuten ans Herz gehen könnten? Eine dritte Frage: Können Sie mir im ganzen Liederhort ein einziges Lied zeigen, daß Sie diesen angereiht wünschten!?! . . . ."

Es handelt sich hier um die Sammlung Deutscher Volkslieder für eine Singstimme mit Klavierbegleitung, die Brahms 1894 in 6 Heften bei Simrock in Berlin erscheinen ließ und die er noch um ein siebentes für Vorsänger, kleinen Chor und Klavier vermehrte. Spitta sollte sich dieser Gabe nicht mehr freuen. Er hatte noch die Freude gehabt, seine Gesamtausgabe der Werke von Heinrich Schütz zu vollenden und als letzte Eintragung in seinem Arbeitsbuch zu verzeichnen: „Schütz Werke, XVI (Schluß-Band) vollendet den 30. März 1894, Mittags 12 Uhr", mit dem Zusatz: „Cura decem annorum tandem feliciter peracta" — so ist denn das Werk, das mir zehn Jahre am Herzen

[1]) Soll wohl bedeuten: sie würden nicht in ihrem eigentlichen Charakter erkannt.

lag, glücklich zu Ende gebracht. Und er hatte noch eine zweite Sammlung von zum Teil neu bearbeiteten Abhandlungen zusammengestellt, sie durch eine grundlegende Arbeit über Schütz eingeleitet und den Druck des bei Gebr. Paetel in Berlin 1904 unter dem Titel „Musikgeschichtliche Aufsätze" erschienenen starken Bandes überwacht. Das Erscheinen des Buches hat er aber nicht mehr erlebt: am 13. April wurde sein reiches Leben durch einen Herzschlag beendet. Er starb den schönsten Tod: mitten aus der Arbeit wurde er abberufen; am Schreibtisch, leicht vornübergebeugt — so fanden ihn Gattin und Tochter, als sie von einem Ausgang heimkehrten. Brahms erfuhr den Tod des Freundes durch ein Telegramm Joachims, an den er eben einen Brief vollendet hatte, und fügte als Nachschrift hastig hinzu[1]:

„Ich bin auf das Tiefste ergriffen und ganz traurig — eben, da der Brief noch offen daliegt kommt Deine schreckliche Depesche! Nicht leicht hat mich eine so erschreckt und bis ins Innerste erfaßt. Gerade in der letzten Zeit mußte ich ja zweimal den Tod eines Freundes herbei wünschen und als Erlösung begrüßen. Und jetzt, im Moment da ich ihn anrede, kommt mir dies als Antwort. Sage der Frau das Herzlichste von mir. Wie teuer mir der hochverehrte Mann war, und wie innig ich ihrer gedenke!"

Später drückte er der tiefgebeugten Witwe selbst sein Beileid aus:

Hochgeehrte Frau.

Es ist mir ein herzliches Bedürfnis Ihnen zu sagen wie ich mit allen Gedanken bei Ihnen bin und wie sehr auch ich den Verlust eines theuersten, hochverehrtesten Freundes betraure. Ich denke fast nur dieses, des Freundes, des so überaus liebenswerthen schönen Menschen. Aber immer mehr wird sich der Gedanke hinzudrängen, was wir für Kunst und Wissenschaft an dem herrlichen Manne verlieren, dessen tiefes Wissen so schön verbunden war mit weitem Blick und freiester Anschauung.

Köstliche Arbeiten hat er hinterlassen, die unvergänglich sind, wie es seine Anregungen für uns Mitlebende sind. Aber, einen solchen Mann lebend und theilnehmend wissen, das ist ein gar zu großes und unschätzbares Glück. Mir ist der Freund wie der Lehrer unersetzlich und das wird er allen besseren Künstlern sein.

Ich kann nicht versuchen Ihnen Anderes, Tröstendes sagen zu wollen. Wenn aber die innige Theilnahme der für Sie umgebende Freunde, so weit dies möglich ist, lindernd auf Ihr Gemüth einwirkt, so denken Sie doch auch meine.

Es kann nicht wohl Jemand Ihren eigenen Schmerz herzlicher mitempfinden, wie die Größe unsres Verlustes ermessen und auf das Tiefste beklagen als

Ihr von Herzen ergebener J. Brahms.

Dieser Brief, einer der schönsten und wärmsten, die Brahms je geschrieben hat, möge das Schlußwort einer Korrespondenz bilden, die in der beschränkten Auswahl der Stücke schon zeigt, wie fruchtbringend die Wechselwirkung zwischen Künstler und Kunstgelehrtem sein kann, wenn beide auf der Höhe ihres Berufes stehen und wenn beide zugleich ganze Männer sind.

[1] „Johannes Brahms im Briefwechsel mit Joseph Joachim". Herausgegeben von Andreas Moser. Bd. II. S. 277. Berlin, Deutsche Brahms-Gesellschaft. 1908.

Die Religionsmischung im römischen Reiche.

Von

Adolf Hausrath [1]).

Indem Rom Weltreich geworden war, hatte es mit den verschiedensten Nationen auch die verschiedensten Religionen in sich aufgenommen. Solange die Völker staatlich geschieden waren, verstand es sich von selbst, daß jedes eigene Götter verehrte. Seit sie demselben Reiche angehörten, traten mit der Notwendigkeit die verschiedenen Kulte miteinander in einen Wettbewerb, welcher den besseren Anspruch auf allgemeine Geltung habe. Die Erfahrung erst konnte erweisen, welche Religion in den Gemütern fest genug wurzele, um sich in der Verehrung der Massen unerschüttert zu erhalten. In alter Kraft, das zeigte der Erfolg, wohl keine; Naturgottheiten haften an ihrer Heimat; in der Fremde verlieren sie den Boden unter den Füßen. Was sollte die Osirisklage da, wo man keinen Nil fallen und steigen sah! Die dualistischen Vorstellungen des gläubigen Syrers und Chaldäers passen in ein Land, in dem die Sonne als grimmiger Baal alles Wachstum versengt und der Mensch erst zu leben beginnt, sobald die leuchtende Lichtwelt der funkelnden Sterne am Himmel erscheint, nicht in die gemäßigte Zone, die nicht von einem solchen Gegensatze beherrscht ist. Die nordischen Götter vollends, denen in ihrer Heimat die Wolken bis auf die Scheitel hängen, schwinden unter der Sonne Homers dahin wie trüber Nebel. So hat man in der römischen Kaiserzeit überall das Gefühl, daß die Götter im Gemüte der Völker nicht mehr so fest wurzeln wie vordem. Die Götter des Ostens verdrängen die des Westens, und die griechische Aufklärung ist für beide ein Geruch zum Tode. Die Götter sterben langsam, aber sie sterben auch. Der Prozeß verlief im einzelnen wie Flut und Ebbe. Erst überschwemmt der Hellenismus den Orient, dann beweist der Orient seine religiöse Überlegenheit über das trockene Römertum durch Überflutung der römischen Welt mit asiatischen Kulten und Vorstellungen. Unter Alexander dem Großen hatten der hellenische Geist und die hellenische Sitte einen gewaltigen Vorstoß nach dem Osten gemacht; der Hellenismus hatte bis nach dem Partherreiche in Susa und bis zu den Nabatäerkönigen in Petra seine Kolonien entsendet. Oft unter leidenschaftlichen Kämpfen, wie

[1]) Vom Verfasser uns freundlichst überlassen aus dem zweiten, demnächst (bei G. Grote Berlin) erscheinenden Bande seines Werkes „Jesus und die neutestamentlichen Schriftsteller", dessen ersten Band wir im Februar-Heft (S. 219) angezeigt haben. Die Redaktion.

sie die ägyptischen Priester gegen die Ptolemäer, die jüdischen Makkabäer gegen die Seleuciden führten, drängte sich die griechische Kultur neben der orientalischen Volkssitte ein. Die hellenistisch angesäuerten Höfe ließen in Susa die Tragödien des Euripides und in Petra die Komödien des Aristophanes aufführen, während die Massen in ihren alten mythologischen Vorstellungen fortlebten, die die Gebildeten als Volksaberglauben verachteten. Der Hellenismus schien die Herrschaft errungen zu haben. Sobald aber die Herrlichkeit der Diadochenstaaten der Kraft des Römertums erlegen war, tritt eine Rückströmung ein. Überall im Westen des römischen Reiches breiten sich die orientalischen Religionssysteme aus, das ägyptische als Isistempel, das persische als Mithraskult, das kleinasiatische als Kybeledienst, der babylonische Sterndienst in den astrologischen Konventikeln der Chaldäer, das Judentum in den zahllosen Proselyten der Synagoge. Mit dieser Religionswanderung ist aber auch die Religionsmischung verbunden. Der religiöse Grundcharakter der Kaiserzeit ist der Synkretismus. Die einzelnen Nationalitäten, die im römischen Reiche zusammenwohnen, tauschen nicht nur ihre Erfindungen, ihre Wissenschaft, ihren Luxus miteinander aus, sondern auch ihre religiösen Vorstellungen, ihren Aberglauben, ihre heiligen Bücher und Zauberkünste. Das Resultat dieses Austausches war die Meinung, daß alle Völker die eine Gottheit verehren, aber jedes in besonderen Formen, und bald tritt uns überall die Neigung der Bevölkerung entgegen, in den Formen der fremden Religion die religiöse Befriedigung zu suchen, die die abgeleierten Riten und Liturgien der eigenen Tempel dem Gemüte nicht mehr gewähren. Das Neue und Fremdartige übte einen stärkeren Reiz. Die alten Agenden sind langweilig geworden. Statt von dem Wolkenschütterer Zeus, dem Ferntreffer Apollo, der reizumgürteten Cythere wollte man von dem leuchtenden Mithras, von der Göttermutter mit den vielen Brüsten, den Quellen alles Lebens, von den Leiden des Frühlingsgottes Attes oder der Trauer der Isis um Osiris hören. Die Weihen, symbolischen Handlungen und Mysterien der barbarischen Völker werden eifrig gesucht, ob sie vielleicht den Frieden geben werden, den die eigene abgestandene Religion nicht mehr schafft. Neue Formen der Askese, der Enthaltungen, Waschungen, Taufen werden empfohlen, um den Sünder zu entsühnen. Die orgiastischen Feste der Göttermutter, die verschleierten Geheimnisse des Isistempels, die blutigen Prüfungen der Mithrasgrotte bieten sich den geängsteten Gemütern als bestes Heilmittel an. Eine, in einer Zeit der politischen Heimsuchung, der gehäuften Blutschuld und der nervösen Ermüdung von Gewissensnöten gepeinigte, hysterisch gewordene Gesellschaft schreit nach einem rettenden Gotte, nach einem Heiland, sie versucht es mit allen Göttern, und keiner ist imstande, ihr Frieden zu geben. Wie sollten sie helfen, sie sind ja selbst nicht gut! Sie können nicht gut sein, denn sie sind blinde Naturmächte, die dem wilden, gesetzlosen Triebe folgen und kein Erbarmen kennen. Nur einer hatte ein Herz, der der spricht: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid", aber sein Kult ist verboten, weil er die andern ausschließt. So versucht man es der Reihe nach mit allen Mysterien. Die Entsündigung durch die Bluttaufe der Taurobolien, durch die Prüfungen der Mithrasgrotte, durch die

heiligen Formeln der Magier, durch die Pflanzenkost der Parsen, durch die orgiastischen Erregungen der Cybelefeste, alle müssen herhalten, um dem Sündenelend abzuhelfen. Man schwört darum seine nationalen Götter nicht ab, aber man versucht es auch mit den Mitteln der andern. Mit Widerwillen betrachteten Patrioten gleich Tacitus, wie das ganze Reich mit orientalischen Vorstellungen durchseucht wurde, aber eben diese Vermischung von Orient und Occident erzeugte die neue Weltanschauung, die ein Produkt dieses Synkretismus ist. Für den denkenden Geist entwickelte sich aus dieser Sachlage mit Notwendigkeit die Aufgabe, die verschiedenen Götter zu einer höheren Einheit zusammenzufassen. Gerade dem sich mehrenden „Göttergewimmel" gegenüber, wie Hans von Schubert sich ausdrückt, war der monotheistische Gedanke um so mächtiger geworden. An die Stelle des Glaubens an die Einzelgötter tritt immer mehr die Überzeugung einer Einheit des Alls. Der Logos der Platoniker, die Allseele und Weltvernunft der Stoiker, lösen jene Götter ab, die die Elemente bedeuteten, und die die nationale Beschränkung noch nicht überwunden hatten. Von den positiven Religionen entsprach dieser philosophischen Überzeugung von der Einheit der Gottheit nur eine, das Judentum: „Höre, Israel, der Herr unser Gott ist ein einiger Gott." Das Judentum war auch längst in diese Konkurrenz der Religionen eingetreten, um im Laufe der Jahrhunderte alle Mitbewerber aus dem Felde zu schlagen. Kaum eine andre Religion hat sich so schroff gegen fremde Elemente abgeschlossen wie die jüdische. Aber in der steten Berührung mit den Völkern des Ostens und Westens blieb auch der jüdische Glaube nicht unberührt von der synkretistischen Strömung, die die Welt ergriffen hatte. Griechische Spekulation, babylonische Astrologie, persischer Dualismus, ägyptische Symbolik und römische Sitte stürmten auf die Juden ein, und ihre Religion, die so partikularistisch gewesen war, bewies nunmehr ihr Selbstgefühl darin, daß sie sich als die absolute Religion betrachtete. Sie wendet sich an alle Völker des Erdkreises und verkündet, daß Weltherrschaft von Haus aus ihre Bestimmung gewesen sei. Der Zusammenbruch der alten Nationalkulte drängte mit Notwendigkeit auf eine gemeinsame neue Religion, und nun erwies sich das Christentum als die Form, in der das Judentum Weltreligion werden konnte. Nur die platonische Gottheit, die schöner ist als das Schöne und besser als das Gute oder der himmlische Vater, der seine Sonne scheinen läßt über Gute und Böse, konnten alle die Nationen um sich versammeln, die das römische Reich zu einem Staate zusammengeschmiedet hatte. So gehörte dem christianisierten Platonismus oder dem platonisierten Christentum die Zukunft. Von den Nationalgöttern war kein einziger dazu geeignet, der Heiland der Welt zu werden. Mit dem Eintreten in diese Konkurrenz wurde aber auch das Christentum hineingezogen in die Religionsmischung, und der Gnostizismus ist nichts andres als die Fortsetzung des synkretistischen Prozesses in das Judentum und Christentum hinein. Indem das Evangelium vom jüdischen Messias sich in die Sprache der Hellenen übertrug, hatte es sich auch hellenischen Vorstellungen vergesellschaftet. Eine Fülle von platonischen und stoischen Ideen, denen sich der christliche Glaube verwandt fühlte, die aber heidnische Arbeitserträgnisse, nicht

jüdische Mitgift sind, begegnet uns in der christlichen Literatur des zweiten Jahrhunderts. Der geistige Boden, auf dem alle die neuen Religionserscheinungen sich entwickeln, ist einerseits der Synkretismus, anderseits die hellenische Popularphilosophie, die ein Gemeinbesitz aller Völker geworden war. Die weltbürgerliche Moral und der Monotheismus der christlichen Apologeten läßt sich nicht mehr ausschließlich aus der Spruchsammlung Jesu und dem Alten Testament ableiten. Seneca, Plutarch und Epiktet liegen für ihre Erklärung zuweilen viel näher. Namentlich aber liefert der Platonismus den Rahmen, in den die philosophisch gebildeten Christen ihren Glauben hineinzeichnen. Die platonische Idealwelt, in der die reinen Formen wohnen, ist bei diesen christlichen Platonikern zum Vaterhaus geworden mit vielen Wohnungen; damit aber wird das Reich Gottes zum platonischen Jenseits, wie es früher ein künftiges Diesseits gewesen war. Die hebräische Vorstellung wird vergeistigt, die platonische versittlicht; es entsteht ein Neues, das auf Plato und Jesus zugleich gebaut ist. Indem das Christentum an dem Kampfe der Geister teilnahm, der die Zeit bewegte, trat es durch seinen Glauben an einen einzigen Gott mit den Bestrebungen der griechischen Philosophen ebenso in Reih und Glied wie mit den jüdischen Wanderlehrern, die Wasser und Land durchzogen, um die Heiden in ihre Synagogen zu ziehen. Für jüdische Missionare wie für christliche Apostel handelte es sich darum, die heidnische Mythologie zu widerlegen und die Last polytheistischer Überlieferung zu beseitigen, die für ihre aus dem Judentum hervorgegangene religiöse Überzeugung unannehmbar war. Mit dem Alten mußte aufgeräumt werden, theoretisch und praktisch. Diese Aufgabe veranlaßte eine bemerkenswerte Wendung in der Predigt der christlichen Missionare. Indem die Christen den heidnischen Aberglauben in Schule und Haus bekämpfen, wird das Christentum in gewissem Sinne eine Partei der Aufklärung; das ist der große Fortschritt des zweiten Jahrhunderts. Im ersten Jahrhundert war das Wesentliche für die Christen gewesen, zu glauben an die bevorstehende Ankunft des Messias, der das Reich errichten wird. Die Christen des ersten Jahrhunderts sind Schwärmer, die des zweiten sind Aufklärer. Sie bereiten der Kirche Jesu den Weg, indem sie die falschen Götter bestreiten und, wo sie können, heidnische Sitten ausrotten. So erweitert sich das Programm der neuen Religion, indem die Christen als angebliche „Atheisten" die Götter leugnen, und wie die jüdischen Aufklärer einen Krieg gegen alle heidnischen Bräuche führen. Es sind das Themata, die die jüdischen Missionstraktate schon lange unermüdlich besprochen hatten, die aber Jesus und die Apostel kaum je berührten, weil sie sich für jüdische Gemeinden von selbst verstanden. Jetzt aber, im Heidenstaate, wird der Kampf gegen den Polytheismus immer wichtiger. Wie die Apologeten auf den einen Gott gegenüber den vielen Götzen pochen, so spielt in den jüngeren neutestamentlichen Schriften die monotheistische Doktrin eine viel größere Rolle als in den älteren. Der Monotheismus bildet jetzt einen wesentlichen Teil der christlichen Verkündigung. Während bei dem Paulus der Briefe der Glaube an den einen Gott eine selbstverständliche Voraussetzung ist, verkündet der Paulus der Apostelgeschichte

als stoischer Wanderlehrer den einen Gott, in dem wir leben, weben und sind (Apg. 17, 22 f.). Nicht anders bezeichnet er den Bewohnern von Lystra als Forderung seines Evangeliums, „daß ihr euch bekehren sollt von den falschen Göttern zu dem lebendigen Gott, welcher gemacht hat Himmel und Erde und Meer und alles, was darinnen ist" (14, 15 f.). Ebenso ist für den vierten Evangelisten (17, 3) das das ewige Leben, daß sie den allein wahren Gott und den, den er gesandt hat, erkennen. Daß Gott Geist ist und im Geist und der Wahrheit angebetet sein will, daß er Licht ist und keine Finsternis in ihm (1. Joh. 1, 5), daß wir in seiner Wahrheit wandeln müssen, das wird stets wiederholt und beweist, daß die monotheistische Doktrin jetzt eine stärkere Bedeutung für die aus den Heiden ausgesonderte Gemeinde hat als vordem für die judenchristliche, für die sich der Monotheismus von selbst verstand. Das Bewußtsein, daß sie hier in Reihe und Glied mit den griechischen Weisen fechten, fehlt auch den neutestamentlichen Schriftstellern nicht ganz. So läßt die Apostelgeschichte Paulus zu den Athenern von dem einen Gotte sagen, er sei das Prinzip alles Lebens, „wie auch etliche Dichter bei euch gesagt haben: wir sind göttlichen Geschlechts".

Dieser verstärkte Angriff auf den heidnischen Polytheismus traf bereits morsche Mauern. Der Götterglaube existierte nur noch als Aberglaube des gemeinen Mannes, die Gebildeten waren ihm entwachsen. Die synkretistische Religion der Söhne erwies nicht dieselbe Widerstandskraft wie der naturwüchsige Nationalkultus der Väter. Im Zusammenströmen aller Kulturen schwemmte eine Gottheit die andre hinweg; aber die gesunden Elemente der verschiedenen Kulturen reichten sich die Hand. Das Beste, was die neue Zeit hervorgebracht hatte, die Moral des Seneca und die Ethik des Epiktet, war der der Christen innerlich verwandt und vertrug sich mit ihr; Venus, Mars, Merkur, Jupiter aber vertrugen sich mit keiner Moral mehr, weder mit der lateinischen noch der griechischen. Nur Jesu Lehre entsprach den geläuterten moralischen Anschauungen der Stoa. Die Stoa hat den letzten Versuch gemacht, der eigenen Kraft vertrauend und sich von der Knechtschaft der Außenwelt befreiend, das Tugendideal des auf sich gestellten Weisen zu verwirklichen. Das Ich sollte des Ichs Erlöser sein. Aber immer mehr schwindet dieses Vertrauen auf die eigene Kraft. Das Gefühl der Erlösungsbedürftigkeit, die Sehnsucht nach Hilfe von oben ist zum Durchbruch gekommen. Aus dieser Stimmung ist der Glaube an gütige hilfreiche Mittelwesen geboren, wie er im Platonismus und Philonismus theoretisch begründet wird, von niemandem aber frömmer und gläubiger vorgetragen wurde als von Plutarch von Chäronea, dessen Blütezeit in die Regierung Trajans und Hadrians fällt. Wie Philo den Logos, so hat Plutarch die Dämonenwelt zur Hauptstütze seiner Spekulation gemacht. Hatte Philo den Zusammenhang zwischen dem geistigen Gotte und der sinnlichen Materie durch den Logos, die Erzengel und Engel hergestellt, die als Himmelsleiter die obere Welt mit der unteren verbinden, so löst bei Plutarch das Mittelreich der Dämonen diese Aufgabe. Die guten Dämonen reichen der Seele die Hand und ziehen sie nach oben, sie winken ihr mit dem Siegeskranze und stützen und stärken sie, wenn sie schwach wird.

Aber es gibt auch böse Dämonen, denen Plutarch die unsittlichen Züge der Mythologien auf die Rechnung setzt, und die verantwortlich sind für die Übel der Welt. Die Dämonenwelt gehört für Plutarch durchaus zur Vollständigkeit des Weltzusammenhanges, und wer sie leugnete, der würde, nach Plutarch, eine ähnliche Lücke in die Harmonie des Alls reißen wie einer, der zwischen Erde und Sternen die Luft hinwegnähme. Hatte die heidnische Philosophie den Weg zu dem einen Gotte gefunden, so fand sie jetzt auch den Weg zu dem göttlichen Mittler. Die Lehre von den Herrschaften, Mächten, Gewalten und Geistern der Luft, mit der der Epheser- und Kolosserbrief arbeitet, ist dieser plutarchischen Dämonenlehre verwandt, während die Logoslehre des Hebräerbriefes und des vierten Evangeliums dem Systeme Philos ganz nahesteht. In gleicher Weise aber ist die philonische Logoslehre und die plutarchische Dämonenlehre der Vorstellungskreis, in den die gnostischen Philosophen ihre Systeme eingliedern.

Der Name Logos wird in der Apokalypse und dem vierten Evangelium dem Messias beigelegt und damit der jüdische Messias in diese Hierarchie der himmlischen Wesen Philos aufgenommen, wobei der Hebräerbrief sofort nachdrücklich feststellt, daß Christus höher stehe als alle Engel. Indem sie ihren Heiland zur obersten Sprosse machen auf der Leiter der Mittelwesen, die Oberes und Unteres verbindet, beteiligen sich die Christen an der Lösung der spekulativen Aufgabe, den Dualismus zwischen Gott und Materie zu überbrücken, die die Philosophie der Zeit vornehmlich beschäftigte. Da konnte es nicht ausbleiben, daß sich auch solche Suchende in die Reihen der christlichen Denker drängten, denen es weniger darum zu tun war, ihr Leben nach den Vorschriften Jesu zu gestalten, als darum, die christlichen Vorstellungen zur Ausstattung ihrer eigenen Theosopheme zu benutzen. Es traten Religionsphilosophen auf, die nach Weise der hellenischen Mysterienvereine für ihre in allen Farben schillernden religiösen Systeme Propaganda machten und ihre Zusammenkünfte mit einem aus den andern Mysterien und Kulten zusammengeborgten Ritus geheimnisvoll ausstatteten. Die Religion der Zeit war der Platonismus, aber auch für ihn suchten diese „Verkündiger neuer Götter" einen andern Mythus, da der alte verbraucht war. Die Platoniker hatten den Widerstreit in der Natur Ares, die verbindenden Kräfte Eros, den Weltbildner Demiurg, die Weltseele Psyche oder Nous genannt und hatten in sinnvollen Erzählungen und Kombinationen philosophisch tiefsinnige Mythen gedichtet. Jetzt waren diese Gestalten des platonischen Mythus nicht mehr neu genug. So wählten die gnostischen Philosophen den Logos, Christus, Sophia, Jehova, das verlorene Schaf, die Ekklesia, das Weib, das den Sauerteig unter das Mehl mengt, den Satan, Judas und andre Gestalten des Alten und Neuen Testaments zu Trägern ihres Mythus. Durch solche Namen klang die neue Weisheit christlich, während sie dem Sinne nach Platonismus, Stoizismus oder Eklektizismus war. Damit zieht die synkretistische Strömung auch die christlichen Vorstellungen in ihren Bereich. Die griechischen Symbole erhalten neutestamentliche Namen, die orientalischen Religionsbegriffe werden christlich interpretiert. Was die Christen bis jetzt als Tatsache geglaubt hatten,

wird hier Symbol, Allegorie. Man erreichte mit diesem Gebrauch alttestamentlicher und christlicher Namen, daß die eigene neue Weisheit fremdartig, altehrwürdig aussah und aus der Heimat des Lichtes, dem fernen Osten, zu stammen schien. Wenn schon die mehr zerflossenen orientalischen Naturgottheiten sich besser zu Symbolen des philosophischen Mythus eigneten als die fest umrissenen Gestalten des griechischen Olymps, so boten diese fremden Namen des Judentums und Christentums noch weiteren Spielraum und größeren Reiz. Die seit der Wende des Jahrhunderts überall im römischen Reiche auftretenden, halb philosophischen, halb religiösen Schulen, die wir trotz ihrer sehr verschiedenen Ausgangspunkte mit dem Sammelnamen Gnostiker zu bezeichnen pflegen, sind ein Beweis, wie sehr dieses Zeitalter nach einer neuen Religion verlangte. Die römische Weltherrschaft hatte bei den Völkern den Glauben an ihre Götter ins Wanken gebracht und damit auch die Sitte der Väter erschüttert. Mit der sittlichen Verwilderung und religiösen Unsicherheit steigerte sich naturgemäß das Gefühl des Erdenelends, und die Sehnsucht nach Erlösung wurde stechender. Seit der Glaube an ihre Götter den unterjochten Völkern keinen Halt mehr gab, wußten sie auch im Universum nicht mehr aus noch ein; die Menschen fragten, was sie mit sich anfangen, wie sie das Leben erklären sollten? Hatte die Religion keine Antwort mehr, so wendete man sich an die Philosophie. „Das sind die Fragen der Häretiker," sagt Tertullian, „woher das Übel, und warum ist es? Woher stammt der Mensch, und wie ist er entstanden?" Wozu dann noch Valentinus die Frage fügt: „Woher ist Gott?" (De praescriptione haereticorum c. 7.) Die Sehnsucht nach Offenbarung und Erlösung, die das religiöse Leben des zweiten Jahrhunderts so tief bewegte, ist auch die Quelle der gnostischen, wie so vieler andern Mysterienvereine. Daß diese Schule da auftrat, wo lokal Orient und Occident, asiatische und griechisch-römische Kultur aufeinandertrafen, ist leicht erklärlich. Wiederum wird Ephesus der Ausgangspunkt einer neuen Sekte. Aber auch die Hauptstadt wurde durch Marcion, Valentinus u. a. ein Mittelpunkt der gnostischen Bewegung. Neben Rom, wo alle Schulen sich zusammenfanden, gemäß dem orbis in urbe erat, waren die Hauptsitze dieser Religionsmengerei das prokonsularische Asien, Alexandrien und Antiochien, daneben die Inseln des Mittelmeeres, an denen die Schiffer aller Nationen anlegten und sich ihre Heiligtümer bauten. Auf diesen Grenzgebieten flossen parsischer Dualismus, der den Weltprozeß als ewigen Kampf eines guten und bösen Prinzips versteht, Buddhismus, der durch Entweltlichung das individuelle Leben zur unterschiedslosen Einheit des Nirwana zurückleitet, platonischer Glaube an eine Idealwelt und christliche Erlösungslehre ineinander. Starke Römerhand hatte, um einen Ausdruck von Herman Grimm zu wiederholen, die Schleusen zwischen den Meeren des Ostens und Westens aufgezogen, und nun fluteten ihre Gewässer zusammen. So entstand die Mischbildung, die wir den Synkretismus nennen. Der Gnostizismus aber ist diejenige Erscheinung, die uns das Wesen des Synkretismus am vollkommensten kennen lehrt. Diese neue Richtung der Geister griff mit der Gewalt einer Seuche um sich. In Alexandrien tritt im Anschluß an die philonische Religionsphilosophie der

platonisierende Gnostizismus der alexandrinischen Schule uns entgegen, in Antiochien, wo sich das Christentum mit den dualistischen Religionssystemen des Orients begegnete, der dualistische syrische Gnostizismus, aber auch Kreta, Cypern, Kephalene, Mitylene werden als Sitze der Gnosis erwähnt. Platonismus oder Parsismus ist gemeinhin der Hintergrund dieser Systeme. Gott ist das denkbar Beste. Schöner und besser könnte er durch Veränderung nicht werden, schlechter zu werden, wäre seinem Begriffe zuwider, so ist er unveränderlich und über jede Berührung mit der schlechten Materie erhaben. Die entgegengesetzte Sphäre ist die Endlichkeit. In ihr herrschen die Finsternis, die Vergänglichkeit, die Lüge, der Schmerz, das Elend. Mit ihr sich zu berühren, würde dem Wesen Gottes widersprechen. Aber es gibt Mittelwesen. Das Göttliche floß infolge seiner überschwenglichen Fülle gleichsam über, und so ging aus der Gottheit durch Emanation eine lange Reihe von Äonen, ewigen, göttlichen Wesen hervor, die an göttlichem Gehalt ärmer werden, je ferner sie dem göttlichen Urquell stehen, bis die letzten durch Unglück oder Schwäche sich mit dem Reiche der endlichen Materie vermischen. In dieser gemischten Sphäre bildet der Demiurg aus beiden Elementen die untere Welt. Die Weltschöpfung dient der Rettung der in die Hyle geratenen Lichtteile, aber der Demiurg ist nicht imstande, die Erlösung zu vollenden. Es muß der oberste Äon, der Sohn, Mensch werden, um die herabgesunkenen Lichtteile in die obere Welt zurückzuführen. Bei den platonischen Gnostikern führt die Emanation von selbst zur schließlichen Vermischung von Geist und Materie, bei den syrischen tritt sie ein durch den Konflikt des Lichtreiches mit dem Reiche der Finsternis, das Teile des Lichtreiches an sich reißt. Hier wie dort ist durch diese Vermischung ein Substrat für eine Erlösungslehre gegeben, die es den Bekennern erlaubte, sich Christen zu nennen. Die langen Äonenreihen, die die gnostischen Systeme aufstellen, sollen das Hervorgehen der sinnlichen Welt aus der geistigen dialektisch vermitteln. Am klarsten tritt das bei dem Alexandriner Valentinus hervor, der seit 140 in Rom lehrte und 160 auf Cypern starb. In seinem hochpoetischen Mythus entwickelte er, wie der Urgrund alles Seienden (Propator und Autopator) in sich selbst ruht. In seiner seligen und erhabenen Einsamkeit ist er nur sich selbst bekannt, aber das tiefe Schweigen, das ihn umgibt, die Sige, bildet mit ihm die erste Syzygie. Aus Urgrund und Urstille gehen das Bewußtsein und die Wahrheit hervor, diese zeugen den Logos und das Leben, diese den himmlischen Menschen und das Urbild der Kirche. So geht das Zeugen weiter, indem die dialektisch auseinander abgeleiteten Begriffe poetisch als auseinander hervorgehende Zeugungen beschrieben werden. Diese Äonenleitern sind es, die das Diesseits und Jenseits verbinden, und die 1. Timoth. 1, 4 und Titus 3, 9 die Mythen und endlosen Genealogien genannt werden, auf die christliche Gläubige sich nicht einlassen sollen. Als den ältesten Gnostiker bezeichnen Irenäus und Hippolyt den Judenchristen Cerinth, der aus der Religionsmengerei in Ephesus hervorgegangen ist, und den die dortige Johannessage noch mit dem Zebedäiden zusammenbringt. Wie Cerinth für diese Überlieferung „der Feind der Wahrheit" ist, mit dem Johannes nicht die gleiche Luft atmen mag, so ist er auch für

die Pastoralbriefe und katholischen Briefe Ziel ihrer Polemik, obwohl sie seinen Namen nicht nennen. Nach Irenäus unterschied Cerinth den obersten Gott von dem Demiurgen, dem Weltschöpfer, der den wahren Gott nicht einmal kennt. Der Mensch Jesus ist der Sohn von Joseph und Maria, erst bei der Taufe verbindet sich der himmlische Christus mit ihm, indem er in Gestalt einer Taube sich auf ihn niederläßt. Nur der Mensch Jesus leidet am Kreuze, der Christus kehrt, nachdem er seine Offenbarungen ausgerichtet hat, zum Vater zurück. Nach Hippolyt lehrte Cerinth, daß das Gesetz durch Engel gegeben wurde und der alttestamentliche Jehova gleichfalls nur ein Engel sei. Die meisten Pfeile, die die Pastoralbriefe, und die sogenannten katholischen gegen die falsche Gnosis versenden, zielen auf diese Lehren Cerinths, was die oft ausgesprochene Vermutung bestätigt, daß einige dieser Briefe in Ephesus oder wenigstens in Kleinasien entstanden sind.

Aus den Berichten aller Kirchenväter ist ersichtlich, mit welcher Entrüstung die ehrlichen alten Christen diesem Mißbrauche ihrer Heilsgeschichte gegenüberstanden, und als diese Neuerer sich in die christlichen Gemeinden der großen Städte eindrängten und hier Material suchten für ihre Gründungen, kommt es auch zum literarischen Kampfe gegen dieses fremde Element. Aus den Schriften, die Justin, Irenäus und Hippolyt zur Widerlegung der gnostischen Schulen schrieben, müssen wir uns über sie orientieren, wobei freilich nicht zu verkennen ist, daß die Referate dieser Väter recht mangelhaft ausgefallen sind. Daß jemand solche Dinge gelehrt habe, wie Irenäus sie den Gnostikern aufbürdet, ist schon schwer zu verstehen, daß sich aber große Kreise fanden, die ihnen das sollen jahrhundertelang geglaubt haben, ist doch wohl ausgeschlossen. Die gnostischen Systeme, wenn sie solchen Anklang fanden, können nicht so albern gewesen sein, wie die orthodoxen Lehrer berichten. Irenäus erzählt den symbolischen Mythus als nackte Geschichten, und gibt so Zerrbilder, die jedes Urteil erschweren. Aus dem Mythus wird bei ihm ein Märchen. Wenn Valentinus erzählt, im Anfang war der Urgrund und das Schweigen, das ihn umgab, und diese erzeugen die Uranschauung, der das Wort sich gesellt, so ahnen wir wohl, welche spekulative Betrachtung dieser Gedankenentwicklung zugrunde liegt. Es ist dieselbe, in deren Zusammenhang die deutsche idealistische Philosophie Gott die Aseität (das Aus-sich-sein) zuschreibt und ihn die Welt setzen läßt, um durch den Gegensatz sich selbst objektiv zu werden, oder um seinen Liebesdrang an einem Objekt befriedigen zu können. Uns liegt diese Weise, ein System nicht dialektisch in Begriffen zu entwickeln, sondern hinter dem Schleier sinnvoller Bilder und Vorgänge ahnen zu lassen, fern; aber diese Methode muß doch mehr als eine momentan faszinierende Kraft gehabt haben, wenn eine Schule, wie die des Gnostikers Valentinus, noch bis zum vierten Jahrhundert sich hielt und unter Theodosius dem Großen durch ihre Tempelbauten noch immer die Eifersucht der Orthodoxen wecken konnte. Eine Scheidung von Bild und Begriff in diesen gnostischen Systemen ist für uns nicht mehr möglich. Bei manchen platonischen Mythen stehen wir ja vor dem gleichen Problem; überall geht der Gedanke in Bilder über, und das Bild läßt wieder einen Gedanken durchscheinen.

Im Symbol, in der Allegorie, ist ernstgemeinte Wahrheit und dichterisches Spiel ungeschieden. Aber halb verstandener Tiefsinn hat stets etwas Verführerisches für suchende Geister gehabt. Für das Christentum gefährlich wurden diese Koalitionen, seit in allen großen Städten sich Konventikel dieser Art bildeten, die ihre synkretistische Religionsmengerei für das wahre Christentum Christi ausgaben, während sie doch ein Gemisch von platonischer Philosophie und dualistischer Naturreligion war. Die Karpokratianer behaupteten, ihre Lehre sei die Geheimlehre, die Jesus seinen Jüngern vertraulich fortzupflanzen geboten habe. Basilides führt seine Weisheit auf Glaukias, einen Dolmetscher des Petrus, zurück; Valentinus macht den Ergänzungsapostel Matthias zum Garanten seiner Tradition. Was sie gaben, sollte also die rechte Lehre Jesu sein, die die zwölf Judenapostel mißverstanden und verderbt haben. Da der Gnostizismus auftrat in einer Zeit, in der die Scheidung des Christentums vom Judentum sich bereits vollzogen hatte, ist das Alte Testament für die Gnostiker keine heilige Schrift. Sie unterscheiden auch den wahren Gott von dem alttestamentlichen Demiurgen, der Himmel und Erde gemacht und das jüdische Gesetz gegeben hat. Gnostiker wie Marcion stellen die Vorschriften Jesu und die des Alten Testaments sogar in grundsätzliche Antithese, und wegen seiner Herabsetzung des Demiurgen galt Marcion den Christen als „Lästerer des Schöpfers". Eine Religion der Erlösung wollte aber auch der Gnostizismus sein, indem er Mittelwesen lehrte, die eine Brücke von dem dunkeln Diesseits zu dem lichten Jenseits, von der unteren nach der oberen Welt bilden sollten, um den Riß zu heilen, der in das All gekommen ist. Welten von Äonen werden hineingeschüttet in die Kluft, die das Dort von dem Hier trennt. An der Spitze dieser Mittelwesen steht das unmittelbare Ebenbild und Abbild Gottes, das schon Philo den Sohn oder den Logos genannt hatte. Indem die gnostischen Theosophen ihre Spekulationen in der Form eines Mythus vortragen, der die christlichen Evangelien nachahmt, wird die gnostische Heilslehre eine Parodie des Evangeliums, zugleich freilich auch eine Parodie der heidnischen Mysterien. In der Gnosis treten neben Jehova, Jesus und Maria auch Dionysos, Hera und Persephone auf, und ebenso sind Kreuz, Abendmahlskelch und Brot mit den Symbolen der Eleusinen und andrer heidnischen Mysterien vermischt. Wir finden Koalitionen aller Art, aber der religiöse Gedanke, den diese Mythen, Symbole und Allegorien veranschaulichen, ist im Grunde überall derselbe: die Überwindung der Ferne von Gott durch einen Mittler und Erlöser, der hier Christus heißt, wie er in andern Mysterien Hermes, Demeter, Attes, Mithra oder Apollo genannt wird. Darum aber, weil diese Philosophen zu dem Problem der Überwindung des Dualismus die christliche Heilsgeschichte am besten brauchen konnten, darum bestanden sie selbst darauf, Christen zu heißen, aber Christen höherer Ordnung, Wissende, Gnostiker. Bis zum Martyrium ging allerdings ihr Christentum selten. Die Väter werfen ihnen einstimmig vor, daß sie bei der Verfolgung regelmäßig die verlangten Opfer geleistet hätten, was ihr Synkretismus ihnen erlaubte. Gegenüber der Gemeinde, den gemeinen Christen, wollen die Gnostiker die Wissenden

sein. In der Gnosis, der wahren Erkenntnis, suchen sie die befreiende Kraft der Religion. Irenäus sagt von dem Valentinianer Markus, er lehre, die Erlösung sei eben die Erkenntnis des unaussprechlich Großen. Alles Leiden stammt aus Unwissenheit; in der Erkenntnis aber wird das aus der Unwissenheit stammende Wesen aufgelöst. Daher sei die Erkenntnis die Erlösung des inneren Menschen. Die Wahrheit wird euch frei machen, heißt es auch hier. Der innere Mensch, der vom Fleische unterdrückt ist, wird erlöst durch die Erkenntnis, so wie bei Plato die Seele heimkehren darf in die Gefilde der Wahrheit, die dreimal den Beruf eines Philosophen erwählte. Gnosis ist Erlösung, aber die Erkenntnis kann nur dem zuteil werden, der aus der oberen Welt ein Pneuma (einen Hauch des göttlichen Geistes) mitgebracht hat: ohne Pneuma keine Gnosis, ohne Gnosis keine Erlösung. Das befreiende Prinzip ist darum bei allen Gnostikern die Philosophie, die rechte Lehre. Daher die Polemik der Pastoralbriefe, des Irenäus und Hippolyt gegen die fälschlich sogenannte Gnosis, die doch nur ein ewig leeres Gerede ist und keine Kraft von oben. „Sie lernen immerdar und können es doch zu keinem Ziele bringen." Das hochmütige Herabsehen des Gnostikers auf den Psychiker, der für die Wahrheit unfähig ist, erbitterte die christlichen Lehrer, und eine solche Überschätzung irdischer Weisheit war ja auch dem Genius dessen zuwider, der dem Vater gedankt hatte, daß er den Weisen verborgen habe, was er den Unmündigen offenbarte, und der gebot: „Lasset die Kindlein zu mir kommen, denn solcher ist das Reich Gottes." Die Gnostiker erklärten, nur wer ein höheres Pneuma habe, könne in die pneumatische Welt gelangen, der Jesus des ersten Evangelisten lehrte vielmehr: „Selig sind die, die geistig arm sind, denn ihrer ist das Himmelreich." Wenn Basilides meinte, höchstens einem unter tausend oder zweien unter zehntausend könne man die wahre Wahrheit anvertrauen, so ist das eine Warnung, die das Gegenteil von Jesu Befehl ist, die Wahrheit von den Dächern zu predigen. Das platonische Wort: „Der Thyrsusschwinger sind es viele, der Mysten aber wenige," ist auch die Meinung der Gnostiker; das aber ist aristokratischer Platonismus und nicht demokratisches Christentum. Daß die Kirchenväter gegen diese Nachahmer ihrer Bräuche viel gereizter polemisieren als gegen irgendeinen heidnischen Kult, erklärt sich eben daraus, daß die Gnostiker verwandte Gedanken und Mittel der Erlösung anboten wie die Kirche und dadurch der christlichen Propaganda den Wind aus den Segeln nahmen. Auch die Askese der strengeren gnostischen Sektierer, die ihnen nach 2. Tim. 3, 5 das „Ansehen der Gottseligkeit" gab, wirkte verführerisch gerade auf ernstere Gemüter, die sich sonst vielleicht der Gemeinde zugewendet hätten, und wenn diese Adepten des Synkretismus sich nun gar am Tische der Gemeinde niederließen und ihren gnostischen Christus für den wahren Christus erklärten, so waren sie den Vätern verhaßter als ein einfacher Heide. Die Gnostiker waren gefährliche Konkurrenten, die Heiden nicht.

Ludwig XIV. und Madame de Maintenon.

(1635—1714.)

Von

Lady Blennerhassett.

Einleitung.

Ein Charakterbild, das in der Geschichte schwankt — so bezeichnen wohl die meisten noch heute das der merkwürdigen Frau, deren Schicksale ans Märchenhafte streifen.

Schon zu ihren Lebzeiten wußte sie, wie sehr die Urteile in bezug auf ihre Person sich widersprachen, und wie die Größe einer Stellung, die von den Menschen mit dem Begriff des Glücks verwechselt wurde, das Vergehen blieb, das sie ihr nicht verzeihen konnten.

Auf der Höhe ihrer Laufbahn schrieb sie das Bekenntnis nieder:

„Ich habe keine Leidenschaften, keinen Haß, keine Rachsucht, keine Interessen, keinen Ehrgeiz . . . Viele Leute glauben, daß ich mit Vorsatz und Überlegung dahin gelangte, wo ich bin. Selbst meine Freunde denken so. Der Marschall v. Crequi sagte zum Abbé Testu: ‚Or ça, Herr Abbé, reden wir von dieser Frau. Sie muß gewaltigen Verstand und einen überlegenen Genius besitzen, um an ihrem Kaminfeuer den Plan zu einer Erhebung wie die ihrige gefaßt zu haben.' Ach nein. Gewiß nicht. Nicht ich brachte mich dahin, wo ich bin. Das tat Gott allein. Ich hatte es weder gekonnt noch gewollt."

Es stand in ihrer Macht, wenn nicht den Zeitgenossen, so doch deren Nachkommen, das Geheimnis ihres Lebens zu enthüllen. Sie tat es nicht, sondern sie vernichtete alle Schriftstücke, die den Schlüssel dazu enthielten und blieb, aus freiem Entschluß, ein Enigma für die Welt.

Nur solche Briefe, deren Inhalt sie für harmlos hielt, und deren klarer, überlegter, mehr korrekter als glänzender Stil, deren nie versagende Vernünftigkeit von ihrem Gegner Saint-Simon nicht weniger als von späteren Kritikern, an ihrer Spitze Sainte-Beuve, bewundert wurden, fielen einem berühmten Fälscher, La Beaumelle, in die Hände. Durch Freunde und Verwandte von Madame de Maintenon, die ihm vertrauensselig genug so ziemlich alles überließen, was sie von ihr besaßen, wurde er in den Stand gesetzt,

nicht nur viele Bände ihrer vorgeblich authentischen Korrespondenz, sondern auch Memoiren zu ihrer Geschichte zu veröffentlichen. Dies geschah zwischen 1752 und 1755. Des damals sechzigjährigen Voltaire bestes historisches Werk, „Le Siècle de Louis XIV", war erschienen. Voltaire entdeckte sogleich, daß La Beaumelles Kompilation, „ein absurdes, schamloses Machwerk", wie er es bezeichnet, von falschen Angaben und Entstellungen wimmelte. Zu den Noten zu seiner Geschichte Ludwigs überführte er ihn der Fälschungen und nennt ihn kurzweg „un fripon".

Durch die Briefe jedoch ließ auch Voltaire sich täuschen. Obwohl, sagt er, fast alle Datierungen derselben unrichtig seien, so halte er dennoch es beinahe für unmöglich, ihren natürlichen, den Stempel der Wahrheit tragenden Charakter nachzuahmen. La Beaumelle hatte das gar nicht versucht. Vielmehr glaubte er Frau von Maintenons Andenken einen Dienst zu erweisen, indem er ihren Briefen, nach dem Geschmack des 18. Jahrhunderts, durch Änderungen und Interpolationen eine pikante, romantische Färbung gab. So ist, um nur ein Beispiel anzuführen, die seitdem beständig zitierte Äußerung in bezug auf Ludwig XIV.: „Ich schicke ihn immer betrübt, niemals verzweifelt weg", eine Erfindung von La Beaumelle, der ganze Reihen vorgeblicher Korrespondenzen von Madame de Maintenon erdichtete. Nach Voltaire hat er noch Historiker wie Ranke in Deutschland, Michelet in Frankreich irre geführt, bis endlich ein gewissenhafter Forscher, Th. Lavallée, sich der Mühe unterzog, den Wortlaut wenn nicht aller, so doch vieler Briefe nach dem ursprünglichen Text wiederherzustellen und von 1856 an in einer Reihe von Bänden zu veröffentlichen. Es war Zeit! Während so der Wahrheit Bahn gebrochen und Madame de Maintenon in eigener Sache das Wort gelassen wurde, traten, fast gleichzeitig, ein Jahrhundert nach Voltaire und La Beaumelle, zwei unerbittliche Ankläger gegen sie auf den Plan. Sie hießen Louis de Rouvray, Herzog von Saint-Simon und Elisabeth Charlotte von der Pfalz, Herzogin von Orléans.

Die 1651 geborene, 1721 gestorbene Herzogin, der 1675 geborene Saint-Simon, der sie bis 1755 überlebte, kannten sich und hatten merkwürdige Züge der Ähnlichkeit. Sie schrieben beide, unaufhörlich; sie waren beide von einem ebenso kleinlichen wie grenzenlosen, geradezu krankhaften Hochmut erfüllt, sie haßten beide, unerbittlich, und zwar vor allem eine und dieselbe Person, nämlich Madame de Maintenon, die sie mit und ohne Grund beschuldigten, die Geltendmachung ihrer beiderseitigen Ranganssprüche bei Hof aufs empfindlichste geschädigt und ihren Einfluß auf den König zum Nachteil, nicht nur ihrer selbst, sondern der ganzen königlichen Familie und derjenigen, die ihnen am nächsten standen, aufgeboten zu haben.

Die Kenntnis der Person des Anklägers ist bekanntlich ein Erfordernis zur richtigen Wertung der Anklage. Nach dem Maßstab seines, man darf wohl sagen einzigartigen Talentes hat Saint-Simon, der Verleumder von Genie, den Vortritt.

Er war ein ehrenwerter Mann, ein treuer Gatte, der Freund der besten und erleuchtetsten Männer in Staat und Kirche seiner Zeit. Ludwig XIII.

hatte seinen Vater zur Würde eines Duc et Pair, der ersten Frankreichs, erhoben, und wenn es auch Leute gab, die lächelnd die Achseln zuckten, wenn sie von einem Stammbaum hörten, der auf die Zeit Karls des Großen zurückführte, so glaubte doch Saint-Simon an das in seinen Adern rollende Blut der Kapetinger und an das diesem Blut entstammende Recht, alle niedrig oder auch nur zweifelhaft vornehm Geborenen mit wegwerfender Verachtung zu strafen. Derselbe Memoirenschreiber, dessen unsterbliche Charakterschilderungen und historische Meisterbilder mit denen des Tacitus, und nicht zu seinem Nachteil, verglichen worden sind, verschwendet Hunderte von Seiten an die Lösung einer Frage der Hofetikette, an die Widerlegung erhobener Ansprüche, an die Verfolgung, ja an die Verhöhnung von Menschen, die es gewagt hatten, sich mit ihm, dem Hüter aristokratischer Privilegien, zu messen!

An dieser, bis zur Monomanie gesteigerten, Selbstüberschätzung scheiterte die Laufbahn des Mannes, die dem Trugbild, das er sich gemacht hatte, nicht entsprach. Saint-Simon, der seinen Vater früh verlor, blieb als Jüngling in Versailles unbeachtet, ergriff den militärischen Beruf, ohne es in demselben zur Auszeichnung zu bringen, entwarf, in den Tagen des Niedergangs der Macht Ludwigs XIV. und der Not des Volkes, ein Reformprojekt, das die Leitung des Staates durch den Adel voraussetzte und toter Buchstabe blieb. Erst nach des Königs Tod, unter der Regentschaft des Herzogs von Orléans, kam für Saint-Simon eine kurze Periode der Gunst, mehr als des Einflusses, die er noch Jahrzehnte hindurch in der Zurückgezogenheit des Alters überdauerte.

Die Kränkungen und Enttäuschungen des Ehrgeizes und der Eigenliebe, das leidenschaftliche Interesse an den Staatsgeschäften, den Hofintrigen, den wirklichen oder vermuteten Hintertreppengeheimnissen, die sich selbst ihm entzogen, begeisterte Freundschaft für die einen, blinder, tödlicher Haß für andre, alles mit einem Wort, was in seiner ungestümen Seele gärte und tobte, vertraute Saint-Simon einem Tagebuch — den späteren Memoiren —, das er vor seinem zwanzigsten Jahre begann. Wir sind heute über die von ihm benützten Quellen aufs genaueste aufgeklärt. Die Bedeutungslosigkeit, nicht seines Ranges, aber seiner anfänglichen Stellung, dazu lange und häufige Abwesenheiten von Versailles verwiesen den Chronisten damals und später auf bereits vorhandene Aufzeichnungen und Memoiren, auf mündliche Mitteilungen ihm nahestehender, am Hofe lebender Personen. Daß er nicht wählerisch war und weder den Klatsch noch das Pamphlet verschmähte, wurde durch die Schärfe der Beobachtungsgabe und die Virtuosität des Stils anscheinend ausgeglichen. Saint-Simon ist kein La Beaumelle: er fälscht nicht. Das von ihm angestiftete Unheil besteht darin, daß er seinen Gegnern die niedrigsten Motive, die verwerflichsten Berechnungen unterschiebt und, wo er ihre Handlungen nicht angreifen kann, so doch, Wahres mit Falschem vermischend, ihre Absichten verdächtigt und jede Verleumdung gegen sie kritiklos als Tatsache hinstellt. Und Saint-Simon ist kein gewissenloser Mann, wenigstens glaubt er, kein solcher zu sein. Er stellte sich im Greisenalter und in einer merkwürdigen Vorrede zu den Memoiren die Frage, ob denn

ein Christ berechtigt sei, von seinem Nächsten das Schlimmste zu offenbaren, und den Ruf, auch des Feindes, preiszugeben? Aber er hielt die Antwort bereit, es sei das unbestrittene Recht des Berichterstatters, die Wahrheit zu sagen und das Schlechte zu brandmarken. Und überdies konnte er zu seiner Entlastung darauf hinweisen, daß ja kaum ein paar Vertraute diese Memoiren kannten, daß er selbst auf den Ruhm verzichtete, sie zu veröffentlichen und es der unbekannten Nachwelt überließ, über ihn und seine Welt zu richten.

Als das geschah, regierte über Frankreich Napoleon III., und der Zufall wollte, daß, während Saint-Simon einstimmig von der Kritik an die erste Stelle in der französischen Memoirenliteratur gehoben wurde, deutsche Forscher, an ihrer Spitze Ranke, sich um Veröffentlichung der Korrespondenzen zu bemühen begannen, mit denen Elisabeth Charlotte ihre deutschen Verwandten, fünfzig Jahre lang und Tag für Tag, förmlich überflutet hatte.

Mit jedem neuen „Briefwechsel" der deutschen Lise Lotte geriet Madame de Maintenon, um sich des trivialen Ausdrucks zu bedienen, vom Regen in die Traufe. Der hochmütige, zornige Herzog von Saint-Simon vergaß ihr nie, daß sie ihn nicht bemerkt, ja seinen Namen gar nicht genannt hat und seiner Feindschaft sich nie bewußt geworden ist. Die Gründe des Hasses der Herzogin von Orléans liegen tiefer und waren der Dame bekannt.

Bildlich wenigstens, wenn auch nicht, wie Saint-Simon sich berichten läßt, in Wirklichkeit, lag eines Tages die stolze Wittelsbacherin vor der niedriggeborenen, anonymen Königin von Frankreich auf den Knien, um Abbitte für die ihr zugefügten Beleidigungen zu leisten. Madame de Maintenon vergab. Die Herzogin verzieh die selbstverschuldete Demütigung nicht wieder und ergoß sich nach wie vor in Schimpfreden, die wir kennen, während das Urteil, das Madame de Maintenon über sie fällt, durch seine Milde überrascht. Sie spricht sehr selten von ihr, nur einmal leise spottend, niemals unbillig, geschweige denn beleidigend. Als ihre Rolle bei Hofe begann, war die der Herzogin in einem gewissen Sinn ausgespielt und entspricht nicht ganz der Legende, mit der sie umwoben worden ist. Sie schildert uns Elisabeth Charlotte in Frankreich als eine unglückliche Frau, aber sie war es nicht immer; insbesondere hatte sie keine Ursache, ihre Verheiratung mit Ludwigs XIV. einzigem Bruder als eine Kalamität aufzufassen, und der Wahrheit zur Ehre hat sie es auch gar nicht getan.

Darüber klären nicht nur ihr Briefwechsel bis 1681 und die Zeugnisse derjenigen, die sie am besten kannten, sondern auch die Wechselfälle ihrer Jugend auf.

Als Karl Ludwig von der Pfalz, ihr Vater, sein verheertes, geplündertes Land 1649 zurückerhielt, ließ sich das Elend seiner Bewohner an der Tatsache ermessen, daß Pfälzer Bauern Kannibalen geworden waren. Vor allem mußte das Land wieder bevölkert, seine erschöpfte Steuerkraft geschont werden. Durch die äußerste, bis zum Geiz gesteigerte Sparsamkeit, durch ein strenges und weises Regiment stellte Karl Ludwig im Haushalt des Staates und in seinem eigenen Ordnung her; aber für seine Regentensorgen entschädigte ihn sein Familienleben nicht. Vielmehr verwandelte es der schlimme, ihm bald

unerträgliche Charakter der Gemahlin zu einem Pandämonium. Nicht im Elternhause, wo Zank und Streit herrschten, sondern bei des Vaters Schwester, einer höchst merkwürdigen, geistreichen Frau, der Herzogin Sophie von Hannover, verbrachte Karl Ludwigs Tochter ihre glücklichsten Jahre. Er selbst wählte, zur Herstellung seines häuslichen Glückes, einen eigentümlichen Ausweg. Vor den protestantischen Kirchenbehörden setzte er die Trauung mit der sanften, heiß von ihm geliebten Mätresse Luise von Degenfeld durch, und es entstand eine zweite Familie von über einem Dutzend Raugrafen und Raugräfinnen. Die rechtmäßige Gemahlin gab endlich den ungleichen Kampf auf und erfüllte den sehnlichen Wunsch des Kurfürsten, indem sie ihn und Heidelberg für immer verließ. Auch das Herz der Tochter festzuhalten gelang ihr nicht; diese gebrauchte vielmehr später Ausflüchte, um der in Not geratenen Mutter nicht beistehen zu müssen. Mit den Halbgeschwistern, die sie im Vaterhause wiederfand, stellte sich ein inniges Verhältnis her, nicht so mit der zweiten Gemahlin des bigamen Vaters, die Lise Lotte mit dem verletzendsten Hochmut strafte. Schon um des lieben Friedens willen schien ihre Verheiratung erwünscht, aber Karl Ludwig kargte mit der Mitgift, und Freier ließen sich nicht finden. Da nahm Anna Gonzaga, die zu Paris lebende Witwe des Pfalzgrafen Ludwig, die Angelegenheit in die Hand. Des Königs Bruder, Monsieur, war ein Geck, der sich schmückte und schminkte wie eine Frau: ihn umgaben Menschen, die man, nicht ohne Grund, für fähig hielt, seine erste reizende Gemahlin, Henriette von England, weil sie plötzlich, jedoch eines natürlichen Todes starb, vergiftet zu haben. Seine Sittenlosigkeit war allbekannt, die Erziehung, die man ihm gegeben hatte, darauf berechnet gewesen, ihn zur Bedeutungslosigkeit zu verurteilen. Das Ziel war so völlig erreicht worden, daß es weder dem König noch sonst jemandem gelang, den schwachen, haltlosen Prinzen auf die Dauer der ihn beherrschenden, unwürdigen Kabale zu entreißen. Dennoch war Monsieur ein begehrenswerter Freier, und die Bedingung des Religionswechsels, die Frankreich stellte, schreckte Karl Ludwig nicht zurück. Mit vollendeter Heuchelei gab er sich den Anschein, vom Religionsunterricht, den seine Lise Lotte in aller Eile und noch in Heidelberg erhielt, nicht das geringste zu wissen. Von ihrem der Eheschließung vorangegangenen Übertritt zeigte er sich überrascht. Mit einem Katholizismus, der solchen Anfängen entsprechend immer höchst zweifelhafter Natur blieb, unter Strömen von Tränen und mit einer Aussteuer, die dank der väterlichen Sparsamkeit unter andern acht Hemden enthielt, trennte sich Elisabeth Charlotte von den Ihrigen und erschien am glänzendsten Hofe der Welt, an der Seite des bis da ihr unbekannten Gatten. Seine Verirrungen müssen der Skandalchronik überlassen bleiben: es erregt peinliches Erstaunen, daß der König sie immer wieder duldete. Aber auch Monsieur besaß Eigenschaften: eine große, natürliche Gutmütigkeit, angenehme Umgangsformen, heiteren Witz, zur allgemeinen Überraschung auch Mut vor dem Feind und eine nie versagende, ehrfürchtige Liebe für den königlichen Bruder. Der grundhäßlichen, neunzehnjährigen Braut kam er mit freundlicher Neigung entgegen. Daß er ihr, die ihn „den besten Menschen von der Welt" nannte, eine solche einflößte, gesteht

Elisabeth Charlotte selbst: „Il ne m'a jamais su aimer, quant j'avais même la plus forte attache pour lui", schrieb sie 1682 ihrer besten Freundin, der Tante Sophie von Hannover, die sie nach einem Besuch bei ihr in Paris 1679, nach fast zehnjähriger Ehe, noch „eine der glücklichsten Frauen, die sie kenne", genannt hat. Wo Klagen laut wurden, galten sie vorwiegend dem Zwang der Etikette oder der französischen Küche, die weder Sauerkraut noch andre Lieblingsspeisen der deutschen Fürstin zuzubereiten verstand. Und wenn, nicht durch ihre Schuld, ihre Ehe Enttäuschungen brachte, fand sie sich durch eine Freundschaft entschädigt, die sie über alles schätzte. Es war die des Königs. Ludwig XIV., stets ein zärtlicher Verwandter, liebte das Naturkind, seine Schwägerin. Ihn freuten ihr frohes Lachen, ihr tollkühner Mut zu Pferd, wenn sie seinen Hetzjagden folgte, ihr gesunder Menschenverstand, ihre derben Späße. Er hielt sie gern in seiner Nähe, erwies ihr Dienste und Gunstbezeigungen, er brachte sie, wie sie sagt, in die Mode. Sie war glücklich darüber, so glücklich, daß zu Paris und Versailles über „die Passion" von Madame für den Monarchen gewitzelt wurde. Sie allein nahm die Sache nicht von der komischen Seite. Eines Tages, es war 1682, als ihr Gatte sich den Luxus einer Eifersuchtsszene gestattete und Ludwig XIV. die beiden, wie schon oft, zu versöhnen suchte, vernahm er von Elisabeth Charlotte das sonderbare Geständnis: „Wenn ich eine Galanterie hätte, dann könnte sich Monsieur über Eure Majestät beschweren." Der König erwiderte, höflich wie immer, besonders wenn er zu Damen sprach, er und alle ehrlichen Leute in Frankreich hielten sich der vertu von Madame versichert. Es bleibt der Eindruck, daß, von dieser Seite kommend, eine weniger unzweideutige Ehrenrettung ihr genügt hätte. Jedenfalls trübte sich einige Zeit hindurch, zunächst aus politischen Gründen, das Verhältnis zwischen Ludwig XIV. und Elisabeth Charlotte, ohne daß sie jemals einen stichhaltigen Grund dafür zu erbringen vermochte, als ob Madame de Maintenon ihn gegen sie verstimmt habe. Ihre Schuld war größer: sie besaß, und zwar wie es sich zeigen sollte für immer, die Liebe des Mannes, für die das Herz der andern zum mindesten nicht unempfindlich gewesen wäre.

Nach dem Haß und der Rachsucht eifersüchtiger Großen erfuhr Madame de Maintenon die Feindseligkeiten und das Übelwollen der Kleinen, der Eitelkeiten, die nicht befriedigt, der ungemessenen Wünsche, die nicht erfüllt werden konnten. Sie wußte auch das. Als einst eine arme Frau Genugtuung für erlittenen Schimpf verlangte, erwiderte sie: „Beschimpfungen? Davon leben wir ja, wir andern. Ich glaube, es bedarf einer sehr geringen Tugend, um über solche Dinge ohne Bitterkeit sich hinwegzusetzen."

Über diese merkwürdige Frau lohnt es sich, nicht Pamphlete und Verleumder, sondern die Geschichte zu befragen. Sie zeigt kein fleckenloses, aber immerhin ein ganz andres Bild als das der berechneten Heuchlerin, an die die Welt zu lange geglaubt hat. Auch die Gestalt Ludwigs XIV. ist im Licht der neueren Forschung plastischer hervorgetreten. Die glorreiche Schimäre der Allmacht, die er fast sieben Jahrzehnte hindurch verwirklicht hat, liegt anscheinend in weiter Ferne. Ebensowenig als Ströme zu ihren Quellen,

würden die heutigen Kulturvölker jemals wieder zu der Formel des Despotismus, „der Staat bin ich", zurück sich wenden. Mit den Folgen dieses Systems hat aber das moderne Europa nicht abgerechnet. „Gegen wen führen Sie Krieg?" so fragte auf seiner Rundreise an die Höfe (1870) Adolph Thiers seinen Berufsgenossen Leopold Ranke. „Mit Ludwig XIV.", gab der Deutsche bekanntlich zur Antwort. Mit den Namen der französischen Historiker großen Stils, die ihrerseits den Wahrheitsbeweis für diesen Ausspruch angetreten haben, belschweren wir diese Blätter nicht; diesen Franzosen aber gebührt das Verdienst, die nationalen Vorurteile überwunden, die Verantwortungen festgelegt, die Zusammenhänge zwischen Einst und Jetzt mit vollendeter Kunst nachgewiesen zu haben. Durch den Mund solcher Geschichtschreiber spricht die Geschichte selbst, und die Vergangenheit wird zu lebendiger Gegenwart.

I. Kindheit, Jugend und Ehe von Françoise d'Aubigné.

Die Ursprünge von Madame de Maintenon dürfen als bekannt vorausgesetzt werden.

Der streitbare, glaubensfeste Hugenotte, Agrippa d'Aubigné, der Dichter der „Tragiques", Duzfreund, Kampfgenosse und Historiker Heinrichs IV., hatte einen Sohn, Constant, der Schande auf das Haupt des Vaters häufte. Ein einziges seiner Verbrechen, die Ermordung der ersten Gattin wegen Ehebruchs, fand der stoische Agrippa entschuldbar. Constant d'Aubigné saß zu Bordeaux unter Anklage des Landesverrats gefangen, als er 1627 die katholische, sechzehnjährige Tochter des Befehlshabers der Veste, Jeanne de Cardilhac, sich zur vierten Frau, man weiß nicht genau wie, gewann. Fünf Jahre später abermals und zwar wegen Falschmünzerei verhaftet, wurde ihm 1634 der Sohn, und wieder im Gefängnis, zu Niort, am 27. November 1635, die Tochter, Françoise, geboren. Seine in guten Verhältnissen lebende Schwester, Madame de Villette, eine vortreffliche eifrige Calvinistin, nahm das Kind zu sich aufs Land und umgab es mit mütterlicher Liebe, bis Richelieus Tod, 1642, eine Amnestie herbeiführte und d'Aubigné, nach zehn Jahren frei geworden, mit den Seinen nach der Martinique ging, um dort sein Glück zu versuchen. Auf der Überfahrt erkrankte die kleine Françoise so schwer, daß bereits das Geschütz geladen war, das bei Versenken des Leichnams ins Meer abgefeuert werden sollte. Wider Erwarten genas sie, blieb aber lieblofer Behandlung von seiten der Mutter ausgesetzt, der alles erduldete Unglück augenscheinlich das Herz versteinert hatte, und die ihre Tochter nicht zweimal in ihrem Leben geküßt hat. Arm wie sie fortgezogen war, kehrte die Familie 1647 nach Frankreich zurück. Der Vater starb; zu La Rochelle, unter andern an der Pforte des Jesuitenkollegiums, mußten d'Aubignés Hinterbliebene sich das Essen erbetteln. Madame de Villette nahm abermals die kleine Françoise zu sich und hätte sie versorgt und glücklich gemacht; aber sie war katholisch getauft worden; infolgedessen machte ihre Patin und Verwandte, Madame de Neuillant, von dem gesetzlich ihr zustehenden Recht Gebrauch und erhielt durch Vermittlung der Regentin,

Anna von Österreich, die Obhut über das Kind. Die reiche, aber geizige, harte Frau, die bei der Bekehrung einer Zwölfjährigen keinen Widerstand voraussetzte, griff zu Mißhandlungen, als sie sah, daß ihre Lehren nichts fruchteten. Mit der eigenen Tochter von Madame de Neuillant, die später einen Herzog heiratete, wurde Françoise, eine Maske vor dem Gesicht, eine Gerte in der Hand, zum Hüten der Truthühner auf den Geflügelhof geschickt: „Es sei der erste Hof, den sie regiert habe," pflegte Frau von Maintenon später zu sagen. Dann wurde sie zu Niort, hierauf zu Paris, in Klöster gesteckt, die ihr „eine Hölle, schlimmer als der Tod," dünkten.

Einer einsichtigen Nonne, die das junge Mädchen schwärmerisch lieb gewann, gelang es endlich, ihre Bedenken zu überwinden, nachdem, auf ihre Bitte, ein Calviner mit einem katholischen Priester vor ihr disputiert hatte. Sie trat unter der charakteristischen Bedingung zur alten Kirche über, daß ihr versichert wurde, ihres Glaubens wegen werde die geliebte Tante Villette nicht verdammt werden.

Madame de Neuillant, die sechsspännig fuhr, zahlte den Klöstern die Pension nie. Die kaum Sechzehnjährige, die später die Schuld beglich, kehrte zu der in Dürftigkeit in Paris lebenden Mutter zurück. Die d'Aubigné, obwohl von kleinem Adel, zählten in den vornehmsten Kreisen Verwandte und Freunde. „Sehr schön, sanft, dankbar, treu, bescheiden, intelligent, zurückhaltend, ihren Verstand nur dazu gebrauchend, um andre zu unterhalten und ihre Neigung zu gewinnen," so beschreibt sie ein Weltmann jener Tage, der sie bei ihrer Mutter kennen lernte. Da starb diese, und der Verwaisten blieb die Wahl, entweder den Schleier zu nehmen oder in die Ehe zu flüchten. Sie wählte das letztere.

Scarron, ein burlesker Komödiendichter und Satyriker, aus guter, parlamentarischer Familie, lebte, meist auf Kosten von Wohltätern und Gönnern, die sein Witz unterhielt, von der eleganten Welt aufgesucht in Paris. Es war die Zeit, da in Frankreich Kardinäle regierten, Aristokraten und Prinzen von Geblüt die Erhebung der Fronde gegen die Krone in leichtsinnigem Übermut begannen und zum blutigen Drama entwickelten, dessen Folgen den damals noch im Knabenalter stehenden Ludwig XIV. von der Gefahr einer stolzen, selbstbewußten Aristokratie überzeugten. Er vergaß nicht wieder, daß er zu nächtlicher Weile aus seiner Hauptstadt hatte flüchten müssen und beglich die Rechnung, indem er diese Aristokraten in Versailles zu Höflingen erniedrigte.

Scarron hatte, wenn nicht mitgekämpft, so doch mitgescherzt und Epigramme und Pasquills in den Streit geworfen.

Nach den Worten seines Bruders in Apoll, Cyrano de Bergerac, „sprach er, Jahrzehnte hindurch, ohne daß er etwas zu sagen hatte".

Besser als seine besten, mitunter sehr treffenden Witze und gefälligen Verse war das Herz des Mannes. Durch gemeinsame Freunde lernte er die mittellose Waise, Fräulein d'Aubigné, kennen. Ihre Lage rührte ihn. Er bot ihr Geld, das sie ausschlug, und hierauf seine Hand, die sie anzunehmen sich entschloß. „Ich war nie verheiratet", sagt sie. Darüber konnte kein

Zweifel bestehen. Der arme Scarron war ein seit Jahren gelähmter Krüppel. Wenn sich ihm eine Fliege auf die Nase setzte, mußte er sie gewähren lassen. Der stoische Gleichmut, mit dem er bis zu seinem Ende solch herbem Los ins Gesicht lachte, steigerte seine Popularität. Bereits vor der Heirat mit dem liebreizenden jungen Mädchen, das seine Krankenpflegerin wurde, sammelten sich die vornehmsten Namen und die Schöngeister von Paris, die unbescholtensten Damen der großen Welt, denen aber auch die von keiner derselben gemiedene Kurtisane, Ninon de Lenclos, sich zugesellte, um das Schmerzenslager des armen Dichters. Er zählte 42 Jahre, als der Eintritt von Françoise d'Aubigné in sein Leben und Haus die Anziehungskraft seiner Geselligkeit steigerte, ohne ihr die Wahl des Umgangs zu lassen. Ein gleichzeitiges, entzückendes Email von Petitot, jetzt im Louvre aufbewahrt, läßt über die Schönheit derjenigen, die nunmehr als Madame Scarron bekannt und gefeiert wurde, keinen Zweifel. Anfangs schüchtern bis zu Tränen, gewann sie bald Sympathie und Bewunderung, mehr noch Achtung, wegen der ruhigen Würde ihres Auftretens, das einen ihrer jungen Verehrer zur Äußerung veranlaßte, eher würde er der Königin als dieser jungen Frau gegenüber die schuldige Ehrfurcht vergessen. Ein andrer Besucher des Hauses, der Dichter Segrais, bestätigt, daß bereits nach drei Monaten Scarron durch seine Frau in bezug auf viele Dinge gebessert worden sei, sie mit aller Rücksicht behandle und ihres Rates, selbst in literarischen Fragen, mit Erfolg sich bediene. Es wird auch erzählt, daß, wenn bei Tisch der Braten fehlte, die aufwartende Dienerin der Hausfrau ins Ohr zu flüstern pflegte, sie möge das mangelnde Gericht durch eine Geschichte ersetzen. Des Dichters Boileau Bruder, der ein Epigramm gegen sie wagte, mußte, auf Drängen ihrer Freunde, in einem höflichen Madrigal Abbitte leisten.

Außerhalb des Kreises der Intimen, die für die Tugend von Madame Scarron einstanden, erwartete man dennoch das erste Liebesabenteuer in einer so eigentümlichen Existenz als ein Ereignis, über das nur der Zeitpunkt schwanken konnte. Von ihr selbst fehlt, für die acht Jahre ihres Zusammenseins mit Scarron, fast jede briefliche Mitteilung. Nur selten ist sie, die im Alter viel und gern von ihren Erlebnissen sprach, auf diesen Abschnitt derselben zurückgekommen. Der um vierzig Jahre jüngere Saint-Simon beruft sich, um die Lücke auszufüllen, auf Aufzeichnungen von La Fare, einem unzufriedenen Hofmann, auf die des unzuverlässigen, aber sehr lesenswerten Abbé de Choisy, vor dessen Irrtümern schon Voltaire gewarnt hat, endlich auf einen vorgeblichen Brief von Ninon de Lenclos, dessen Echtheit unerwiesen ist. Er ist an ihren Freund Saint Evremond gerichtet, undatiert, und läßt Ninon sagen, „sie habe Scarron gut gekannt, und seine Frau zur Liebe nicht tauglich gefunden, auch nichts gesehen und nichts gewußt, aber häufig ihren gelben Salon dem Marquis de Villarceaux und Madame Scarron überlassen." Der gelbe Salon existiert noch heute: auf eine so vage Andeutung hin ist noch keine Frau, gegen die sonst nichts vorliegt, verurteilt worden, und überdies hatte die damals dreißigjährige Ninon ein öffentlich bekanntes, kurz vorher abgebrochenes Verhältnis mit Villarceaux. Briefe von

Madame Scarron an sie sind nicht alle gefälscht, enthalten aber nur Gemeinplätze. Weder Choisy, der „Mäßigung ihre liebste Tugend" und sie selbst unfähig nennt, die Familiarität des Herrn (Ludwig XIV. ist gemeint), an der irdische Motive keinen Anteil hatten, zu mißbrauchen", noch der ausgelassene Bussy, der Korrespondent seiner Cousine Sevigné, noch La Fare, der sie nicht mochte, wissen Nachteiliges über sie. Nur Saint-Simon schreibt:

„Villarceaux, ein reicher Wüstling, unterhielt sehr lange Zeit hindurch Madame Scarron und hatte sie fast während des ganzen Sommers in Villarceaux. Seine Frau, deren Tugend und Sanftmut dem Gatten eine Art von Ehrfurcht einflößte, fiel ihm bei diesem Lebenswandel lästig. Er schlug seinem Vetter Montchevreuil vor, ihn mit seiner Gesellschaft bei sich aufzunehmen: er werde für alle das Tafeltuch ausbreiten. Der Vorschlag wurde mit Freuden angenommen, und auf diese Weise lebten sie viele Sommer hindurch zu Montchevreuil."

In Verbindung mit diesem Bericht spricht Saint-Simon in bezug auf Madame de Maintenon von den „infamies de ses premiers temps". Er sagt nicht, daß sowohl die als sehr eifersüchtig bekannte Gattin von Villarceaux als Madame de Montchevreuil, die beide allgemein geachtete, vortreffliche Frauen waren, ihr ganzes Leben hindurch in innigster Freundschaft mit Madame de Maintenon verbunden blieben. Diese selbst erwähnt sie beständig in ihren Briefen, und spricht auch ganz unbefangen von deren Gatten. Die ostentativ zur Schau getragene Bewunderung von Villarceaux für Madame Scarron war noch bei Lebzeiten des Dichters so bekannt, daß ein Freund, Boisrobert, dem Marquis 1659 in scherzenden Versen den ernst gemeinten Rat erteilte, seine Seufzer nicht an eine ebenso stolze wie reizende Schönheit, die nichts von ihm wissen wolle, zu verschwenden. Den Marquis de Montchevreuil nennt Saint-Simon selbst unter den Zeugen der geheimen Trauung mit dem König.

Im Jahre 1660 wurde Scarron durch den Tod von seinen Leiden erlöst, nachdem er in rührenden letzten Versen um Stille an seiner Bahre gebeten hatte, weil das die erste Nacht sei, wo er, der arme Dichter, schlafe. Sein Vermächtnis an die Witwe von 23000 Livres verschlangen, bis auf einen unbedeutenden Rest, die Schuldner

„des armen Mannes, der immer Schimären im Kopf hatte, und während er auf den Stein der Weisen oder ähnlich Verlässiges wartete, alles verbrauchte, was er besaß . . . Sie sehen, daß ich nicht zum Glück bestimmt bin, aber unter uns frommen Leuten nennt man das Heimsuchungen des Herrn und legt sie mit großer Ergebung zu Füßen des Kreuzes nieder."

So schrieb Madame Scarron dem Onkel Villette.

Sie war fünfundzwanzig Jahre alt, frei, aber arm und allein. Die Welt wartete weiter, ob sie „den Sprung machen werde". Sie tat es augenscheinlich nie und sagt warum.

Eine Leidenschaft, stärker als alle Versuchungen, stützte ihre Tugend. Sie wollte Ehre vor den Menschen; nicht einer, alle sollten sie lieben, keiner sie mißachten dürfen. Der Stolz und Ehrgeiz des guten Rufes, das war „ihre Narrheit, ihr Idol". Viele Jahre hindurch, vielleicht immer, kannte sie kein höheres.

So pflegte sie eine Blatternkranke, „ein wenig aus Barmherzigkeit, vor allem um etwas Außerordentliches zu tun und dafür gepriesen zu werden". Um ihren Mut zu zeigen, schluckte sie eine neuerfundene, gefährlich erachtete Medizin. Um sich Freunde zu sichern, machte sie die häuslichen Angelegenheiten der andern zu den ihrigen und nahm sich mit der mütterlichen Liebe, die zum Grundton ihres Wesens gehört, fremder Kinder an. Sie erzählt ausführlich, wie sie für Madame de Montchevreuil, wenn diese oft krank oder in Wochen lag, das Haus geführt, ein krüppelhaftes Kind Tag und Nacht gewartet, die Geschwister unterrichtet, für die Möbel einer ganzen Zimmereinrichtung, und zwar selbst in ihrer Kutsche und auf Reisen, die Stickereien gefertigt habe. Die sechste Morgenstunde fand sie zeitlebens nie zu Bett. Sie wünschte oft, für Gott getan zu haben, was sie ihrem guten Ruf zu opfern pflegte.

Auf Verwendung der Herzogin von Navailles, Madame de Neuillants Tochter, und der Kammerfrau der Regentin, der vortrefflichen Madame de Motteville, bewilligte Anna von Österreich 1661 der Witwe Scarron eine jährliche Pension von 2000 Livres, die bald nach dem Tode Annas, auf Bitten des Marschalls Villeroy, von Ludwig XIV. weitergezahlt wurde. Dieses bescheidene Einkommen genügte, um die Unabhängigkeit von Madame Scarron zu sichern. Nach damaliger Sitte fanden mittellose Damen Unterkunft in Klöstern, die ihnen Wohnungen einräumten. Diese Existenz wählte Madame Scarron. Auf die so verbrachten Jahre hat sie stets als auf die glücklichsten ihres Lebens zurückgeblickt. Für sich brauchte sie so wenig, daß sie noch Almosen spenden konnte. Sie trug feine Wäsche, verzichtete aber auf Putz und schöne Kleider, nahm nie Geschenke an und wies reiche, aber ihr antipathische Freier unbedenklich zurück. Sie verkehrte gern und viel mit der vornehmen Welt, mit Fräulein Scudéry, dem literarischen Haupt der „Précieuses", die in ihrem großen Roman „Clelie" sie unter dem Namen Lyrianne verherrlichte; mit Madame de La Fayette, einer ungleich feineren und begabteren Frau, der berühmten Verfasserin der „Princesse de Clèves"; endlich mit der unvergleichlichen, anmutigsten und geistvollsten von allen, der Marquise von Sevigné. Ihre Feder, die, wie sie sagte, die Zügel auf dem Nacken geworfen trug und keinen Grund kannte, irgend jemanden zu schonen, wenn es galt, ohne Bitterkeit, aber auch ohne Rücksicht das Welttheater um sie her zu zeichnen, weiß nur Gutes von Madame Scarron: „Wir soupieren jeden Abend zusammen. Ihr Verstand ist liebenswürdig und wunderbar gerade. Es ist ein Vergnügen, ihr zuzuhören . . . Ihre Gesellschaft ist entzückend." Das Lob ist um so beredter, als Madame Scarron, der ihr Gatte drei Sprachen, worunter Latein, gelehrt hatte, dennoch weder ein Schöngeist noch ein ganz hervorragendes Talent gleich der durch ihre Briefe wie von selbst und ungesucht in die Reihen der französischen Klassiker getretenen Sevigné war. Im Gegensatz zu ihr, die Jahrzehnte hindurch geistige Feuerwerke abbrannte, erscheint die andre nüchtern, überlegt, stets vernünftig, selten witzig, nie blendend, mehr lehrhaft, obwohl nicht pedantisch, immer korrekt, zurückhaltend, klug, vornehm und mit Überlegung gut. Ihre unverändert

gleiche, anscheinend heitere Laune täuschte diejenigen nicht, die sie besser kannten. Sie wußten, daß die Erfahrungen einer Jugend, die nie Elternliebe, nie die eines Gatten noch Mutterfreuden gekostet, Madame Scarron im Grunde ernst gestimmt hatten. Den ihr stets gegenwärtigen Gedanken an den Tod hat sie früh den Menschen einzig nützlich genannt. Die calvinischen Eindrücke der Kindheit wirkten nach. Vorläufig nur aus Menschenfurcht, um kein Ärgernis zu geben, besuchte sie alltäglich die Messe, zog aber die Vesperandacht vor. Bald kam die Wendung zu einer innigeren, ernsten Religiosität, ohne die ihr eigenstes Wesen gar nicht erfaßt werden kann. Es wird verständlich, wenn man erwägt, daß die künftige Marquise de Maintenon auch in religiösen Dingen ihre eigenen Wege und das zur Zeit ging, als in Frankreich die letzte große Reformbewegung auf kirchlichem Gebiet die größten und besten Geister entflammte.

II. Die religiösen Reformbestrebungen im 17. Jahrhundert.

Das 16. Jahrhundert hatte mit der Niederlage des Calvinismus abgeschlossen. Noch 1560 gehörte ihm über die Hälfte der Franzosen. Ein Menschenalter später, und das offizielle Frankreich war wieder katholisch. Zunächst aus politischen Gründen. Den Patrioten wurde die Reform verhaßt: sie bedrohte den Staat. Für Epikuräer wie Montaigne, dessen Orthodoxie unanfechtbar blieb und der doch nichts von christlicher Moral wußte, für Stoiker wie Charron und Du Vair, die ohne diese Moral nach Lebensweisheit strebten, galt der Calvinismus als gleichbedeutend mit Anarchie. Sie verwarfen beide. Den Politikern war religiöse Begeisterung ebenso fremd, wie sie den Seelen Bedürfnis blieb. Die katholische Reformation schuf neue Orden und vervielfältigte die Klöster. Wer sollte die Laienwelt begeistern? Das tat der 1567 geborne Franz von Sales, ein ebenso menschlich liebenswürdiger wie heiligmäßiger Mann, ein Meister in der Kunst der Seelenführung, dessen Intoleranz im Kampf mit der Häresie persönliche Milde erträglich gemacht hatte. Im Jahr 1602 kam Franz von Sales nach Paris. Er erkannte, daß die Zeit der Kontroversen abgetan, die Mystik, das Kloster, nicht mehr zureichend, die Stunde der Erweckung katholischer Herzen zu solider, vernünftiger Frömmigkeit gekommen sei. Das tägliche Leben, seine einfachen Pflichten sollten geheiligt werden: Besser Tugenden als Ekstasen! Auch Franz von Sales, Bischof von Genf, stiftete einen Orden, die Visitation, und führte die Witwe Chantals darin auf sehr strengen Wegen zur Vollkommenheit. Seine „Philothea" aber, das Vorbild christlicher Tugend, blieb in der Welt. Das Maß ihres Glaubens sollte ihre Liebe sein, eine tätige, praktische Liebe, die in jeder Seele eine besondere Individualität, „eine Welt für sich" sah.

Der Genfer Bischof war keine vereinzelte Erscheinung. Seine Freunde, Kardinal de Berulle, Olier, „Monsieur Vincent", der später heiliggesprochene Stifter der barmherzigen Schwestern, reformierten den Klerus und organisierten das Missionswerk. Rancé gab seiner Abtei La Trappe die strengste Disziplin des Mönchtums. Angélique Arnauld, fast noch als Kind zur Äbtissin der

Bernhardiner-Nonnen von Port-Royal ernannt, wählte Franz von Sales zum Seelenführer und wurde von einem Jesuiten verhindert, in den Frauenorden des Genfer Bischofs überzutreten. Er starb 1622; viele Züge von ihm sollte Madame de Maintenon im geistesverwandten Fénelon wiederfinden. Sie hieß noch nicht Madame Scarron, als ein neues Element in die religiöse Reformbewegung eingriff. Nach Franz von Sales wurde Duvergier de Hauranne, Abt von Saint-Cyran, Seelenführer von Port-Royal.

Dieser strenge und gelehrte Theologe hatte sich mit seinem gleichgesinnten Freund, Cornelius Jansen, Professor in Löwen, viele Jahre hindurch und ausschließlich in die Werke des hl. Augustinus, besonders in dessen Schriften gegen die häretischen Pelagianer, vertieft. Sowohl Saint-Cyran wie Jansen verteidigten stets die Orthodoxie ihrer Lehre auf den Grund hin, man könne sie gar nicht angreifen, ohne zugleich den hl. Augustinus, ja den hl. Paulus zu verurteilen. Diese Lehre war erschreckend. Gott will nicht alle Menschen retten; nicht für alle Menschen ist Christus gestorben. Die den Auserwählten allein bestimmte Erlösung ist das Werk der Gnade, und die Gnade ist unabhängig von der Mitwirkung derjenigen, die sie empfangen. Denn der Sündenfall hat den natürlichen Willen zum Guten nicht nur geschwächt, sondern zerstört. Nach der Lehre von der unbedingten Prädestination sind alle guten Absichten und Werke im Grunde nichts andres als Wirkungen der Gnade Gottes in den Herzen. Jeder Anspruch auf eigenes Verdienst fällt weg. Die Furchtbarkeit der Doktrin wird anschaulich, wenn man vernimmt, daß sie ungetaufte Kinder zu Höllenstrafen, wenn auch milden, verurteilt. In der Praxis bestand die Rettung aus einer solchen Theorie darin, daß das Heil jedes einzelnen erstrebt und seine Heiligung vorausgesetzt wird. Saint-Cyrans Rigorismus rief zum Christentum der ersten Jahrhunderte zurück. Er bestand auf dem göttlichen Recht des Bistums und wollte freie Bischofswahlen, im Gegensatz zum Konkordat von 1516, durch welches das Ernennungsrecht den Kapiteln genommen und der Krone übertragen war. Kardinal Richelieu regierte und hatte Saint-Cyran durch Anerbieten eines Bistums gewinnen wollen. Dieser schlug es aus. Er und Jansen gerieten auch in politischen Fragen mit Richelieu in Streit. Der Kardinal nahm in theologischen wie in kirchlichen Fragen eine vermittelnde Stellung ein und vertrat im ganzen einen gemäßigten Gallikanismus. Jede Opposition in Kirche und Staat war ihm verhaßt. Saint-Cyran, der unabhängig seiner Wege ging, büßte seinen starren Widerstand mit fünfjähriger Haft in Vincennes.

Während dessen starb der 1636 zum Bischof von Ypern ernannte Jansen 1638. Erst 1640 erschien in drei dicken Folianten sein Werk, der „Augustinus", das er dem Urteil Roms unterworfen hatte. Sowohl der Protest der Orthodoxie und des Gehorsams gegen den Papst sowie die Lehre vom Altarssakrament trennten ihn und seine Anhänger von den Protestanten, die sie um so schärfer und unermüdlicher bekämpften, als ihnen eine teilweise Übereinstimmung, mit der Lehre Calvins vor allem, immer wieder vorgeworfen wurde. Saint-Cyran, nach Richelieus Tode (1643) in Freiheit gesetzt, folgte ihm bald in die Ewigkeit. Der Geist und die strenge, konsequente Willensrichtung, die er bei

Gesinnungsgenossen und Jüngern geweckt hatte, überdauerten. Seine Vorschriften, den Kleinen entgegenzukommen, die Großen zu meiden, überall auf den eigenen Vorteil zu verzichten, nach Christi Wort der Wahrheit nachzuleben, wurden getreulich befolgt.

Mittelpunkt der religiösen Erneuerung wurde das Kloster von Port-Royal. Seine Seele blieb die Äbtissin, der Geschichte als „la grande Mère Angélique Arnauld" bekannt. Achtzehn Mitglieder ihrer Familie von alten Parlamentariern, eine ganze Dynastie, sammelten sich um sie. Die eigene Mutter hatte den Schleier genommen und der Tochter Gehorsam geleistet.

Ein Sohn, Antoine, als Theologe unter dem Namen „der große Arnauld" berühmt, Verwandte und Gleichgesinnte, die in der Welt auf eine glänzende Zukunft rechnen konnten, ihr aber dennoch entsagten, um in Buße und Abtötung ein gottgefälliges Leben zu führen, siedelten sich in der Nähe des Klosters, in ländlicher Stille an. Man nannte sie Einsiedler — les solitaires —, weil sie, meist von einander getrennt, teils den Studien, teils der Gartenkunst und dem Feldbau sich widmend, ihre Tage in Gebet und Arbeit verbrachten. Wieder andre wurden Erzieher und Lehrer in den berühmten Schulen von Port-Royal. Vornehme Frauen, unter diesen eine Prinzessin aus königlichem Geschlecht, schufen sich ebenfalls Wohnstätten innerhalb der Umfriedung der Abtei, und ließen sich durch Beispiele, die an das Leben der ersten Christen erinnerten, zu einem Büßerdasein begeistern. Fast keiner der großen Namen, die das Zeitalter Ludwigs XIV. verherrlichten, entzog sich dem von dort ausgehenden Geist. Balzac, Corneille, Racine, Boileau, La Rochefoucauld, La Bruyère, d'Aguesseau, Saint-Simon, Domat, bis herab zum Historiker Rollin und zu Massillon, die bereits dem nächsten Jahrhundert angehören, sind, wo nicht Schüler, so doch Freunde, Anhänger oder Verteidiger von Port-Royal gewesen. Leibnitz zählte zu seinen Bewunderern, Bossuet starb im Verdacht des Jansenismus. Der Papst fand Jansenisten unter den Mitgliedern der Kurie; der französische Monarch begegnete ihnen an seinem Hof, in der eigenen Familie, unter seinen Ministern und in den Reihen seines Episkopates. Bischöfe wie Pavillon von Alet, wie Caulet von Pamiers, treue Freunde von Port-Royal, wurden, selbst von Gegnern, wie Heilige verehrt. La Nain de Tillemont, das Musterbild des christlichen Gelehrten, kam aus diesem Kreis. Die Morallehre des milden, trefflichen Nicole hat Voltaire als unvergleichlich gepriesen.

Von Port-Royal ging die Reaktion des katholischen Gewissens gegen die Schwächung des religiösen Ideals durch eine lare, korrumpierte Moral aus.

Der große Theologe der Schule, Antoine Arnauld, erließ 1643 mit dem Buche „Von der häufigen Kommunion" das Manifest der Reformbewegung. Es hielt sich an alle Vorschriften und Übungen der Kirche, aber es setzte wahre Reue und Bekehrung des Herzens voraus. Arnauld verwarf alle Kompromisse der damals viel verbreiteten, nicht neuen, kasuistischen oder, nach einem ihrer Urheber, Molina, auch molinistisch genannten Moral, des sogenannten Probabilismus. Für den Beichtstuhl bestimmt, hatten übelberatene Theologen, Dominikaner, auch Jesuiten wie die Spanier Molina

und Escobar, ihn zum System ausgearbeitet, das die christliche Moral den menschlichen Schwächen akkommodierte. Immerhin hatte der Orden den Probabilismus früher bekämpft; sein Mitglied, Kardinal de Lugo, ergriff in Rom die Partei Arnaulds, der Jesuit Bourdaloue, der größte Kanzelredner der Zeit, predigte dem König keine kasuistische Moral. Dennoch bestand zwischen Jansenisten und Jesuiten ein unversöhnlicher Gegensatz. Aus persönlicher Rivalität, und zudem weil auch der Orden wegen einer von Rom verurteilten Gnadenlehre kompromittiert war. Bereits 1642 verwarf Urban VIII. die Prädestinationslehre des Jansenius. Von Innocenz X. verlangten und erhielten 85 französische Bischöfe 1653 die Verurteilung von fünf der extremsten Propositionen des „Augustinus". Der Papst hatte lange gezögert: nur das Buch, nicht die Autorität des Kirchenvaters, sollte getroffen werden. Es gibt wohl keine christliche Gemeinschaft mehr, die die Entscheidung selbst nicht als Segen, als Hebung von einer unerträglichen Last empfände.

Auch die Jansenisten verurteilten die von Rom verworfenen fünf Sätze. Aber sie flüchteten zur Verteidigung, im „Augustinus" seien diese Sätze nicht zu finden, und schufen so die Unterscheidung zwischen Rechts- und Tatbestand, die berühmte question de droit et de fait, an der sie schließlich zugrunde gehen mußten. Die Unterscheidung ließ sich nicht aufrechterhalten: wenn nicht der Wortlaut, „die Seele des Buches", wie Bossuet sagt, war getroffen.

Als das geschah, regierte Mazarin und trieb Politik, nicht Theologie. Die Fronde war besiegt, ihre treibende Kraft, Gondy, Kardinal von Retz, verbannt. Aber er und viele seiner Anhänger waren Freunde des übrigens durchaus royalistisch gesinnten Port-Royal. Mazarin schloß seine Schulen, schädigte es materiell, gebot Arnauld Schweigen und ließ ihn, als er es brach, 1656 von der Sorbonne verurteilen. Zugleich begann ein Verleumdungskrieg gegen die jansenistische „Sekte". Die ungerechten, unwürdigen Angriffe minderwertiger Gegner erhöhten die Sympathien und vermehrten die Zustimmung für die vortrefflichen Menschen, die so geschmäht wurden.

Da stand ein Rächer auf, Blaise Pascal, der es der Mühe wert fand, für die Seelen das Wort auch gegen die Mächtigen zu führen.

Die „Provinzialbriefe" erschienen 1656. Unter der Berührung des Genies wurde der französischen Prosa ein Meisterwerk geschenkt, der Streit von Kirchenleuten zu einem Konflikt von universaler Bedeutung emporgehoben. Fünf von den achtzehn Briefen behandeln die theologische Kontroverse. Dreizehn Briefe treffen die Feinde von Port-Royal und der Jansenisten, die Jesuiten, in der Moral ihres schlimmsten spanischen Kasuisten, Escobar. Gegen sie wagt Pascal ein tödliches Duell, nicht etwa weil sie die einzig Schuldigen, sondern weil sie die mächtigsten sind. Seine siegesfrohe Satyre läßt Billigkeit nicht vermissen. Er schreibt seinen Gegnern nicht die Absicht zu, die Sitten verderben zu wollen. Er beschränkt sich auf den Beweis, daß es nicht ihr einziger Zweck ist, sie zu bessern, „denn das wäre eine schlechte Politik". Für die einen gelten die strengen, evangelischen Vorschriften; für die andern läßt man sie fallen, „denn es gilt, zu regieren". Das ist die Verurteilung des Systems, das die Großen lenkte. Noch wenige Jahre, und trotz der Provinzial-

briefe, wird es mit den jesuitischen Beichtvätern, mit Annat, Ferrier, La Chaize, Le Tellier, den Sitten Ludwigs XIV. und seinem Begriff der Religion, für den sie haftbar sind, sich anbequemen. An sie und ihresgleichen, deren Tun und Lassen er nicht mehr erlebte, richtet sich Pascals unsterblicher Aufruf gegen den Verleumdungskrieg grausamer und feiger Verfolger, sein Zeugnis für die Wahrheit eines konsequenten Christentums: „Ad tuum, domine Jesu, tribunal appello."

Den Sieg Pascals bestätigen die Tatsachen. In Rom kamen die Provinzialbriefe 1657 auf den Index, aber 1679 verurteilte Papst Innocenz XI. die von Bossuet als „ces ordures" bezeichnete Moral der Kasuisten, die, vom General des Jesuitenordens preisgegeben, beinahe zu seinem Sturz und zur Spaltung des festen Gefüges der Gesellschaft Jesu führte. Die Sorbonne, der französische Klerus und Episkopat schlossen sich der päpstlichen Entscheidung an.

Die laxe Moral war verurteilt. Die Orthodoxie der Jansenisten durfte nicht gerettet werden. Seit 1661 legte man ihnen Formulare zur Unterschrift vor. Sie willigten das erste Mal zu ihrem größten Schaden in eine zweideutige Fassung. Das zweite Formular, des Inhalts, daß die fünf Sätze im „Augustinus" enthalten seien, verlangte überdies auch von den Nonnen von Port-Royal die Erklärung, daß Jansen den heiligen Augustinus falsch verstanden habe. Man erlebte das Schauspiel, daß ein törichter Erzbischof von Paris und Bossuet selbst vergebens bitten, drohen und argumentieren mußten, um die Unterschriften armer Frauen zu erzwingen, die sich lieber in Gefangenschaft begaben als etwas zu bezeugen, wovon sie nichts wußten. Der König mußte sich, widerwillig genug, an den Papst wenden, um den Widerstand mehrerer Bischöfe zu brechen. Nur um den Preis der Unterdrückung eines Breve und eines veränderten Ausdrucks im Formular gelang es dem Nuntius, die Unterschrift des Bischofs Pavillon zu erhalten. So kam unter Clemens IX. der „Kirchenfriede" von 1668 zustande, dessen Bedingungen Arnauld annahm, und Pascal unehrlich fand. Den Parteien wurde Schweigen auferlegt. Port-Royal erhielt eine Frist.

Bereits 1662 war Pascal, „fromm wie ein Kind", gestorben. Er hinterließ ein geistiges Testament. Im Jahre 1670 wurde das Fragment der „Pensées" veröffentlicht. Nach dem Plan Pascals, den wiederherzustellen noch heute keinem gelingt, sind die „Pensées" die Gedankenarbeit zu einer großgedachten Apologie des Christentums. Vieles davon hat die Zeit entwertet. Pascal selbst veraltet nicht. Denn der Gegenstand seiner Betrachtung ist der Mensch, und tiefer als Pascal hat niemand in seine Seele geblickt.

Er war ursprünglich Mathematiker, Physiker und Entdecker, im Alter, da andre noch auf der Schule sind. Einen Zug davon bewahrt der siebzehnte Provinzialbrief. Infolge von Galileis Verurteilung hatte Descartes 1650 sein „Traité du Monde" unterdrückt. Pascal schreibt sechs Jahre später über die römische Entscheidung:

„Nicht damit ist bewiesen, daß die Erde still steht. Wenn fortgesetzt Beobachtungen beweisen, sie sei es, die sich drehe, so werden alle Menschen zusammen sie nicht daran verhindern, noch sich selbst verhindern, sich mit ihr zu drehen."

Nicht dreißigjährig, gab Pascal dennoch den Gelehrtenberuf auf. „Denn," so sagt er, „als ich das Studium des Menschen begann, sah ich, daß diese abstrakten Wissenschaften ihm nicht eigentümlich sind, und daß ich, indem ich mich in dieselben vertiefte, mich mehr von meiner Bestimmung entfernte als die andern, die nichts davon wußten." Mit dieser Wendung tritt für Pascal, der inzwischen nach Port-Royal gegangen ist, das moralische Problem in den Vordergrund: „Die Erfindungen der Menschen nehmen von Jahrhundert zu Jahrhundert zu; die Güte und Bosheit der Welt bleibt die gleiche." In ihr „ist Gerechtigkeit eine Mode", „die Macht Königin", „Usurpation die Grundlage des Besitzes", „gegenseitiger Haß die natürliche Ordnung". Zwischen zwei Unendlichkeiten eingeschlossen, unfähig, die Ursachen zu erforschen und die Ziele zu erkennen, ein Sklave der Leidenschaften, ein Opfer der Gewalt, ein Spielball des Irrtums, selbstsüchtig, grausam, heuchlerisch, und dabei klein genug, um sich mit elenden Spielereien zu trösten: so ist der durch freie Wahl aus einem Zustand des Glückes und der Unschuld in Sünde und Elend geratene Mensch. Aber eben diese Schuld macht ihn dem religiösen Bewußtsein verständlich, denn ohne sie ist er dem Zweifler ein ebenso unlösbares Rätsel als dem Christen, der durch die Tatsache der Erlösung auf eine Offenbarung und durch diese auf ein göttliches Gesetz schließt. Es läßt keinen Ausweg der Indifferenz aus dem furchtbaren Dilemma, entweder so zu leben, als ob es keine Ewigkeit gebe, und mit dieser Welt des Scheins sich zu begnügen, oder die Voraussetzungen des Glaubens im Namen einer höheren Vernunft anzunehmen. Pascal hat gewählt: „Archimedes in Tränen umfaßt das Kreuz." „Jesus Christus ist ein Gott, dem man sich ohne Hochmut naht und ohne Verzweiflung unterwirft." Im Lichte dieser Erkenntnis ist der Mensch nicht mehr verächtlich, „ein Schilfrohr zwar, das schwächste in der Natur, aber ein Schilfrohr, das denkt: alle Körper, das Firmament, die Sterne, die Erde und ihre Reiche gelten nicht so viel als der geringste der Geister, . . . alle Körper zusammen und alle Geister und alle ihre Erzeugnisse sind nicht so viel wert als eine Regung der Liebe". Die Apologie des Christentums klingt in einem Hohenlied der Liebe aus: „Einziger Zweck der Schrift ist die Liebe . . ., die Wahrheit ohne die Liebe ist nicht Gott, sie ist ein Idol: Dieu sensible au cœur." Und wieder: Le cœur a ses raisons que la raison n'a pas.

Eine Darstellung, die mit Ludwig XIV. sich beschäftigte, ohne der Geschichte des religiösen Gedankens im 17. Jahrhundert, wenn auch in noch so flüchtigen Zügen zu gedenken, wäre „Hamlet" ohne Hamlet. Wenn Generationen glücklich zu preisen sind, deren Lose in begeisterungsfähige Tage fallen, so ziemt es sich, anzuerkennen, daß die Franzosen von damals ihres Glückes sich bewußt gewesen sind. Der Ausdruck einer Gesellschaft ist ihre Literatur.

Der Klassizismus, der mit „Polyeucte" begann, um mit „Athalie" zu schließen, ist des Geistes voll, der Männer und Frauen in einer Atmosphäre des Enthusiasmus mit der Flamme großer Gedanken durchglühte. Es gab Ausnahmen ohne Zweifel. Die größte unter ihnen ist Moliere. Die unvermeidlichen Reaktionen, die den Perioden großen Aufschwungs die erkältenden Widersprüche niedergehender Zivilisationen folgen lassen, ließen nicht lange auf

sich warten. Im Verlauf dieser Schilderung werden wir ihnen begegnen. Zu den Ausnahmen, zu denjenigen, die unergriffen blieben und den Strom der Begeisterung, der so viele ihrer Freunde mit sich trug, ruhig an sich vorüberziehen ließen, gehörte Françoise d'Aubigné, Witwe Scarron.

III. Madame Scarrons Erhebung zur Marquise de Maintenon.

Während des Zeitabschnitts zwischen dem Erscheinen der „Provinzialbriefe" und dem der „Pensées", als die Ereignisse sich drängten und Madame Scarron täglich Vorgänge und Menschen besprechen hörte, die niemanden gleichgültig ließen, stand sie selbst im Alter, in dem nicht nur der Geist am empfänglichsten, sondern auch das Herz rasch beteiligt ist. Von ihren vor dem vierzigsten Jahr geschriebenen Briefen sind wenige vorhanden. Sie enthalten keine Andeutung darüber, ob ihre spätere heftige Stellungnahme gegen den Jansenismus auf Jugendeindrücke zurückführt; sie nennen keinen Namen. Nur ihr Schweigen berechtigt zum Schluß, daß keiner derselben Anteil bei ihr erweckte; „alle Neuerungen, so groß auch ihr Verdienst sein mochte", lehnte sie ab und empfahl „einen einfachen religiösen Glauben".

„Das", sagt sie in späteren Jahren, „war die Partei, die ich von Jugend auf und im Umgang mit großen Geistern ergriff, die stets über derartige Materien stritten; ich beteiligte mich nie. Und wenn ich die Feindseligkeit und Heftigkeit sah, die der Streit erweckte, sprach ich zu mir selbst, daß, sollte ich einmal fromm werden, ich mich weder den einen noch den andern anschließen würde. Denn ich fand es nicht der Mühe wert, ein frommes Leben zu führen, um sich dann aus Haß und Stolz, die ein solcher Geist der Kabale erweckt, der ewigen Verdammnis auszusetzen: ‚Das ist eine Frau, die über dem Gewöhnlichen steht,' heißt es von solchen, die zur Kabale gehören; als ob das Evangelium eine erhabene, absonderliche Art der Frömmigkeit empfehle."

So kühl vernünftig dachte 1679 niemand in Frankreich, vielleicht selbst nicht Madame Scarron, „votre solidité", wie Ludwig XIV. sie nennen sollte. Aber da hieß sie bereits Madame de Maintenon! An den Klippen, wo die Enthusiasten zu scheitern pflegen, kam sie glücklich vorüber. Sie sollte erfahren, daß es andre gebe, gegen die auch ihre Logik nicht schützte.

Längst, bevor das geschah, oder da der Entschluß, den sie faßte, als die klügste aller Berechnungen mißdeutet werden konnte, beschloß auch Madame Scarron, einem erfahrenen Seelenführer sich anzuvertrauen und ihr Leben mehr und mehr auf Gott zu richten. In Saint-Sulpice, einer theologischen Lehranstalt, in der man weder jansenistisch noch jesuitenfreundlich gesinnt war, fand sie einen bescheidenen, vortrefflichen Priester, Abbé Gobelin, der bis 1690 ihr Gewissen lenkte. Er bewies Menschenkenntnis. Unter ihrer Einfachheit entdeckte er Koketterie. „Sie tragen nur Wolle, meine sehr verehrte Dame," bemerkte er; „wenn Sie aber vor mir knien, sinken diese Stoffe in so anmutigen Falten zu Ihren Füßen, daß ich es zu gut finde."

Gobelin empfahl ihr, nicht in Gesellschaft glänzen, nicht durch ihren Geist unterhalten zu wollen, und ihre Bekannten bemerkten, daß sie schweigsam wurde. Ihre Schönheit geltend zu machen, darauf hatte sie früh verzichtet.

An einem heißen Sommertag gewahrte die Herzogin von Richelieu zufällig den schönen Busen ihrer Freundin. Diese hielt ihn so sorgfältig verhüllt, daß man gemeint hatte, sie habe ein Übel zu verbergen. Ihre Andachtsübungen blieben von nun an fest geregelt. An den Tagen, an denen sie die Sakramente empfing, schloß sie sich von der Außenwelt ab. Man kennt die Erbauungsschriften, die sie las: die Bekenntnisse des hl. Augustinus, die Schriften von Franz von Sales und von Bossuet, später auch solche von Fenelon, die Briefe der hl. Theresia, die Nachfolge Christi, die Psalmen. Sie täuschte sich auch jetzt nicht darüber, daß ihr Beruf sie nicht zum betrachtenden, sondern zu einem tätigen Leben bestimmte. Kleinlichkeiten und Engherzigkeit bei Ausübung religiöser Pflichten hat sie stets bei sich und andern aufs nachdrücklichste bekämpft und Liebeswerke den Abtötungen, die sie nicht verwarf, doch immer vorgezogen.

Zu den Freunden Scarrons hatte der Marschall d'Albret gehört. Nach des Dichters Tod förderte er die Intimität zwischen seiner unbedeutenden achtbaren Frau und der Witwe Scarron, die der Ansicht huldigte, langweilige Leute seien ein oft besserer Umgang als andre. D'Albret war sechzigjährig, ein Lebemann, und die Verleumdung schonte auch diese Beziehungen nicht. Später aufgefundene, an ihn gerichtete Briefe von Madame Scarron enthalten nichts als dankbare Anerkennung seiner treuen Freundschaft. Bei den d'Albrets, den Verwandten ihres Gatten, und im Hotel Richelieu verkehrte Athenais de Mortemart, Marquise von Montespan, und dort lernte Madame Scarron sie kennen. Noch fiel kein Schatten auf den Ruf der auffallend reizenden jungen Frau, der Hofdame der Königin. Ja man erzählte sich scharfe Äußerungen von ihr über das sträfliche Verhältnis des Königs zur Herzogin von La Vallière. Erst seit 1668 ward es offenkundig, daß die Marquise selbst an ihre Stelle getreten war und die sanfte, schwache, immer reuige, niemals unedle Geliebte Ludwigs XIV. mit erbarmungsloser Härte nicht nur verdrängt, sondern so bitter gedemütigt hatte, daß diese endgültig ins Kloster flüchtete.

Von da an gaben der König und sie das Ärgernis eines doppelten Ehebruchs. Die neue Mätresse war von triumphierender Schönheit: stolz, herrisch, witzig, launenhaft, sehr geistreich. Die Äbtissin von Fontevrault, ihre Schwester, übersetzte Plato. „Der Verstand der Mortemarts" galt als sprichwörtlich. Der Gatte, von dem sie einen Sohn hatte, pochte auf seine Rechte, und Ludwig XIV., der nicht ohne Grund fürchtete, er werde ihm die Kinder seiner Frau streitig machen, übte ungesetzliche Willkür gegen den betrogenen Ehemann. Sein Vetter, d'Albret, gab ihn auf. Madame Scarron folgte dem Beispiel ihrer Freunde und zeigte, wie fast alle Welt, sträfliche Duldung für die Frau, deren Freundschaft sie nach wie vor als einen Vorzug betrachtete.

Im Jahr 1671 schreibt sie dem Marschall d'Albret, „ihrer beider Freundin sei schöner als je"; wenn sie das Vergnügen ihres Umgangs entbehre, bleibe wenig tröstliches. In Versailles habe Frau von Montespan sie aufs liebenswürdigste empfangen; zu ihrem Erstaunen sei sie nach Tisch zur Spazierfahrt in einer der den König begleitenden Karossen aufgefordert worden. Ihre

Befriedigung darüber verhehlte sie nicht. Wir sind bei dem Punkt angelangt, wo Madame Scarrons kühle Vernünftigkeit zwar den Gefahren der theologischen „Kabalen", wie sie es ausdrückt, vorläufig entgangen, aber dafür um so bedenklicher in die schlüpfrigen Bahnen der laxen Moral geglitten war.

Weder ihr Korrespondent d'Albret noch sonst jemand ahnte, was sich 1669 zugetragen, und daß Madame Scarron darein gewilligt hatte, zwei damals lebende Kinder des Königs und der Montespan im verborgenen aufzuziehen. Wie es dazu kam, erzählt sie im hohen Alter selbst. Bei gemeinsamen Freunden hatte die Marquise sie unermüdlich in ihren Dienstleistungen und in ihrer Aufopferung, besonders für Kinder, gefunden, und so geriet sie ganz natürlich auf den Gedanken, in eigenen Angelegenheiten bei ihr, deren beschränkte pekuniäre Lage sie genau kannte, Hilfe zu suchen. So nannte sie denn Madame Scarron dem König als diejenige, die ihnen beiden in der Verlegenheit, in der sie sich befanden, nicht versagen werde. Keine geringere als die Gattin des Ministers Colbert hatte es nicht unter ihrer Würde erachtet, sich der Kinder Ludwigs und der La Vallière anzunehmen. Jetzt stand die Sache noch schlimmer, denn auch die Montespan war verheiratet.

Madame Scarron, in diskreter Weise befragt, erbat sich Bedenkzeit. Sie konsultierte ihren Beichtvater, dann antwortete sie: „Wenn die Kinder vom König sind und er es befiehlt, so will ich es tun." Ludwig XIV. befahl und verpflichtete sie zum strengsten Stillschweigen. Sie selbst erzählt weiter:

„Diese eigentümliche Art der Auszeichnung kostete mich unendliche Not und Mühe. Ich mußte, auf einer Leiter stehend, Tapezierer und andre Arbeiter ersetzen, denn niemand durfte herein. Ich tat alles selbst, weil die Ammen, um sich nicht zu ermüden, gar nichts tun wollten. Oft ging ich zu Fuß von der einen zur andern, verkleidet, mit Wäsche und Lebensmitteln unter dem Arm. Oder ich verbrachte ganze Nächte bei einem der Kinder, wenn es erkrankte. In einem kleinen Haus, nahe bei Paris, waren sie untergebracht. Früh morgens kehrte ich durch die Hinterpforte in meine Pariser Wohnung zurück, kleidete mich an und verließ das Haus durch das Haupttor, um ins ‚Hotel d'Albret' oder ‚Richelieu' zu gehen, damit meine gewöhnliche Gesellschaft keinen Argwohn schöpfte und kein Geheimnis vermutete. Ich magerte sichtlich ab; niemand wußte warum. So bedient sich Gott aller Dinge, um seine Pläne auszuführen und uns langsam an ein Ziel zu bringen, das wir nicht vorhersehen."

Madame de Montespan gab zu tun. Von den sieben Kindern, die sie zwischen 1669 und 1678 zur Welt brachte, wurde das dritte, ein Knabe, 1672 und zur Zeit des holländischen Feldzugs geboren. Vor der Abreise ins Lager soll der König diese illegitime Nachkommenschaft zum ersten Male gesehen haben. Bei der Mutter blieb „eine Freundin", — keine andre als Madame Scarron. Man fand ihre Existenz „erstaunlich", kein sterbliches Wesen, so hieß es, verkehre mit ihr.

Das Geheimnis war dennoch nicht länger haltbar. Im Jahr 1673 faßte der König einen ungeheuerlichen Entschluß. Auf der Höhe seiner Macht, nach glücklichen Kriegen, in denen er selbst befehligt hatte, mit vierunddreißig Jahren nicht nur von Schmeichlern und Frauen als der schönste Mann seines Reiches gepriesen und im Vollgefühl des Herrschertums von Gottes Gnaden, wie es Kirche und Staat ihm bestätigten, hielt Ludwig XIV. es für durchführbar,

vor aller Welt seine im Ehebruch gebornen Kinder zu legitimieren. Ein überlebender Sohn und die Tochter der Herzogin von La Vallière, zwei der damals lebenden Kinder der herrschenden Mätresse wurden am 20. Dezember 1673 nach Ratifikation des betreffenden königlichen Ediktes durch das Parlament anerkannt.

Bereits seit Monaten lag für Madame Scarron kein Grund mehr vor, sich ihren Freunden zu verbergen. Madame de Sevigné erzählt, wie sie, nach einem Souper in der Stadt, dieselbe bis an ihr großes, fast schon auf dem Lande gelegenes Haus mit schönem Garten, „wo man nicht eintritt", zurückgebracht habe: „Sie hat Dienerschaft und eine Karosse, sie ist reich und bescheiden gekleidet wie jemand, der mit Vornehmen lebt. Sie ist liebenswürdig, schön, gut und ganz einfach."

Im Gefolge der Montespan erschien Madame Scarron bei Hof, wohin die Kinder kamen. Sie liebte dieselben, besonders den 1670 geborenen Louis de Bourbon, Herzog du Maine, wie die zärtlichste Mutter. Drei dieser Kinder sah sie in jugendlichem Alter zu ihrem bittersten Schmerz sterben. Der König, dem in der Ehe mit Maria Theresia von Habsburg-Spanien sechs Kinder geboren worden waren, verlor sie früh, bis auf einen Sohn, den Dauphin. Er war ein sehr liebevoller Vater, und sein Herz wandte sich um so mehr der Nachkommenschaft von Madame de Montespan zu, als diese selbst sich sehr wenig darum kümmerte. Eines Tags, da Feuer in den Gemächern dieser Kinder ausbrach, fand sie, die sehr abergläubisch war, nichts andres zu sagen, als daß Feuersbrünste von guter Vorbedeutung seien.

Madame Scarron, die sie aller mütterlichen Sorgen entlastete, hielt sie für unentbehrlich und auch für gänzlich harmlos. Sie pflegte mit Ludwig XIV. über den „Schongeist, die Erzieherin", zu spotten. Ihm selbst blieb sie lange unsympathisch, und er vermied den Umgang mit ihr. Als jedoch 1672 das älteste der ihr anvertrauten Kleinen starb, fiel angesichts ihres Schmerzes des Königs Wort, Madame Scarron verstehe so gut zu lieben, daß es eine Freude sein müsse, von ihr geliebt zu werden. Die Sorge um den Liebling, den kleinen Herzog du Maine, der sehr kränklich war, und den sie wegen eines Fußleidens nach Holland zu einem berühmten Chirurgen, dann in Bäder brachte, veranlaßte zuerst ihren brieflichen Verkehr mit dem König. Er fand bei näherer Bekanntschaft Gefallen an ihrem Verstand, noch mehr an ihrem ruhigen, stets gleichmäßigen Auftreten, das in grellem Gegensatz zur stürmischen Laune Madame de Montespans stand. Diese wünschte jetzt zuweilen, sie zu entfernen, und befürwortete ihre Heirat mit dem reichen, sittenlosen, schon bejahrten Herzog von Villars. Madame Scarron schlug seine Werbung aus. Sie hatte das Versprechen des Königs und der Montespan, für ihre Dienste entschädigt zu werden. Noch ist es, nach den Begriffen von damals, übermäßig zu nennen, daß sie, nach kleineren Geldgeschenken, im Herbst 1674 vom König die Summe von 100000 Livres erhielt, die, einige Wochen später gedoppelt, sie in den Stand setzten, um 250000 Livres die Herrschaft Maintenon zu erwerben. Sie erhielt den Titel, den sie fortan führte, und schrieb erfreut an ihren Bruder, nun stehe ihnen beiden ein hübsches Alter, wenn es ein solches

gebe, bevor: Hungers würden sie nicht sterben. Die Rente der Herrschaft betrug 15000 Livres; auf des Königs Befehl legte Le Nôtre die Gärten an. Obwohl sie sich „hundert Klafter über den Interessen stehend" nennen durfte und in einer Umgebung, wo alles die Hand ausstreckte, niemand dem Staat weniger gekostet hat als sie, war sie doch eine gute Rechnerin. Die Drangsale ihrer Jugend hatten sie den Wert sorgloser Unabhängigkeit gelehrt. Dazu besaß sie Verwandte, die ihrer Hilfe bedurften, vor allem den unersättlichen, stets in Geldnöten verstrickten Bruder. Charles d'Aubigné, begabt und leichtsinnig wie sein Vater, nützte die Stellung der Schwester, die ihm aufrichtig zugetan war, aufs rücksichtsloseste aus. Zuerst suchte sie ihn im Heeresdienst zu versorgen. Als das fehlschlug, mahnte sie, Jahrzehnte hindurch, ebenso eindringlich wie vergebens zur Ordnung, Sparsamkeit und einer würdigeren, christlichen Lebensführung. Sie überwachte des Bruders Gesundheit, besorgte seine Angelegenheiten, zahlte seine Schulden, verzieh eine törichte, gegen ihren Willen geschlossene Heirat, nahm sich der Frau und des einzigen Töchterchens an, und mußte nach d'Aubignés Tod doch gestehen, sein reuiges Ende sei der einzige Trost gewesen, den er ihr jemals gewährt habe. Die Wohltäter ihrer Kindheit, die Verwandten Villette, Gönner und Freunde ihrer Jugend bis herab zu armen Dienern, fanden sie dankbar, hilfreich, immer bereit, ihnen beizustehen. Scarron erhielt ein Denkmal. Sie selbst besaß unter ihnen allen doch nicht *einen* zuverlässigen, verschwiegenen, selbstlosen Freund in einer täglich schwieriger werdenden Lage. Und jetzt, wo ihre materiellen Verhältnisse gesichert waren, lautete ihre immer dringender ausgesprochene Absicht, den Hof zu verlassen, aufrichtig. Ihrem Vertrauten in der Sache, Abbé Gobelin, dem sie Gehorsam versprochen hatte, beteuerte sie, sobald er es befehle, wolle sie sich nach Maintenon zurückziehen. Denn Madame de Montespan tue ihr bestes, um sie, die Erzieherin ihrer Kinder, mit dem König zu brouillieren, und doch müßte sie ständig mit ihr verkehren und schuldige Dankbarkeit verpflichte sie, nichts zu tun oder zu sagen, was dieser in Ludwigs Augen schaden könne. Nicht einmal so viel sei zu erreichen, daß die ihren Schutzbefohlenen aufgedrungene ungesunde Lebensweise, ihre schlechte Ernährung geändert würden. Und dazu müsse sie sich sagen, daß gerade ihre Liebe zu diesen Kindern die Ursache der wachsenden Abneigung, ja des Hasses der Mutter gegen sie selbst sei.

Abbé Gobelin zögerte dennoch, suchte zu beschwichtigen und sprach das Wort, auf das sie wartete, nicht aus. Von ihr gegründete Zufluchtstätten für arme Kinder, andre gute Werke, unbestimmte Möglichkeiten fielen weg und gingen verloren, wenn sie von der Stelle wich. Da kündigte sich im Frühjahr 1675 eine andre Lösung an. Der Jesuit Bourdaloue, vom König zum Fastenprediger bestimmt, schonte das Gewissen Ludwigs nicht. Von ihm, von Bossuet, mußte er bittere Wahrheiten hören. Bossuet hieß überdies gut, daß ein einfacher Seelsorger in Versailles der Mätresse die Absolution verweigerte; er beschwor sie und den Monarchen, jetzt, da Ostern wieder nahte, dem Ärgernis ein Ende zu machen. Er bat und drängte nicht vergebens. Madame de Montespan ging fort, nach Paris, der König begab sich zum Heer

nach Flandern. Madame de Maintenon atmete auf und brachte den noch immer leidenden kleinen Herzog du Maine nach Barèges ins Bad, von wo sie dem Vater fleißig über seinen Zustand berichtete. Der Knabe, der als Mann völlig versagen sollte, ward unter ihrer Leitung ein Wunderkind, dessen Einfälle den König nach der Rückkehr entzückten. „Wie sollte ich nicht vernünftig sein, da die Vernunft selbst meine Lehrmeisterin ist," entgegnete er eines Tags, als Ludwig XIV. seine Fortschritte lobte. Seit Monaten war auch seine Mutter wieder anwesend, vom Monarchen zurückgerufen, in Gunst und allmächtig. Die Reue hatte nicht gedauert: er war verliebter als je zuvor; die Montespan insolent, siegesgewiß und von unerträglichem Hochmut. Ihr Verhalten gegen Madame de Maintenon schwankte. Diese hörte abwechselnd Schmeichelworte und Insulten, bis es endlich, im November 1675, zu einer Krisis kam und der König beide Damen in einem heftigen Wortstreit überraschte. Vergebens suchte er die Mätresse gegen den Vorwurf der Härte und Ungerechtigkeit zu verteidigen, mit dem die außer sich geratene Madame de Maintenon nicht mehr zurückhielt; aber er mußte gestehen, daß es leichter sei, Frieden in Europa als zwischen zwei zankenden Frauen zu stiften. „Es ist der schönste Haß unsrer Tage", spottete Madame de Sevigné, als sie von solchen und ähnlichen Vorkommnissen hörte. Sie konnte bald ihre Berichte dahin ergänzen, daß selbst Kammerfrauen der Montespan sich an Dienstfertigkeit für Madame de Maintenon zu übertreffen suchten, „die niemanden grüßt, keine Besuche mehr macht, von den Ministern mit Ehrfurcht behandelt wird und wie ich glaube, in ihrem Herzen über diese Servilität lacht." Die Ursache der Veränderung war das wachsende Vertrauen des Königs in die Erzieherin seiner Kinder.

Sie durfte ihm jetzt Dinge wie die folgenden sagen: „Sire, Sie lieben Ihre Musketiere und beschäftigen sich viel mit ihnen. Was würden Sie denken, wenn man Ihnen erzählte, daß einer derselben die Frau eines andern zu sich genommen habe und mit ihr lebe? Ich bin überzeugt, daß er noch am selben Abend weggeschickt würde."

Der König lachte etwas verlegen und meinte, das sei wahr. Es gab Momente, in denen Madame de Maintenon die Mätresse in Tränen und ähnlichen Bemerkungen nicht unzugänglich fand. Ludwig hatte vorübergehende Neigungen zu andern Frauen; die Macht von Madame de Montespan über ihn war erschüttert, die Zeit gekommen, wo sie sich sagen ließ, um ihre Stellung zu retten, müsse Liebe mit Freundschaft vertauscht werden. Madame de Maintenon, die den Rat gab, gewährte ihr Gastfreundschaft unter ihrem Dach, in Maintenon, wo sie 1678 einem letzten Kinde das Leben gab. Von da an entschlüpfte ihr der König gänzlich und begann das Verhältnis zu einem schönen, geistig sehr unbedeutenden Hoffräulein Elisabeth Charlottens, Mademoiselle de Fontanges, die zur Herzogin erhoben, bald wieder fallen gelassen wurde und starb. Nicht auf sie jedoch, sondern auf Madame de Maintenon richtete sich längst die scharfblickende Eifersucht der Montespan. Ihrer Erregung nicht mächtig, soll sie ihr den Schimpf ins Gesicht geschleudert haben, sie sei des Königs Mätresse. „Dann hätte er ja deren drei?" lautete die Er-

widerung: „Jawohl, mich dem Namen nach, die Fontanges in Wirklichkeit, Sie dem Herzen nach.“ Wahr oder nicht, gibt die Anekdote die Situation wieder, die Madame de Montespan zu den letzten, verzweifelten und verbrecherischen Versuchen trieb, das Feuer einer erloschenen Leidenschaft noch einmal zu entfachen.

Die Giftmischerprozesse, die in Frankreich, damals dem ersten Kulturland der Welt, offenkundig wurden und die ersten Namen des Landes, einen Marschall von Luxembourg, eine Herzogin von Bouillon, unzählige andre der Mitschuld an unerhörten Greueln überwiesen, erscheinen kaum glaublich. Dennoch ist es Tatsache, daß mehrere Tausend Kindermorde, die Vergiftung von Gatten und Geliebten, andre, nicht weniger schauderhafte Missetaten mitten in Paris, systematisch und durch eine feile Verbrecherin, die Voisin, begangen wurden. Seit 1668 stand Madame de Montespan in Verbindung mit der Voisin. Der König erhielt Liebestränke, die, aus Maulwurfs- und Krötenblut bereitet, unter seine Speisen gemischt, durch Teufelsbeschwörungen wirksam gemacht werden sollten. Als seine Liebe dennoch wankend wurde und endlich der Verlust derselben drohte, brachte ihm La Reynie, der Untersuchungsrichter in dem vor der „Chambre ardente“ seit 1679 eingeleiteten Prozeß, die Beweise der Mitschuld seiner Mätresse. Sie hatte, auf ihrem Körper, die sakrilege schwarze Messe lesen lassen, bei der Kinderblut floß, und, nachdem auch das nicht wirkte, sowohl gegen Ludwig XIV. als gegen ihre Nachfolgerin in seiner Gunst, die nunmehrige Herzogin von Fontanges, Vergiftungsversuche geplant. Der Monarch verbrannte eigenhändig alle Zeugnisse ihrer Verbrechen im Feuer seines Kamins. Louvois, selbst der ins Vertrauen gezogene Colbert, man sagt auch Madame de Maintenon, billigten seinen Entschluß, das Bekanntwerden des Skandals um jeden Preis zu verhindern. Der besonders eingesetzte Gerichtshof wurde aufgelöst; die Mitwisser der Schuld von Madame de Montespan wurden durch Machtvollkommenheit des Königs und die sogenannten lettres de cachet, entweder verbannt oder mit lebenslänglicher, grausamer Haft bestraft. Das ereignete sich zwischen 1679 und 1681. Sie allein entging der Schande und verdienten Strafe. Ludwig XIV., der ihr sechs Millionen jährlich zahlte, brachte es über sich, sie in seiner Nähe zu behalten und vor Zeugen mit rücksichtsvoller Höflichkeit zu behandeln. Aber er sah sie nie mehr allein. Seit 1679 war sie dem Hofstaat der alles duldenden Königin vorgesetzt. Lieber als diese Stellung und den Hof aufzugeben, unterwarf sie sich allen einst einer andern auferlegten Qualen der Eifersucht und den Demütigungen eines Stolzes, den sie allein gekannt hatte. Das währte bis 1692, wo Ludwig XIV. sie von den Vermählungsfeierlichkeiten ihrer Kinder fernhielt und seine Abneigung nicht mehr verbarg. Madame de Montespan ging, führte bis zu ihrem Ende ein Büßerleben und spendete fortan, in Strömen, fast alles, was sie besaß.

Für Madame de Maintenon ist es charakteristisch, daß sie jede Gelegenheit benützte, um gute Beziehungen zu Madame de Montespan herzustellen, obwohl sie wußte, daß diese nicht aufhörte, laut über den Undank der Subalternen zu klagen, die sie aus des Königs Herzen verdrängt habe. Wenn auch die

Dinge sich anders zugetragen hatten, gestand Madame de Maintenon doch unumwunden zu, daß sie von derjenigen, die Ursache ihrer eigenen Erhebung geworden war, billigerweise nur Vorwürfe zu gewärtigen habe. Aber sie fügte bei, daß weder Berechnung noch Intrigen, sondern einzig eine tadellose Vergangenheit sie dahin gebracht habe, wo sie sei. Madame de Sevigné war ganz derselben Ansicht und schrieb 1680: „Glaubte sie, man werde den ersten Band ihres Lebens immer ignorieren können? Und wenn er nicht boshaft erzählt wurde, welchen Schaden hätte ihr das getan?"

Keine Verdächtigung wurde laut, als von nun an der König täglich mehrere Stunden in den Gemächern von Madame de Maintenon verbrachte, öffentlich, angesichts des staunenden Hofes, der, auf kommende Dinge wartete und das Witzwort wagte, von Madame de „Maintenant" zu reden. Man vergegenwärtige sich die Lage, und man wird verstehen, daß eine Frau wie diese, deren ganzes Wesen in frivoler, gefährlicher Umgebung auf die Pflichten einer ernsten, unzweifelhaft aufrichtigen Religiosität gerichtet blieb, eine so ungeheuerliche Wendung ihres Schicksals im Licht einer höheren Mission auffaßte. Auch dann, wenn, wie es nicht anders sein konnte, die Neigung und die ehrerbietigen Huldigungen des ersten Monarchen der Christenheit weder ihr Herz noch ihre weibliche Eitelkeit unberührt ließen.

Sie war älter als er, noch mit Spuren einstiger Schönheit in den wohlerhaltenen Zügen, gefällig und imponierend in ihrer ganzen Erscheinung, aber doch eine fünfundvierzigjährige, der Schwelle des Alters nahegerückte Matrone. Ludwig XIV. dagegen zählte erst zweiundvierzig Jahre. Wäre er nicht der König gewesen, er hätte noch immer für einen schönen, begehrenswerten Mann gegolten. Im Nimbus seiner Krone blieb er von allen Verführungen umworben, und nichts schien unwahrscheinlicher, als daß er ihnen künftig widerstehen würde.

Seit den Tagen der Kindheit umgaben ihn jesuitische Beichtväter. Unter ihnen frommere Priester als der liebenswürdige, schwache, allzu fügsame Père La Chaize, der ein Menschenalter hindurch, von 1674 bis 1709, seines Amtes waltete. Alle diese Wächter seines Seelenheils hatten nichts andres erreicht, als die machtlosen Zeugen von Ärgernissen zu sein, die sich in ununterbrochener Reihenfolge einander ablösten. Nun, 1680 zum erstenmal, war der König frei. Wenn er in Verirrungen zurückglitt, so erlebte Frankreich, das er in seiner Hand hielt, das traurige und erniedrigende Schauspiel eines alternden, lasterhaften Monarchen, wie es drei Generationen später der Urenkel, Ludwig XV., geben sollte. Nicht nur der demütige, schlichte Abbé Gobelin, auch die erste Autorität der französischen Kirche, Bossuet, Bischof von Meaux, andre mit ihm, mahnten jetzt Madame de Maintenon an die ihr auferlegte Verantwortung, die Seele des Königs zu retten. Mit weltlichem, aber untrüglichem Scharfblick beobachtete Madame de Sevigné, was vorging, und berichtete ihrer Tochter: „Madame de Maintenon zeigt ihm ein unbekanntes Land, den Verkehr der Freundschaft und der Gespräche, ohne Zwang und Schikane."

Das alles war gut; es war nicht genug.

Noch lebte, „mehr wie eine Karmeliterin als wie eine Königin", obwohl stets in Prachtgewänder gekleidet und mit Schmuck bedeckt, vernachlässigt und fast vergessen, Ludwigs rechtmäßige Gemahlin. Der gute Ruf von Madame de Maintenon, das Gewissen des Königs erforderten, daß er zu Maria Theresia zurückkehrte. Es war der Prüfstein des moralischen Einflusses seiner Freundin, daß er es tat.

Die Königin, die bis dahin nur bei feierlichen Gelegenheiten in offizieller Eigenschaft erschien, oder die zu Ehren ihrer Rivalinnen gegebenen Feste durch ihre Gegenwart verherrlichen half, sah jetzt den Gemahl in der Intimität wieder. Nicht zu gegenseitiger Freude der Gatten. Maria Theresia, die nie müde geworden war, ihren Besuchern mit eintöniger Stimme zu wiederholen, der König liebe sie so sehr, sie verdanke ihm so viel, sie sei so glücklich in Frankreich, hatte tatsächlich eine so entsetzliche Angst vor ihm, daß sie gezwungen werden mußte, seine Schwelle zu überschreiten. Ludwig XIV. zählte seinerseits die Stunden, die er bei der einfältigen, reizlosen Frau zubringen mußte, zu den lästigsten seines Lebens. Der Urheberin „dieses neuen Glückes" zollte Maria Theresia nichtsdestoweniger überschwengliche Dankbarkeit und suchte sie ihr auf alle Weise zu erkennen zu geben.

Noch hatte Madame de Maintenon keinen, wenn auch noch so bescheidenen Rang bei Hofe, und es mußte ihr ein solcher angewiesen werden. Der neunzehnjährige Thronerbe wurde 1680 mit einer bayrischen Prinzessin verheiratet, und dieser wurde Madame de Maintenon als zweite dame d'atours — wie der Titel lautete — beigegeben. Nur wenn dieses Amt sie dazu verpflichtete, erschien sie bei öffentlichen Gelegenheiten und verlor sich dann unter dem Gefolge der Dauphine. Dennoch wäre es auch der vollendetsten Klugheit und Lebenskunst nicht gelungen, eine so anormale Stellung auf die Dauer zu behaupten, hätte nicht ein ebenso plötzliches wie unerwartetes Ereignis eine andre Lösung herbeigeführt.

IV. Die anonyme Königin von Frankreich.

Ende Mai 1683 beschloß Ludwig XIV., seine neu erworbenen Provinzen, die Freigrafschaft und das Elsaß, zu besuchen. Die Königin sollte ihn begleiten und sprach den Wunsch aus, ihrerseits von Madame de Maintenon begleitet zu werden. Das Hofleben war zu allen Zeiten aufreibend genug, eine Reise war es noch mehr.

Der beständige Zwang der Etikette, die Schar der Höflinge, die, um bemerkt und ausgezeichnet zu werden, ein Sklavenleben führten, die Gewöhnung lärmender, stets wechselnder Vergnügungen folgten dem Monarchen, wohin er ging. Auf seinen Schlössern und selbst zu Versailles, das erst von dieser Zeit an ständige Residenz wurde, fehlte es, neben Luxus und verschwenderischer Pracht, an den einfachsten, heute auch den Armen zugänglich gewordenen Bequemlichkeiten. Die Vornehmsten brannten Talglichter und steckten, um nicht zu erfrieren, im Winter ihre Füße in Stroh, weil fast nur Mitglieder der königlichen Familie Wachskerzen, Teppiche und genügende Holzvorräte besaßen, um Feuer in ihren Kaminen zu unterhalten. Dazu kamen

sanitäre Einrichtungen, die in ihrer Barbarei jeder Beschreibung spotten. Wenn das unter des Königs Dach geschah, mußte sich das Ungemach in eilig und ungenügend in Stand gesetzten Nachtlagern und improvisierten Residenzen noch steigern. Die mit Ludwig gleichalterige, bis dahin gesunde Königin erkrankte, wohl infolge der durchgemachten Beschwerden, unmittelbar nach ihrer Rückkehr und starb bereits nach vier Tagen, am 30. Juli 1683, in Versailles. Der ganze Hof stand an ihrem Sterbebett um den heftig weinenden König versammelt. Auch Madame de Maintenon war anwesend und wollte sich unbemerkt zurückziehen, als der Herzog von La Rochefoucauld sie mit den Worten, jetzt sei sie dem König notwendig, auf diesen zudrängte. Sie blieb noch einige Augenblicke und ging dann am Arm des Ministers Louvois hinweg.

Die anscheinend aufrichtige Trauer Ludwigs, der überhaupt leicht zu Tränen neigte, hielt nicht lange an. In Fontainebleau, wohin er sein Hoflager nach Maria Theresias Tod verlegte, ließ er ihre Gemächer der Marquise von Maintenon anweisen und verbrachte jeden Abend in ihrer Gesellschaft. Den Umgang mit ihr konnte er nicht mehr entbehren. Sie fand es angezeigt, einen ihr vom Bruder zugedachten Besuch abzulehnen, schrieb ihm aber im August, die Gründe, die sie verhinderten, ihn zu sehen, seien so rühmlich für sie und so vorteilhaft für ihn, daß er darüber nur Freude empfinden könne.

Nach dem am 6. September 1683 eingetretenen Tod des großen Colbert nahm Ludwig XIV. die Gewohnheit an, in den Gemächern von Madame de Maintenon und in ihrer Gegenwart mit den Ministern zu arbeiten. Es war nicht seine Art, Frauen an Staatsgeschäften zu beteiligen. Mit Ausnahme der ersten Herzogin von Orléans, die zwischen Ludwig XIV. und ihrem Bruder Karl II. diplomatische Verhandlungen führte, besaß keine von allen ihm nahestehenden Damen den geringsten politischen Einfluß. Auch die Rolle von Madame de Maintenon blieb, vorläufig wenigstens, eine passive. Sie saß meist spinnend am Fenster, wenn der König mit den Ministern verhandelte und nennt sich in gleichzeitigen Briefen „eine sanftmütige, bequem gewordene Alte". Von nun an trug sie nie mehr andre als schwarze Toiletten, auch keinen Schmuck, und verbarg ihr reiches dunkles Haar unter einer sogenannten Coiffe, einer Art von Kopfputz, wie ihn Frauen, die mit den Eitelkeiten der Welt gebrochen hatten, zu tragen pflegten. Die von ihr erhaltenen Bilder aus diesen Jahren, worunter das große Porträt von Mignard, das sie im Kleid der heiligen Franziska, ihrer Patronin, darstellt, rechtfertigen die Beschreibung ihrer äußeren Erscheinung durch die Damen von Saint-Cyr. Sie sprechen von ihren feurigen Augen, ihrem majestätischen Wuchs, von der Anmut jeder ihrer Bewegungen, ihren klassisch geformten Händen, dem Wohllaut ihrer Stimme, dem Zauber ihres Lächelns, der die Wolke des über ihre Züge gebreiteten Ernstes mit gewinnender Freundlichkeit und Heiterkeit durchbrach.

Daß sie in Fontainebleau durch eine heftige Krisis ging, bemerkten alle, die ihr nahe kamen. Ihre gewohnte Ruhe, ihr heiterer Gleichmut versagten. Man sah sie häufig weinen und in Begleitung von Madame de Montchevreuil, ihrer Freundin, lange Spaziergänge in den das Schloß umgebenden Wäldern unternehmen. Ihre Tageseinteilung und ihre Andachtsübungen blieben streng

geregelt, aber sie klagte über „vapeurs“, einem damals vielgenannten Zustand, der unsern Nervenüberreizungen entspricht. Vor der Rückkehr nach Versailles, im Spätherbst, war das überwunden, und sie erschien wie immer, selbstbeherrscht, unermüdlich tätig und anscheinend ganz beruhigt.

Obwohl alle schriftlichen Zeugnisse fehlen, unterliegt es kaum einem Zweifel, daß, entweder damals oder im Januar 1684 und in der Schloßkapelle zu Versailles, zu nächtlicher Weile ihre Trauung mit dem Könige stattfand. Ziemlich übereinstimmend nennen verschiedene Quellen, unter diesen Saint-Simon, die zunächst Beteiligten: Harlay, Erzbischof von Paris, der das Paar zusammengab, den Minister Louvois, Montchevreuil und Bontemps, die als Zeugen gegenwärtig waren.

Der Marquis von Montchevreuil war der Freund und Vertraute der Ehe- und Witwenjahre von Madame Scarron, über die Saint-Simon das Gift seiner Verleumdungen ausgießt. Montchevreuils Anwesenheit in jener Nacht ist ihre beste Widerlegung: den Mitschuldigen und Mitwisser von Vorgängen, die nicht in Erinnerung gebracht werden durften, würde eine Frau, die sich schuldig gefühlt hätte, sicher nicht in der entscheidenden Stunde ihres Lebens an ihre Seite gerufen haben. Auch Bontemps hatte eine eigentümliche Stellung. Er war Kammerdiener Ludwigs und in seinem Dienst, der keineswegs als ein untergeordneter zu verstehen ist, ergraut. Bontemps kannte nicht nur alle Geheimnisse seines königlichen Gebieters, sondern auch die der Hauptstadt und des Hofes. Seiner seltenen Uneigennützigkeit, Verschwiegenheit und Treue verdankte er allgemeine Achtung und Ludwigs unbegrenztes Vertrauen.

Nur Saint-Simon behauptet, Madame de Maintenons Feindschaft gegen Louvois sei auf den Umstand zurückzuführen, daß er den König, und zwar auf seinen Knien, beschworen habe, niemals in die öffentliche Anerkennung seiner Ehe mit der Witwe Scarron zu willigen. Die Quelle dafür sind die Memoiren von Choisy, der Madame de Maintenon einer verräterischen Handlung in bezug auf den allmächtigen Minister beschuldigt. Ihre freundschaftlichen Beziehungen zur Familie Colberts hatten genügt, um sie in den Augen Louvois' zu verdächtigen, und es gereicht ihr nicht zur Unehre, ihn, den bösen Genius des Monarchen, weder geliebt noch betrauert zu haben. Aber sie und Louvois lebten, obwohl nicht befreundet, so doch nicht auf gespanntem Fuß. In ihren Briefen spricht sie zuweilen von ihm und den guten Diensten, die er ihr erwies. Und ebensowenig gab sie ihm Anlaß zu der von Saint-Simon vorausgesetzten Gegnerschaft; denn auch sie hat über die geheime Trauung unverbrüchliches Stillschweigen bewahrt. Ernste Zweifel über die Rechtmäßigkeit ihrer Beziehungen zum Monarchen sind dennoch nie laut geworden. Im täglichen Leben sah er sie zu jeder Stunde. Nur wenn er krank lag, ging sie zu ihm und beteiligte sich an seiner Pflege. Bei einer solchen Gelegenheit, an einem heißen Sommertag, da er die Bettdecke von sich geworfen hatte und sein Bruder, der Herzog von Orléans, ins Schlafzimmer trat, sagte er zu ihm: „Sie sehen mich in diesem Zustand und können denken, was Madame mir ist.“ Diese anonyme Ehe hatte nahezu drei Jahrzehnte gedauert, als Elisabeth Charlotte bei Erwähnung

einer Erkrankung von Madame de Maintenon nach Deutschland meldete: „Der König hat das alte Weib so Erschröcklich lieb, daß er ihr gewiß nachsterben würde, wünsche also, daß sie noch lange Jahre leben mag."

Hat Madame de Maintenon den König geliebt? Die Voraussetzung, daß seine treue Neigung keinen Widerhall in ihrem Herzen gefunden haben sollte, ist undenkbar: einmal wenigstens, als sein Entschluß, sie zur Frau zu nehmen, gefaßt war, hat sie sich glücklich genannt. Des Königs Verhalten gegen das weibliche Geschlecht trug überhaupt einen ritterlichen Zug. Für sie war es so ehrerbietig und rücksichtsvoll, daß in den von ihm erhaltenen Briefen seine bescheidensten Wünsche, um einen gemeinsamen Spaziergang, eine Begegnung, sich, wenn auch nur der Form nach, stets den ihrigen unterordnen. Er besaß Vorzüge und Eigenschaften, die sie ohne Schmeichelreden, aber im Tone aufrichtiger Bewunderung anerkannte.

Ludwig XIV. gab viel: er verlangte noch mehr.

Sie war eine bejahrte Frau, als ihr augenscheinlich eingeweihter Gewissensrat sie noch an ihre Standespflichten einem schwachen Mann gegenüber mahnte, der ohne sie zugrunde ginge; er verhieß ihr Gottes reichsten Lohn, wenn sie ausharrte; den König versicherte er der Liebe einer vortrefflichen Gefährtin. Von ihr, die verpflichtet war, zu schweigen, nie zu klagen oder an sich zu denken, hören wir nur, daß sie von der Ehe als von einem Stand zu sprechen pflegte, „der das Unglück von zwei Dritteln der Menschheit ausmache", und daß sie die ihr anvertraute Jugend vor seinem Joch in einer Weise warnte, die persönliche Erfahrungen voraussetzt. Die ihrigen verurteilten sie zu einer Sklaverei von jeder Stunde, deren Last Alter und Unglück erschwerten. Das schloß nicht aus, daß sie auch glücklichere Tage an Ludwigs XIV. Seite gekannt hat. Aber Freiheit blieb am Hofe ein unbekanntes Gut, und wie sie über diesen dachte, war zu keiner Zeit zweifelhaft: „Diese Gegend ist fürchterlich; wer sie nicht bewohnt hat, macht sich keine Vorstellung davon," ist eine Äußerung von ihr, die verhältnismäßig früh (1692) fiel. Was sie aufrechterhielt, war die unwandelbare Überzeugung, daß sie, auf einen Posten gestellt, eine Mission hatte, und daß diese Mission darin bestand, die Seele des Königs zu retten. Seine eigene Größe, die Größe Frankreichs, das Heil der Kirche, das Wohl des Staates lagen in der Hand einer Frau. Sie besaß weder außergewöhnliche Einsicht noch politischen Scharfblick; sie faßte niemals einen jener mächtigen, weltbewegenden Gedanken, die den engen Gesichtskreis einer Zeit und Generation durchbrechen, sondern sie teilte ihre Vorurteile, ihre Mißgriffe und manche ihrer Täuschungen. Sie beging große Fehler und irrte in der Wahl von Menschen. Im wesentlichen aber, in bezug auf die Aufgabe, die sie sich vorgesetzt hatte, hielt sie sich und dem Monarchen Wort.

In der Tiefe des Unglücks, am Rand des Verderbens, am offenen Grab von Kindern und Enkeln sah Europa Ludwig XIV. aufrecht, heldenmütig, größer als in den Tagen seiner Siege. Auf dem Sterbebett hat er Françoise d'Aubigné, Marquise de Maintenon, dafür gedankt, daß sie ihm nicht versagt hatte.

(Der zweite Artikel folgt.)

Gottfried Schadow.

Zu seiner Gedächtnisausstellung.

Von

Werner Weisbach.

Wenn wir als Kinder durch das Brandenburger Tor geführt wurden, sahen wir gern zu der Viktoria mit ihren vier Rossen droben, die ein Ruhmeszeichen unsres Vaterlandes bedeutete. Man hatte uns erzählt, wie sie von Napoleon nach Paris entführt, dann nach den glorreichen Siegen wieder zurückgebracht wurde; wie sie zuerst ihr Gespann hinaus in das Freie lenkte, während man sie nach der Rückkehr ihren Blick in die Stadt hinein wenden ließ. Die Kinder und das Volk hängen an dem Gegenständlichen in der Kunst. Von ihm aus wird erst allmählich der Sinn für das Artistische geschärft. — Als Verfertiger des Bildwerkes nannte man uns Gottfried Schadow.

Wollte man dann mehr von dem Künstler, der als der Schöpfer jenes Siegeswagens in unsrer Phantasie lebte, sehen und erfahren, so wußte man uns noch die Feldherrenstatuen auf dem Wilhelmsplatz zu nennen. Aber es blieb fraglich, welche unter den Monumenten dort eigentlich von ihm wären. Man verband nicht eine bestimmte, fest ausgeprägte Anschauung mit einem Werke von Schadow. Er war ein beinahe Vergessener.

Er selbst empfand schon den Rückgang seiner Schätzung in der zweiten Hälfte seines Lebens. In einem von ihm erhaltenen Schriftstück, das als Anhang zu einem Tagebuch abgedruckt ist, macht sich seine Mißstimmung Luft: „Nachdem ich früher vielfache Gnade von dem Könige genossen, bin ich von Allerhöchstdemselben nachher gewissermaßen vergessen worden; daraus kann ich die Zurücksetzung herleiten, die man mich erdulden läßt." Von ihm soll der Wortwitz geprägt worden sein: Schadows Ruhm sei in Rauch aufgegangen.

Der Schüler Rauch hatte den Meister in der Gunst des Hofes und der hauptstädtischen Bevölkerung abgelöst und verdrängt. Nach den Befreiungskriegen fiel ihm die plastische Verherrlichung der Feldherren zu. Das Standbild Friedrichs des Großen, für das Schadow seit seiner Jugend gedacht und gearbeitet hatte, wurde ihm übertragen. Berlin erhielt eine stattliche Reihe Denkmäler von seiner Hand. Jeder, der Augen im Kopfe hatte, vermochte

sich nach einer Anzahl von Werken ein fest umrissenes Bild seiner künstlerischen Persönlichkeit zu machen. Bei der Nachwelt kam das der Schätzung Rauchs zugute. Und noch Herman Grimm hat, wenn er den einen gegen den andern abwog, den Schüler dem Meister weit vorgezogen. Heute wird man vielleicht anders urteilen.

Schadow stand nicht so offen und greifbar da wie Rauch. Wenn man seiner Kunst habhaft werden wollte, so mußte man sie suchen. Man mußte seinen Monumenten nachgehen auf Plätzen kleinerer Städte, auf Friedhöfen und in Kirchen; seine Büsten und dekorativen Arbeiten sind zerstreut in Privathäusern, öffentlichen Gebäuden, Schlössern. Eine Kenntnis seiner Werke wollte erarbeitet sein.

Es ist das Gute retrospektiver Ausstellungen, daß sie manches der Vergessenheit entreißen und öfter eine Umwertung künstlerischer Urteile bewirken. Im Jahre 1886 erschienen in der Berliner Jubiläums-Ausstellung Schadowsche Werke. Auf der Jahrhundert-Ausstellung in der Nationalgalerie war er durch eine gute Auswahl von Plastiken und Zeichnungen vertreten. Aber was wir an ihm haben, das hat die reichhaltige Schadow-Ausstellung der königl. Akademie der Künste in diesem Winter erst recht zum Bewußtsein gebracht. Indem die Akademie das Andenken ihres ehemaligen Direktors ehrte, hat sie der Gegenwart einen reichen künstlerischen Genuß verschafft.

Inzwischen war auch von seiten der Museumsverwaltungen viel für die Rehabilitierung Schadows geschehen. Ein Werk nach dem andern hielt in die Nationalgalerie seinen Einzug, vor allem die wundervolle Tongruppe der beiden Prinzessinnen von Mecklenburg, der nachmaligen Königin Luise und ihrer Schwester, eingeführt von Laban in einem Aufsatz im „Jahrbuch der Königl. preußischen Kunstsammlungen". In das Treppenhaus des neuen Kaiser-Friedrich-Museums wurden aus ihrer Verborgenheit im Lichterfelder Kadettenhaus die beiden Originalmarmorstatuen des Grafen Ziethen und des Fürsten Leopold von Dessau übertragen, die an ihrem ursprünglichen Standort auf dem Wilhelmsplatz seit dem Anfang der sechziger Jahre durch Bronzenachbildungen ersetzt waren.

Um die Schadow-Forschung hat sich in den letzten Jahren Dr. Hans Mackowsky besonders verdient gemacht. Er hat soeben in den Wiener „Graphischen Künsten" das interessante Familienalbum Schadows mit seinen köstlichen Zeichnungen veröffentlicht. Es ist ein Sammelband, der von der Hand des Meisters Bildnisse von Mitgliedern seines Familien-, Freundes- und Bekanntenkreises enthält, in seine Umgebung einführt, und das Milieu, in dem er lebte, anschaulich macht. An dem Gelingen der Akademie-Ausstellung ist Mackowsky neben dem Präsidenten Kampf und dem Sekretär Justi beteiligt gewesen. Er hat den ausgezeichneten illustrierten Katalog verfaßt.

Im Anschluß an das nicht nur für die lokale Berliner, sondern für die deutsche Kunst überhaupt wichtige Ereignis darf man sich wohl die Frage vorlegen, was der Künstler Schadow innerhalb seiner Zeit, was er für uns bedeutet.

Schadows Jugend fiel in die Regierungszeit Friedrichs des Großen. Vor den Augen des Königs stieg alles Ausländische höher im Wert als das Einheimische. Er hatte schon als Kronprinz seinen Geschmack an der französischen Rokokokunst gebildet und blieb sein ganzes Leben lang davon abhängig. Auf die Bemühungen seiner Berliner um die schönen Künste gab er nicht viel. In Schadows Geburtsjahr (1764) schrieb Friedrich Nicolai an Hagedorn nach Dresden in einem Briefe: „Doch was hilft alles, da der König für inländische Künstler gar nichts tut."

Der Hofbildhauer Friedrichs in seinen letzten Jahren war ein Belgier, Tassaert, den er aus Paris hatte kommen lassen. Er war mit seiner Frau, einer Pariserin, und einem Stabe von Gehilfen in Berlin eingezogen. Bei einem aus diesem Gefolge erhielt der junge Schadow, elfjährig, den ersten Zeichenunterricht. Sein frühreifes Talent erregte die Aufmerksamkeit von Frau Tassaert. Über sie schreibt Schadow in seiner Selbstbiographie: „Madame Tassaert war eine Pariserin, eine Malerin, von strengen Sitten, vornehmtuend, tabakschnupfend nach der Schnur, vor niemand sich vom Stuhle aufrichtend, von einem Papagei, vielen Töchtern und einem Sohne umringt, und außer dem Handküssen alle übrigen deutschen Sitten und Gebräuche detestabel findend." Der junge Deutsche von kleinem Herkommen — sein Vater war Schneidermeister — fand Gnade vor den Augen der Madame Tassaert. Sie gab ihm Zeichenunterricht. Die Methode bestand darin, den Schüler nach Vorlagen der französischen Rokokokünstler, besonders Bouchers, zu bilden. An der Königl. Kunstakademie besuchte er die Aktklasse.

Schadow fühlte aber den Beruf zum Bildhauer in sich, und so ging er in die Werkstätte des Herrn Tassaert über. Er erlernte das Technische der Bildhauerei, aber eigentliche künstlerische Befriedigung fand er an der hier gepflegten Richtung nicht. Ein plötzliches Ereignis gab seinem Leben eine neue Wendung. Eine junge, bildschöne Wiener Jüdin, die man in ihrer Heimat in ein Kloster gesteckt hatte, die dann, von ihrem Vater befreit, in Berlin auftauchte, eroberte im Fluge das Herz des Zwanzigjährigen. Er ging mit ihr nach Italien und ließ sich in Rom trauen.

Angesichts seines uns heute vor Augen stehenden Lebenswerkes kann man sich wohl ein Urteil darüber bilden, was für Einflüsse in der Berliner Lehrzeit auf den Künstler nachhaltig gewirkt haben müssen. Da ist vor allem mit jener realistischen Richtung, deren Hauptvertreter Chodowiecki ist, zu rechnen. In sie muß er sich schon in jungen Jahren eingelebt haben.

Eine Auffassung, die die Wirklichkeit möglichst schlicht und natürlich zu reproduzieren trachtete, nahm, wo sie auftrat, damals gewöhnlich ihren Ausgang von der niederländischen Malerei des 17. Jahrhunderts. Sie macht sich während des 18. Jahrhunderts an verschiedenen Stellen Europas bemerkbar. Zum Teil ging solche Strömung neben andern weniger auffällig her.

Für das Umsichgreifen der Schätzung niederländischer Malerei in Frankreich ist bezeichnend als Stimmungsäußerung eine wenn auch sicher übertriebene Bemerkung in dem Nekrologe Bouchers (von Bret): „Wir waren schon weit entfernt von den Zeiten, wo Ludwig XIV., dessen Geschmacks-

richtungen Vornehmheit hatten ... die flämische Wirklichkeitsliebe in Verruf gebracht hatte. Boucher konnte es nicht entgehen, daß alle Kabinette sich füllten mit jenen genauen, aber sklavischen Nachahmungen der Natur, und daß eine Tabakskneipe von Ostade mit Gold aufgewogen wurde, während die besten französischen Bilder kaum beachtet blieben." Schon im zweiten Viertel des 18. Jahrhunderts hatte sich um die Königin Marie Leczinska und den Dauphin eine Partei gebildet, deren Ziel es war „de propager les principes de l'école des Flandres". Der künstlerische Führer dieser Partei war der Maler Oudry, der sich bemühte, Landschaften nach dem Rezepte der Niederländer zu malen.

Als theoretischer Verfechter eines vernünftigen Realismus trat Diderot auf. Ein enger Kontakt mit der Natur erschien ihm dem konventionellen Akademizismus gegenüber als das Wesentliche. Er hat geistvoll und begeistert seine Anschauungen literarisch vertreten und für eine realistische Kunst weithin aufklärend gewirkt.

Ein solches neues Wirklichkeitsgefühl geht sowohl auf dem Gebiete der Literatur wie der bildenden Kunst durch das Zeitalter der Aufklärung hindurch.

In England sucht um die Mitte des Jahrhunderts Gainsborough durch Anschluß an die Holländer und mit eigenem Naturgefühl die Landschaftsmalerei auf eine gesunde realistische Basis zu stellen. Eine ganze Anzahl von Landschaftern folgt seinen Spuren.

Künstlerische Geschmacksrichtungen machten damals wie heute ihren Weg durch das zivilisierte Europa und breiteten sich aus, indem sie an der einen Stelle mehr, an einer andern weniger günstigen Boden fanden. In Deutschland war die „Niederländerei" vielleicht mehr als sonstwo im Schwunge. Chr. W. Dietrich lehnt sich sklavisch an Rembrandt und die holländischen Kleinmeister an. Der Leipziger Akademiedirektor Oeser huldigt dem allgemeinen Rembrandtisieren der Zeit. Er glaubt sich in einem Brief an Hagedorn (27. Februar 1772) dahin entschuldigen zu sollen: „Sie müssen mich aber nicht in Verdacht haben, als ob ich für Rembrandt leben und sterben wollte." In dem Leipziger Kreise wurde Goethes Verhältnis zu Rembrandt begründet, nachdem er als Kind schon durch die Frankfurter Maler seines Vaters mit der Vedutenmalerei im niederländischen Sinne bekannt geworden war.

Um noch ein Beispiel zu erwähnen, auch in Hamburg gab es eine an die Niederländer sich anschließende künstlerische Richtung. Hier wurde der junge Wilhelm Tischbein von seinem Onkel zu einer Nachahmung der holländischen Genre- und Landschaftsmaler erzogen.

In Berlin brach sich die realistische Tendenz, sobald überhaupt einmal eine selbständige Kunst Boden gefaßt hatte, sogleich Bahn. Der Kupferstecher Georg Friedrich Schmidt (geboren 1712) hat, nachdem er von den Franzosen seine Schulung erhalten hatte, neben ihnen noch einen Gott: Rembrandt.

Wie weitgreifend hier im Norden das Interesse für die Niederländer gewesen sein muß, geht aus einem Briefe Fr. Nicolais an Salomon Geßner (9. Januar

1767) hervor, in dem er nach dem Erscheinen von Lessings „Laokoon" auf ihn anspielend schrieb: „Inzwischen war es wohl einmal Zeit, den Liebhabern der niederländischen Malerei ins Ohr zu raunen, daß man nicht den höchsten Zweck der Kunst erfüllt, wenn man dem Kolorit und dem Helldunkel zu Gefallen Schönheit und Zeichnung hintansetzt."

Chodowiecki, der künstlerische Führer der Berliner Bourgeoisie, innerhalb deren sich im Gegensatz zu dem französischen Geschmack des Königs eine nationale volkstümliche Richtung auszubilden begann, stand, wie er selbst bezeugt hat, stark unter dem Eindruck Rembrandts. Als er 1757 58 an seine erste Radierung ging und zum Vorwurf einen Würfelspieler nahm, entstand bei seinem Anblick „in seiner Hirnschale ein schönes Bild im Rembrandtschen Geschmack". In Chodowieckis Kunst sind niederländische und französische Einflüsse so verarbeitet, daß etwas Eigenes daraus geworden ist. Bei ihm verbindet sich deutsche Gemütstiefe, die nicht selten von etwas Philistrosität berührt wird, mit einer gewissen pikanten Rokokograzie und einer gesunden und kräftigen Auffassung der Wirklichkeit. Das Beste seiner Kunst hat er diesem Wirklichkeitssinn zu verdanken. Dessen ist er sich selbst bewußt gewesen. In seiner Autobiographie lautet ein Passus über seine Art, nach der Natur zu zeichnen, wenn er sich in Gesellschaft, unter Leuten befindet: „Was habe ich da zuweilen für herrliche Gruppen mit Licht und Schatten, mit allen den Vorzügen, die die Natur, wenn sie sich selber überlassen ist, vor allen den so gerühmten Idealen hat, in mein Taschenbuch eingetragen." — „Ich habe nach Gemälden wenig, nach Gips etwas, viel mehr nach der Natur gezeichnet. Bei ihr fand ich die meiste Befriedigung, den meisten Nutzen; sie ist meine einzige Lehrerin, meine einzige Führerin, meine Wohltäterin. Wo ich sie finde, werfe ich ihr einen Kuß, wenn es auch nur in Gedanken ist, zu . . ."

Chodowiecki ist der Ahnherr jenes Berliner Realismus, der über Franz Krüger zu Menzel und Liebermann weitergeht. In Schadows Geburtsjahr wurde er Mitglied der Königl. Akademie der Künste in Berlin.

Der beste Porträtmaler, den Deutschland zur Zeit der Jugend Schadows besaß, Anton Graff aus Winterthur, der in Dresden lebte, hatte sich allmählich zu einer freien Anschauung der Wirklichkeit durchgerungen und schuf Bildnisse von sprühender Lebenswahrheit. Er arbeitete ganz auf charakteristischen Ausdruck hin ohne die Schönfärberei und das Gespreizte des Rokoko. In der großen Malerei ist er der glücklichste Vertreter des deutschen Realismus im 18. Jahrhundert. Auch in Berlin war seine Kunst bekannt und geschätzt. Viele Aufträge gingen ihm von dort zu. Mit Chodowiecki war er befreundet. Im Jahre 1788 machte man den Versuch, ihn nach Berlin an die Akademie zu ziehen. Aber er lehnte ab.

Wir haben der damaligen realistischen Bewegung einen etwas breiteren Raum gewidmet, um das Milieu zu bezeichnen, in dem Schadows beste Kräfte wurzeln. Die Grundlage zu einer nüchternen, unbefangenen, ehrlichen Betrachtung der Außenwelt wurde in der ersten Berliner Zeit gelegt. Man muß sich die Stärke und Bedeutung der realistischen Richtung klargemacht

haben, um zu begreifen, wie der junge Bildhauer schon früh so tief davon ergriffen werden konnte. Das war ein unverlierbares Gut.

Plötzlich war er mit zwanzig Jahren nach der Flucht aus der Heimat in eine ganz andre Welt versetzt und hatte den klassischen Boden unter seinen Füßen. Was er in Rom sah und erfuhr, war natürlich nicht eine ganz neue Offenbarung für ihn; die klassizistische Strömung war damals schon auf dem Wege durch ganz Europa. Mit dem Bildhauer Trippel, einem Klassizisten von reinstem Wasser, dessen Atelier er in Rom besuchte, harmonisierte er wenig. Er, der die wirkliche Natur schon ganz anders verstehen gelernt hatte, konnte sich nicht mit der Kunst des deutschen Römers befreunden, der „sich aus Michel Angelo und einigen Antiken einen Konvenienz-Menschen erschaffen, den er aus dem Ärmel schüttelte". Die Antike ließ sich besser aus der Quelle in den römischen Sammlungen schöpfen. Bald arbeitet er auf eigene Faust und gewinnt den Preis der römischen Akademie in dem Concorso di Balestra.

Daß er in dem Rom, das noch unter dem Eindruck eines Winckelmann und Raffael Mengs stand, in dem der junge Canova, mit dem er befreundet war, vielbewunderte Werke schuf, energisch auf die klassizistischen Probleme gewiesen wurde, die ganz Europa beherrschten, war ein beinahe notwendiger Gang der künstlerischen Entwicklung. Aber er kam nicht zu jenem völligen Sichhingeben an die Antike, an die Antike, wie sie durch den Apoll von Belvedere und die Mediceische Venus vertreten wurde: — das Ideal Canovas. Auf den Realismus, den er von Kindheit an in seiner deutschen Umgebung aufgenommen hatte, wurde der römische Klassizismus gepfropft. Er hatte schon eine zu selbständige Anschauung, um in Rom zu einem bloßen Nachbeter der Antike zu werden. „Durch die Natur verführt, wird man nicht, wie Thorwaldsen, in einer Imitation der Antike verbleiben, sondern seine Originalität darbieten," sagt er in seiner Altersschrift: „Kunstwerke und Kunstansichten" (S. 53). Er suchte einen Ausgleich zwischen Realismus und Klassizismus. In der Verschmelzung dieser Elemente lag das Problem für die Kunst seiner Zukunft.

Als fertiger und infolge seines römischen Preises angesehener Bildhauer kehrte er 1787 nach Berlin zurück. Schon am Anfang des folgenden Jahres wurde er Nachfolger Tassaerts nach dessen Tode und ordentliches Mitglied der Akademie. Er erfreut sich der Gunst des Hofes. Aufträge strömen ihm zu. Seine Stellung in Berlin ist gesichert.

Das erste große Werk, das ihm von seiten des Königs Friedrich Wilhelm II. übertragen wurde, ein Hauptwerk in seinem Schaffen, ist das Marmorgrabmal für den natürlichen Sohn des Königs, den mit neun Jahren gestorbenen Grafen von der Mark, in der Dorotheenstädtischen Kirche, dessen Abguß in der Ausstellung zu sehen war. Er übernahm den Auftrag aus der Erbschaft Tassaerts. Die Elemente des Programms waren gegeben. Auf einem Sarkophag die ruhende Gestalt des Knaben mit den Attributen eines römischen Kriegers; der Leib mit einer Art Chiton bedeckt, der Oberkörper und Beine nackt läßt. Auf der Vorderseite des Sarkophags ein Relief: der

Tod, der den sich sträubenden Knaben von der gepanzerten Minerva hinwegreißt. Der Sarkophag steht vor einem Aufbau in Form eines antiken Grabmonumentes mit giebelförmigem Abschluß, der die Inschrifttafel und eine Girlande, darüber eine Lünette mit den drei Parzen trägt. Die Idee ist also ganz aus klassischem Geist heraus geboren. Ihr sucht sich die Ausführung durch klassisch reine Linienführung anzupassen. Die Aufgabe ist formal gut gelöst. Der junge Künstler besitzt ein feines Gefühl für die Proportionen des Aufbaus, das Abwägen von Massen, das Ineinanderfügen einer Gruppe. Die Gestalt des jungen Grafen ist das Beste und von großem Liebreiz in der Stellung und im Ausdruck. Aber das Werk trägt doch unverkennbare Schwächen. Das übertriebene Pathos in dem Sarkophagrelief streift an das Groteske. Mit dem pathetisch Ausdrucksvollen ist Schadow niemals zurechtgekommen. Wie die Parzen in die Lünette komponiert sind mit dem deutlich sichtbaren Bemühen, die Konturen an die umschließende Kurve anzupassen, das hat etwas ängstlich Akademisches. Man vermag eines gewissen frostigen Eindrucks nicht Herr zu werden.

Ganz anders ist er in das Wesen des hohen Stils bei der Quadriga auf dem Brandenburger Tor (1795 aufgestellt) eingedrungen. Ein sicherer Meister einer monumental dekorativen Aufgabe gegenüber. Ein kleines Modell zu einem der Pferde von seiner Hand befand sich in der Ausstellung. Danach wurden dann die Modelle für den Guß in originaler Größe hergestellt.

Der antikisierenden Auffassung hat Schadow auch in einzelnen Grabmonumenten seinen Tribut gezollt, besonders stark bei dem Denkmal für den Grafen Arnim (1801). Es ist in einem tempelartigen Bau im Park von Boitzenburg aufgestellt und auf diese Umrahmung berechnet. Die Witwe des Grafen in antiker Gewandung mit Schleier, den rechten Arm auf eine Totenurne gelehnt, sitzt in jener breit hingegossenen Stellung, wie sie Statuen römischer Kaiserinnen, etwa der Agrippina, einnehmen. Daher kam dem Künstler die Inspiration. Aus derselben Quelle schöpfte Canova, als er die sitzende Figur der Mutter Napoleons, Lätitia Bonaparte, schuf. Der Kopf der Gräfin Arnim hat etwas Individuelles, das aber der ganzen Auffassung gemäß ein wenig gedämpft erscheint. Auch der neben ihr sitzende Hund ist porträtmäßig gegeben. Unter dem Zwiespalt zwischen idealisierender und naturalistischer Darstellungsweise leidet das Ganze. Es ist keine völlig befriedigende Formel für die Bindung der verschiedenen Elemente gefunden. Bei aller Bewunderung für das formale Arrangement, die Geschlossenheit des Umrisses, konnte ich zu dem Werke in keine nähere Beziehung kommen.

In demselben Jahre, in dem Schadow dieses von der Antike eingegebene Denkmal arbeitete, führte er mit Goethe den bekannten literarischen Streit über die Berechtigung naturalistischer Auffassung zur Verteidigung der Kunst in Berlin.

Goethe hatte im zweiten Stück des dritten Bandes der „Propyläen" eine „flüchtige Übersicht über die Kunst in Deutschland" gegeben und darin geäußert:

„In Berlin scheint, außer dem individuellen Verdienst bekannter Meister der Naturalismus, mit der Wirklichkeits- und Nützlichkeitsforderung, zu Hause zu sein und der prosaische Zeitgeist sich am meisten zu offenbaren.

Poesie wird durch Geschichte, Charakter und Ideal durch Porträt, symbolische Behandlung durch Allegorie, Landschaft durch Aussicht, das allgemein Menschliche durchs Vaterländische verdrängt."

Schadow nahm diese Anklage als Herausforderung auf. Ob er mitgetroffen werden sollte, und ob die eingeflochtene Bemerkung: „außer dem individuellen Verdienst bekannter Meister" ihn ausnahm oder nur eine jener bekannten Höflichkeitsfloskeln ist, die dem Angriff die persönliche Spitze nehmen sollen, können wir nicht mehr wissen. Mit Werken wie dem Grabmal des Grafen von der Mark oder des Grafen Arnim-Boitzenburg wäre Goethe aber seiner ganzen künstlerischen Richtung nach sicher einverstanden gewesen. Schadow glaubte sich in jedem Falle zur Verteidigung der Berliner Kunst verpflichtet und schrieb gegen Goethe einen Aufsatz in der Zeitschrift „Eunomia" noch in demselben Jahre (1801). Punkt für Punkt weist er die Vorwürfe Goethes zurück.

Er heftet sich zunächst an den Begriff Naturalismus und sagt, was er darunter versteht: „Ein Naturalist ist jemand, der eine Kunst treibt, ohne sie von einem Meister (Professor) oder in einer Schule erlernt zu haben; ... Ein solcher war freilich in der bildenden Kunst Daniel Chodowiecki, der nach der Weise keiner einzigen Schule zu Werke ging, auch nie einen Lehrmeister gehabt hatte. Ob er und einige ganz alte deutsche und holländische Künstler deshalb aber geringer zu schätzen sind als andre, die nicht zu sehen und zu arbeiten vermochten außer durch die Brille irgendeines Meisters oder einer Schule, ist noch nicht ausgemacht." Nicht daß es ein Nachteil wäre, Naturalismus in diesem Sinne der Berliner Kunst vorzuwerfen, hält er es vielmehr für das einzig Wünschenswerte. Gegenüber dem kenntnislosen, schematischen Idealisieren stellt er das Nachahmen der Natur zunächst einmal als das Wichtigste hin: „Durch Erfahrung belehrt, darf ich jetzt mit Zuversicht behaupten, daß, wer richtig und treu nachmacht, auf dem rechten Weg zur Schönheit ist." Er nimmt das Handwerkmäßige in der Kunst, das rein Artistische in Schutz; man müsse „ein unbeschreiblich richtiges Auge besitzen, eine geübte Hand und einen ehrlichen, treuen Sinn". Gerade bei der jetzt herrschenden Stimmung in der Kunst sei es schädlich: *das bestimmte Wissen, das Handwerk derselben gering zu schätzen*. Maschinenmäßig genau müsse man im Anschluß an die Natur verfahren, um ein gutes Porträt herauszubringen. Er spottet über seine deutschen Landsleute, die in der Regel ihre Individualität aufgeben und alles nur an fremder Kunst messen. Solch einer „bringt es mit Mühe dahin, seinen deutschen Sinn zu ersticken, und *die Dinge nicht mehr zu malen, wie sie sind und ihm erscheinen, sondern wie sie seiner neuen Meinung nach sein sollten*". Er tritt weiter für eine realistische Landschaftsmalerei ein und wendet sich gegen die beliebten „Poussinaden". „In der Natur gibt's z. B. keinen allgemeinen Baum, sondern nur bestimmte Baumarten, und wer einen Baum abbildet, muß sagen können, welcher Art er ist ... Ich bleibe dabei zu behaupten, daß meine Landsleute durch treue Nachahmung der Natur allein etwas Eigentümliches erhalten werden, und diese Nachahmung ist nicht leicht und sollte nicht gering geschätzt werden."

Es ist bewundernswert, wie sachlich und klar hier das Programm für eine realistische Kunst aufgestellt ist. Schadow faßte für seine Polemik die Andeutungen Goethes natürlich möglichst extrem auf. Jeder von beiden hatte seine Meinung auf die Spitze getrieben. Auf das, was die Nachahmung der Natur erst zum Kunstwerk macht, ließ sich Schadow überhaupt nicht ein. Seine Anschauungen über bildende Kunst waren aber zweifellos klarer und fruchtbringender als die Goethes, der damals auf ein ganz einseitiges klassizistisches Programm eingeschworen war. Wohin das führte, zeigt der Mißerfolg und die Stagnation seiner Weimarer Kunstschule. Wie wenig Goethes Kunsturteil auf allgemeine Geltung Anspruch machen kann, geht auch aus seiner zu derselben Zeit entstandenen Abhandlung über Diderots „Versuch über die Malerei" hervor. Gerade die springenden Punkte dieser weit in die Zukunft weisenden Schrift, die die Grundgedanken eines Programms für eine malerische Anschauung der Wirklichkeit enthält, sagen ihm nichts; er übersieht sie und setzt sich in etwas pedantischer Weise mit viel weniger wesentlichen Fragen auseinander.

Schadow hatte das Recht, sich innerhalb der damaligen Zeit einen Realisten zu nennen. Er hatte Meisterwerke geschaffen, die das bewiesen. Die Denkmäler der Feldherren, des Grafen Ziethen und des Fürsten Leopold von Dessau, sind realistische Kunstwerke im besten Sinne des Wortes. Schadow hat sie in der Uniform ihrer Regimenter hingestellt. Die Kostümfrage spielte bei Denkmälern damals eine wichtige Rolle, ob man antike oder Zeittracht wählte. Für historische Standbilder wurde im allgemeinen ein antikisierendes Idealkostüm vorgezogen. Friedrich dem Großen sollte ursprünglich sein Denkmal in Berlin, für das auch Schadow seit seiner römischen Zeit eine Reihe von Entwürfen gemacht hat, im antiken Imperatorenkostüm errichtet werden. Bei den Feldherrenstatuen hat er sich von allem Brimborium, wie es die damalige Zeit liebte, wallendem Mantel und aufgeregten Faltenmassen, ferngehalten und die Schlachtenhelden als simple Menschen gefaßt und durch die ihnen zukommenden Uniformen charakterisiert. Die Uniform sitzt knapp am Körper. Man fühlt dessen Elastizität durch sie hindurch, die Spannung der Beinmuskeln durch die eng anliegenden Hosen. Welch ein prachtvolles Stehen! Welche konzentrierte Energie in den beiden Figuren! Wie fallen daneben im Kaiser-Friedrich-Museum die Statuen Keiths und Seydlitzens von Tassaert ab! Wie schematisch, manieriert und weichlich ist hier alles, wie schwankend das Stehen! Der Gedanke, Ziethen als den Schlachtendenker mit an das Kinn gelegter Hand zu geben, ist durchaus originell. Es war nicht die erste Idee. Ursprünglich sollte auch Ziethen den Kommandostab in der Rechten halten wie Leopold von Dessau; die Linke war in die Hüfte gestemmt, der Blick energisch geradeaus gerichtet. So zeigt ihn die erste Tonskizze in der Nationalgalerie. Die veränderte Haltung des überlegenden Feldherrn wurde ihm wohl gegeben, um einen fein berechneten Kontrast zu dem Dessauer zu bilden. Man hatte so in den beiden Feldherren den Gegensatz des Aktiven und des „Pensieroso". Ob Schadow wohl an die Mediceerfiguren Michelangelos gedacht hat?

Auf den Reliefs des Ziethen-Denkmals, die in der Ausstellung zu sehen waren, hat er Episoden aus den von ihm gewonnenen Schlachten mit völligem Sicheinleben in den dargestellten Moment packend veranschaulicht. In flachem Relief ist auf mehreren Plänen ein bewegtes Stück Wirklichkeit hingestellt. Die Gestaltung des Momentanen und Kursorischen hat er als plastisches Problem gefaßt und in diesen Frühwerken überraschend gut zuwege gebracht. Das hätte ihm damals in Deutschland niemand nachmachen können. An den vorbereitenden Zeichnungen, auf denen er die ersten Ideen mit Rötel skizziert hat, kann man sehen, einen wie spontanen Ausdruck solch ein in seiner Phantasie erlebter Vorgang fand. Alles einzelne geht auf wirkliche Beobachtungen in der Natur zurück. Das verleiht dem Gesamtbilde seine Lebendigkeit. Der Stift folgt mit großer Leichtigkeit jeder Eingebung der Phantasie. Hier ebenso wie vor den Reliefs des Tauentzien-Denkmals in Breslau (1795), die aber etwas leerer wirken als die Ziethenschen, kann man den Zusammenhang mit Chodowiecki und seiner Richtung am besten begreifen. Aber an Größe der Auffassung und lebensprühender Wiedergabe einer Massenbewegung, die in der Zeichnung geradezu etwas Impressionistisches hat, übertrifft Schadow den älteren Zeitgenossen. Und nun vergegenwärtige man sich, daß diese bewegten Reiterdarstellungen entstanden sind zu der Zeit, da Géricault geboren wurde.

Während bei solchen Werken das realistische Element in den Vordergrund tritt, ist für andre gerade die Verbindung von Realistischem und Klassischem charakteristisch. Bei einer Anzahl von Büsten ist das der Fall.

Daß ein realistisches Erfassen der Wirklichkeit mit antikisierenden Bestrebungen Hand in Hand geht, ist für den Klassizismus am Ende des 18. Jahrhunderts nichts Außergewöhnliches. Bei Jacques Louis David, dem Vater des neueren französischen Klassizismus, gibt es neben extrem antikisierenden historischen und mythologischen Darstellungen Porträts, die dem 18. Jahrhundert gegenüber ein neues Sicheinfühlen in das Physiognomische, einen schärferen Blick für den individuellen Charakter bekunden. In Deutschland war man von verschiedenen Seiten zu einem Interesse für das Physiognomische gekommen. Lavaters physiognomische Studien hatten auch auf die Künstler anregend gewirkt. Der Maler Wilhelm Tischbein hatte ihnen während seines Züricher Aufenthaltes manches zu verdanken. In seiner Kunst verknüpft sich ebenfalls ein nüchterner realistischer Sinn mit den antikisierenden Tendenzen der Zeit. Auch Schadow hat sich sein ganzes Leben mit dem individuellen und national Physiognomischen eingehend beschäftigt. Er hat die verschiedensten Typen aufgenommen, um sie für ein Sammelwerk von National-Physiognomien zu verwerten. Er hat Karikaturen im Leonardoschen Sinne entworfen. Von seiner Auffassungsgabe für eine Persönlichkeit, seiner vornehmen Art, sie im wesentlichen ihrer Erscheinung und ihres Ausdrucks hinzustellen, legen seine Porträtzeichnungen Zeugnis ab.

Auf dem Gebiete der Porträtbüste hat er mit das Beste geleistet, dessen er fähig war. Die Haltung, das Abgewogene, das er seinen Büsten verleiht, verdankt er seiner formalistischen Schulung in Rom. Manchmal

überwiegt die formale Kühle. Aber meist hat er die Form mit individuellem Leben zu erfüllen gewußt. Eingehen auf die individuellen Eigentümlichkeiten der Persönlichkeit, verbunden mit einem eminenten Sinn für das Plastische, dadurch zeichnen sich Schadowsche Büsten aus.

Henriette Herz hat er in der Tonbüste der Frühzeit, von der ein Abguß in der Ausstellung war, ganz all' antica aufgefaßt. Der Kopf der schönen Frau hat etwas Junonisches.

Eine stattliche Reihe von Büsten gab über die Art seiner künstlerischen Problemstellung und seine Arbeitsweise Aufschluß. Die Büste Friedrich Wilhelms II. (1793) hat in der lebensvollen Auffassung manches Verwandte mit Graffs Porträt des Königs von 1788 im Hohenzollern-Museum. Sie zeigt für die Marmorbehandlung, wie viel Schadow von der italienischen Barocktradition angenommen haben muß. Er erzählt auch selbst einmal, daß er die Gewandpartie einer Gruppe „auf Art des Bernini" gearbeitet habe („Die Werkstätte des Bildhauers" in Aufsätze und Briefe, 2. Aufl., S. 61). Der Auffassungsweise des Barock stand er im allgemeinen allerdings, seiner Zeit entsprechend, feindlich gegenüber. Auf das italienische Barock geht es aber zurück, wie er bei der Wiedergabe der Haare nach tiefen Schattenwirkungen strebt. Einzelne Strähnen werden frei herausgehoben; dazwischen dunkle, mit dem Bohrer ausgehöhlte Vertiefungen. An dieser Manier, die Haare zu geben, hält er fest. Es ist auf starke Kontraste abgesehen. Die Wirkung hat aber meist etwas Schematisches. Die formale Art seiner Gestaltung bringt es mit sich, daß jeder Teil in voller plastischer Greifbarkeit und mit scharfen Umrissen herausgearbeitet wird. Es kommt daher zu sehr markanten Überschneidungen, z. B. bei einem Rockkragen oder einer Krawatte, und in den Tiefen entstehen dunkle Schattengründe. Ein verflüchtigtes malerisches Erscheinen der Formen, das durch weiche Übergänge in den Valeurs bewirkt wird, liegt für die Kleidung wie für das Haar außerhalb des Problems. Eine gewisse unbiegsame Starrheit in der Wiedergabe des Stofflichen tritt meist zutage.

Schadow wählt für die Büste oft die Hermenform, oder er schneidet sie, wie die altrömische Porträtbüste, im natürlichen Umriß mit starker Verjüngung nach unten ab. Er bedeckt den Körper entweder mit einer idealen Drapierung oder mit der Zeittracht. Die moderne Tracht suchte er zu vermeiden, wenn es ging. „Zeitkostüme werden für die Zukunft leicht lächerlich," schreibt er in dem Aufsatz: „Die Werkstätte des Bildhauers", 1802.

Was er aus einem Kopf herauszuholen vermag, sieht man an den besten männlichen Büsten. Vortrefflich gelingen ihm die durchgearbeiteten Gesichter älterer Männer. Wie überzeugend wirken diese durch die Intensität des Ausdrucks: der Astronom Bode; Fasch, der Begründer der Singakademie; Johann Daniel Arnold, Direktor der Ritterakademie zu Brandenburg; Salomon Veit, der erste Gatte von Dorothea Schlegel; Meierotto, Direktor des Joachimsthalschen Gymnasiums. Die Marmorbehandlung gibt jedes Detail mit liebevoller Sorgfalt, ohne doch kleinlich zu sein. Ein Meisterstück minutiöser plastischer Durcharbeitung ist immer die Mundpartie. Da leitet ihn ein feines Gefühl für das individuelle Leben des Fleisches, für die leisen Hebungen und Senkungen,

die den Ausdruck bestimmen. Eine Galerie von Männern, die, frei von Pose und Gefallsucht, mit in sich gefestigtem Wesen und bürgerlicher Tüchtigkeit in dem beschränkten Kreis ihrer norddeutschen Heimat stehen, und zu denen auch ihr Teil Spießbürgerlichkeit und Schwerfälligkeit gehört.

Schadows Kunst hat nicht das Kosmopolitische wie die seines Zeitgenossen Houdon. Es fehlt ihr jener dem gallischen Wesen eigene Esprit. Die Menschen haben nicht eine so strotzende Lebensfülle, jenes Momentane, Packende des Ausdrucks. Durch eine Büste von Houdon geht eine Bewegung hindurch, die den Beschauer mit in Erregung versetzt. Die Wirkung ist hier viel mehr auf den Eindruck berechnet, den die Dinge ihrer malerischen Erscheinung nach auf eine gewisse Entfernung hin machen. Das zeigt sich besonders bei der Behandlung der Augen. Sie ist bei Schadow etwas schematischer. Er geht von der objektiven Form in ihrer Tastbarkeit als einer durch die Erfahrung gegebenen aus. Houdon sucht den individuellen Blick durch Markierung der Tonnuancen, die das Auge umspielen, zu treffen. Von ihm aus führt ein Weg zu Rodin. — Beinahe wäre Schadow mit Houdon in persönliche Berührung gekommen. Er sollte im Jahre 1792 auf Befehl des Königs nach Paris gehen, „um dort unter Anleitung des Bildhauers Houdon sich mit den Vorteilen des berühmtesten Gießers Pelletier bekannt zu machen". Aber durch die französische Revolution wurde der Plan vereitelt.

Von den Dichtern der Zeit waren auf der Ausstellung zwei in Büsten vertreten: Wieland und Goethe. Wieland hat Schadow im Jahre 1802 in Weimar nach dem Leben modelliert. Von ihm sagte er: „Er war der erste deutsche Gelehrte, der für mich etwas Dichterisches auch in seinem Äußeren hatte." Das Vergeistigte des Alters hat er auch wundervoll in dem Gesicht auszuprägen gewußt. Die Kappe, die hohe Stirn, die große Nase gab ihm Gelegenheit, mit breiten Flächen zu arbeiten. Es ist eines seiner großzügigsten Werke. Goethe wurde nach einer Gesichtsmaske, die er 1816 in Weimar abgenommen hatte, in Marmor gearbeitet. Hier tritt das Dichterische zurück hinter dem etwas mehr Nüchternen, Geheimrätlichen.

Eine Tonbüste Friedrich Nicolais (1798), die aus der Universitätsbibliothek in Halle wiederaufgetaucht ist, war besonders interessant, weil man an ihr die Art, wie die modellierende Hand das weiche Material bearbeitete, studieren konnte. Die Formen des Gesichtes sind in ihrer individuellen Eigenart ungemein frei und sicher in den Ton gedrückt. Energie liegt in der Haltung, etwas Herausforderndes in den Zügen. Die Wirkung geht hier ins Große und Weite. Durch einen ganzen Saal hindurch übte das Werk eine Anziehungskraft aus.

Schadow hat einmal gesagt: „Weibliche Büsten sind eine der schwersten Aufgaben in der Kunst; diese zu lösen habe ich mir immer unglaubliche Mühe gegeben." Man verfällt bei den weichen Zügen leichter in das Schematisieren. Aber er hat in den gelungenen Werken den weiblichen Kopf seinem persönlichen Wesen nach zu voller plastischer Wirkung zu bringen gewußt. Welch einen Schmelz jugendlicher Anmut hat er über das Antlitz der beiden Prinzessinnen auf der Doppelstatue ausgegossen, die sich auch auf der Ausstellung als sein

Meisterwerk erwies. Und wie liegt doch in jedem eine besondere individuelle Nuance. Mit unbarmherziger realistischer Treue hat er die markanten Züge von Zelters Frau in der Büste gegeben, die sein Sohn Rudolfo in Marmor meißelte.

Ein Paar spätere Frauenbüsten, Lida Bendemann, die Tochter Schadows, und ein unbekanntes junges Mädchen (N. 51) lassen erkennen, wie sich die Anschauungsweise des Meisters gewissen Aufgaben gegenüber veränderte. Die Formen sind zarter und schmächtiger; der Blick bekommt etwas träumerisch Versunkenes; das ganze Wesen wird ätherischer. Es ist ein andrer Frauentypus, der uns hier entgegentritt; Frauen, die in eine neue romantische Zeit hineingeboren sind, die durch den Ausdruck ihrer Augen, durch die Art, wie sie ihr Haar tragen, durch ihr ganzes Auftreten eine gewisse phantastische Neigung bekunden. Von Rom und von den Nazarenern ausgehend hatte sich eine Vorliebe für das Schlanke, Schwärmerische, Präraffaelitische verbreitet. Schadows Söhne waren in Rom auch in den nazarenischen Kreis eingetreten. Die beiden weiblichen Büsten verraten uns, wie der alternde Meister noch auf die romantische Richtung eingegangen ist. Das der Akademie gehörige unbekannte junge Mädchen ist von märchenhafter Anmut und gefühlvoller Zartheit.

Man sieht hier wieder, wie für den Künstler sich Aufgaben nicht nur dadurch ergeben, daß er in seiner Richtung liegende artistische Probleme mit neuen Anläufen zu bemeistern trachtet, sondern daß er öfter auch durch seine Zeit und Umgebung veranlaßt, ja gleichsam gezwungen wird, in andre Beziehungen zu den Dingen zu treten. Deshalb ist zum Verständnis eines Künstlers die Kenntnis seines Milieus nicht unwesentlich. Die Bahn, die Schadow durchmessen hat, ist nicht ihm allein eigentümlich. Sie war durch die Zeit gegeben. Ähnlich ist der Entwicklungsgang des Malers Wilhelm Tischbein verlaufen, wenn er auch nie die künstlerische Höhe Schadows erreicht hat. In jungen Jahren hat er sich um das Charakteristische des Ausdrucks bemüht. Rom hat ihn der klassizistischen Strömung überantwortet. In seiner Spätzeit in Hamburg und Eutin hat er dann noch die romantisch nazarenische Bewegung mitgemacht. Das ganz romantisch angehauchte Bildnis seiner Tochter Angelica (1822) in der Hamburger Kunsthalle ist etwas früher entstanden als die beiden eben betrachteten Schadowschen Frauenbüsten. So haben diese Übergangsmeister realistische, klassizistische und romantische Elemente in ihre Kunst aufgenommen.

Der Wunsch einer Dame, die Schadow im Jahre 1797 zu porträtieren begann, der Demoiselle Unger, die ihre Büste durch Hinzunahme der Arme vergrößert zu sehen wünschte, hat uns, indem der Künstler nach und nach eine lebensgroße stehende Figur daraus machte, eine der reizvollsten weiblichen Statuen beschert, die die deutsche Plastik aufzuweisen hat (Hohenzollern-Museum). Er ließ den Oberkörper ein wenig vorgebeugt und stellte unter die Arme einen Anker. So wurde es eine Figur der Hoffnung. Ein wundervoller Fluß geht hindurch, in der Vorder- wie in der Rückansicht; der Kopf ist von unsagbarem Liebreiz. Die natürliche Anmut, das Keusche, Knospen-

hafte der biegsamen Gestalt erhebt sie weit über die gewöhnlichen Idealfiguren. Solch ein Gemüt und Poesie vereinendes Werk, das aus demselben Geist heraus, wie Haydns, Mozarts und Schuberts Melodien, geboren ist, kann die deutsche Kunst ganz für sich allein in Anspruch nehmen. Es ist leider nur Gips geblieben.

Schadows naiver Natur lag auch das Kindliche besonders gut. Eine Anzahl reizender Kinderbüsten zeigte ihn von der Seite.

Kein großes Monumentalwerk berichtete von den Kenntnissen, die er sich von dem nackten menschlichen Körper erworben. Das Nackte spielt in dem Schaffen des modernen Künstlers, der auf seine Bestellungen angewiesen ist, nicht dieselbe Rolle wie in der Antike. Aber in dem Lehrplan nahm das formale Aktzeichnen einen bedeutenden Raum ein. Mancher bleibt dann in einem angenommenen Schema stecken. Aber Schadow ging seinen eigenen Weg weiter. „Bei nackenden Sachen hab ich gewöhnlich vor dem eigentlichen Modelle ein besonderes Studium nach dem Leben vorangehen lassen, und Hände, Arme und Kopf wieder nach einem andern lebenden Vorbilde genommen, aus welchen Studien ich nachmals das auszuführende Modell unternommen habe." („Die Werkstätte des Bildhauers.") Es ist schwer, bei einer solchen Methode etwas aus *einem* Guß Wirkendes zustande zu bringen. Schadow bildet aber darin eine Ausnahme, daß er sich nicht auf starre und gekünstelte Posen, versteift wie die meisten Klassizisten. Vom lebendigen Eindruck geht er aus und sucht das Leben, wie er es vor der Natur empfunden hat, auch auf seinen Stoff zu übertragen. An dem kleinen Entwurf eines „Jünglings, an eine Area gelehnt", dessen Tonmodell sich in der Nationalgalerie befindet, kann man sehen, wie er bei einer der Antike und der *italienischen* Renaissance entlehnten Formauffassung sich doch von jeder sklavischen Imitation fernhält. Er hat sich die komplizierte, wohl balancierte Stellung nach dem natürlichen Eindruck vor dem Modell zurechtgelegt und die vollen Glieder mit einem von innen hervorquellenden Leben erfüllt.

Was das Beherrschen des Nackten bei Schadow heißen will, zeigen seine Aktzeichnungen. Das sind keine trockenen formalistischen Elaborate, wie sie an der Tagesordnung waren. Es sind Produkte einer großen und reifen künstlerischen Anschauung; ob er nun den Akt in sorgfältiger Anlage zu einer bildmäßigen Vollendung führt, oder mit markigen Zügen in skizzenhafter Breite einen Körper auf das Papier bringt — so, daß alles „sitzt." (Charakteristische Beispiele für beide Arten der Zeichnung sind in dem illustrierten Kataloge abgebildet.)

Von fertigen Nackdarstellungen in Marmor waren in der Ausstellung eine kleine Gruppe: Eros und Bacchus, und ein ruhendes Mädchen. Die Gruppe, die als Tafelaufsatz gedacht war, zeigte die beiden Figuren mit kunstvoll verschlungeren Gliedern auf allseitige Ansicht berechnet; ein anmutiges Werk von zierlicher Marmorarbeit, offenbar durch den hellenistisch-alexandrinischen Kunstkreis inspiriert. Ein Produkt der glatten trockenen Manier ist die kleine Figur des auf dem Lager hingestreckten ruhenden Mädchens (Nationalgalerie). Weit frischer ist das Gipsmodell eines schlafenden

Mädchens der Nationalgalerie (Nr. 149), dessen Umriß durch Überschneidungen pikant und durch den bewegten Fluß der Linien reizvoll ist.

Das ruhende Mädchen ist das letzte Marmorbildwerk Schadows (1826). Von größeren Arbeiten fallen in die letzten Jahre vorher: das Blücherdenkmal für Rostock 1816—19, der Luther für Wittenberg, 1821 eingeweiht, die köstliche realistische Bronzestatuette Friedrichs des Großen mit den Windspielen in Sanssouci.

Das Blücherdenkmal brachte ihn wieder in Berührung mit Goethe, aber diesmal in freundschaftlicherer Weise. Man verlangte in Rostock von ihm, er sollte sich wegen der Auffassung der Statue und der Sujets für die Sockelreliefs mit Goethe ins Einvernehmen setzen. Ein Aufenthalt in Weimar, im Januar 1816, währenddessen er Goethes Gesichtsmaske nahm, nach der er die vorhin erwähnte Büste formte, stellte gute Beziehungen zwischen beiden her. Was durch die Verbindung der beiden Geister zustande kam, ist wenig erfreulich. Blücher steht auf seinem Postament in phantastischer, halb antiker Soldatentracht mit einem Löwenfell über den Schultern. Der kleine Entwurf hat noch mehr Haltung und Kraft als das ausgeführte Denkmal. Für die Sockelreliefs hatte sich Goethe allegorische Darstellungen ausgedacht. Schadow konnte mit ihnen offenbar nicht viel anfangen; und so kamen diese öden, zusammenhangslosen Kompositionen heraus, die an ein gänzliches Ermatten seiner künstlerischen Fähigkeit denken lassen würden, wenn er nicht nachher noch so lebensvolle Dinge, wie etwa die Statuette Friedrichs des Großen mit den Windspielen, geschaffen hätte.

Bis an sein Lebensende hielt Schadow Goethes Beziehungen zur bildenden Kunst für keine günstigen. In seine Altersschrift „Kunstwerke und Kunstansichten" hat er folgenden Passus aufgenommen: „Für Künstler sei hier die Bemerkung eingeschaltet, daß Herr v. Goethe, im Umgange mit diesem Bury, Tischbein, dem Neapolitaner, Meier und andern damaligen deutschen Malern, vom gesunden Blick für das Kolorit abgebracht war, und so manches von ihm gepriesen wurde, was dasteht und keines Blickes gewürdigt wird."

In den letzten fünfundzwanzig Jahren bis zu seinem Tode (1850), nachdem er den Meißel aus der Hand gelegt hatte, hat er noch gezeichnet, auch ein paar Porträtbüsten von Nahestehenden in Ton geformt.

Er veröffentlichte verschiedene Sammlungen und Schriften, für die er im Laufe seines langen Lebens das Material zusammengebracht hatte. Ein Proportionswerk: „Polyklet oder von den Maßen des Menschen nach Geschlecht und Alter" enthielt seine reichhaltigen Zeichnungen mit Proportionsstudien, die ihm auch für Unterrichtszwecke an der Akademie dienten, deren Direktor er seit 1815 war. 1835 gab er die „National-Physionomien oder Beobachtungen über den Unterschied der Gesichtszüge und die äußere Gestaltung des Kopfes" heraus. Halb erblindet diktierte er seine autobiographische Schrift: „Kunstwerke und Kunstansichten."

Schadow als Zeichner — das ist ein eigenes interessantes und für die Kunst in Berlin höchst wichtiges Kapitel, das hier nur gestreift werden konnte. Seine Vielseitigkeit auf diesem Gebiete konnte man in der Ausstellung be-

wundern. Er war ebenso groß als Zeichner wie als Bildhauer. Die als Selbstzweck geschaffenen, zu einer künstlerischen Abrundung gebrachten Blätter fesseln in gleicher Weise wie die Skizzen und Studien. Mackowsky hat in der Publikation des Familienalbums die Technik seiner Zeichnungsweise eingehend besprochen. Immer blieb er in engem Kontakt mit der Natur. Was ihm vor die Augen trat, das konnte er mit treffenden Strichen zu Papier bringen. Er hatte einen eminenten Sinn für das Charakteristische und war als Zeichner sehr vielseitig. Von Natur besaß er ein Gefühl für die formbildende Linie; und das Gefühlte in dem Duktus jedes Striches verleiht seiner Handschrift ihren Reiz. Als frappierendes Beispiel führe ich nur eine im übrigen unscheinbare Zeichnung an, auf der er für die Statuette Friedrichs des Großen die Windspiele skizziert hat. Obwohl es eine Hilfszeichnung mit eingetragenen Maßen ist, hat er das Lebendige, Eigentümliche in der Erscheinung der Tiere und ihre Bewegung packend zum Ausdruck zu bringen gewußt.

In der Zeichnung läßt er auch seiner humoristischen Neigung ihren Lauf. Ihn reizte das Komische und Groteske; aber er geht den Menschen und Dingen immer nur mit einem gutmütigen Humor zuleibe: wenn er den großen Fichte bei seiner kleinen Menschlichkeit packt, oder den König Friedrich Wilhelm III. einherschlendern läßt und ihm die Unterschrift gibt: il se laisse aller.

Auch für seine Person kultivierte er in späteren Jahren eine Art komischer Originalität. Seine Bonmots und Witze machten die Runde. Treffende Bemerkungen von ihm fielen bei jeder Gelegenheit. Nur ein Beispiel. Über die Ehrenfeier Thorwaldsens in der Berliner Singakademie 1844 äußerte er, daß sich während der Festrede „eine Strapaze von Erhabenheit entwickelte, die für unsereinen originell war". — In der Erinnerung unsrer Väter lebte er als das alte Berliner Original fort, während seine große künstlerische Vergangenheit dahinter ganz zurücktrat.

Sein Wiederaufleben darf gewiß nicht als eine bloße Modeerscheinung angesehen werden, so wie oftmals durch retrospektive Ausstellungen vergessene Größen künstlich in die Höhe geschraubt werden. Seine Kunst hat nichts, was einer Modeströmung der heutigen Zeit entgegenkäme; ja sie hat in ihren besten Schöpfungen überhaupt nichts, was von irgendeiner Mode abhängig wäre.

Der Genius Schadows wurde nicht durch einen hohen Flug der Phantasie befeuert. Er war am größten, wenn er mit beiden Füßen fest auf der Erde stand. Ausflüge in die Gebiete eines entfernten Ideals mißlangen leicht, so gern er solche auch unternehmen mochte. Wir Heutigen finden uns nicht in dem Bedauern mit ihm zusammen, wenn er in seiner Selbstbiographie schreibt: Es ist ihm (Schadow) nachher (nach dem Denkmal für den Grafen von der Mark) kein so großer und zugleich so poetischer Auftrag weiter zuteil geworden, vielmehr hat er sich mit vielen undankbaren prosaischen Teufeleien befassen müssen, wohin er nämlich alles zählt, worin unsre Röcke, Fressen, breiecktes Hute, Zöpfe und dergleichen die wesentlichen Bestandteile für den Anblick ausmachen. Gerade da, wo er sich mit seiner Gegenwart

beschäftigt, interessiert er die Nachwelt — oder wenigstens unsre Zeit — am meisten. Wie oft kommt es vor, daß ein Künstler sich selbst nicht darüber klar ist, worin eigentlich seine Stärke liegt. Und ein gewisser Zwang, der ihm durch Anforderungen, die seine Zeit an ihn stellt, auferlegt wird, ist nicht selten von Nutzen, wenn er dem Künstler im Augenblick auch recht drückend erscheinen mag.

Der nüchterne norddeutsche Sinn, die Verstandeskühle der Aufklärung — und als ein Produkt des Zeitalters der Aufklärung ist Schadows Kunst durchaus anzusehen — durchdrangen alles, was er in Angriff nahm. Hier und da kommt auch einmal ein Philisterzöpfchen zum Vorschein. Zu der Antike zog ihn auch vor allem die Klarheit ihrer plastischen Gestaltung, der durchsichtige tektonische Zusammenhang aller Teile in ihren Kunstwerken. Die Logik im Denken und Aufbauen ist ja überhaupt das, was die Aufklärung und die Antike insbesondere verbindet. An irgendein Prinzip a priori hatte sich Schadow nicht verkauft. Er leitete die Behandlungsweise aus der jedesmaligen Aufgabe ab. Sein Kontakt mit der lebendigen Natur war ein zu starker, als daß er sich einem unduldsamen Klassizismus hätte hingeben sollen. Das Gebiet der Möglichkeiten blieb für ihn ein recht weites. Man überschlage etwa seine Ideen für Darstellungen Friedrichs des Großen. Auf dem Monument in Stettin steht der König, den Krönungsmantel über der Uniform. Ein kleines Bronzerelief zeigt ihn zu Pferde in bloßer Uniform. Ein ungemein flotter Entwurf auf einer Zeichnung für ein Reiterstandbild gibt ihn über hohem, figuriertem Sockel in antikisierender Tracht und heroischer Auffassung auf sprengendem Roß mit hoch geworfenen Vorderbeinen, nach dem Vorbilde der französischen Barockdenkmäler. Vielleicht bildete die unmittelbare Anregung dazu Falconets berühmtes Bronzestandbild Peters des Großen in Petersburg, das Schadow auf einer Reise nach Schweden und Rußland sah, die er 1791 zu Studienzwecken für ein Monument Friedrichs des Großen unternahm. Daß er seine Kunst nicht auf eine Formel gebracht, hat ihr ihre Beweglichkeit und Abwechslung belassen. Eins aber gab es, woran er nicht rührte: die Einbeziehung plastischer Formen in tastbar feste Begrenzungen.

Ging man in der Ausstellung der Akademie einige Schritte weiter zu den Sälen der Modernen, so konnte man angesichts einiger Werke Rodins einen interessanten Vergleich anstellen. In den hundert Jahren, die zwischen beiden liegen, hat sich die Plastik neue Wege gesucht. Für Rodin ist das Problem, die festen Formgrenzen zu verwischen. Er berechnet das Bildwerk auf Fernsicht, stellt es unter die optischen Bedingungen von Luft- und Lichtwirkungen. Es erscheint deshalb nicht als etwas Isoliertes, gleichsam aus dem Raum Herausgehobenes, sondern ist in die räumliche Umgebung einbezogen, von der es die Bedingungen empfängt, die es zu einem einheitlichen Eindruck bringen. Indem die Totalität des Eindrucks auf eine Fernsicht bezogen wird, geht die Modellierung nur so weit, die von dem angenommenen Blickpunkt sichtbaren Formdifferenzen zu nuancieren. Das Streben richtet sich mehr auf ein Abstimmen von Tonvaleurs als auf ein volles plastisches Herausarbeiten von Formbestandteilen. Die Konturen sind verflüchtigt. Mit

den leisesten Schwingungen vollziehen sich alle Übergänge. Eine malerische Tendenz waltet vor.

Das ist im großen und ganzen auch der Gang der Plastik von der antiken klassischen zur spätantiken Kunst gewesen — nur nicht bis zu dem Rodinschen Extrem. Zwischen den beiden Auffassungen, der formal plastischen und der malerisch optischen, bewegt sich alle Kunst.

Und dann noch eins. Rodin geht bei seiner Kunst von einer zufälligen Beobachtung, von einem momentanen Eindruck aus. Die adäquate Gestaltung einer Impression wird für ihn das Problem. Was für ein Sujet sich ergeben und wofür die Impression dienen wird, ist erst eine weitere Frage.

Schadow und die Bildhauer seiner Zeit gehen von der Idee aus. In ihrer Phantasie lebt der Vorwurf, und sie suchen zu seiner Ausgestaltung nach passenden Formen in der Natur oder in der Kunst der Vergangenheit und nach geeigneten Modellen. Es gibt nichts Zufälliges in dieser Kunst. Alles wird in die von vornherein bedachte Form, soweit es möglich ist und gelingt, geprägt.

Daß Schadow in einer Zeit, die gewiß stark nach dem Malerischen und Impressionistischen tendiert, seine Auferstehung feiert, ist wohl das deutlichste Zeichen des seiner Kunst innewohnenden Wertes.

Das indische Reich.

Von

Msgr. Grafen Vay von Vaya und zu Luskod.

I.

Einer der hervorstechendsten Züge des Viktorianischen Zeitalters — oder ich könnte sagen des 19. Jahrhunderts, das nunmehr ein Teil der historischen Vergangenheit geworden — ist unzweifelhaft die wachsende Macht der angelsächsischen Rasse. Die Entwicklung der Vereinigten Staaten von Amerika und Englands Imperialismus sind ihre sichtbarsten Wirkungen.

Am 17. Januar 1877 wurde Königin Viktoria von den in Delhi versammelten Würdenträgern zur Kaiserin von Indien proklamiert. Das neue Reich umfaßt, was die Erde vom Schönsten und Reichsten enthält; es ist verschwenderisch mit allen guten Gaben gesegnet. Sein Boden ist fruchtbar, seine Besitztümer sind mannigfaltig. Es hat eine bevorzugte Lage sowohl in politischer wie geographischer Hinsicht. Es ist Asiens Festung und sein Paradies. Es erstreckt sich über mehr als anderthalb Millionen (englische) Quadratmeilen und wird im Norden von den Schneegipfeln der Himalajakette begrenzt, während der Süden sich an der Glut eines ewigen Sommers sonnt. Vier verschiedene Rassen haben es zu ihrer Heimat gemacht. Neben den Ariern, der hochbegünstigten Völkerschaft, finden wir die Urbewohner, die Hindus und die Muselmänner. Mehr verschiedene Sprachen werden innerhalb seines Territoriums gesprochen als in ganz Europa, und zahllos sind die größeren oder kleineren Staaten, aus denen es sich zusammensetzt.

Je mehr Nationalitäten, desto mehr verschiedene Sitten und einander widerstreitende Charakterzüge. Der Unterschied zwischen dem kriegstüchtigen Nepalesen und dem verweichlichten Bewohner von Jhanar ist ebenso überraschend wie der Kontrast zwischen dem schwermütigen Skandinavier und dem heißblütigen Sohne Kalabriens; desgleichen ist der ritterliche Mohammedaner an den Grenzen von Afghanistan nicht weniger entfernt von den kleineren Stämmen der Umgebung Bangalors als der schwarzlockige Walache an der unteren Donau von Hollands blondhaarigen Kindern. Die größten erdenklichen Gegensätze sind in dem einen Worte „Indien" enthalten.

Diese Eigentümlichkeit ist es besonders, die dem neu Ankommenden in die Augen fällt, sobald er den Fuß auf indischen Boden setzt. Diejenigen, die orientalisches Leben zu finden erwarten, wie es sich in Tunis oder Tripolis darbietet, werden bitter enttäuscht werden. Denn der violettfarbige Himmel Bengalens ist mit Wolken grauen Rauches beladen. Schlanke, weiße Minaretts stehen Seite an Seite mit schwarzen Fabrikschornsteinen; und die herrlichen Palmbäume sind beschwert mit einem Netzwerk elektrischer Drähte. Solche Unvereinbarkeiten begegnen uns, wo immer wir gehen. Wenn wir das Dampfboot verlassen, wird ein Stück unsres Gepäcks von einem halbnackten Kuli ergriffen, das andre von dem dienstfertigen Angestellten einer englischen Reiseagentur. In der Stadt selbst betonen sich diese Widersprüche noch mehr; da paradiert auf dem Maidan Common die Hindubevölkerung, gekleidet nach der neuesten englischen Mode, und neben ihr sehen wir britische Offiziere mit dem Turban, während barfüßige Diener die glänzenden Equipagen begleiten, die den Chaurinkai entlang fahren. In den Basaren liegen Manchester- und Birmingham-Waren in malerischer Unordnung auf den altertümlichen Verkaufsständen. Immer und überall erblicken wir diesen bizarren Antagonismus: im geschäftlichen und geselligen Verkehr, in der offiziellen Welt, auf dem Postamt und an der Bank.

Wenn wir weiter in das Innere Indiens vordringen, verstärken sich diese ersten Eindrücke. Mit der wechselnden Landschaft ändern sich auch die Sitten und Gebräuche der Bevölkerung. Sogar das Klima bewegt sich in Extremen. Zuweilen erstarren wir fast zu Tode, wie in den Tälern von Kaschmir oder auf den Bergen von Sikkim, und im nächsten Augenblick befinden wir uns in tropischer Hitze. Auf den Nikobareninseln zum Beispiel registriert das Thermometer äquatoriale Zahlen. Die Länge Indiens erstreckt sich vom vierzigsten Grad nördlicher bis zum achten Grad südlicher Breite; und seine Ausdehnung von Beludschistan bis China beträgt noch mehr. Die Reise über diesen ungeheuren Ländertrakt ist sehr verwickelt, aber sie ist auch höchst lehrreich. Auf dem Wege von Bombay nach Mandalay fuhr ich ununterbrochen acht Tage lang auf der Eisenbahn; und am Ende dieser Zeit war ich noch zehn Tage Karawanenreise von meinem Ziel entfernt.

Es war Nachmittag, als ich die Viktoriastation, eine von Bombays vornehmsten Zierden, verließ. Sie gleicht durchaus den großen amerikanischen Bahnhöfen, ist mit all den neuesten Verbesserungen und in jeder Einzelheit luxuriös ausgestattet. Sie ward vor einigen Jahren mit einem Kostenaufwand von etwa einer Million Pfund Sterl. erbaut. Aber in Bombay geschieht alles in einem großen Stil: sowohl die öffentlichen wie die Privatgebäude sind außerordentlich schön. In Malabar Point wohnen die Handelsfürsten, die reichen Parsibankiers, in deren Händen sich tatsächlich das gesamte Geschäft konzentriert. Diese Parsen sind geborene Perser, Anbeter der Sonne und des Feuers. Sie sind betriebsam und wohltätig und spenden fabelhafte Summen für Bildungs- und menschenfreundliche Zwecke; aber gewissenhaft halten sie fest an ihren ererbten Gebräuchen, fahren sie fort, die malerischen, gestickten Gewänder der alten Zeit zu tragen. Lebendig erhalten sie das heilige

Feuer, das vor Jahrhunderten aus dem Lande ihrer Väter herübergebracht worden ist, und immer noch stellen sie ihre Toten auf dem berühmten „Turm des Schweigens" aus, wo der Leichnam bald von den Geiern vernichtet wird.

Kaum hatten wir die gedrängt vollen Straßen der Stadt hinter uns gelassen, als wir plötzlich in die morastige Gegend von Salutes niedertauchten, und gegen Abend keuchte unsre Lokomotive den steilen Abhang der Ghatberge hinan. Am Nachmittag war der Charakter der Landschaft ganz tropisch gewesen: Dickichte von Bambusrohr und Kokospalmen, die Heimstätten der Panther und Tiger; Blockhütten, mit Blättern gedeckt; hier und dort eine sonnverbrannte Gestalt in zerlumpten Kleidern, mit Bogen und Pfeilen bewaffnet — Indien, wie wir es aus den Bilderbüchern unsrer Kindheit kennen. Aber jetzt auf einmal befanden wir uns in einer alpinen Umgebung: Bergspitzen und Felsmassen auf allen Seiten, Föhren und Fichten die einzige Vegetation, Dörfer mit wetterfest gebauten Häusern und Menschen in wollene Kaftans gehüllt. Unten im Tal war die Hitze sengend gewesen; aber hier, auf der Wasserscheide, blies ein eisigkalter Wind, und unsre warmen Decken waren uns höchst willkommen. In Kandalah waren wir 1550 Fuß über dem Meere.

Diese Bahnlinie ist der Stolz der indischen Ingenieure. Endlos folgen einander die Tunnel und Viadukte durch und über schwindelnde Höhen, und die Baukosten betrugen beträchtlich mehr als 1000 Pfund Sterl. für die englische Meile. Wegen der sehr steilen Abhänge sind die Wagen und Maschinen eigens konstruiert. Es war nicht schwer, mir einzubilden, daß ich auf dem Rigi sei, anstatt im Lande der kriegerischen Mahratthen. Alles war modern, die Stationsgebäude hübsch, einige geradezu imposant. Aus den Wartesälen gelangt man in Bade- und Ankleidezimmer; die Erfrischungsräume sind reinlich und wohlversorgt, und wenn in den Speisekarten keine große Mannigfaltigkeit herrscht, so ist der nationale „curry" (stark gepfeffertes Ragout mit Reis) doch sehr vortrefflich. Sehr zu loben sind auch die Bahnbeamten. Einige von ihnen sind Engländer, einige Hindus, die in den sogenannten Eisenbahnschulen ihre Ausbildung erhalten haben. Mit ganz wenigen Ausnahmen ist das gesamte Bahnnetz in den Händen der Regierung, der mehr daran liegt, den allgemeinen Verkehr zu steigern als sich um kleine Ersparnisse und augenblickliche Vorteile zu kümmern. Deswegen sind die Fahrpreise ungewöhnlich niedrig.

II.

Calcutta ist 1400 (engl.) Meilen von Bombay entfernt, eine Reise von 46 Stunden; ein Billett erster Klasse kostet 91 Rupien und 11 Annas[1] (ungefähr 182 Mark), ein Billett für den Diener 16 Rupien und 8 Annas (ungefähr 32 Mark). Die Fahrpreise für die dritte Klasse sind auffallend wohlfeil, und es ist daher kein Wunder, daß jedermann reist. Es ist ein beständiges Gehen und Kommen, alle Bahnsteige sind Tag und Nacht durch

[1]) Das Anna = etwas mehr als 12 Pfennige.

das ganze große Reich hin überfüllt. Das Eisenbahnleben ist in der Tat einer von den charakteristischen Zügen Indiens. Jede Gesellschaftsklasse, jede Nationalität ist auf den Bahnhöfen vertreten. Hunderte von hungrig aussehenden Kulis umschwärmen den reich uniformierten Sipahi, und die dichtbesetzten Wagen dritter Klasse gleichen nicht selten einem Haus auf Rädern. Der Wagen erster Klasse übertrifft den europäischen Salonwagen; er ist behaglich eingerichtet, der anstoßende Ankleideraum bietet jede Bequemlichkeit, und daneben befindet sich ein kleines Coupé für den Diener. Häufig bildet ein Balkon den Eingang. In seinem Abteil kann es der Reisende sich für einige Tage ganz gemütlich machen. Er kann lesen, schreiben und seine Eindrücke ruhig verarbeiten, ohne Besorgnis, unterbrochen zu werden. Dann und wann hält der Zug an einer Zwischenstation, was immer Gelegenheit gibt, sich alle möglichen Auskünfte über lokale Verhältnisse zu verschaffen. Die Antworten, die man erhält, sind in der Regel genau und treffend, ebenso wie die Dinge, die man auf diese Weise erfährt, recht lehrreich sind.

Nachmittags erreichten wir Puna. Die Stadt mit ihren hübschen Villen und Blumengärten hat ein heiteres Aussehen. Sie ist ein Lieblingsaufenthalt der offiziellen anglo-indischen Welt und soll ein sehr gesunder Ort sein. Dies allerdings konnte ich kaum glauben, da seit mehr als einem Jahre ohne Aufhor die Pest dort gewütet hatte. Bei unsrer Ankunft auf dem Bahnhof erschien ein amtlich bestellter Sanitätsaufseher, um allen Reisenden den Puls zu fühlen. Nach seiner Aussage gab es täglich zwanzig bis dreißig Todesfälle, und in Anbetracht, daß die gesamte Bevölkerung der Stadt ungefähr [illegible] Einwohner beträgt, war das Verhältnis beunruhigend genug. Aber man schien hieran gewohnt zu sein. Die Pest ist in Indien etwas so Herkömmliches wie bei uns Blattern oder Typhus. Von den vielen ernsten Versuchen, die Verbreitung der Seuche zu hemmen, sind keine mehr der Erwähnung wert als die von dem General-Gesundheitskomitee gemachten. Aber das Problem ist ein sehr schwer zu behandelndes, weil alle sanitären Maßregeln in geradem Widerspruch zu den alten Hindugebräuchen und religiösen Überlieferungen stehen. Kein fremdes männliches Wesen darf das Haus eines Hindu betreten, und eine Frau würde eher sterben als einen Arzt vorzulassen. Bis zu einem gewissen Grade ist die Regierung dieser Schwierigkeit entgegengekommen, indem sie weibliche Ärzte anstellte. Nichtsdestoweniger sind die Resultate der angestrebten Verbesserungen bis jetzt hoffnungslos gering im Verhältnis zu der Ausbreitung der ansteckenden Krankheiten. Die Untersuchungen des internationalen Kongresses vor einigen Jahren haben sich gleichfalls als fruchtlos erwiesen. Sie hatten nur den Erfolg, die Natur des Bazillus festzustellen, nicht aber die Mittel, ihn zu vernichten. Zum Glück ist der Hindu sehr geduldig; sein Temperament ist phlegmatisch, seine Religion lehrt Entsagung. Er hat gelernt, das Joch seiner Kaste ohne Klage zu tragen. Wenn sein Tagewerk darin besteht, Kehricht zu schaufeln, und er weiß, daß er in dieser Welt nichts andres zu erwarten hat als lebenslang Kehricht zu schaufeln, wie sein Vater und Großvater vor ihm getan haben, und seine Kinder und Enkel

nach ihm tun werden, dann sieht er natürlich dem Tod als einem Befreier entgegen, und auf dem Wege dahin macht er zu seinem Trost und Seelenheil eine Pilgerfahrt nach Karli. Dieser Höhlentempel ist ein berühmter Wallfahrtsort. Hunderttausende von Pilgern erscheinen jährlich in diesen heiligen Gewölben.

Besonders merkwürdig ist Karli von einem kulturhistorischen Gesichtspunkt. Er ist einer der ältesten und einer der prachtvollsten Höhlentempel Indiens: 124′ lang, 24′ breit und 46′ hoch; seine Decke ist gewölbt, er hat eine weite Eintrittshalle und Säulen im Schiff. Die Grundidee und allgemeine Einrichtung dieses Tempels erinnert an die frühesten christlichen Basiliken, aber er soll zweihundert Jahre vor Christi Geburt erbaut worden sein. Höchst merkwürdig erscheinen die Ornamente der untergeordneten Teile, da alle Schnitzereien von meisterhafter Ausführung sind. Besonders charakteristisch sind die in die Kapitelle eingeführten Gruppen von Reitern, die auf Elefanten sitzen. Der Jain-Stil — die Jains sind Mitglieder einer nicht brahminischen Sekte — kommt hier zu voller Entfaltung in dem zarten Maßwerk. Ein andres unübertroffenes Muster dieses Stils findet sich in Abu. Niemals hat der Bildschnitzer sein Werkzeug mit größerem Geschick gehandhabt als hier. Man möchte seine Geduld fast bemitleiden, zumal wo er nicht einer besonderen Inspiration Ausdruck gegeben zu haben scheint. Und mit derselben Empfindung des Bedauerns betrachten wir die prachtvollen Reste der überreich verzierten Bauten des südlichen Indiens. Wenn wir auch ihre Schönheit bewundern und würdigen, so lassen uns diese gigantischen Kirchen von Madura und Trichnopoly doch kalt. Hindu-Geschmack und -Stil vermögen unsre Sympathie oder Phantasie nicht zu berühren. Das ästhetische Gefühl der Hindus erwachte zum Bewußtsein erst als die Mohammedaner Indien eroberten. Das Schöne in der Kunst ward durch die Denkmäler des Islams populär und erreichte seinen Höhepunkt in dem vollendetsten Bauwerk, das die Welt besitzt, dem Taj Mahal bei Agra, der von Grund auf ganz aus reinem, weißem Mormor errichtet ist.

Da ich von den Kunstschätzen Indiens spreche, darf ich nicht unterlassen, auf den Zustand, in dem sie erhalten sind, die Aufmerksamkeit zu lenken. Frühere Generationen mögen gegen die kostbaren Reste der historischen Vergangenheit gleichgültig gewesen sein und frühere Regierungen vielleicht ohne Bedacht alte Kunstdenkmäler modernen Interessen geopfert haben: unter der gegenwärtigen Verwaltung jedoch wird die Restaurationsarbeit mit unvergleichlichem Eifer gefördert. Der Vizekönig selbst geht mit gutem Beispiel voran: er ist ein leidenschaftlicher Altertumsfreund, hat persönlich die berühmtesten Ruinen besucht und viele von ihnen werden gegenwärtig auf Regierungskosten wieder aufgebaut. Mehrere hundert Arbeiter sind beschäftigt, den Südflügel des berühmten Mogulpalastes von Agra wiederherzustellen, und es ist der Mühe wert, den erfolgreichen Fortschritt des Baues und die primitive Art des Verfahrens zu beobachten. Nur Eingeborene werden dazu verwandt, und die Leute arbeiten ohne Muster und Maßstab; sie haben ihre Aufgabe sozusagen „auswendig“ gelernt. Die Geschicklichkeit des Hindu-Handwerkers ist ganz

außerordentlich; und was Findigkeit und Fingerfertigkeit anlangt, kann er nur mit dem Chinesen verglichen werden. Er begreift augenblicklich, und was er einmal gesehen hat, kann er nachmachen. Mount Abu und das Mosaik des Jasminturmes, das weltberühmte Werk Austins von Bordeaux, strahlen in all ihrer ursprünglichen Frische, und das Grab von I'timudi-daulah ist wieder ganz vollkommen, mit Ausnahme der Marmorbalustrade des obersten Stockwerkes.

Aber die merkwürdigste all dieser Erneuerungen ist der Wiederaufbau von Fahtepur Sikri, der berühmten Stadt Akbars. Es ist ein malerisches Durcheinander von Triumphbögen, Bastionen, Türmen, Moscheen, Palästen, und Kiosken — eine tote, verlassene Stadt, mit Recht das Pompeji des Islam genannt. Sie ward zum Andenken an einen der Mogulsiege gebaut, daher ihr Name: die Stadt des Triumphes. Der ruhmreiche Feldherr, der ausgezeichnete Staatsmann und gewissenhafte Regent muß auch ein großer Architekt und Künstler gewesen sein. Fahtepur-Sikri ist nicht die größte Stadt der Welt, aber sicherlich ist sie die in ihrer harmonischen Wirkung schönste. Von einem künstlerischen Gesichtspunkt betrachtet, scheint sie mir durch Zauberei ins Dasein gerufen. Sie zeigt den sogenannten Mogulstil, halb Moslem, und halb Hindu. Schlanke Minaretts, Jain-Kolonnaden, islamitische Kuppeln und brahminische Simse sind geschmackvoll gemischt und erhöhen den allgemeinen Eindruck. Das ausnahmslos verwandte Material ist roter Stein: die große Targah ist von rotem Stein, ebenso die Basare, der Miriampalast, die öffentlichen Plätze und das Straßenpflaster — alles ist rot. Fahtepur-Sikri könnte darum auch die Blutstadt genannt werden. Es könnte scheinen, als seien die Straßen und Mauern rotgefärbt mit dem Blute, das Akbar vergossen hat, um sie zu bauen. Die alten Steinbrüche haben das Material zur Wiederherstellung geliefert, und unter den Arbeitern sind einige, deren Urgroßväter bei dem ursprünglichen Bau mitgeholfen haben. Der Erfolg ist vollständig, und binnen kurzem wird die Stadt des Großmoguls in all ihrer ehemaligen Pracht und Schönheit wieder zu sehen sein.

Ein Versuch ist gemacht worden, alle öffentlichen Gebäude Indiens in derselben, der sogenannten Pathanart zu errichten, die mit dem einheimischen Geschmack mehr übereinstimmt als italienischen Renaissance oder englische Gotik. Oberst Jakob, der Erbauer des Jaipur-Museums und des Sommerpalastes von Bikaner, arbeitet in dieser Richtung mit glänzendem Resultat. Dank seinem Einfluß sind viele Kunstdenkmäler, besonders in Rajpatona vor gänzlicher Zerstörung bewahrt worden. Aber auch der öffentliche Geschmack bessert sich, und die Ehrfurcht für historische Monumente ist im Erwachen. Ich wage zu hoffen, daß Vandalismen, wie die Umwandlung des königlichen Palastes zu Lahore in Kasernen oder die Vernichtung der Serails von Delhi, nicht mehr vorkommen werden.

III.

Am nächsten Tage durchquerten wir das Dekhan. Dies ausgedehnte Hochplateau wird im Norden durch die Vindhyaberge begrenzt und reicht im Süden bis Mysore. Seine Höhe wechselt von zwei- bis fünftausend Fuß über dem

Meere. Das Klima des Dekhan ist angenehm, der Boden fruchtbar, die Bevölkerung anscheinend wohlhabend und die allgemeine Lage befriedigend. Kurz nachher erreichten wir das Gebiet des Nysam. Hyderabad ist ein unabhängiger Staat, nicht viel kleiner als England. Er umfaßt ein Areal von 98000 (engl). Quadratmeilen und hat ungefähr 10450000 Einwohner. Einst bildete dieser Staat einen Teil des großen Mogulreiches und ward von Vizekönigen regiert. Nachmals fiel er ab und ward selbständig. Jetzt steht er unter englischer Oberherrschaft; eine europäische Garnison und ein Resident vertreten die souveräne Macht, im übrigen aber hat er volle Autonomie. Der gegenwärtige Herrscher ist der Nachfolger des Nabob Vasir und der reichste von allen indischen Nabobs. In seinem Schatzhause ist das Gold und Silber in Säcken aufgestapelt. Kostbare Steine liegen in Haufen geschichtet wie Kiesel am Rande der Chausseen. Zahllos sind die mit Diamanten, Rubinen, Smaragden und Saphiren besäten Geschmeide. Man kann sich schwer einen Begriff machen von dem Reichtum der funkelnden Spangen, der flimmernden Broschen, der blinkenden Harnische, der blitzenden Schilde, die hier aufgehäuft sind und deren Wert unschätzbar ist.

Der Nysam ist, gleich den meisten der eingeborenen Fürsten, ein freundlicher Wirt. Es freut sie, wenn Fremde aus fernen Landen ihren Hof besuchen. Sie zeigen ihnen gern alle Sehenswürdigkeiten ihrer Städte und tun das Mögliche, um ihre Gebiete im besten Licht erscheinen zu lassen, damit der Gast einen vorteilhaften Eindruck mit sich nehme.

Meine Besuche bei den verschiedenen Maharadschas von Rajputana boten mir treffliche Gelegenheiten, mich über die inneren Verhältnisse Indiens zu unterrichten. Das Volk ist von Natur zurückhaltend, und diese Eigenschaft wird durch die Erziehung, die nationale Sitte und die Nachwirkung der ehemals tyrannischen Formen der Regierung verstärkt. Alle Vertraulichkeit mit Fremden ist streng untersagt, und unsre Dienstboten können jahrelang in unsern Bungalows leben, ohne daß wir sie auch nur im geringsten besser kennen als am ersten Tage, da sie in unsern Dienst traten. Jeder von ihnen würde eher sterben, als daß er die Speise seines Herrn berührte; seine Kaste verbietet es ihm. Aber wenn wir die Gäste des Herrschers sind, ändert sich alles dies. Dann ist die ganze Bevölkerung uns zu Diensten. „Unsres Herrn Gast ist unser Herr und Gast", so ist die orientalische Auffassung von Gastfreundschaft. Alle Schwierigkeiten sind dann hinweggefegt, alle Türen stehen uns offen. Wir haben freien Eintritt zu den Bibliotheken; die geheimen Schriften der Brahminen sind zu unsrer Verfügung. Wir dürfen nach Belieben uns Einblick verschaffen in alle sozialen Einrichtungen und Beziehungen, sogar in die häuslichen Angelegenheiten des Volkes, was unter gewöhnlichen Bedingungen eine unverzeihliche Rücksichtslosigkeit sein würde. So gewinnen wir, indem wir von Ort zu Ort gehen, eine annähernd richtige und greifbare Vorstellung von Indiens Volk und seiner Art zu leben.

Zur Rechten von Hyderabad streiften wir einen andern, ehedem unabhängigen Staat, den von Arcot, der uns vornehmlich durch Macaulays meister-

hafte Feder bekannt ist. Die Heldentaten des Generals Clive bilden den Gegenstand einiger der glänzendsten Zeilen, die der große Historiker geschrieben hat.

Eine Fahrt von achtundvierzig Stunden brachte uns nach Madras, dem Knotenpunkt für Südindien. Madras ist die Hauptstadt der Präsidentschaft gleichen Namens. Sie ist ein wichtiger militärischer Posten; das Fort St. George wird für unüberwindlich gehalten. Die Reede ist sehr belebt, und ein flotter Handel wird betrieben. Madras hat ungefähr eine halbe Million Einwohner und einen Umfang von beinahe 28 (engl.) Meilen. Eine der Straßen, Mount Road, ist 7 (engl.) Meilen lang. Der Justizpalast nimmt eine Fläche von 1000000 Quadratfuß ein; seine verschiedenen Gebäude bilden fast eine Stadt für sich selbst, und seine Kuppel ist so hoch, daß sie als Leuchtturm dient.

Madras überbietet Bombay in bezug auf Reichtum und ist in jeder Hinsicht unvergleichlich. Die Häuser sind ungeheuer groß, die freien Plätze weit wie Prärien und die Straßen endlos lang. Das Museum von Madras würde eine Zierde jeder großen Stadt sein, und die öffentlichen Gebäude, Schulen und Hospitäler sind staunenswert. Der Regierungspalast ist ein wundervoller, weißer, säulengetragener Bau, der an einer Seite auf schmutzige, zerfallene Hütten stößt. Dicht bei den fashionablen Promenaden liegen Düngerhaufen. Luxus und Unrat sind immer vermischt. Wohin man blickt, überall dieses groteske Nebeneinander aller Herrlichkeit und alles Jammers der Menschheit. Auf der Marmorterrasse verhungerte Bettler; in den staubigen, unsauberen Straßen prächtige Equipagen englischer Familien, Ochsenkarren Seite an Seite mit dichtverhängten Tragsesseln. Die Inder haben die mohammedanische Sitte angenommen, derzufolge die Frauen in Abgeschiedenheit hinter den Mauern des Zanana (Harem) leben. Je vornehmer sie sind, desto strenger werden sie bewacht. Für sie gibt es keine Außenwelt. Feuer und Pestilenz mögen wüten: für sie gibt es kein Entweichen; die Türen des Zanana bleiben unerbittlich verschlossen. Selbst die englische Regierung ist machtlos in der Behandlung dieses schwierigen Problems. Verwerflich wie das System sein mag, scheint doch keine Möglichkeit vorhanden, es zu ändern; denn einer hundert Million unterjochter Frauen plötzlich die volle Freiheit zu geben, würde eine Maßregel sein, deren Folgen schwer vorauszusehen wären. Die Kaste und das Zananasystem sind die sichersten Mittel, um die riesigen Massen Indiens im Zaum zu halten. Keine andre Einrichtung könnte der Regierung dieselbe Stütze leihen, und es ist daher wahrscheinlich, daß der gegenwärtige Zustand einstweilen fortdauern wird.

IV.

Das Schiff nach Rangun fuhr am Abend ab. Unser glänzender, elektrisch erleuchteter Postdampfer war von Schwärmen kleiner Fischerdschunken umgeben. Dschunke ist vielleicht kaum das rechte Wort für diese Boote, die nur aus zwei mit Schilf zusammengebundenen Brettern bestehen. Es ist in ihnen kein Platz, um sich zu setzen, und der schwarze Bootsmann schlägt das Wasser

mit einer rohen Planke statt des Ruders. Unzweifelhaft ein höchst primitives Verfahren: man könnte sich vorstellen, daß des Menschen erster Versuch im Schiffbau von dieser Art gewesen sei. Vom kulturhistorischen Gesichtspunkt aus ist die Dschunke eine interessante Reliquie, und das Interesse wird erhöht, wenn man sie neben einem mächtigen Schraubendampfer liegen sieht. Und als ich an Deck des Paketboots stand und im Dunst des sinkenden Tages die Stadt dahinschwinden sah, ward ich nicht so sehr durch ihre ungeheure Größe und Ausdehnung ergriffen als durch die scharfen Gegensätze, die sie bietet.

Die Bucht von Bengalen ist hier ungefähr fünfzehnhundert (englische) Meilen breit; es ist eine stürmische Küste, die Zyklone wüten hier wilder als sonst irgendwo. In dem historisch berühmten Sturm von 1746 scheiterte hier die ganze Flotte des Herzogs von Orléans. Die „Phönix" und die „Lys" mit zwölfhundert Mann wurden von den Wellen verschlungen, und die übrigen zwanzig Fahrzeuge gingen in der Reede zugrunde. Zu Beginn des vorigen Jahrhunderts tobten hier drei große Stürme, in dem von 1811 sanken fast hundert Schiffe. Von den Zyklonen jüngeren Datums war der des Jahres 1872 der unheilvollste: neun europäische und zwanzig einheimische Schiffe wurden durch ihn vernichtet.

Unsre Fahrt dauerte vier Tage. Das Wetter war schlecht, und die Wogen stiegen bergehoch. Die im Schiffsraum zusammengepackten Kulis litten furchtbar, wiewohl der Kapitän behauptete, sie fühlten es nicht, da sie von einer niederen Kaste seien. Diese überraschende Erklärung machte der Sache ein Ende. Die Kulis gingen nach Burma, um dort Arbeit zu suchen, wie dies viele Tausende von ihnen tun, da die Burmesen selbst nicht arbeiten.

Im Verlauf unsrer langen, langweiligen Reise berührten wir die Andamaninseln. Ich sah einen Streifen Smaragdgrüns in einer saphirnen See; Dickichte von Palmen und Bambushaine; Magnolien- und Tulpenbäume — ein wildes, üppiges Wachstum. Auch Teegärten waren da, wie in Ceylon. Es ist das Land der Orchideen, vielfarbiger Vögel und glänzender Schmetterlinge. Welch ein Paradies könnten diese Inseln sein! Aber die indische Regierung hat es für gut befunden, sie in eine Strafansiedlung zu verwandeln. In dem einzigen Hafen, Port Blair, steht ein Gefängnis, drei Stock hoch, und etwas weiter inlands befinden sich das Gebäude für weibliche Häftlinge, verschiedene Strafanstalten und Korrektionshäuser. Zurzeit waren ungefähr elftausend Gefangene hier, die meisten auf Lebenszeit verurteilt; denn nur die schlimmsten Verbrecher werden hierher verschickt.

Das Konviktsystem der Andamaninseln hat einige bemerkenswerte Züge; es scheint mehr auf Besserung als bloße Strafe abgesehen. Wenn das Betragen des Sträflings befriedigend ist, wird es ihm verstattet, in den Faktoreien zu arbeiten. Kaum gibt es einen Zweig der Industrie, der hier nicht vertreten wäre. Alles für die lokalen Bedürfnisse Erforderliche wird an Ort und Stelle verfertigt, während Tee, Holzwaren und Stickereien in beträchtlichem Maße ausgeführt werden. Als der größte Sporn für gutes Betragen schwebt dem Sträfling die Möglichkeit vor, ein Stück Land zu kaufen und sich darauf

aus den eignen Ersparnissen ein Haus zu bauen. Viele von ihnen sind verheiratet, und diese bilden bereits eine ansehnliche Kolonie.

Die ursprünglichen Bewohner der Andamaninseln sterben rasch aus. In anthropologischer Hinsicht ist der Stamm interessant als einer der wildesten und rückständigsten, die es gibt. Das Gehirn ist kaum entwickelter als das eines sechs- oder siebenjährigen Kindes und obgleich wohlproportioniert, erreicht ihre Höhe selten mehr als vier Fuß. Ihre Lebensweise ist die des Urzustandes. Sie bekleiden sich nicht und haben keinen eigentlichen Wohnplatz. Sie nähren sich von Wurzeln, Früchten und Wild, und bis vor ganz wenigen Jahren trieben sie noch Kannibalismus. Die jungfräulichen Forste des Innern sind noch unerforscht, und die Sträflinge, wenn sie zu entfliehen versuchen, fallen meist den Eingeborenen zum Opfer. Eine der traurigsten, mit den Andamaninseln verknüpften Erinnerungen ist der Tod des Lords Mayo, der, da er in seiner Eigenschaft als Vizekönig die Gefängnisse untersuchen wollte, verräterischerweise hier ermordet ward.

V.

Am sechsten Tage ankerte unser Schiff in Rangun. Ich hätte beinahe glauben können, daß wir unsre Richtung verloren und in Japan gelandet wären. Die Menschen, die wir sahen, waren klein und lebhaft, mit geschlitzten Augen, gelbem Gesicht, rhythmischen Bewegungen und tadellosem Benehmen. Sie trugen hellfarbige Seidengewänder und hielten in den Händen noch hellere Fächer und Schirme. Sie schienen gradeswegs aus einem alten Bilderbuch herausgeschnitten zu sein. Niemals sah ich eine muntrere Stadt oder gutmütigere, freundlichere Leute. Sie stehen nicht unter der Wolke des Hinduismus, noch sind sie von brahminischem Geist berührt. Die Burmesen sind Buddhisten und haben, in unsrem Verstande des Worts, keine Religion. Sie haben nur einen psychologischen Kultus. Sie beten nicht zu Gautama, aber bestreben sich, seine Tugenden nachzuahmen. Sie beten überhaupt nicht, machen aber Gelübde und erwarten keinen andern Lohn als den ihrer eignen Taten. Um sich gegen Versuchungen zu schützen, ziehen sie sich in Klöster zurück. Oberflächlich betrachtet, könnte es unvereinbar erscheinen, daß die lebendigste, fröhlichste Völkerschaft von ganz Indien die größte Zahl von Männer- und Frauenklöstern unterhält. Nicht eine Stadt, nicht ein Dorf ohne das Pongy-Kyang.

Geborgen unter dem Schatten großer Mangobäume, bilden diese Gebäude mit ihren spitzen Türmen und schlanken Pagoden den charakteristischen Zug der burmesischen Landschaft. Die künstlerische Wirkung ist überraschend. Alle Linien sind verwickelt und unerwartet. Die Konturen des in drei oder vier sich verjüngenden Stockwerken erbauten Daches und die Außenlinien der geschweiften vorspringenden Ränder zeichnen sich wundervoll ab gegen den durchsichtigen Baldachin des Himmels. Das Baumaterial ist gemeiniglich Holz, sorgfältig geschnitzt, rot bemalt und reich vergoldet. Das Innere dieser Häuser besteht aus zwei durch eine Säulenreihe getrennten Abteilungen, deren eine die Schule, deren andre der Schlafraum ist. An Stelle von Mobiliar gibt es nur

Matten, auf denen die Klosterbewohner am Tage sitzen und in der Nacht schlafen. Fürwahr, ein hartes Bett, aber ihre Askese verlangt es so. Ihre Lebensführung ist eine durchaus strenge. Bei Tagesanbruch stehen sie auf, baden und gehen aus, um zu betteln. Geld zu nehmen, ist ihnen verboten; aber sie dürfen so viel Reis und vegetabilische Nahrungsmittel einsammeln, als für ihre Tagesration genügt, und da sie täglich nur eine Mahlzeit halten, sind ihre Bedürfnisse bald befriedigt. Ihre Kleidung besteht in einem einfachen, gelbgefärbten Gewand, das von der Schulter in malerischen Falten herabfällt, etwa im Stil der Toga des römischen Senators. Wenn man sie in Safran eintaucht, nehmen diese Gewänder einen goldnen Schimmer an, und eine künstlerisch schönere Gruppe kann man sich nicht denken als die dieser Pongyies in ihren gelben Kleidern.

Mit Sonnenaufgang kommt die lange Bettlerprozession aus dem Klostertor hervor, und von dem blendenden Lichte des frühen Morgens bestrahlt, gleichen sie so vielen Erzstandbildern. Plastisch in ihren Bewegungen, wird die Sinnestäuschung durch die beiden an zwei Bambusstäben hängenden ehernen Schalen vollendet, die sie kreuzweise über den Schultern tragen. Der schrille Klang der Glocke, die jeder von ihnen in der Hand hält, verkündet ihr Nahen, und dies in der Tat ist die denkbar geeignetste Musik, die den melancholischen Zug begleiten könnte. An jeder Tür machen sie Halt, um ein Stück Brot oder einen Löffel Suppe zu empfangen; denn der Burmese weigert sich nie, ein Almosen zu geben. Der Ärmste von ihnen teilt das Wenige, was er hat; denn Gautama hat es ihn so gelehrt, und allmählich ist es ihm zur zweiten Natur geworden.

Jedes Kind geht bei den Pongyies zur Schule, und jeder Erwachsene verbringt einen Teil seines Lebens im Kloster. Für einige Wochen wenigstens, wenn nicht für längere Zeit, trägt jedermann das Safrankleid, lebt er in Abgeschiedenheit, in Selbstprüfung und Nachdenken über des Meisters Lehren. Wenn die äußere Erscheinung des Pongy Kyang merkwürdig, ist sein Innenleben es nicht minder. Die Zahl seiner Insassen wechselt beträchtlich; zuweilen sind es mehr als hundert, zuweilen kaum zehn oder zwanzig. Einige lehren, andre lernen; die eine Hälfte von ihnen sind Novizen, die andre Hälfte, oder vielleicht nur ein kleiner Teil derselben, legt endlich das Gelübde ab, ein Leben der Armut, der Keuschheit und Ehrbarkeit zu führen. Wenn der Pongyie findet, daß er nicht die moralische Kraft hat, sein Gelübde zu halten, so bekennt er seine Schwachheit und kehrt in das weltliche Leben zurück. Er ist vollkommen frei, seiner inneren Überzeugung zu folgen; nur so lange er im Kyang lebt, so lang er ein Pongyie ist, binden ihn die strengen Regeln des Klosters. Aber die größere Zahl derer, die es versuchen, verharren darin und lieben es offenbar. Denn sie sehen behaglich und zufrieden aus. Wenn sie alle andren Freuden des Daseins entbehren, so haben sie wenigstens Frieden und Ruhe gewonnen, und das ist für sie das Wesen der Seligkeit. Denn ihre Natur ist beschaulich und ihr Lebensprinzip übersinnlich. In den Schulen sitzen sie in langen Reihen, beschreiben die Palmblätter vor sich mit uns unverständlichen Charakteren und legen jedes Blatt, wenn es beendet ist, auf

den rasch wachsenden Haufen neben sich. Andre wiederum, in noch längeren Reihen, lesen laut, was auf den Palmblättern geschrieben ist; andre debattieren, und noch andre sind in Nachdenken versunken. Der Unterricht, der hier erteilt wird, scheint von anregender Art zu sein, wenn man nach dem Gesichtsausdruck der Schüler urteilen darf, und unwillkürlich brachte diese Szene die Schule Platos vor meinen Geist.

An einem sonnigen Herbstnachmittag des vorvergangenen Jahres war ich Zeuge eines eindrucksvollen Anblicks. Eine ausnahmsweise feierliche Ratsversammlung ward auf Einladung des Vizekönigs abgehalten, der auf der Reise durch Burma begriffen war. Sämtliche Pongyies von einigem Ansehen, begleitet von einem mehr oder weniger zahlreichen Gefolge, waren zugegen; alles zusammen müssen es zwischen elf- und zwölftausend gewesen sein. Sie trafen sich in dem Hofe der großen Pagode, zu der die 450 ringsum gereihten kleineren Pagoden den Rahmen bildeten. Jede dieser Marmorkapellen mit hohen Kuppeln ist der Aufbewahrungsort von irgendeinem Kapitel aus den Schriften Buddhas. Die Hauptpagode, ganz mit Gold bedeckt, füllt den Hintergrund aus. Keine verletzenden Einzelheiten, keine mißtönigen Gegensätze zerstörten die Harmonie des Bildes. Die Farbenwirkung war überwältigend. Man stelle sich zwölftausend gelbgekleidete Gestalten vor, von zwölftausend vergoldeten Palmblätterschirmen beschattet! Das Oberhaupt der Pongyies redete sie an. Alle lauschten mit großer Aufmerksamkeit, denn der zur Verhandlung stehende Gegenstand war ersichtlich von einem allgemeinen und vitalen Interesse.

Die Stellung des Hohenpriesters ist eine außerordentliche und seine Macht ungewöhnlich groß. Er ist der Repräsentant zeitgeheiligter Traditionen, die Verkörperung des ursprünglichen nationalen Glaubens. König Thybo ist jetzt ein Verbannter und sein schöner Palast in einen englischen Klub verwandelt; der friedliche weiße Elefant ist von seiner mystischen Höhe herabgestiegen und ein Pensionär des Zoologischen Gartens von Calhousie geworden. Aber trotz all dieser gewaltigen Veränderungen, die seit 1885 in Burma stattgefunden haben, sind die Pongyies dieselben geblieben, und ihr Einfluß ist unvermindert.

VI.

Mandalay ist vierundzwanzig Stunden von Rangun entfernt. Es ist aber keine langweilige Fahrt, denn die Eisenbahn durchzieht einen der reichsten Distrikte Asiens, das Tal des Irawaddy. Zur Rechten und Linken waren ausgedehnte Reisfelder, wogend von goldenen Ähren; hin und wieder blühende Oleander und in der Ferne dunkle Teakholzwälder. Dann und wann erhaschten wir einen Blick des stattlichen Stromes, des regenbogenfarbigen Irawaddy. Kein Wunder, daß viele poetische Legenden mit seinen Wassern verknüpft sind. Es erscheint so natürlich, daß seine ruhige Anmut einen magischen Zauber auf die Einbildung dieses Volkes ausgeübt hat.

Der Irawaddy ist der König der Ströme. Verglichen mit ihm ist der Rhein eine Theaterdekoration, der Mississippi farblos. Selbst die Theiß

mit ihrer Fata Morgana und der mächtig rollende Nil verlieren neben ihm viel von ihrem Reiz. Die Wasser des Irawaddy wechseln in der Beleuchtung wie die Lagunen von Venedig; wie das Farbenspiel im Opal, wie der Reflex der Sonne im Kristall, so spiegelt sich das Licht im Irawaddy. Wohl mag gesagt werden: der Irawaddy ist der vom Himmel hernieder gekommene Regenbogen.

Wir hielten an verschiedenen Dörfern und Städten, alle charakteristisch durch die gleichen puppenartigen Häuser, viele von diesen nicht größer als hölzerne Buden. Sämtliche Gebäude sind auf Pfosten gestellt wie Taubenschläge; und zwischen den niedrigen Häusern stehen hohe Pagoden, Pagoden rechts, Pagoden links, Pagoden in allen Richtungen. Wie die Windmühlen ein notwendiger Zug in der holländischen Landschaft, sind Pagoden wesentlich für burmesische Szenerie. Das verdienstlichste Ding, daß ein Sterblicher tun kann, ist, eine Pagode zu bauen; und der Inder ist bestrebt, wenigstens eine zu bauen, bevor er stirbt. Daher ihre ungemeine Verschiedenheit: große und kleine, glockenförmige, schlanke und breite, imposante und bescheidene, je nach den Mitteln und dem Geschmack des Erbauers.

Die prächtigste und am höchsten in Ansehen stehende aller Pagoden ist die von Shiwe-Dagon. Ihre Spitze reicht bis in die Wolken. Rings um ihre Basis ist eine ganze Stadt kleinerer Heiligtümer, Säulenhallen und Klöster emporgewachsen. Pilger aus allen Teilen Indo-Chinas haben seit mehr als 2500 Jahren ihre Opfergaben von Blumen und wohlriechenden Spezereien hierher gebracht. Früh am Morgen und spät am Abend, in der sengenden Hitze des Tages und in der Mondscheinnacht — immer ist der Platz vor der Pagode überfüllt. Einige bestreuen den Erdboden mit Rosenblättern, andre winden Jasmingirlanden um die Säulen. Diese verbrennen Scheite von Zedernholz, jene wiederum werfen Goldstaub auf die Stufen, die zu dem Gautama-Bildnis führen. Die jungen Leute singen mit leisen, gedämpften Stimmen, oder bilden einen Kreis um einen Sterndeuter, der ihnen ihr Horoskop stellt. Der Anblick ist stets malerisch, die Lichtwirkung überraschend. Nach den Japanern sind die Burmesen sicherlich die ästhetischste der Nationen des Ostens. —

Nach einer ermüdenden Fahrt erreichte ich Mandalay, Burmas goldene Hauptstadt. Wenn in Rangun alles von Farbe glänzte, so schimmerte Mandalay ganz von Gold. Die Türme der Pagoden, der königliche Palast, die Häuserfronten, der Stall des weißen Elefanten — alles ist mit Vergoldung überzogen. Und wenn bei Sonnenuntergang auch der Horizont in Gold gebadet war, und die blendenden Strahlen sozusagen einen Schauer goldenen Regens über die vergoldeten Dächer und Türme, nein, sogar über den Staub der Straßen gossen; wenn sie den Dunst, der aus den jenseitigen Sümpfen aufstieg, und die zerlumpten Kleider der Bettelmönche, die mit leise klingelnden Glocken nahten, golden färbten: dann ward man unwillkürlich an das volkstümliche Wort erinnert: „Eine goldne Stadt mit Bürgern von Gold."

Und dann die Kontraste! Zunächst den goldenen Kyangs die finster und trübselig aussehenden Kasernen. Dicht neben dem bronzenen Standbild des

Buddha die grimmen, eisernen Kanonen; das winzige, vergnügungsliebende Volkchen in Ordnung gehalten von hochgewachsenen, martialischen Soldaten. Und das gemahnte mich — eine Tatsache, die ich beinahe vergessen hätte —, daß ich noch innerhalb der Grenzen des indischen Reiches war. Wiewohl ich tagelang über Tal und Hügel, zu Land und zu Wasser, durch Wüsteneien und Mittelpunkte der Zivilisation gereist, war ich doch immer noch in demselben Feenland. In der Tat war ich bisher nur von Stadt zu Stadt gefahren, und das Ende meiner Reise, die Grenzstation, war noch weit entfernt.

Einer der großen Vorteile des Lebens in den Kolonien ist doch der, daß es unsern Gesichtskreis erweitern hilft. Was in der Heimat weit weg zu liegen scheint, ist hier nur eine kleine Entfernung. Raum und Zeit verlieren hier ihre alte Bedeutung in der Unermeßlichkeit asiatischer Umgebungen, und wenn ich auf meinen Ausflug zurückblicke und an die bezaubernden Bilder von Stadt und Tori, von Wald und Weide, wenn ich an die verschiedenen Menschenrassen mit ihren mannigfaltigen Sitten und Gebräuchen, die Reize der Natur und die glorioſen Werke der Kunst denke: so ist doch, meines Erachtens, der wunderbarste Zug in all diesen kaleidoskopischen, rasch wechselnden Szenen die Art und Weise, wie dieses Riesenreich zusammengehalten und regiert wird. Die Grundlagen seiner Organisation und Instandhaltung, seine Verwaltung und politischen Einrichtungen bilden einen unerschöpflichen Gegenstand des Studiums vom historischen sowohl wie vom philosophischen Gesichtspunkt.

Kaum 70000 Soldaten bewachen einen Flächenraum von 1820000 (engl.) Quadratmeilen; während 69000 Beamte eine Bevölkerung von 295 Millionen Eingeborener regieren. Diese Erscheinung ist ohne gleichen in der Geschichte der Welt. Das, was die Alten, die welterobernden Römer und Perser vollbracht haben, bleibt weit hinter diesen ungeheuren Resultaten von Englands Kolonialpolitik zurück. Der Löwenanteil des Erfolges gebührt der Regierung Indiens. Die Erfahrung einer hundertjährigen Herrschaft hat sie befähigt, ihre nunmehrige Höhe zu erreichen, hat sie gelehrt, sich den bestehenden Bedingungen anzupassen; aber wenn man auch alles dies in Betracht zieht und zugibt, daß die gegenwärtige Regierungsform ungefähr so vollkommen ist, als sie sein kann, dennoch wage ich zu behaupten, daß die vornehmliche Stärke des Reiches in dem Geiste des britischen Verwaltungskörpers liegt. Allein die äußere Gestaltung des indischen Regierungssystems ist der Beachtung nicht minder wert als sein innerer Betrieb. Um dies zu erläutern, wollen wir ein wenig näher in seinen Zivil- und Militärdienst blicken; wollen ferner Kenntnis davon nehmen, wie diese Institutionen funktionieren, und endlich versuchen, die Erziehungsgrundsätze, wie sie hier angenommen sind, zu verstehen. Auf welchen Zweig der britischen Administration wir unsre Aufmerksamkeit lenken, das Ergebnis wird immer lehrreich sein und fast zur Gewißheit machen, daß sie, mit den von der britischen Regierung geplanten Reformen, der jüngst ausgebrochenen Unruhen, auf die wir noch zurückkommen, Herr werden wird.

VII.

Die Insel Bombay, die 1699 in die Hände der Ostindischen Kompanie fiel, entwickelte sich 1877 zum indischen Kaiserreich. Ein Blick auf die Karte zeigt uns die große Verschiedenheit der Nationalitäten und physikalischen Bedingungen, die in dem neuen Reich zusammengefaßt und alle vereint sind in dem gemeinsamen Bande der Untertanentreue für die britische Krone. Die verschiedenen Teile des Landes sind unter mannigfachen Bezeichnungen bekannt. Einige sind unabhängige Staaten unter eingeborenen Herrschern, andre stehen unter der unmittelbaren Gewalt der Zentralregierung. Einige Distrikte heißen Präsidentschaften, andre Provinzen. Alles zusammen zählt man sechzehn Hauptverwaltungen. Ihre amtliche Stellung und das Gebiet ihrer Funktionen sind gleich, doch der Form nach sind sie den örtlichen Erfordernissen angepaßt und daher in einigen geringeren Punkten voneinander abweichend. Madras und Bombay haben einen Gouverneur (Governor); Bengalen, das Punjab und die Nordwestprovinzen werden von Leutnant-Gouverneurs (Lieutenant-governors) regiert. Die Staaten des Innern — Assam, Burma, Beludschistan — sind Hauptagenturen (head-agencies), und die sogenannten unabhängigen Staaten, wie Hyderabad, Mysore, Zentralindien, Baroda, Kaschmir und Rajputana, stehen unter Kommissären. Die Distrikte des letztgenannten Staates: Judhpur, Bikanar, Jaipur, Bhopal und Kotah, haben ihren eigenen Präsidenten. Aimir, Berar, Curg und die Andamaninseln endlich stehen unter dem Gouverneur von Calcutta.

Einige statistische Angaben dürften unerläßlich sein. — Die Bodenfläche der unter der unmittelbaren Gewalt der indischen Regierung stehenden Provinzen beträgt 1015000 (engl.) Quadratmeilen mit 221400000 Einwohnern. Die gemischten Distrikte umfassen 408000 (engl.) Quadratmeilen mit 43780000 Seelen. Wenn man zu der letzteren Gruppe die autonomen Territorien hinzurechnet, erhalten wir ein Areal von 805000 (engl.) Quadratmeilen mit 66350000 Einwohnern. Selbst bei dieser Schätzung sind Umfang und Bevölkerungszahl der letzteren Gruppe im Vergleich zu der ersteren unverhältnismäßig gering.

Das fortschreitende Wachstum Indiens, die jährliche Zunahme seiner Ertragsfähigkeit hat beständige Veränderungen im Regierungssystem nötig gemacht, und noch radikalere Umgestaltungen sind zu erwarten, da neuerdings sowohl im Innern des Landes als an seinen Grenzen vieles anders geworden ist. Die über Nepal, Sikkim und Assam ausgedehnte Suzeränität und vor allem die endliche Unterwerfung Burmas haben die ursprünglichen Zustände beträchtlich geändert. Das Territorium von Burma ist an Umfang größer als die österreichisch-ungarische Monarchie. Seine Grenzen reichen im Norden bis nach China, im Osten bis Siam, im Süden bis an den Pokehanfluß. Seit 1885 wird Burma von einem Statthalter (Lieutenant-governor) regiert, dessen Gebiet sich über 200000 (engl.) Quadratmeilen erstreckt und in 35 Bezirke geteilt ist. Die Präsidentschaft Bombay andrerseits, mit einem Flächenraum von 125000 (engl.) Quadratmeilen, enthält 23 Bezirke mit einem unabhängigen

Rat. An der Spitze der Geschäfte steht der Gouverneur, der einen glänzenden Hofhalt und ein Einkommen von ungefähr 120000 Rupien (annähernd eine Viertelmillion Mark) hat. Er hat das Recht direkten Verkehrs mit dem britischen Kabinett. Madras, mit 21 Distrikten, besitzt dieselben Privilegien wie Bombay: unabhängige Verwaltung, einen Rat, einen höchsten Gerichtshof, Universität und ein eigenes Heer. Aber die Wichtigkeit, die diese Gouvernements früher besaßen, haben sie verloren seit der Proklamation des indischen Kaiserreichs mit einem Vizekönig als Repräsentanten; und wenn die nächsten Reorganisationen stattfinden, werden sie wahrscheinlich, gleich dem Punjab und den Nordwestprovinzen, in Vizeregentschaften unter der unmittelbaren Kontrolle der Zentralregierung verwandelt werden. Unter dem neuen System, mit den vermehrten Erleichterungen des Verkehrs und dem ausgedehnten, überall hin verzweigten Telegraphendienst, ist ihre Sonderstellung überflüssig geworden. Die Zentralisation aller der Regierung Indiens unterstellten Angelegenheiten ist während der letzteren Jahre das in Erwägung gezogene Problem gewesen, und nur die entschlossene Persönlichkeit und unermüdliche Tatkraft des gegenwärtigen Vizekönigs haben die Entwicklung des Planes zurückgehalten. Die in den westlichen Grenzstaaten vor mehreren Jahren eingeführten Reformen haben viel böses Blut gemacht, und es wird noch mehr Unruhen geben, bis das gewünschte Resultat erreicht sein wird. Der Vizekönig von Indien nimmt eine ganz ausnahmsweise Stellung ein. Er kann regelmäßig seinen Willen und seine Beschlüsse ausführen, ohne daß Einspruch von irgendwelcher Seite dagegen erhoben würde. Seine Amtsgewalt ist weniger beschränkt als die eines europäischen Souveräns.

Unter der Zentralregierung stehen die Bezirksmagistrate. Diese haben vornehmlich zu tun mit der Rechtspflege, den Polizeisachen, dem Unterricht und der Steuererhebung, einschließlich der Aufsicht über die Einkünfte aus den Waldprodukten, den Bergwerksunternehmungen, dem Opium- und Salzhandel. Das Opiummonopol bringt im Jahresbudget 5 Millionen Rupien, der Salzverkauf 8 Millionen. Stempel- und Verzehrungssteuern werden auf 10 Millionen, die Zolleinnahmen auf knapp 1½ Millionen geschätzt. Die Bevölkerung Indiens ist bisher eine ausschließlich agrarische gewesen. Seit unvordenklicher Zeit war Ackerbau ihre hauptsächliche Beschäftigung. Das alte Kanalisationssystem Indiens kann nur mit dem Ägyptens verglichen werden und, abgesehen von den ausgedehnten, noch in Gebrauch befindlichen Reservoirs, ist das Land reichlich versorgt mit Gräben, Brunnen und Zisternen, in denen das Regenwasser gesammelt wird.

Von den unter der englischen Herrschaft erbauten Wasserwerken sind die Ganges- und Sirhindkanäle die bedeutendsten. Das Kanalisationssystem des Ganges ist 440 engl. Meilen lang, mißt mit seinen Zweigen 2614 Meilen und bewässert 600000 Acker Landes. Die Kosten dieses einzigartigen Werkes betrugen 3 Millionen Rupien. Der Sirhindkanal hat noch größere Dimensionen, das Land, das er bewässert, mag auf 20 Millionen Acker geschätzt werden, und neue Zweige zur Befruchtung des Bodens sind neuerlich hinzugefügt worden.

Die vornehmste Einnahmequelle ist die Landtaxe. Das Eisenbahnnetz, das sich jetzt in den Händen der Regierung befindet, hat erst in den letzten Jahren angefangen, einen Nutzen zu ergeben.

VIII.

Die Distriktsmagistrate, Kommissäre und Steuererheber sind ausnahmslos Engländer. Nur die unteren Posten der Bureaubeamten und Sekretärs werden an Hindus vergeben. Der eigentliche Sitz der Regierung ist die Hauptstadt des Distrikts, aber die Magistratspersonen sind verpflichtet, einmal im Jahr den ganzen Distrikt zu besuchen. Bei diesen Rundreisen leben sie in Zelten und ziehen von Dorf zu Dorf, um sich nach den örtlichen Verhältnissen zu erkundigen und die Steuern zu erheben. Ein charakteristischer Zug des amtlichen Lebens in Indien ist sein Nomadentum. Die Rundfahrt nimmt mehrere Monate in Anspruch, und die Magistratspersonen und ihr Rat reisen in großem Stil. Ihre Zelte sind mit jeder Bequemlichkeit ausgestattet und in verschiedene Räume geteilt: Amtsstuben, Empfangs- und Wohnzimmer usw. Das Gepäck dieser riesigen Karawane wird auf Ochsenwagen transportiert, die von einer Schar Kulis begleitet sind. Die Organisation dieser wandernden Magistraturen ist in der Tat sehr merkwürdig, noch mehr aber der Geist, der ihre Mitglieder beseelt. Bis hinunter zu dem bescheidensten Subalternbeamten, der sich im Gefolge befindet, scheinen alle von der Wichtigkeit ihrer Aufgaben durchdrungen zu sein. Der „Sahib“ [1]), so lange er an seinem Pult sitzt, hat keinen andern Gedanken als das ihm obliegende Geschäft, und sein Beispiel wirkt anregend; aber wenn das Tagewerk getan ist, macht er sich eine Pflicht daraus, Erholung zu suchen und die Gelegenheiten zu benutzen, die der Ort ihm bietet. Er geht auf die Jagd, reitet spazieren, erklimmt die Berge — kurz, macht den besten Gebrauch von seiner Zeit. Anstatt über sein erzwungenes Exil zu jammern oder in Träumen künftiger Beförderung zu schwelgen, genießt er die Gegenwart und ermuntert seine Gefährten, das Gleiche zu tun.

Die Rechnungen der Distriktsbehörden, der Einschätzungsbeamten und Steuereinnehmer werden von Kommissären geprüft und dem obersten Urteil des Staatssekretärs oder Finanzministers unterbreitet. Der durchschnittliche Betrag von Einnahmen und Ausgaben wird auf 50 Millionen geschätzt.

Handel, Finanzen und Post sind in einem Portefeuille vereint, und diese Kombination bewährt sich ausgezeichnet. Während meiner Wanderungen bin ich oft in den entferntesten und einsamsten Dörfern gewesen, aber selten habe ich eine Gemeinde gefunden, wo der vertraute rote Briefkasten nicht an einem der Türpfosten oder dem Stamm eines großen Bananenbaumes gehangen hätte. Das Postbureau ist manchmal ein sehr primitives Ding, und der Postmeister trägt häufig keine andre Kleidung als die Abzeichen seines Amtes. Aber er besorgt seine Geschäfte mit äußerster Pünktlichkeit, obwohl die Adressen in englischer Schrift ihm ein gutes Teil Mühe verursachen. Indessen die Hauptsache für uns ist, daß unsre Briefe ihre Bestimmung erreichen; für einen

[1]) Anrede der Inder an Europäer, „Herr“.

halben Penny (nicht ganz 5 Pfennige) werden sie in irgendeinem Teil dieses großen Reiches abgeliefert und für 2½ Pence (etwas über 20 Pfennige) in der ganzen Welt. Die telegraphische Verbindung ist von dreierlei Art. Man unterscheidet Expreßdepeschen, deren Preis verhältnismäßig hoch ist: acht Worte für 5 Schilling; dann gewöhnliche und die sogenannten „gelegentlich zu befördernden" (deferred) Telegramme, die nur 8 Annas (nicht ganz 1 Mark) kosten, aber häufig 24 Stunden brauchen, um anzukommen. Der Telegraphendienst hat in Indien nicht die gleiche Vollkommenheit erreicht wie die Organisation der Post, was sich hinlänglich aus den geographischen Bedingungen und verschiedenen andern Umständen erklärt. In vielen Teilen Indiens sind Post und Telegraph in den Händen des Militärs; aber das ist nicht so auffallend, wenn wir erwägen, daß überall in Indien die militärischen und Zivilfunktionen vielfach vereinigt sind. Ingenieure und Architekten sind oft Soldaten. Die Mitglieder der Sanitätsbehörden und die medizinischen Autoritäten sind Stabsoffiziere. Die subalternen Staatsämter werden verdienten Unterleutnants gegeben, die gut geschult und durchaus zuverlässig sind.

Kaum hundert Jahre sind es, daß die indische Armee in Bombay aus 2500 englischen und 3500 eingeborenen Truppen, in Madras aus 3000 Weißen und 16000 Schwarzen, in Bengalen aus zusammen 27000 Mann bestand. Die vergrößerte Ausdehnung des Landes und neue Annektionen machten eine Vermehrung der Heeresstärke notwendig, und während sie unter der Ostindischen Kompanie bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts aus ein paar hundert Freiwilligen und zwei oder drei Eingeborenenbataillons bestand, umfaßt die reguläre indische Armee gegenwärtig ungefähr 280000 Mann. Ein Sechstel derselben sind britische Soldaten. Lord Wellington selbst beschleunigte das Werk der Rekonstruktion. Aber wiewohl die Leistung des großen Generals höchst bedeutsam war, die eigentliche Schule für die indische Armee war der langwierige Maharatthakrieg, und vor allem waren es die Erinnerungen an den Aufstand von 1857.

Um geringere Erhebungen nicht zu erwähnen, fand die erste ernsthafte Revolte im Jahre 1764 statt. Die mißvergnügten Soldaten verlangten Erhöhung des Soldes. Die Bewegung wurde vom Gouvernement selbst energisch unterdrückt; keine Zugeständnisse wurden gemacht, die 24 Rädelsführer wurden vor die Mündungen der Kanonen gestellt und als warnende Beispiele erschossen. Im Jahre 1806 brach der Aufruhr in Madras aus, woselbst er viele Verzweigungen hatte, und nur mit großen Schwierigkeiten ward die Ordnung wiederhergestellt. Die letzte und furchtbarste dieser Insurrektionen war „the great Mutiny", die „Meuterei" von 1857, und das Andenken an die entsetzlichen Metzeleien, die sie veranlaßt hat, ist noch ganz lebendig im Gedächtnis der gegenwärtigen Generation. Man begegnet kaum einem Veteranen der indischen Armee, der nicht seine traurige Geschichte von jenen grauenhaften Tagen zu erzählen hatte. Das Regierungsgebäude von Lucknow, in dem so viele ihr Grab fanden, liegt noch in Trümmern. Die Mauern sind durchlöchert und voll von Breschen; und die Umfriedung des tiefen Brunnens von Cawnpore wird noch täglich von den Verwandten der vielen hundert

Opfer, die darin ertränkt worden sind, mit frischen Blumen bekränzt. Dieser Aufstand, der von so vielen ausgezeichneten Schriftstellern beschrieben worden, ist unfraglich eines der pathetischsten Dramen der neueren Zeiten. Die ersten Anzeichen der Unzufriedenheit zeigten sich zu Beginn des Jahres 1857 in Barrackpore und Berhampore, aber der große allgemeine Ausbruch fand in Mirut statt. Die Bewegung breitete sich nach Delhi, nach Agra und in den Eingeborenengarnisonen aus, und in sehr kurzer Zeit war die ganze weite Ebene in Aufruhr. Auf einem Gebiet von fast 1000 Meilen, bis nach Calcutta, waren nur drei englische Regimenter, um den Meuterern entgegenzutreten. Früh im Sommer des genannten Jahres stand ganz Indien von den Quellen des Indus bis zur Mündung des Brahmaputra unter Wasser. Die eingeborenen Soldaten, 240000 an Zahl, mußten von 40000 britischen Truppen in Schach gehalten werden. Während des ganzen Jahres dauerte der Kampf. England sandte frische Truppen hinaus; es mochten schließlich etwa 100000 Mann im Felde sein, und an ihrer Spitze so hervorragende Führer wie Sir Colin Campbell, Anson, Montgommery, Havelock, Rose und Nicholson. Gegen Ende des Jahres 1858 begann die Ordnung nahezu hergestellt zu sein, Lord Canning verkündete das Aufhören der Ostindischen Kompanie, und ihr gesamter Besitz ward Kroneigentum.

Wenn wir den Ursachen der beiden großen Revolutionen in Indien nachforschen, so finden wir, daß sie manche gemeinsame Züge hatten; und wiewohl das Ärgernis, das den Anstoß gab, in dem einen Falle nicht dasselbe gewesen sein mag wie in dem andern: die Art der Gründe für den Ausbruch war in beiden sehr ähnlich. Im Jahre 1806 revoltierten die brahminischen Truppen, weil die Kokarde an ihren Mützen aus Kuhhaut gemacht war. Da für sie die Kuh ein heiliges Tier ist, konnten sie diesen Schimpf nicht ertragen, eher wollten sie ihr eigenes Blut vergießen. Fünfzig Jahre später, in Mirat, war die Beschwerde, daß bei der Herstellung von Patronen Kuhfett verwandt ward, und dies war ein völlig zureichender Grund für eine allgemeine Insurrektion. Für die Eingeborenen war dieser Aufstand ein religiöser Krieg, ein heiliger Kampf für ihre Unabhängigkeit. Sie bezweifelten niemals die Gerechtigkeit ihrer Sache und wurden angefeuert durch die Macht ihrer Überzeugungen. So nur können wir uns die trivialen Ursachen der Feindseligkeit in diesem langen Gärungszustand erklären. Der Soldat mochte seinen vorgesetzten Offizier als Menschen lieben, in seiner Eigenschaft als Soldat jedoch fühlte er sich verpflichtet, ihn kalten Blutes niederzuschießen. Und es war kein ungewöhnliches Vorkommnis, daß ein treuer Diener, nachdem er seinen Herrn und alle Familienglieder, die er von Kindheit an gekannt, getötet hatte, seinem eigenen Leben ein Ende machte. Es ist ein hoffnungsloses Unternehmen, die Tiefen des menschlichen Herzens ergründen, seine geheimen Gedanken ausfindig machen und erklären zu wollen!

In der Geschichte dieser beiden Revolutionen ist bemerkenswert, daß die erste gleichzeitig mit Napoleons Eroberungen war, und die zweite in die Zeit des Krimkrieges fällt. Beide Male war in Indien die Meinung verbreitet, daß die Macht Englands vernichtet worden sei.

VIII.

Der letzte große Aufstand hat allen, die daran beteiligt gewesen sind, eine traurige, aber nützliche Lehre gegeben. Die Hälfte der Besatzung Indiens besteht gegenwärtig aus englischen Truppen, während sie früher nur ein Sechstel derselben betrugen. Eingeborene können nicht mehr Stabsoffiziere sein; vom Range des Majors aufwärts werden nur Engländer ernannt. Anderseits wird aber auch jene unnachsichtliche Strenge nicht mehr zur Anwendung gebracht, die früher die Eingeborenen zu reizen pflegte. Man behandelt sie viel milder und läßt sie ungestört ihren religiösen Überzeugungen und Vorurteilen folgen. Der Sikh kann seinen Bart wachsen lassen, der Mohammedaner seinen Kopf rasieren und der Mann aus Nepal sein Haar so lang tragen wie er will. Gegen alle diese Dinge verhält das gegenwärtige militärische Régime sich gleichgültig. Zudem ist es politisch klug, die allmähliche Entwicklung ruhig abzuwarten. Welche Änderungen haben in diesem Teile der Welt nicht Platz gegriffen innerhalb der letzten fünfundzwanzig Jahre! Wenn man den Kulturstand betrachtet, den das Volk erreicht hat, wer würde glauben, daß vor einem Vierteljahrhundert Witwen neben den Leichen ihrer Männer verbrannt wurden und Menschenopfer in den südlichen Staaten nicht ungewöhnlich waren? Trotz des großen Blutvergießens im letzten Aufstand hat der Staatskörper keine merkliche Einbuße erlitten. Britische Tatkraft und Zähigkeit haben den Sieg davongetragen über die Agitation der Massen, und wie nach einer schweren Krankheit der Patient erfrischt und verjüngt aufsteht, so ist die Regierung mehr als je entschlossen den Weg zum erwünschten Ende zu verfolgen. Die Zeit des allgemeinen Aufhörens der Feindseligkeiten ist zur Verbesserung und Reorganisation des Heeres benutzt worden. Die Truppen der drei Hauptgouvernements, die sich bisher getrennt voneinander bewegten, stehen jetzt unter dem Oberbefehl des in Calcutta residierenden militärischen Chefs. Die Armee besteht, wie früher, teils aus britischen und teils aus Sepoy-Regimentern; aber beide Kontingente sind so wohluberlegt wie möglich in die verschiedenen Garnisonen verteilt. Jede Vorsichtsmaßregel ist getroffen worden, um einer andern Insurrektion vorzubeugen. Innerhalb der Mauern von Festungen und Zitadellen werden Eingebornentruppen nicht mehr stationiert, ebensowenig wie Pulvermagazine und Arsenale ihrer Obhut noch anvertraut werden. Auch als Artilleristen werden sie kaum noch verwandt. Eingeborene Offiziere können einen höheren Rang als den eines Majors nicht erreichen; die Stabsoffiziere und Mitglieder des Generalstabes sind ausnahmslos Engländer.

Diese Teilung in weiße und schwarze Truppen ist der augenfälligste Zug der indischen Armee, und es ist merkwürdig, wie völlig sich der Charakter dieser beiden Heereskorper voneinander unterscheidet. Scheinbar haben sie nicht ein einziges Interesse gemeinsam. Sie leben in gesonderten Kasernen, ihre Gewohnheiten und ganze Lebensführung sind andre. Mit Ausnahme des Kommandowortes verstehen sie kaum einer des andern Sprache, noch auch scheinen sie eine nähere Bekanntschaft miteinander zu wünschen.

Der gewöhnliche britische Soldat ist vom Schlage des Tommy Atkins, des von Rudyard Kipling und seinen populären Gedichten so realistisch

gezeichneten Typus. Dieser Soldat dient freiwillig; er hat sich im Mutterlande anwerben lassen und bringt die Traditionen seiner Inselheimat mit sich in die neuen Umgebungen. Bei ihrer Arbeit und ihrem Spiel sind sich die Briten alle gleich. Sie leben in Indien dasselbe Leben, das sie an den Ufern der Themse geführt haben würden. Ob beim Drill oder auf der Parade oder dem Spielplatz: sie sind immer voll Energie. Schwache Konstitutionen könnten dies Leben nicht ertragen, und das Material, aus dem die britischen Truppen in Indien gebildet sind, ist im ganzen von vorzüglicher Beschaffenheit. Zu der stehenden indischen Armee müssen wir auch noch rechnen 27000 Volunteers, teils Europäer, teils Mulatten, 15000 Reserven und 19000 Hilfstruppen, zusammen 61000 Mann.

Englands große militärische Institute liefern die Offiziere. Die meisten werden in Woolwich und Sandhurst erzogen, aber ihre wirkliche Ausbildung erhalten sie erst im Dienst, und Indien bietet dem jungen Leutnant einzige Gelegenheiten zur Entwicklung seiner Fähigkeiten. Vom Beginn seiner Laufbahn kann er den tatsächlichen Beweis seiner Tüchtigkeit erbringen. Daher geschieht es, daß die Blüte der Jünglinge Großbritanniens in den indischen Dienst geht. Ihr gesellschaftliches Maß ist im allgemeinen hoch und der Sold in der indischen Armee der höchste, der in der Welt gezahlt wird. Der Gemeine erhält 2 Schillinge auf den Tag, hat ausgezeichnete Kost, Behausung und Kleidung sind besser als in irgendeinem europäischen Staate. Neben seinen militärischen Pflichten ist es dem Offizier erlaubt, einträgliche Verwaltungsgeschäfte zu übernehmen. Es gibt Hauptmannsstellen, die das Jahr 1250 Pfd. Sterl. (25000 Mark)[1]) einbringen. Generäle erhalten gewöhnlich mehr als 2500 Pfd. Sterl. (50000 Mark), und Höchstkommandierende mehr als 5000 Pfd. Sterl. (100000 Mark). Die Gehalte der Staatsbeamten sind gleichfalls sehr hoch; der Oberrichter zum Beispiel hat ein Einkommen von monatlich 5000 Rupien (etwa 10000 Mark), und die Statthalter (Leutnant-Governors) haben 10000 Pfd. Sterl. (200000 Mark), der von Bombay und Madras sogar 15000 Pfd. Sterl. (300000 Mark) das Jahr, und der Vizekönig verfügt über geradezu königliche Bezüge.

Die Frage des übermäßigen Gehalts der indischen Beamten ist in der Presse häufig erörtert, ebenso wie im Parlament das Für und Wider erwogen worden ist. Aber Feder und Begründung sind bald zum Schweigen gebracht. Die öffentliche Meinung und die Regierung in England wissen zu gut, daß eine der ersten Bedingungen für das hohe indische Beamtentum ein hoher moralischer und Kulturmaßstab ist. Nur ein sehr erlesener Stab von Beamten ist fähig, die Überlegenheit zu behaupten, die ihre Stellung erheischt, und allen etwaigen Verlockungen zu widerstehen. Dies ausgesuchte Element, diese Eliteschar von Männern kann nur auf Kosten großer nationaler Opfer gesichert werden, und die Kolonialpolitik zeigt, welche glänzenden Resultate diese Ausgaben hervorgebracht haben.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

[1]) Die Angaben in deutscher Münze sind nicht ganz genau, da das englische Pfund etwas mehr beträgt als 20 Mark.

Das Mädchen vom Moorhof.

Von

Selma Lagerlöf[1]).

I.

Es ist in einem Thingsaal, weit draußen auf dem Lande. Am Richtertisch, hoch oben im Saal, sitzt der Richter, ein großer, stark gebauter Mann, mit breitem, grobgeschnittenem Gesicht. Schon mehrere Stunden lang hat er einen Fall nach dem andern entschieden, und schließlich ist etwas wie Überdruß und Düsterkeit über ihn gekommen. Es ist schwer zu sagen, ob es die Hitze und Schwüle im Gerichtssaal ist, die ihn bedrückt, oder ob er schlechter Laune geworden ist durch die Beschäftigung mit allen diesen kleinlichen Zwistigkeiten, die aus keinem andern Grunde entstanden zu sein scheinen, als um die Händelsucht und Unbarmherzigkeit und Geldgier der Menschen zu zeigen.

Er hat gerade mit einer der letzten Verhandlungen begonnen, die an diesem Tage durchgeführt werden sollen. Es handelt sich um die Forderung eines Erziehungsbeitrages.

Dieser Fall ist schon am vorigen Thingtag verhandelt worden, und das Protokoll des früheren Prozesses wird eben verlesen. Daraus erfährt man fürs erste, daß die Klägerin eine arme Dienstmagd ist und der Beklagte ein verheirateter Mann.

Weiter geht aus dem Protokoll hervor, daß der Beklagte erklärt hat, die Klägerin habe ihn mit Unrecht und nur aus Gewinnsucht hierher zitiert. Er gibt zu, daß die Klägerin eine Zeitlang auf seinem Hof in Dienst gestanden, aber er habe sich während dieser Zeit in keinerlei Liebeshandel mit ihr eingelassen, und sie habe kein Recht, irgendwelche Unterstützung von ihm zu begehren. Die Klägerin hat jedoch an ihrer Behauptung festgehalten, und nachdem man einige Zeugen vernommen hat, ist dem Beklagten auferlegt worden, einen Eid zu leisten, wenn er nicht verurteilt werden soll, der Klägerin die verlangte Unterstützung zu geben.

Beide Parteien haben sich eingefunden und stehen nebeneinander vor dem Gerichtstisch. Die Klägerin ist sehr jung und sieht ganz verschüchtert aus.

[1]) Einzig autorisierte Übersetzung von Marie Franzos.

Sie weint vor Scham und trocknet mühsam die Tränen mit einem zusammengeknüllten Taschentuch, und es scheint, als könne sie es nicht auseinanderfalten. Sie trägt schwarze Kleider, die ziemlich neu und ungetragen aussehen, aber sie sitzen so schlecht, daß man versucht ist, zu glauben, sie habe sie sich ausgeliehen, um anständig vor Gericht erscheinen zu können.

Was den Beklagten anlangt, so sieht man ihm gleich an, daß er ein wohlbestallter Mann ist. Er mag etwa vierzig Jahre alt sein und hat ein keckes und frisches Aussehen. Wie er da vor dem Richterstuhl steht, zeigt er eine sehr gute Haltung. Es sieht ja nicht aus, als fände er ein besonderes Vergnügen daran da zu stehen, aber er macht auch durchaus keinen befangenen Eindruck.

Sobald das Protokoll verlesen ist, wendet sich der Richter an den Beklagten und fragt ihn, ob er an seinem Leugnen festhalte, und ob er bereit sei, den Eid abzulegen.

Auf diese Fragen antwortet der Beklagte sogleich mit einem raschen Ja. Er fängt an, in der Westentasche zu graben, und holt ein Zeugnis des Pfarrers hervor, das bestätigt, daß er die Wichtigkeit und Bedeutung des Eides kennt und unbehindert ist, ihn abzulegen.

Während dieser ganzen Zeit hat die Klägerin nicht aufgehört zu weinen. Sie scheint unüberwindlich scheu zu sein und hält die Augen hartnäckig zu Boden geschlagen. Sie hat den Blick noch nicht so weit erhoben, daß sie dem Beklagten ins Gesicht sehen konnte.

Als er nun sein Ja gesagt, zuckt sie zusammen. Sie tritt ein paar Schritte näher an den Richterstuhl heran, so, als hätte sie etwas einzuwenden, aber dann bleibt sie stehen. Es ist wohl nicht möglich, scheint sie zu sich selbst zu sagen, er kann nicht Ja gesagt haben. Ich habe nicht recht gehört.

Indessen nimmt der Richter das Zeugnis in die Hand und gibt zu gleicher Zeit dem Gerichtsdiener einen Wink. Der Gerichtsdiener tritt an den Tisch heran, um die Bibel zu nehmen und sie vor den Beklagten hinzulegen.

Die Klägerin hört, daß jemand an ihr vorbeigeht und wird unruhig. Sie zwingt sich, den Blick so weit zu heben, daß sie über den Tisch hinsehen kann, und da bemerkt sie, daß der Gerichtsdiener die Bibel zurechtschiebt.

Noch einmal sieht es aus, als wollte sie Einspruch erheben. Aber sie hält sich wieder zurück. Es ist ja nicht möglich, daß er den Eid ablegt. Der Richter muß ihn doch daran hindern.

Der Richter ist ein so kluger Mann, und er weiß gar wohl, was die Leute in seiner Heimat denken und fühlen. Er müßte doch wissen, wie streng alle diese Menschen sind, sobald es sich um etwas handelt, was die Ehe betrifft. Sie kannten keine ärgere Sünde als die, die sie begangen hat. Würde sie je so etwas von sich selbst eingestanden haben, wenn es nicht wahr gewesen wäre? Der Richter könnte wohl wissen, welche furchtbare Verachtung sie sich zugezogen hatte. Und nicht nur Verachtung allein, sondern auch alles mögliche Elend. Niemand wollte sie in Dienst nehmen. Niemand wollte ihre Arbeit haben. Ihre eigenen Eltern duldeten sie kaum in ihrer Hütte, sondern sprachen jeden Tag davon, sie hinauszuwerfen. Nein, der Richter

müßte wohl begreifen, daß sie keine Unterstützung von einem verheirateten Mann verlangt haben würde, wenn sie nicht ein Recht darauf hätte.

Der Richter konnte doch nicht glauben, daß sie in einer solchen Sache lüge, daß sie so furchtbares Unglück auf sich herabbeschworen haben würde, wenn sie einen andern hätte anklagen können als einen verheirateten Mann. Und wenn er dies wußte, mußte er doch den Eid verhindern.

Sie sieht, daß der Richter dasitzt und das Zeugnis des Pfarrers ein paarmal durchliest. Darum fängt sie an zu glauben, daß er eingreifen wird.

Es ist auch richtig, daß der Richter nachdenklich aussieht. Er heftet seine Blicke ein paarmal auf die Klägerin, aber dabei wird der Ausdruck des Ekels und des Überdrusses, der auf seinem Gesicht ruht, immer deutlicher. Es sieht aus, als wäre er ungünstig gegen sie gestimmt. Selbst wenn die Klägerin die Wahrheit spricht, so ist sie ja doch eine schlechte Person, und der Richter kann keine Teilnahme für sie empfinden.

Es kommt manchmal vor, daß der Richter in einen Prozeß eingreift als ein guter und kluger Ratgeber, und die Parteien davor behütet, sich ganz und gar zugrunde zu richten. Aber diesmal ist er müde und unlustig, und er denkt an nichts andres, als dem gesetzlichen Verfahren seinen Lauf zu lassen.

Er legt das Zeugnis hin und sagt dem Beklagten mit ein paar Worten, er hoffe, daß dieser die verhängnisvollen Folgen eines falschen Schwurs genau bedacht habe. Der Beklagte hört ihn mit derselben Ruhe an, die er die ganze Zeit über an den Tag gelegt hat, und antwortet ehrerbietig und nicht ohne Würde.

Die Klägerin hört dies mit dem äußersten Schrecken. Sie macht ein paar heftige Bewegungen und preßt die Hände zusammen. Nun will sie vor dem Richterstuhl sprechen. Sie kämpft einen furchtbaren Kampf mit ihrer Scheu und mit dem Schluchzen, das ihr die Kehle zusammenschnürt. Das Ende ist doch, daß sie kein hörbares Wort hervorbringen kann.

Der Eid soll also geleistet werden. Er wird ihn ablegen. Niemand wird ihn hindern, seine Seele zu verschwören.

Bis dahin hat sie nicht glauben können, daß es geschehen würde. Aber jetzt packt sie die Gewißheit, daß es unmittelbar bevorsteht, daß es im nächsten Augenblick eintreten wird. Ein Schrecken, der viel überwältigender ist als alles, was sie bisher gekannt hat, bemächtigt sich ihrer. Sie wird ganz versteinert, sie weint nicht einmal mehr. Die Augen stehen ihr im Kopfe still.

Es ist also seine Absicht, sich um seines Weibes willen freizuschwören. Aber wenn er auch einen schweren Stand mit ihr haben sollte, so darf er doch deshalb nicht seiner Seele Seligkeit preisgeben.

Es gibt nichts Furchtbareres als einen Meineid. Es ist etwas Geheimnisvolles und Gräßliches um diese Sünde. Es gibt keine Gnade oder Vergebung für sie. Die Tore des Abgrundes öffnen sich von selbst, wenn der Name des Meineidigen genannt wird.

Wenn sie jetzt die Blicke zu seinem Gesicht erhoben hätte, würde sie gefürchtet haben, es schon mit irgendeinem Zeichen der Verdammnis gebrandmarkt zu sehen, von Gottes Zorn ihm aufgeprägt.

Während sie so dasteht und immer größere Angst sich ihrer bemächtigt, hat der Richter dem Beklagten gezeigt, wie er die Finger auf die Bibel zu legen hat. Dann schlägt der Richter im Gesetzbuch nach, um die Eidesformel zu finden.

Als sie ihn die Finger auf das Buch legen sieht, macht sie noch einen Schritt zum Richterstuhl hin, und es sieht aus, als wollte sie sich über den Tisch beugen und seine Hand fortziehen.

Aber noch wird sie von einer letzten Hoffnung zurückgehalten. Sie glaubt, daß er jetzt im letzten Augenblick noch vom Schwur abstehen wird.

Der Richter hat die Seite im Gesetzbuch gefunden, nach der er gesucht hat; und jetzt beginnt er, den Eid laut und deutlich vorzusagen. Dann macht er eine Pause, damit der Beklagte seine Worte nachsprechen kann. Und der Beklagte fängt wirklich an, sie nachzusprechen; aber er macht einen kleinen Fehler, so daß der Richter von vorn anfangen muß.

Jetzt kann sie keinen Schimmer von Hoffnung mehr haben. Jetzt weiß sie, daß er falsch schwören, daß er Gottes Zorn für das ganze zukünftige Leben auf sich herabschwören will.

Sie steht da und ringt in ihrer Hilflosigkeit die Hände. Und es ist alles ihre Schuld, weil sie ihn angeklagt hat.

Aber sie war ja ohne Arbeit, es hungerte und fror sie. Das Kind lag im Sterben. An wen hätte sie sich sonst wenden sollen, um Hilfe zu finden?

Nie hätte sie auch geglaubt, daß er eine so schreckliche Sünde begehen könnte.

Jetzt hat der Richter den Eid nochmals vorgesagt. In wenigen Augenblicken wird die Tat vollbracht sein. Jene Tat, von der es keine Umkehr gibt, die niemals gutgemacht, niemals ausgelöscht werden kann.

Gerade als der Beklagte anfängt, den Eid nachzusprechen, stürzt sie vor, schleudert seine ausgestreckte Hand beiseite und reißt die Bibel an sich.

Ein furchtbares Entsetzen hat ihr endlich den Mut gegeben. Er darf seine Seele nicht verschwören. Er darf nicht.

Der Gerichtsdiener eilt sogleich herbei, um ihr die Bibel abzunehmen und sie zur Ordnung zu rufen. Sie hat ungeheure Angst vor allem, was mit dem Gericht zusammenhängt, und sie glaubt, daß das, was sie jetzt getan hat, sie auf die Festung bringen wird. Aber sie gibt die Bibel nicht her. Was es auch kosten mag, er darf den Eid nicht ablegen. Er, der schwören will, läuft auch herbei, um das Buch zu ergreifen; aber sie leistet auch ihm Widerstand.

„Du darfst den Eid nicht ablegen!" ruft sie. „Du darfst nicht!"

Was jetzt vorgeht, erweckt natürlich das größte Staunen. Die Versammelten drängen sich zum Richtertisch, die Geschwornen erheben sich, der Protokollführer springt auf, mit dem Tintenfaß in der Hand, damit es nicht umgestürzt wird.

Da ruft der Richter mit lauter, zorniger Stimme: „Still!" und alle die Menschen bleiben regungslos stehen.

„Was fällt dir bei? Was hast du mit der Bibel zu schaffen?" fragt der Richter die Klägerin mit harter und strenger Stimme.

Nachdem sie ihrer Angst in einer Tat der Verzweiflung Luft gemacht hat, ist ihre Beklemmung gewichen, so daß sie antworten kann: „Er darf den Eid nicht ablegen!"

„Sei still und gib das Buch zurück!" ruft der Richter.

Aber sie gehorcht nicht, sondern umklammert das Buch mit beiden Händen.

„Er darf den Eid nicht ablegen!" ruft sie mit ungezügelter Heftigkeit.

„Ist es dir so sehr darum zu tun, den Prozeß zu gewinnen?" fragt der Richter mit immer schärferem Ton.

„Ich will die Klage zurückziehen!" ruft sie mit lauter, schneidender Stimme. „Ich will ihn nicht zwingen, zu schwören!"

„Was schreist du da?" fragt der Richter. „Hast du den Verstand verloren?"

Sie ringt heftig nach Atem und versucht sich zu beruhigen. Sie hört selbst, wie sie schreit. Der Richter muß wohl glauben, daß sie toll geworden sei, weil sie das, was sie will, nicht in ruhigen Worten sagen kann. Noch einmal kämpft sie mit sich selbst, um Macht über die Stimme zu erlangen, und diesmal gelingt es ihr. Sie sagt langsam, ernst, laut, während sie dem Richter gerade ins Gesicht sieht:

„Ich will die Klage zurückziehen. Er ist der Vater des Kindes. Aber ich habe ihn noch lieb. Ich will nicht, daß er falsch schwört!"

Sie steht aufrecht und entschlossen vor dem Richtertisch und sieht dem Richter gerade in sein strenges Gesicht. Er sitzt da, beide Hände auf den Tisch gestützt, und lange, lange wendet er den Blick nicht von ihr. Während der Richter sie betrachtet, geht eine große Veränderung mit ihm vor. All das Schlaffe und Mißvergnügte, das in seinen Zügen gelegen, verschwindet, und das große, grobe Gesicht wird durch die Rührung geradezu schön. Sieh da, denkt der Richter, sieh da, so ist mein Volk. Ich will mich nicht darüber beklagen, wo doch bei einer der Geringsten so viel Liebe und Gottesfurcht zu finden ist.

Plötzlich aber spürt der Richter, daß seine Augen sich mit Tränen füllen, und da zuckt er beinahe beschämt zusammen und wirft einen raschen Blick um sich. Da sieht er, daß die Schreiber und Gerichtsdiener und die ganze lange Reihe der Beisitzer sich vorgebeugt haben, um das Mädchen anzusehen, das vor dem Richtertisch steht, die Bibel an die Brust gepreßt. Und er sieht einen Schimmer auf ihren Gesichtern, so, als hätten sie etwas richtig Schönes gesehen, das sie bis in das tiefste Herz erfreut hat.

Hierauf sieht der Richter auch über das versammelte Volk hin, und es ist ihm, als säßen alle diese Menschen stumm und atemlos da, als hätten sie gerade jetzt das gehört, wonach sie sich am meisten gesehnt.

Zu allerletzt sieht der Richter den Beklagten an. Jetzt ist er es, der mit gesenktem Kopf dasteht und zu Boden blickt.

Der Richter wendet sich abermals an das arme Mädchen. „Es soll so sein, wie du es haben willst," sagt er. „Die Klage wird zurückgezogen," diktiert er dem Protokollführer.

Der Beklagte macht eine Bewegung, als wollte er einen Einwand vorbringen. „Was denn? Was denn?" schreit ihn der Richter an. „Hast du

vielleicht etwas dagegen?" Der Beklagte läßt den Kopf noch tiefer sinken und sagt dann kaum hörbar: „Ach nein, es ist wohl am besten so."

Der Richter sitzt noch einen Augenblick still, dann schiebt er den schweren Stuhl zurück, erhebt sich und geht rings um den Tisch zur Klägerin hin.

„Ich danke dir," sagt er und reicht ihr die Hand.

Sie hat die Bibel jetzt fortgelegt und steht da und weint und trocknet die Tränen mit dem zusammengerollten Taschentuch.

„Ich danke dir," sagt der Richter noch einmal und ergreift ihre Hand so leicht und behutsam, als wäre sie etwas gar Feines und Kostbares.

II.

Niemand darf glauben, daß das Mädchen, das eine so schwere Stunde vor dem Gerichtstisch durchgemacht hatte, selbst glaubte, sie habe etwas Rühmenswertes getan. Sie meinte im Gegenteil, daß sie vor der ganzen Gemeinde beschämt sei. Sie begriff nicht, daß etwas Ehrenvolles darin lag, daß der Richter auf sie zugekommen war und ihr die Hand geschüttelt hatte. Sie glaubte, dies bedeutete nur, daß die Verhandlung geschlossen sei, und sie ihrer Wege gehen könne.

Sie sah auch nicht, daß die Leute ihr freundliche Blicke zuwarfen, und daß ihr mehrere die Hand drücken wollten. Sie schlich sich nur davon und wollte fort. Aber unten an der Tür herrschte großes Gedränge. Der Thing war zu Ende, und viele wollten wieder ins Freie. Sie drückte sich an die Wand und war wohl die letzte, die den Thingsaal verließ. Sie meinte, daß alle andern vor ihr gehen müßten.

Als sie endlich herauskam, stand Gudmund Erlandssons Wägelchen angespannt vor der Freitreppe. Gudmund saß darin, die Zügel in der Hand und schien auf jemanden zu warten. Sowie er unter all dem Volk, das aus dem Thingsaal strömte, ihrer ansichtig wurde, rief er ihr zu: „Komm her, Helga! Du kannst mit mir fahren, wir haben ja denselben Weg."

Aber obgleich sie ihren Namen hörte, konnte sie nicht glauben, daß er sie rief. Es war nicht möglich, daß Gudmund Erlandsson sie kutschieren wolle. Er war der schmuckste Bursche im ganzen Kirchspiel, jung und schön und aus gutem Hause und in Gunst bei allen Menschen. Sie konnte nicht glauben, daß er etwas mit ihr zu tun haben wolle.

Sie ging, das Kopftuch tief in die Stirne geschoben, und eilte an ihm vorbei, ohne aufzusehen oder zu antworten.

„Hörst du nicht, Helga, daß du mit mir fahren kannst," sagte Gudmund, und es lag ein so recht freundlicher Ton in der Stimme. Aber sie konnte es nicht in ihren Kopf hineinbringen, daß Gudmund es gut mit ihr meine. Sie glaubte, er wolle sie in der einen oder andern Weise verspotten und wartete nur darauf, daß die Umstehenden in Kichern und Lachen ausbrechen würden. Sie warf ihm einen erschrockenen und zornigen Blick zu und lief vom Thingplatz fort, um außer Hörweite zu sein, wenn das Lachen erscholl.

Gudmund war damals noch unverheiratet und wohnte bei seinen Eltern. Der Vater war ein kleiner Bauer. Er hatte keinen großen Hof und war nicht vermögend, aber er konnte sorgenfrei leben. Der Sohn war zum Thing gefahren, um dem Vater einige Urkunden zu holen, aber da er noch eine andre Absicht mit seiner Fahrt verfolgte, hatte er sich sehr gut ausgerüstet. Er hatte das neue Wägelchen genommen, dessen Lackierung keine Schramme aufwies; das Pferd hatte er gestriegelt, bis es wie Seide glänzte, und das Sattelzeug fein geputzt. Er hatte eine schmucke, rote Decke neben sich auf den Sitz gelegt, und selbst hatte er sich mit einem kurzen Jagdrock, einem kleinen, grauen Filzhut und hohen Stiefeln ausstaffiert, in die die Hosen hineingesteckt waren. Es war wohl kein Feiertagsgewand, aber er wußte, daß er männlich und stattlich darin aussah.

Als Gudmund am Morgen von daheim fortfuhr, saß er allein im Wagen, aber er hatte an angenehme Dinge zu denken gehabt, und die Zeit war ihm nicht lang erschienen. Als er ungefähr auf halbem Wege war, fuhr er an einem armen Mädchen vorbei, das sehr langsam ging und aussah, als könnte sie vor Müdigkeit kaum einen Fuß vor den andern setzen. Es war Herbst, der Weg war vom Regen aufgeweicht, und Gudmund sah, wie sie bei jedem Schritt tief in den Schmutz einsank. Er hielt an und fragte, wohin sie gehe, und als er erfuhr, daß sie zum Thing wolle, bot er ihr an, mitzufahren. Sie dankte und stieg rückwärts auf den Wagen, auf das schmale Brett, an dem der Heusack festgebunden war, ganz so, als wagte sie es nicht, die rote Decke neben Gudmund zu berühren. Es war auch nicht seine Absicht gewesen, daß sie sich neben ihn setzen sollte. Er wußte nicht, wer sie war, aber er vermutete, daß sie die Tochter irgendeines armen Kleinhäuslers sei, und fand, daß es für sie gut genug sein konnte, rückwärts aufzusitzen.

Als sie an einen Hügel kamen, und das Pferd den Schritt verlangsamte, begann Gudmund zu plaudern. Er wollte wissen, wie sie heiße, und wo sie daheim sei. Als er hörte, daß sie Helga hieß und von einem Waldgütchen war, das man den Moorhof nannte, begann er unruhig zu werden. „Bist du immer daheim gewesen oder warst du im Dienst," fragte er. Das letzte Jahr war sie daheim gewesen, früher hatte sie einen Dienstplatz gehabt. „Bei wem denn?" fragte Gudmund sehr hastig. Und es schien ihm, daß es lange dauerte, ehe die Antwort kam. „Im Sternhof, bei Per Martensson," sagte sie endlich und senkte die Stimme, als wollte sie am liebsten nicht gehört werden. Aber Gudmund verstand sie doch. „Ja so, du bist also diejenige," sagte er, sprach aber den Satz nicht zu Ende. Er wandte sich von ihr ab, richtete sich gerade auf und sprach kein Wort mehr zu ihr.

Gudmund versetzte dem Pferde einen Hieb nach dem andern, fluchte laut über den schlechten Weg und schien recht mißvergnügter Laune zu sein. Ein Weilchen verhielt sich das Mädchen still, aber bald fühlte Gudmund ihre Hand auf seinem Arm. „Was willst du?" fragte er, ohne den Kopf zu wenden. Ja, er sollte halten, damit sie abspringen könne. „Ach, warum denn?" sagte Gudmund in verächtlichem Tone. „Fährst du nicht gut?" — „Ja, danke, aber ich gehe doch lieber." Gudmund kämpfte ein wenig mit

sich selbst. Es war ärgerlich, daß er gerade an diesem Tage eine solche wie Helga aufgefordert hatte, mitzufahren. Aber er fand doch, daß er sie, nun er sie einmal in den Wagen genommen hatte, nicht wieder vertreiben konnte. „Halte, Gudmund," sagte das Mädchen noch einmal. Sie sprach sehr bestimmt, und Gudmund zog die Zügel an. — „Wenn sie durchaus aussteigen will," dachte er, „brauche ich sie doch nicht zu zwingen, gegen ihren Willen zu fahren." Sie war schon unten auf dem Wege, ehe noch das Pferd ganz stehen geblieben war. — „Ich glaubte, du wüßtest, wer ich bin, als du mir sagtest, ich könne mitfahren," sprach sie, „sonst wäre ich gar nicht eingestiegen." Gudmund sagte kurz: „B'hüt Gott!" und fuhr weiter. Sie hatte wohl Grund gehabt, zu glauben, daß er sie kenne. Er hatte ja das Dirnlein vom Moorhof oftmals als Kind gesehen, aber sie hatte sich verändert, seit sie herangewachsen war. Zuerst war er sehr froh, die Reisekameradin los zu sein, aber so allmählich begann er, mit sich selbst unzufrieden zu werden. Er hätte kaum anders handeln können, aber er war nicht gerne grausam gegen irgend jemanden.

Ein kleines Weilchen, nachdem Gudmund sich von Helga getrennt hatte, bog er von der Straße ab, fuhr ein enges Gäßchen hinauf und kam zu einem prächtigen großen Bauernhof. Als Gudmund vor dem Hause anhielt, öffnete sich die Eingangstür, und eine der Töchter zeigte sich auf der Schwelle. Gudmund zog den Hut und grüßte, und dabei huschte eine leichte Röte über sein Gesicht. „Ich möchte wohl wissen, ob der Herr Amtmann daheim ist," sagte er. — „Nein, Vater ist zum Thing gefahren," antwortete die Tochter. — „So, so, ist er schon fort," sagte Gudmund. „Ich bin hergekommen, um zu fragen, ob der Herr Amtmann nicht mit mir fahren möchte. Ich will auch zum Thing." — „Ach, Vater ist immer so überpünktlich," klagte die Tochter. — „Es ist ja weiter kein Schade geschehen," sagte Gudmund. — „Vater wäre gewiß gerne mit einem so prächtigen Pferd und in einem so schmucken Wagen gefahren," sagte das Mädchen freundlich. Gudmund lächelte ein wenig, als er das Lob hörte. — „Ja, da muß ich also wieder abziehen," sagte er. — „Du willst nicht hereinkommen, Gudmund?" — „Danke schön, Hildur, aber ich muß ja zum Thing. Ich kann nicht zu spät kommen."

Gudmund fuhr nun den geraden Weg zum Thinghause. Er war sehr vergnügt und dachte nicht mehr an seine Begegnung mit Helga. Es war ein Glück, daß gerade Hildur herausgekommen war, so daß sie den Wagen und die Decke und das Pferd und das Sattelzeug gesehen hatte. Sie hatte wohl alles bemerkt.

Es war das erstemal, daß Gudmund auf einem Thing war. Er fand, daß es da sehr viel zu hören und zu erfahren gab, und blieb den ganzen Tag dort. Er saß im Thingsaal, als Helgas Sache geführt wurde, und sah, wie sie die Bibel an sich riß und Gerichtsdienern und Richter standhielt. Als alles zu Ende war, und der Richter Helga die Hand gedrückt hatte, stand Gudmund hastig auf und verließ den Saal. Rasch spannte er das Pferd vor den Wagen und fuhr zur Treppe hin. Er fand, daß Helga sehr tapfer gewesen war, und nun wollte er sie ehren. Aber sie war so verschüchtert, daß

sie seine Absicht nicht verstand, sondern sich von der Ehre, die ihr zugedacht war, fortschlich.

Am selben Tag kam Gudmund spät abends zum Moorhof. Das war ein kleines Gehöft auf dem Abhang des bewaldeten Hügels, der das Kirchspiel abschloß. Der Weg, der hinführte, war nur im Winter bei Schlittenbahn fahrbar, und Gudmund hatte zu Fuß gehen müssen. Es war ihm recht sauer geworden, vorwärts zu kommen. Fast hätte er sich an Stock und Stein die Beine gebrochen, auch hatte er Bäche durchwaten müssen, die den Pfad an mehreren Stellen durchschnitten. Wäre nicht Vollmond gewesen, hätte er überhaupt nicht hinfinden können, und er dachte, daß das ein beschwerlicher Weg war, den Helga an diesem Tage hatte gehen müssen.

Der Moorhof lag auf einer ausgerodeten Stelle, etwa auf halber Höhe des Hügels. Gudmund war noch nie dort gewesen, aber er hatte den Punkt oftmals unten vom Tale aus gesehen und kannte ihn genügend, um zu wissen, daß er richtig gegangen sei.

Rings um die ausgerodete Stelle zog sich ein Reisigzaun, der sehr dicht und sehr schwer zu übersteigen war. Er sollte wohl gleichsam eine Wehr und ein Hort gegen die Wildnis sein, die das Gehöft umgab. Die Hütte selbst stand am oberen Rand der Einzäunung. Davor breitete sich ein abschüssiger Hof aus, mit kurzem, grünem Gras bewachsen, und unterhalb des Hofes lagen ein paar graue Schuppen und ein Keller mit grünem Torfdach. Es war ein geringes und ärmliches Anwesen, aber es ließ sich nicht leugnen, daß es schön dort oben war. Das Moor, nach dem das Gütchen seinen Namen hatte, lag irgendwo in der Nähe und sandte Nebel empor, die sich im Mondschein prachtvoll und silberglänzend heranwälzten und einen Kranz um den Hügel bildeten. Der höchste Gipfel ragte noch aus dem Nebel empor. Und der Kamm, der zackig von Tannen war, zeichnete sich scharf gegen den Himmel ab. Unten über dem Tal lag der Mondschein so hell, daß man die Felder und Gehöfte und einen geschlängelten Bach unterscheiden konnte, über dem der Nebel wie der leichteste Duft schwebte. Es war nicht weit dort hinunter, aber das Seltsame war, daß das Tal wie eine fremde Welt dalag, mit der das, was dem Wald angehörte, nichts gemein hatte. Es war, als wenn die Menschen, die hier auf dem Waldgut hausten, immer unter diesen Bäumen gehen müßten. Sie konnten unten im Tale ebensowenig fortkommen wie Auerhähne und Bergeulen und Luchse und Heidelbeerkraut.

Gudmund ging über die Wiese auf die Hütte zu. Durch das Fenster drang Feuerschein, die Scheiben waren nicht verhangen, und er warf einen Blick hinein, um zu sehen, ob Helga in der Hütte war. Auf einem Tisch am Fenster brannte ein kleines Lämpchen, und davor saß der Hausvater und flickte alte Schuhe. Im Hintergrund des Zimmers neben dem Herd, in dem ein schwaches Feuer brannte, saß die Hausmutter. Sie hatte den Spinnrocken vor sich, aber hatte zu arbeiten aufgehört, um mit einem kleinen Kinde zu spielen. Sie hatte es aus der Wiege genommen, und man hörte es bis zu Gudmund hinaus, wie sie mit ihm lachte und scherzte. Ihr Gesicht war von vielen Runzeln durchfurcht, und sie sah strenge aus, aber wie sie sich so über das

Kind beugte, bekam das Antlitz einen sanften Ausdruck, und sie lächelte dem Kleinen ebenso zärtlich zu wie nur seine eigene Mutter.

Gudmund spähte nach Helga aus, aber konnte sie in keinem Winkel der Hütte entdecken. Da schien es ihm am besten, draußen zu bleiben, bis sie kam. Er wunderte sich, daß sie noch nicht zu Hause war. Vielleicht war sie auf dem Heimweg bei Bekannten eingekehrt, um sich auszuruhen und zu essen? Aber bald mußte sie auf jeden Fall kommen, wenn sie vor Einbruch der Nacht unter Dach sein wollte.

Gudmund blieb eine Weile mitten im Hof stehen und horchte nach Schritten aus. Es war ganz ruhig. Kein Lüftchen regte sich. Es kam ihm vor, als ob ihn nie vorher eine solche Stille umgeben hätte. Es war, als hielte der ganze Wald den Atem an und stände da und wartete auf etwas Merkwürdiges.

Niemand ging durch den Wald. Kein Zweiglein wurde geknickt, und kein Stein rollte. Helga war wohl noch lange nicht zu erwarten. „Ich möchte wohl wissen, was sie sagen wird, wenn sie sieht, daß ich hier bin," dachte Gudmund. „Sie wird vielleicht schreien und in den Wald laufen und sich die ganze Nacht nicht heimwagen."

Dabei fiel ihm ein, es sei doch recht sonderbar, daß er nun auf einmal so viel mit dieser Häuslerdirne zu schaffen hatte.

Als er vom Thing heimgekommen, war er wie gewöhnlich zu seiner Mutter hineingegangen, um ihr alles zu erzählen, was er während des Tages erlebt. Gudmunds Mutter war klug und hochsinnig und hatte es immer verstanden, so gegen den Sohn zu sein, daß er jetzt ebensoviel Vertrauen zu ihr hatte wie als Kind. Seit mehreren Jahren war sie krank und konnte nicht gehen, sondern saß den ganzen Tag still in ihrem Lehnstuhl. Es war immer eine gute Stunde für sie, wenn Gudmund von einer Reise heimkam und ihr Neuigkeiten brachte.

Als Gudmund nun von Helga vom Moorhof erzählte, sah er, daß die Mutter gedankenvoll wurde. Lange saß sie stumm da und sah gerade vor sich hin. „Es scheint doch ein guter Kern in diesem Mädchen zu stecken," sagte sie dann. „Man darf niemanden verwerfen, weil er einmal ins Unglück gekommen ist. Es kann wohl sein, daß sie sich dem, der ihr jetzt beistünde, dankbar erweisen würde."

Gudmund begriff sogleich, woran die Mutter dachte. Sie konnte sich nunmehr nicht selbst helfen, sondern mußte beständig jemanden um sich haben, der ihr zu Diensten stand. Aber es war immer schwer, jemanden zu finden, der auf diesem Platz bleiben wollte. Die Mutter war anspruchsvoll und nicht leicht zu befriedigen, und außerdem wollten alle jungen Mägde lieber eine andre Arbeit haben, bei der sie mehr Freiheit genossen. Nun war es sicherlich der Mutter eingefallen, daß sie Helga vom Moorhof in ihre Dienste nehmen könnte, und Gudmund fand, daß dies ein guter Vorschlag war. Helga würde sicherlich der Mutter sehr ergeben sein. Es war wohl möglich, daß ihnen auf diese Weise für lange geholfen war.

„Am schwersten wird es mit dem Kinde sein," sagte die Mutter nach einer Weile, und Gudmund begriff, daß sie ernsthaft an die Sache dachte. — „Das muß wohl bei den Großeltern bleiben," sagte Gudmund. — „Es ist nicht ausgemacht, daß sie sich von ihm trennen will." — „Sie wird es sich abgewöhnen, daran zu denken, was sie will und nicht will. Ich finde, daß sie förmlich verhungert aussieht. Dort oben auf dem Moorhof ist wohl Schmalhans Küchenmeister."

Darauf antwortete die Mutter nichts, sondern begann von etwas anderm zu sprechen. Man merkte, daß ihr neue Bedenklichkeiten aufstiegen, die sie verhinderten, einen Entschluß zu fassen.

Gudmund begann nun zu erzählen, wie er den Amtmann auf Älvakra aufgesucht und Hildur getroffen hatte. Er berichtete, was sie über das Pferd und den Wagen gesagt, und es war leicht zu merken, daß er sich der Begegnung freute. Auch die Mutter schien sehr vergnügt. Wie sie so unbeweglich in ihrem Lehnstuhl saß, war es ihre stete Beschäftigung, Pläne für die Zukunft des Sohnes auszuspinnen, und sie war zuerst auf den Gedanken verfallen, daß er es versuchen solle, um die schöne Amtmannstochter zu werben. Das war die prächtigste Heirat, die er machen konnte. Der Amtmann war ein richtiger Großbauer. Er hatte den größten Hof im Kirchspiel und viel Macht und viel Geld. Es war eigentlich töricht zu hoffen, daß er sich mit einem Eidam begnügen würde, der kein größeres Vermögen hatte als Gudmund, aber es war immerhin möglich, daß er sich nach dem richtete, was seine Tochter wollte. Und daß Gudmund Hildur gewinnen konnte, wenn er es nur wollte, davon war die Mutter fest überzeugt.

Dies war das erstemal, daß Gudmund die Mutter merken ließ, daß der Gedanke bei ihm Wurzel geschlagen, und sie sprachen nun ein langes und breites von Hildur und von all den Reichtümern und Vorteilen, die dem zufallen würden, der sie einmal bekam. Aber bald stockte das Gespräch wieder, weil die Mutter von neuem in ihre Grübeleien versunken war. „Könntest du diese Helga nicht holen lassen? Ich möchte sie doch sehen, ehe ich sie in meine Dienste nehme" sagte sie schließlich. — „Das ist schön, daß du dich ihrer annehmen willst, Mutter," meinte Gudmund und dachte bei sich, daß wenn die Mutter eine Pflegerin bekam, mit der sie zufrieden war, seine Gattin hier daheim ein behaglicheres Leben führen würde. „Du wirst sehen, daß du mit dem Mädchen zufrieden sein wirst," fuhr er fort. — „Es ist ja auch ein gutes Werk, sich ihrer anzunehmen," sagte die Mutter.

Als es zu dämmern begann, begab sich die Kranke zu Bett, und Gudmund ging in den Stall, um die Pferde zu striegeln. Es war schönes Wetter, die Luft war klar, und der ganze Hof lag vom Mondschein übergossen da. Da fiel es ihm ein, daß er schon an diesem Abend in den Moorhof gehen und die Botschaft der Mutter bestellen könne. War am nächsten Tage schönes Wetter, dann würde man es so eilig haben, den Hafer einzubringen, daß weder er noch irgend jemand andrer Zeit hatte hinzugehen.

Als jetzt Gudmund vor dem Moorhof stand und horchte, hörte er zwar keine Schritte, doch andre Laute durchschnitten mit kurzen Zwischenpausen

die Stille. Es war ein sachtes Klagen, ein sehr leises und ersticktes Jammern und dann hie und da ein Aufschluchzen. Gudmund glaubte zu merken, daß die Laute von dem Schuppen herkamen, und er ging auf diesen zu. Als er sich näherte, hörte das Schluchzen auf; aber es war offenbar, daß jemand sich drinnen in der Holzkammer regte. Mit einem Male begriff Gudmund, wer dort drinnen sei. „Bist du es, Helga, die da drinnen sitzt und weint?" rief er und stellte sich in die Türöffnung, damit das Mädchen nicht entwischen könne, ehe er mit ihr gesprochen.

Wieder wurde es ganz still. Gudmund hatte wohl recht geraten, daß es Helga war, die da saß und weinte; aber sie versuchte das Schluchzen zu unterdrücken, damit Gudmund glauben sollte, er habe sich verhört und seiner Wege gehe. Es war in dem Schuppen stockfinster, und sie wußte, daß er sie nicht sehen konnte.

Aber Helga war an diesem Abend in solcher Verzweiflung, daß es ihr nicht leicht fiel, die Tränen zurückzudrängen. Sie war noch nicht in der Hütte gewesen und hatte die Eltern noch nicht begrüßt. Sie hatte nicht den Mut dazu gehabt. Als sie in der Dämmerung den steilen Hügel hinaufstieg und daran dachte, daß sie den Eltern jetzt sagen müßte, sie habe keinen Erziehungsbeitrag von Per Martensson zu erwarten, da hatte sie solche Angst vor den harten und grausamen Worten bekommen, die sie ihr sagen würden, daß sie es nicht gewagt hatte, hineinzugehen. Sie dachte, daß sie draußen bleiben wolle, bis sie sich zu Bett gelegt hätten, da brauchte sie vielleicht nicht vor dem nächsten Tage von der unglückseligen Sache zu sprechen, und so hatte sie sich in den Holzschuppen versteckt. Aber während sie so dasaß und fror und hungerte, kam es ihr erst recht zum Bewußtsein, wie unglücklich und ausgestoßen sie war. Alle Schmach und Angst, die sie hatte erleiden müssen, und alle Schmach und Angst, die ihrer noch harrten, standen vor ihr und drückten sie mit Bleischwere zu Boden. Sie weinte über sich selbst, darüber, daß sie so elend war, daß niemand etwas von ihr wissen wollte. Sie erinnerte sich, wie sie einmal als Kind in einen Morast gefallen und gleich untergesunken war. Je mehr sie gearbeitet hatte, um in die Höhe zu kommen, desto tiefer war sie gesunken. Alle Büsche und Sträucher, nach denen sie gegriffen, hatten nachgegeben. So war es auch jetzt. Alles, wonach sie zu greifen versuchte, um sich aufrechtzuhalten, ließ sie im Stich. Niemand wollte ihr helfen. Damals, als sie ins Moor versunken, war schließlich ein Hirtenbub gekommen und hatte sie herausgezogen, aber jetzt kam niemand, um sie zu retten. Jetzt war es gewiß ihre Bestimmung, daß sie zugrunde gehen sollte.

Als Helga das Moor in den Sinn kam, wurde es ihr mit einem Male klar, das beste, was sie tun könnte, sei, sich dorthin zu begeben, in den Schlamm hinauszugehen und sich einsinken und begraben zu lassen. Wer so elend war, daß kein Mensch etwas mit ihm zu tun haben wollte, der konnte wohl gar nichts Besseres tun als sterben. Es würde auch für das Kind am besten sein, wenn sie fortging; denn Helgas Mutter hatte es gern, obgleich sie es nicht zeigen wollte, wenn Helga daheim war. Aber wenn

Helga einmal für immer aus dem Wege war, dann würde sich die Großmutter des Kindes wohl annehmen, so als wäre es ihr eigenes.

Sie begriff nicht, daß sie mitten in ihrem größten Elend etwas getan, was den Leuten eine bessere Meinung von ihr beigebracht hatte. Ihr wurde mit jedem Augenblick gewisser, daß das Moor der einzige Zufluchtsort für sie war. Und je klarer sie dies einsah, desto mehr weinte sie.

Es war darum nicht so leicht für sie, die Tränen zu unterdrücken. Es dauerte nicht lange, so begann sie von neuem zu schluchzen.

Gudmund kannte nichts Ärgeres, als wenn Weibsleute weinten. Er hatte die größte Lust, auf und davon zu gehen; aber er sagte sich, daß, wenn er sich nun einmal die Mühe gemacht hatte, zur Hütte hinaufzuklettern, er auch seinen Auftrag ausführen mußte.

„Was ist dir denn?" sagte er in barschem Ton zu Helga. „Warum gehst du nicht hinein?" — „Ach, ich traue mich nicht," antwortete Helga, und ihre Zähne schlugen aufeinander. „Ich traue mich nicht."

„Wovor hast du denn Angst? Du hast dich doch heute morgen gegen Gerichtsdiener und Richter tapfer gehalten. Da kannst du doch wohl nicht vor deinen leiblichen Eltern Angst haben." — „O ja, o ja, die sind viel schlimmer als alle andern." — „Warum sollten sie denn gerade heute so böse sein?" — „Ich bekomme ja kein Geld." — „Na, du bist doch ein so tüchtiges Mädel, daß du für dich und das Kind das Brot verdienen kannst." — „Ja, aber mich will doch niemand nehmen."

Plötzlich fiel es Helga ein, daß die Eltern ihre Stimmen hören und herauskommen und fragen konnten, wer da sprach. Und dann war sie gezwungen, ihnen alles zu erzählen. Dann konnte sie sich nicht in das Moor hinabretten. Und in ihrem Schrecken sprang sie auf und wollte an Gudmund vorbeieilen. Aber er war zu schnell für sie. Er packte sie am Arm und hielt sie fest. — „Nein! Du kommst nicht davon, bis ich nicht mit dir gesprochen habe." — „Laß mich gehen," rief sie und blickte ihn wild an. — „Du siehst aus, als wenn du ins Wasser gehen wolltest," sagte er; denn jetzt stand sie draußen im Mondschein, und er konnte ihr Gesicht sehen. — „Ja, das würde wohl auch niemandem etwas ausmachen, wenn ich das täte," sagte Helga und warf dabei den Kopf zurück und sah ihm gerade in die Augen. „Heute morgen wolltest du mich nicht einmal rückwärts auf deinem Wagen mitfahren lassen. Niemand will etwas mit mir zu tun haben. Da mußt du doch selbst einsehen, daß es für solch ein armes Wurm, wie mich, am besten ist, wenn ich ein Ende mache."

Gudmund wußte nicht, was er beginnen sollte. Er wünschte sich weit weg, aber er fühlte auch, daß er einen Menschen in solcher Verzweiflung nicht verlassen konnte. „Sieh mich jetzt an! Versprich nur, daß du anhörst, was ich dir zu sagen habe. Dann kannst du gehen, wohin du willst." — „Ja, das versprach sie. — „Kann man hier nirgends sitzen?" — „Drüben steht doch der Hackblock." — „Also geh hin und setze dich und sei still!" Sie ging ganz gehorsam und setzte sich. — „Weine jetzt nicht mehr!" sagte er, denn es war ihm, als finge er an, Macht über sie zu

haben. Aber das hätte er nicht sagen sollen, denn sie ließ sogleich den Kopf in die Hände sinken und weinte heftiger denn je.

„Weine nicht!“ sagte er und war nahe daran, mit dem Fuße auf die Erde zu stampfen. „'s gibt genug Leute, denen es schlechter geht als dir.“ — „Nein, niemandem kann es schlechter gehen.“ — „Du bist jung und gesund, du solltest nur wissen, wie es meine Mutter hat. Sie ist von Schmerzen so geplagt, daß sie sich nicht rühren kann, aber sie klagt nie.“ — „Sie ist nicht von allen verlassen wie ich.“ — „Du bist auch nicht verlassen. Ich habe mit Mutter von dir gesprochen, und Mutter hat mich zu dir geschickt.“ Das Schluchzen hörte auf. Man vernahm gleichsam das große Schweigen im Walde, der den Atem anhielt, und auf etwas Wunderbares wartete. „Ich soll dir bestellen, daß du morgen zu Mutter kommen sollst, damit sie dich sieht. Mutter gedenkt dich zu fragen, ob du zu uns in den Dienst gehen willst.“ — „Das will sie mich fragen?“ — „Ja, aber zuerst will sie dich sehen.“ — „Weiß sie, daß —?“ — „Sie weiß ebenso viel von dir wie alle andern.“

Mit einem Aufschrei des Staunens und der Freude sprang das Mädchen auf, und im nächsten Augenblick fühlte Gudmund ein paar Arme um seinen Hals. Er erschrak förmlich, und sein erster Gedanke war, sich loszureißen. Aber dann faßte er sich und blieb stehen. Er begriff, daß das Mädchen so außer sich vor Freude war, daß sie nicht wußte, was sie tat; in diesem Augenblick hätte sie sich dem ärgsten Schurken an den Hals werfen können, nur um in dem großen Glück, das über sie gekommen war, ein klein wenig Mitgefühl zu finden.

„Will sie mich bei sich aufnehmen, dann kann ich ja am Leben bleiben!“ sagte sie und legte den Kopf an Gudmunds Brust und weinte wieder, aber nicht so heftig wie zuvor. „Ich kann dir jetzt sagen, daß es mir damit ernst war, ins Moor zu gehen,“ sagte sie. „Ich danke dir, daß du gekommen bist! Du hast mir das Leben gerettet.“ Gudmund hatte bisher unbeweglich dagestanden, aber jetzt fühlte er, wie etwas Warmes und Zärtliches sich in ihm zu regen begann. Er hob die Hand und strich ihr übers Haar. Da zuckte sie zusammen, als hätte er sie aus einem Traum geweckt, und stellte sich kerzengerade vor ihn hin. „Ich danke dir, daß du gekommen bist!“ sagte sie noch einmal. Sie war flammend rot im Gesicht geworden, und er errötete auch.

„Ja, so kommst du also morgen zu uns,“ sagte er und streckte die Hand aus, um ihr Lebewohl zu sagen. — „Ich werde nie vergessen, daß du heute abend zu mir gekommen bist,“ sagte Helga, und die große Dankbarkeit bekam die Oberhand über ihre Verlegenheit. „Ach ja, es ist vielleicht gut, daß ich da war,“ sagte er ganz ruhig, fühlte sich aber recht zufrieden mit sich selbst. — „Jetzt gehst du doch hinein,“ sagte er. — „Ja, jetzt werde ich wohl hineingehen.“

Gudmund hatte plötzlich eine solche Freude an Helga, wie man sie an jemandem hat, dem man helfen konnte. Er stand da und zauderte und wollte nicht gehen. „Ich möchte dich gerne unter Dach und Fach sehen, bevor ich gehe.“

— „Ich dachte, sie sollten sich lieber erst niederlegen, ehe ich hineingehe.“ — „Nein, du mußt gleich gehen, damit du etwas zu essen kriegst und unter Dach kommst,“ sagte er und fand es recht vergnüglich, so für sie zu sorgen.

Sie ging sogleich auf die Hütte zu, und er kam mit, ganz zufrieden und stolz, daß sie ihm gehorchte. Als sie auf der Schwelle stand, sagten sie sich noch einmal Lebewohl. Aber kaum hatte er ein paar Schritte gemacht, als sie ihm nachkam. „Bleib hier draußen stehen, bis ich drinnen bin! Es geht leichter, wenn ich weiß, daß du draußen bist.“ — „Ja,“ sagte er, „ich werde hier bleiben, bist du das Ärgste überstanden hast.“

Nun öffnete Helga die Hüttentüre, und Gudmund merkte, daß sie sie ein wenig angelehnt ließ. Gleichsam, damit sie sich nicht allzu abgetrennt von dem Helfer fühlte, der dort draußen stand. Er machte sich auch kein Gewissen, alles zu hören und zu sehen, was drinnen in der Hütte vorging.

Die Alten nickten Helga, als sie eintrat, freundlich zu. Die Mutter legte sogleich das Kind in die Wiege, ging dann zum Schrank und holte einen Laib Brot und eine Schale Milch und stellte sie auf den Tisch.

„Sieh hier! Setze dich jetzt und iß,“ sagte sie. Dann ging sie zum Herd und legte ein Stück Holz nach. „Ich habe das Feuer nicht ausgehen lassen, damit du dir die Kleider trocknen und dich erwärmen kannst, wenn du kommst. Aber iß jetzt zuerst! Das hast du wohl am nötigsten.“

Helga war die ganze Zeit an der Tür stehen geblieben. „Ihr sollt mich nicht so gut aufnehmen, Mutter,“ sagte sie mit leiser Stimme. „Ich bekomme kein Geld von Per. Ich habe auf die Unterstützung verzichtet.“

„Es ist heute abend schon jemand da gewesen, der bei dem Thing war und gehört hat, wie es dir ergangen ist,“ sagte die Mutter. „Wir wissen alles.“

Helga blieb an der Tür stehen und sah aus, als wüßte sie weder aus noch ein.

Da legte der Vater die Arbeit nieder, schob die Brille in die Stirne und räusperte sich, um eine Rede zu halten, die er den ganzen Abend überdacht hatte. „Es ist nämlich so, Helga,“ sagte er, „Mutter und ich, wir wollten immer anständige und ehrliche Leute sein. Aber dann ist es uns vorgekommen, daß du Unehre über uns gebracht hast. Es war so, als hätten wir dich nicht gelehrt, zwischen Gut und Böse zu unterscheiden. Aber als wir nun hörten, was du heute getan hast, da sagten wir uns, Mutter und ich, daß die Leute jetzt doch sehen können, daß du eine ordentliche Erziehung bekommen hast, und wir denken, daß wir vielleicht auch noch Freude an dir haben können. Und Mutter wollte nicht, daß wir uns niederlegen, ehe du da bist, damit du doch eine ordentliche Heimkehr hast.“

III.

Helga vom Moorhof kam jetzt nach Närlunda, und da ging alles gut. Sie war willig und anstellig und dankbar für jedes freundliche Wort, das man ihr sagte. Sie fühlte sich immer als die Geringste und wollte sich nie vordrängen. Es dauerte nicht lange, so hatten sie Herrschaft und Gesinde lieb gewonnen.

In den ersten Tagen sah es aus, als fürchtete sich Gudmund, mit Helga zu sprechen. Er hatte Angst, daß das Mädchen sich etwas einbildete, weil er ihr zu Hilfe gekommen war. Aber dies war eine unnötige Sorge. Helga hielt ihn für viel zu herrlich und hoch, als daß sie es wagte, ihre Blicke zu ihm zu erheben. Gudmund merkte auch bald, daß er sie nicht fernzuhalten brauchte. Sie war vor ihm scheuer als vor irgend jemandem.

In demselben Herbst, in dem Helga nach Närlunda kam, machte Gudmund viele Besuche bei der Familie des Amtmanns auf Älvakra, und es wurde viel darüber gesprochen, daß er gute Aussichten hätte, Schwiegersohn dort im Hause zu werden. Volle Gewißheit, daß seine Werbung Erfolg hatte, erhielt man jedoch erst zu Weihnachten. Da kam der Amtmann mit Frau und Tochter nach Närlunda, und es war ganz klar, daß sie nur hierher gefahren waren, um zu sehen, wie Hildur es haben würde, wenn sie sich mit Gudmund verheiratete.

Das war das erstemal, daß Helga das Mädchen, das Gudmund heimführen wollte, aus der Nähe sah. Hildur Erikstochter war noch nicht zwanzig Jahre, aber das war das Merkwürdige an ihr, daß niemand sie ansehen konnte, ohne zu denken, welche stattliche und prächtige Hausmutter einmal aus ihr werden würde. Sie war hochgewachsen, stark gebaut, licht und schön, und sah aus, als wenn sie gerne für viele um sich zu sorgen hätte. Sie war nie scheu oder verschüchtert, sondern sprach viel und schien alles besser zu wissen als der, mit dem sie sprach. Sie war ein paar Jahre in der Stadt zur Schule gegangen und hatte die schönsten Kleider, die Helga je gesehen, aber sie erschien nicht eitel oder prunkliebend. So reich und schön wie sie war, hätte sie wohl jeden Tag einen Mann von Stand heiraten können, aber sie sagte immer, sie wolle keine feine Dame werden und mit den Händen im Schoß dasitzen. Sie wollte einen Bauer heiraten und ihr Haus selbst versehen wie eine richtige Bäuerin.

Helga schien Hildur ein wahres Wunder. Nie hatte sie jemanden gesehen, der so prächtig aufgetreten war. Sie hätte nicht geglaubt, daß ein Mensch in allen Stücken so vollkommen sein könnte. Und es schien ihr ein großes Glück, in Zukunft einer solchen Frau zu dienen.

Bei dem Besuch der Amtmannsfamilie war alles gut abgelaufen, aber wenn Helga an den Tag zurückdachte, empfand sie eine gewisse Unruhe. Als die Fremden gekommen waren, war sie herumgegangen und hatte den Kaffee gereicht. Wie sie nun mit den Kannen hereinkam, hatte die Frau des Amtmanns sich zu ihrer Herrin vorgebeugt und sie gefragt, ob das nicht das Mädchen vom Moorhof sei. Sie hatte die Stimme nicht sehr gesenkt, so daß Helga die Frage deutlich hörte. Mutter Ingeborg hatte Ja geantwortet, und da hatte die andre etwas gesagt, was Helga nicht hören konnte. Aber es war etwas gewesen, wie, daß sie es wunderlich finde, daß sie eine solche Person im Hause haben wollten. Dies bereitete Helga sehr viel Kummer, aber sie suchte sich damit zu trösten, daß es die Mutter und nicht Hildur war, die diese Worte gesprochen.

An einem Sonntag im Vorfrühling fügte es sich, daß Helga und Gudmund zusammen aus der Kirche kamen. Als sie über den Kirchenhügel wanderten, da waren sie inmitten einer großen Schar andrer Kirchenbesucher gegangen; aber bald war einer nach dem andern abgebogen, und schließlich waren Helga und Gudmund allein.

Da fiel es Gudmund ein, daß er seit jenem Abend auf dem Moorhof mit Helga nicht allein gewesen, und die Erinnerung daran kam nun in voller Stärke wieder. Recht oft während des Winters hatte er an ihre erste Begegnung gedacht und dabei immer gefühlt, wie etwas Süßes und Wohliges seinen Sinn durchbebte. Wenn er allein bei der Arbeit war, pflegte er sich die ganze schöne Nacht wieder zurückzurufen: den weißen Nebel, den starken Mondschein, die schwarze Waldeshöhe, das lichte Tal und dann das Mädchen, das die Arme um seinen Hals geschlungen und vor Freude geweint hatte. Je öfter er sich den Vorfall zurückrief, desto schöner wurde er. Aber wenn Gudmund Helga daheim unter den andern bei Arbeit und Plage herumgehen sah, dann konnte er sich nur schwer vergegenwärtigen, daß sie mit dabei gewesen war. Doch jetzt, wo er allein mit ihr über den Kirchenweg ging, da konnte er es nicht lassen, zu wünschen, daß sie für ein Weilchen dieselbe wäre wie an jenem Abend.

Helga begann sogleich von Hildur zu sprechen. Sie rühmte sie sehr, sagte, daß sie das schönste und klügste Mädchen in der ganzen Umgegend sei und beglückwünschte Gudmund dazu, daß er eine so ausgezeichnete Frau bekäme. „Du mußt ihr sagen, daß sie mich immer auf Närlunda bleiben läßt," sagte sie. „Es wird so schön sein, unter einer solchen Frau zu dienen."

Gudmund lächelte über ihren Eifer, gab ihr jedoch nur einsilbige Antworten, so, als wären seine Gedanken nicht recht dabei. Aber es war ja schon, daß ihr Hildur so gut gefiel, und daß sie sich über seine Heirat so freute.

„Du bist doch diesen Winter gern bei uns gewesen?" fragte er. — „Ja gewiß. Ich kann gar nicht sagen, wie gut Mutter Ingeborg und ihr alle gegen mich gewesen seid." — „Hast du dich nach dem Wald gesehnt?" — „Ach ja, anfangs wohl, aber jetzt nicht mehr." — „Ich glaubte, wer im Wald daheim ist, kann es nicht lassen, sich hinzusehnen."

Helga wandte sich halb um und sah ihn an, der auf der andern Seite des Weges ging. Gudmund war ihr in letzter Zeit ganz fremd geworden, aber jetzt lag etwas im Tonfall und im Lächeln, das sie wiedererkannte. Ja, er war doch derselbe, der in ihrer höchsten Not gekommen war und sie gerettet hatte. Obgleich er sich mit einer andern verheiraten sollte, war sie gewiß, daß er ihr ein guter Freund und getreuer Helfer bleiben würde.

Es wurde ihr so leicht ums Herz, sie fühlte, daß sie Vertrauen zu ihm haben konnte wie zu keinem andern, und es war ihr, als müßte sie ihm alles erzählen, was ihr geschehen war, seit sie zuletzt miteinander gesprochen hatten. „Ich will dir sagen, daß ich es in den ersten Wochen auf Närlunda recht schwer hatte," begann sie. „Aber du darfst es Mutter Ingeborg nicht wiedererzählen." — „Wenn du willst, daß ich schweigen soll, so schweige ich." —

„Denke nur, daß ich anfangs so furchtbares Heimweh hatte! Ich war drauf und dran, wieder in den Wald hinauszulaufen." — „Du hattest Heimweh? Ich glaubte, du wärst froh, bei uns zu sein." — „Ich konnte nichts dafür," sagte sie entschuldigend. „Ich sah wohl ein, welches Glück es für mich war, hier sein zu dürfen. Ihr wart alle so freundlich gegen mich, und die Arbeit war nicht zu schwer; aber ich sehnte mich doch. Irgend etwas zog und lockte und wollte mich in den Wald zurückführen. Es war mir, als verriete ich jemanden, der ein Recht auf mich hatte, wenn ich unten im Tale blieb."

„Das war vielleicht" — begann Gudmund, aber er hielt mitten im Satz inne. — „Nein, es war nicht der Kleine, nach dem ich mich sehnte. Ich wußte ja, daß es ihm gut ging, und daß Mutter freundlich zu ihm war. Es war nichts Bestimmtes. Ich hatte das Gefühl, als wäre ich ein wilder Vogel, den man in einen Käfig gesperrt hatte, und ich glaubte, ich müßte sterben, wenn man mich nicht losließ."

„Nein, daß du es so schwer hattest!" sagte Gudmund, und dabei lächelte er; denn jetzt kam es ihm mit einem Male vor, daß er sie erst wiedererkannte. Jetzt war es, als läge nichts zwischen ihnen, sondern als hätten sie sich erst am vorigen Abend oben auf dem Moorhof voneinander getrennt. Helga lächelte wieder, aber fuhr fort, von ihrer Qual zu sprechen. „Keine Nacht schlief ich," sagte sie; „kaum hatte ich mich niedergelegt, begannen die Tränen zu fließen, und wenn ich am Morgen aufstand, war das Kopfkissen ganz naß. Am Tag, wenn ich unter euch andern herumging, konnte ich das Weinen unterdrücken, aber sowie ich allein war, schossen mir die Tränen in die Augen."

„Du hast schon viel geweint in deinem Leben," sagte Gudmund, aber sah gar nicht mitleidig aus, als er diese Bemerkung machte. Helga schien es, daß er die ganze Zeit mit einem unterdrückten Lachen einherging. — „Du kannst dir gar nicht denken, wie schwer ich es hatte," sagte sie und sprach immer lebhafter in ihrem Bestreben, sich ihm verständlich zu machen. „Es kam eine Sehnsucht über mich, die mich von mir selbst forttrug. Keinen Augenblick konnte ich mich glücklich fühlen. Nichts war schön, nichts war vergnüglich, keinen Menschen konnte ich liebgewinnen. Ihr wart mir alle ebenso fremd wie da, als ich zum ersten Male in die Stube trat."

„Aber," verwunderte sich Gudmund, „sagtest du nicht eben, daß du bei uns bleiben willst?" — „Ja, gewiß sagte ich das." — „Du sehnst dich also jetzt nicht mehr?" — „Nein, es ist vorübergegangen. Ich bin geheilt. Warte nur, du wirst schon hören!"

Als sie dies sagte, kreuzte Gudmund quer über den Weg und ging an ihrer Seite weiter. Die ganze Zeit lächelte er. Es schien ihm Freude zu machen, sie reden zu hören; aber er legte dem, was sie erzählte, wohl nicht viel Gewicht bei. So allmählich kam Helga in dieselbe Stimmung. Es schien ihr, daß alles leicht und hell wurde. Der Weg von der Kirche war lang und beschwerlich zu gehen; aber an diesem Tage wurde sie nicht müde. Irgend etwas schien sie zu tragen. Sie fuhr fort zu erzählen, weil

sie einmal begonnen hatte; aber es war nicht mehr so wichtig für sie, sich auszusprechen. Sie würde ebenso vergnügt gewesen sein, wenn sie stumm neben ihm einhergegangen wäre.

„Als ich am allerunglücklichsten war, bat ich Mutter Ingeborg eines Samstag abends, mir zu erlauben, nach Hause zu gehen und über den Sonntag daheim zu bleiben. Und als ich an diesem Abend die Hügel zum Moor hinaufwanderte, glaubte ich felsenfest, daß ich nie mehr nach Närlunda zurückkommen würde. Aber daheim waren Vater und Mutter so froh, daß ich einen Platz in einem so angesehenen Hause hatte, daß ich es nicht übers Herz brachte, ihnen zu sagen, ich hielte es nicht aus, bei euch zu bleiben. Sobald ich in den Wald hinaufkam, war auch alle Angst und Qual rein verschwunden. Und es schien mir, daß das Ganze nur eine Einbildung gewesen. Und dann war es so schwer mit dem Kind. Mutter hatte sich seiner angenommen und es zu dem ihren gemacht. Es gehörte mir nicht mehr. Und es war ja gut, daß es so war; aber es fiel mir doch schwer, mich daran zu gewöhnen."

„Vielleicht fingst du nun gar an, dich zu uns hinunter zu sehnen?" warf Gudmund hin. — „Ach nein. Als ich am Montag morgen erwachte und daran dachte, daß ich jetzt gehen müßte, kam die Sehnsucht wieder über mich. Ich lag da und weinte und ängstigte mich, denn das einzig Rechte und Richtige war doch, daß ich im Dienste blieb; aber ich hatte das Gefühl, als müßte ich krank werden oder den Verstand verlieren, wenn ich zurückkehrte. Aber da fiel mir plötzlich ein, was ich einmal gehört hatte, daß, wenn man ein wenig Asche aus dem Herd in seinem Hause nimmt und sie dann auf den Herd im fremden Hause streut, man von seiner Sehnsucht befreit wird." — „Na, das ist ein Heilmittel, das leicht anzuwenden ist," sagte Gudmund. — „Ja, wenn es nur nicht wäre, daß man sich nachher nirgends anderswo heimisch fühlen kann. Geht man von dem Hause weg, in das man die Asche getragen hat, dann sehnt man sich ebensosehr dorthin zurück, als man sich früher von dort weggesehnt hat." — „Kann man die Asche nicht wieder dorthin mitnehmen, wohin man geht?" — „Nein, das kann man nur einmal im Leben tun. Dann gibt es keine Umkehr. Und darum ist es ja eine große Gefahr, so etwas zu versuchen."

„Ich hätte mich nie an etwas Derartiges gewagt," sagte Gudmund, und sie hörte sehr wohl, daß er sie nur neckte. — „Aber ich wagte es doch," sagte Helga. „Es war besser, als vor Mutter Ingeborg und dir, die ihr mir helfen wolltet, undankbar dazustehen. Ich nahm ein klein wenig Asche von daheim mit, und als ich nach Närlunda zurückkam, benützte ich einen Augenblick, wo niemand in der Stube war, und streute sie auf die Herdplatte."

„Und jetzt glaubst du, daß die Asche dir geholfen hat?" — „Warte, du wirst schon hören, wie es kam! Ich ging gleich an meine Arbeit und dachte den ganzen Tag nicht mehr an die Asche. Ich sehnte mich ebenso heftig wie früher, und alles war mir ebenso zuwider wie immer. Es war an diesem Tage sehr viel drinnen und draußen zu tun, und als ich abends im Stalle fertig war und ins Haus ging, war im Herd schon das Feuer angezündet."

„Jetzt bin ich aber wirklich begierig zu hören, wie es kam," sagte Gudmund. — „Ja, denke nur, schon als ich über den Hof ging, kam es mir vor, daß im Feuerschein etwas Wohlbekanntes war, und als ich die Tür öffnete, da hatte ich das Gefühl, daß ich in unsre eigene Stube kam, und daß Vater und Mutter am Feuer saßen. Ja, dies flog nur an mir vorbei wie ein Traum. Aber als ich wirklich hineinkam, da war ich ganz erstaunt, wie schön und traulich es in der Stube war. Nie hatten Mutter Ingeborg und ihr andern so freundlich ausgesehen wie an diesem Abend, als ihr da im Feuerschein saßet. Es war ein köstliches Gefühl hereinzukommen, und das war es sonst nie gewesen. Ich war so erstaunt, daß ich fast laut aufgeschrien und in die Hände geklatscht hätte. Es schien mir, daß ihr wie verwandelt wäret. Ihr wart mir nicht mehr fremd, sondern ich konnte mit euch über alles reden. Du kannst dir denken, daß ich mich freute, aber dabei mußte ich mich doch immer wieder wundern. Ich fragte mich, ob ich denn verhext sei, und, sieh, da fiel mir plötzlich die Asche ein, die ich auf die Herdplatte gestreut hatte."

„Ja, das ist seltsam," sagte Gudmund. Er glaubte nicht im geringsten an Zauber und Hexerei; aber es mißfiel ihm nicht, Helga von dergleichen sprechen zu hören. „Jetzt ist doch die tolle Walddirne wieder zum Vorschein gekommen," dachte er. „Kann man begreifen, daß jemand, der so viel durchgemacht hat wie sie, dabei so kindisch sein kann?"

„Ja, gewiß war es seltsam," sagte Helga. „Und dasselbe hat sich den ganzen Winter hindurch wiederholt. Sowie das Feuer im Herd brannte, war es mir ebenso behaglich, als wenn ich daheim gewesen wäre. Aber es ist auch etwas Seltsames um das Feuer. Nicht um andres Feuer vielleicht, aber um das, was in einem Herde brennt, und um das sich alle Hausgenossen Abend für Abend versammeln. Das wird gleichsam so vertraut mit einem. Es spielt und tanzt vor einem und prasselt, und manchmal ist es mürrisch und schlechter Laune. Es ist, als hätte es in seiner Macht, Traulichkeit oder Unbehagen zu verbreiten. Und nun war es mir, als wäre das Feuer von daheim zu mir gekommen, und als gäbe es allem hier denselben traulichen Schein wie daheim."

„Aber wenn du nun gezwungen wärest, aus Närlunda fortzugehen," sagte Gudmund. — „Dann muß ich mich all mein Lebtag danach sehnen," erwiderte sie, und man hörte an der Stimme, daß sie dies im tiefsten Ernst sagte. — „Ja, ich werde gewiß nicht derjenige sein, der dich vertreibt," sagte Gudmund; und obgleich er lachte, lag etwas Warmes im Ton. — Dann begannen sie kein neues Gespräch, sondern wanderten stumm bis zum Bauernhof. Gudmund wandte zuweilen den Kopf und sah sie an, die neben ihm ging. Sie schien sich von der schweren Zeit, die sie im vorigen Jahr durchgemacht hatte, erholt zu haben. Jetzt hatte sie etwas Frisches und Rosiges an sich. Die Züge waren klein und rein, das Haar umgab den Kopf wie ein Heiligenschein, und aus den Augen konnte man nicht recht klug werden. Sie ging flink und leicht. Wenn sie sprach, kamen die Worte rasch, aber dennoch scheu. Sie hatte immer Angst, verlacht zu werden, aber mußte doch herausjagen, was sie auf dem Herzen hatte.

Gudmund fragte sich, ob er wollte, daß Hildur so wäre; aber das wollte er doch nicht. Diese Helga war nichts zum Heiraten. —

Ein paar Wochen später erfuhr Helga, daß sie im April von Närlunda fort müsse, weil Hildur Erikstochter nicht mit ihr unter einem Dache hausen wollte.

Ihre Herrschaft sagte ihr das nicht gerade heraus. Aber Mutter Ingeborg begann davon zu sprechen, daß, wenn die neue Schwiegertochter kam, sie an ihr so viel Hilfe haben würden, daß sie sich nicht so viele Dienstleute zu halten brauchten. Ein andermal sagte sie wieder, sie habe von einem guten Platz gehört, wo Helga es viel besser haben könnte als bei ihnen.

Helga brauchte nicht mehr zu wissen, um zu verstehen, daß sie fort müsse, und sie erklärte sogleich, daß sie gehen wolle; aber einen andern Platz wolle sie nicht annehmen, sondern sie kehre nach Hause zurück.

Man merkte wohl, daß sie Helga nicht aus freiem Willen auf Närlunda kündigten.

Als sie fort sollte, war so viel Essen aufgetischt, daß es ein förmlicher Schmaus war, und Mutter Ingeborg steckte ihr eine solche Menge Kleider und Schuhe zu, daß sie, die nur mit einem Bündel unter dem Arm gekommen war, ihre Besitztümer jetzt kaum in einer Kiste unterbringen konnte.

„Ich bekomme nie wieder eine so gute Magd in mein Haus, als du es gewesen bist," sagte Mutter Ingeborg. „Und denke nun nicht zu schlecht von mir, weil ich dich ziehen lasse! Du weißt wohl, daß es nicht mit meinem Willen geschieht. Ich werde dich nicht vergessen. Solange ich noch Macht habe, wirst du nicht Not leiden müssen."

Sie machte mit Helga ab, daß sie ihr Laken und Handtücher weben sollte. Und sie gab ihr Arbeit für mindestens ein halbes Jahr.

An dem Tage, an dem Helga fort sollte, stand Gudmund im Holzschuppen und zerkleinerte Holz. Er kam nicht herein, um ihr Lebewohl zu sagen, obgleich das Pferd schon vor der Tür stand. Er schien in seine Arbeit so vertieft, daß er gar nicht merkte, was vorging. Sie mußte zu ihm hinausgehen und Abschied nehmen.

Er legte die Axt hin, gab Helga die Hand, sagte etwas hastig: „Ich danke dir für all die Zeit!" und begann dann wieder zu arbeiten. Helga hatte etwas sagen wollen, wie, daß sie einsah, daß es unmöglich war, sie zu behalten, und daß alles ihre eigene Schuld sei. Sie selbst hatte es so für sich eingerichtet. Aber Gudmund schlug so zu, daß die Späne rings um ihn flogen, und so konnte sie sich nicht entschließen, etwas zu sagen.

Aber das Merkwürdigste an der ganzen Sache war, daß der Bauer selbst, der alte Erland Erlandsson, Helga zum Moorhof hinauffuhr.

Gudmunds Vater war ein kleines, trockenes Männchen, mit kahlem Scheitel und schönen, klugen Augen. Er war so verschlossen und schweigsam, daß er zuweilen den ganzen Tag nicht ein Wort sprach. Solange alles ging, wie es gehen sollte, bemerkte man ihn gar nicht. Aber wenn etwas nicht klappte, dann kam er immer und sagte und tat, was gesagt und getan werden mußte, um alles wieder in Ordnung zu bringen. Er war sehr geschickt im

Rechnungführen und genoß unter den Männern des Kirchspiels großes Vertrauen. Er bekam auch alle möglichen kommunalen Aufträge und war angesehener als so mancher, der einen schönen Hof und großen Reichtum besaß.

Erland Erlandssohn fuhr Helga auf dem schlechten Wege heim und ließ nicht zu, daß sie bei irgendeiner steilen Stelle ausstieg. Als sie im Moorhof angelangt waren, saß er lange in der Hütte und sprach mit Helgas Eltern und erzählte ihnen, wie zufrieden er und Mutter Ingeborg mit ihr gewesen waren. Nur weil sie jetzt nicht mehr so viele Dienstleute brauchten, mußten sie sie nach Hause schicken. Sie hatte gehen müssen, weil sie die Jüngste war. Sie hätten es unrecht gefunden, jemanden fortzuschicken, der schon lange bei ihnen diente.

Erland Erlandssons Rede machte einen guten Eindruck, und die Eltern bereiteten Helga einen freundlichen Empfang. Als sie dann noch hörten, sie habe so große Bestellungen erhalten, daß sie sich mit ihrem Weben ihr Brot verdienen könne, waren sie es recht zufrieden, daß sie nun daheim blieb.

IV.

Gudmund kam es vor, daß er Hildur Erikstochter bis zu dem Tage geliebt hatte, an dem sie ihm das Versprechen abgezwungen, daß Helga aus Närlunda fort sollte. Wenigstens hatte es bis dahin niemanden gegeben, den er mehr bewundert und geachtet hätte. Kein junges Mädchen schien ihm an Hildurs Seite gestellt werden zu können, und er war sehr stolz darauf gewesen, daß er sie gewonnen hatte. Es war ihm auch angenehm gewesen, sich die Zukunft zusammen mit ihr zu denken. Sie würden reich und angesehen sein, und er hatte das sichere Gefühl, daß es sich in dem Heim, wo Hildur regierte, gut leben lassen mußte. Er dachte auch gerne daran, daß er viel Geld haben würde, wenn er mit ihr verheiratet war. Er konnte die Landwirtschaft verbessern, alle verfallenen Hütten wieder aufbauen und den Hof erweitern, so daß er ein richtiger Großbauer würde.

An demselben Sonntag, an dem er mit Helga von der Kirche heimgegangen, war er abends nach Älväkra gefahren. Da hatte Hildur angefangen von Helga zu sprechen und hatte gesagt, daß sie nicht nach Närlunda kommen wollte, ehe die Dirne von dort fort sei. Gudmund hatte zuerst versucht, das Ganze als einen Scherz fortzulachen. Aber es hatte sich bald gezeigt, daß es Hildur ernst war. Gudmund führte Helgas Sache sehr beredt, er sagte, sie sei noch so jung gewesen, als sie in den Dienst geschickt wurde, daß es nicht zu verwundern sei, daß sie ins Unglück gekommen, wenn sie an einen so schlechten Menschen geriet, wie Per Martensson. Aber seit seine Mutter sich ihrer angenommen, hatte sie sich immer gut betragen. „Es kann nicht recht sein, sie wieder hinauszustoßen," sagte er. „Da kann sie ja wieder ins Elend kommen."

Aber Hildur hatte nicht nachgeben wollen. „Wenn das Mädchen auf Närlunda bleibt, so komme ich nie hin," sagte sie. „Ich kann eine solche Person nicht in meinem Hause dulden." — „Du weißt nicht, was du tust,"

sagte Gudmund. „Niemand hat Mutter noch so gut gepflegt wie Helga. Wir sind alle froh, daß sie zu uns gekommen ist; früher war Mutter oft verdrießlich und schlechter Laune." — „Ich zwinge dich ja nicht, sie fortzuschicken," sagte Hildur, aber man merkte, daß, wenn Gudmund ihr in dieser Sache nicht den Willen tat, sie entschlossen war, die Heirat aufzugeben. — „Nein, es soll so sein, wie du willst," sagte dann Gudmund. Er sagte sich, daß er seine ganze Zukunft doch nicht Helgas wegen aufs Spiel setzen konnte. Aber er sah sehr blaß aus, als er so nachgab und war den ganzen Abend schweigsam und verstimmt.

Dies ließ nun Gudmund befürchten, daß Hildur vielleicht nicht ganz so war, wie er sie sich vorgestellt hatte. Es gefiel ihm nicht, daß sie ihren Willen über den seinen gesetzt hatte; aber das Schlimmste war, daß er sich nicht verhehlen konnte, daß sie im Unrecht war. Er sagte sich, daß er ihr gern nachgegeben hätte, wenn sie sich großherzig gezeigt haben würde; aber nun schien es ihm, daß sie nur kleinlich und herzlos gewesen war.

Jedesmal, wenn Gudmund Hildur nun traf, saß er da und suchte und spähte, ob das, was er in ihr zu finden geglaubt, sich wiederzeigen würde. Nun sein Mißtrauen einmal geweckt war, dauerte es nicht lange, und er fand manches, was nicht so war, wie er es wünschte. „Sie ist wohl so eine, die zu allererst an sich selbst denkt," murmelte er jedesmal, wenn er sich von ihr trennte, und er fragte sich, wie lange wohl ihre Liebe zu ihm standhalten würde, wenn man sie auf die Probe stellte. Er suchte sich damit zu trösten, daß alle Menschen zuerst an sich selbst dachten, aber da fiel ihm sogleich Helga ein. Er sah sie vor sich, wie sie im Thingsaal stand und die Bibel an sich riß, und hörte, wie sie rief: „Ich will die Klage zurückziehen. Ich habe ihn noch lieb. Ich will nicht, daß er falsch schwört." So hätte er Hildur gewünscht. Helga war ihm ein Maß geworden, nach dem er die Menschen beurteilte; wahrlich, es gab nicht viele, die ein so liebevolles Herz hatten.

Von Tag zu Tag gefiel ihm Hildur weniger; aber es fiel ihm nie ein, daß er von der Heirat abstehen könnte. Er suchte sich einzureden, daß sein Mißmut nichts andres sei als leere Grillen. Vor einigen Wochen erst hielt er sie ja für die Beste, die es gab.

Wäre es zu Anfang seiner Werbung gewesen, dann hätte er sich vielleicht zurückgezogen. Aber jetzt waren sie schon aufgeboten, der Hochzeitstag bestimmt, und bei ihm daheim hatten sie bereits große Reparaturen in Angriff genommen. Er wollte auch den Reichtum und die gute Stellung, die ihn erwartete, nicht preisgeben. Und welchen Grund konnte er für einen Bruch anführen? Was er gegen Hildur einzuwenden hatte, war so unbedeutend, daß es sich auf seinen Lippen in Luft verwandeln würde, wenn er versuchen wollte, es auszusprechen.

Aber das Herz war ihm oft schwer, und jedesmal, wenn er im Kirchdorf oder in der Stadt etwas zu besorgen hatte, ließ er sich Bier oder Wein geben, um sich eine gute Laune anzutrinken. Wenn er ein paar Flaschen geleert hatte, war er wieder stolz auf die Heirat und zufrieden mit Hildur. Dann begriff er gar nicht, was ihn eigentlich quälte.

Gudmund dachte oft an Helga und sehnte sich, sie zu treffen. Aber er glaubte, daß Helga ihn für einen schlechten Kerl hielt, weil er das Versprechen, das er ihr freiwillig gegeben, nicht eingehalten, sondern sie hatte ziehen lassen. Er konnte es ihr weder erklären noch sich rechtfertigen, und darum vermied er es, mit ihr zusammenzutreffen.

Doch eines Morgens, als Gudmund gerade über die Straße ging, begegnete er Helga, die im Tal gewesen war, um Milch zu kaufen. Gudmund kehrte um und schloß sich ihr an. Sie schien über seine Gesellschaft nicht gerade erfreut, sondern schritt rasch aus, als wollte sie von ihm fortkommen, und sagte kein Wort. Gudmund schwieg auch, weil er nicht recht wußte, wie er ein Gespräch einleiten sollte.

Da kam vom andern Ende der Straße ein Gefährt heran. Gudmund ging in Gedanken versunken und bemerkte es nicht, aber Helga hatte es gesehen und wandte sich ihm nun plötzlich zu. „Es hat keinen Zweck, daß du mit mir weitergehst, Gudmund; denn wenn ich recht sehe, kommen da Amtmanns aus Älvåkra gefahren." Gudmund sah rasch auf, erkannte Pferd und Wagen und machte eine Bewegung, wie wenn er umkehren wolle. Im nächsten Augenblicke jedoch richtete er sich auf und ging ruhig an Helgas Seite weiter wie zuvor, und sie trennten sich, ohne daß er ihr ein Wort gesagt hatte. Aber an diesem ganzen Tage war er zufriedener mit sich selbst, als er seit langem gewesen.

(Schluß folgt.)

König Karl von Rumänien.

Charles Ier, Roi de Roumanie. Chronique — Actes — Documents. Publiés par Démétre A. Sturdza. Ancien Président du conseil des ministres, Secrétaire général de l'Académie Roumaine. 3 vols. Bukarest, Charles Gobl.

Am 20. April dieses Jahres begeht König Karl von Rumänien seinen siebzigsten Geburtstag — es wird für Rumänien ein Tag der Freude sein, aber auch über die Grenzen des Donaustaates hinaus wird man mit hoher Anerkennung König Karls und seines Lebenswerkes gedenken. Zumal wir Deutsche dürfen stolz auf den Herrscher aus dem Hohenzollerngeschlecht sein, der am 20. Mai 1866, nachdem er kurz zuvor noch die Uniform eines preußischen Gardeoffiziers getragen, als vom gesamten Volk frei erkorener Fürst nach gefahrvoller Fahrt zum ersten Male rumänischen Boden betrat, und der, wenn er auch von der Stunde jenes blütenreichen Pfingstsonntags an, in der er unerkannt das Donauschiff in Turnu-Severin verließ, Rumäne geworden, doch nie sein Deutschtum vergessen hat, vielmehr die besten der deutschen Eigenschaften in sich vereinend, fortan nur eine Richtschnur kannte: die Pflicht! Ein Mann von dieser Beschaffenheit war für Rumänien eine historische Notwendigkeit, wie dies später einmal Demeter Sturdza im Senat in wenigen schlichten, aber treffenden Worten ausgedrückt hat: „Durch die Übernahme der Regierung rettete Karl I. Rumänien vor dem Bürgerkriege und dem Rande des Abgrundes, an dem es fast hoffnungslos schwebte".

Sturdza hatte die Bedeutung des Fürsten Karl für sein Vaterland früh erkannt und stand ihm in einem langen Leben unermüdlich tätig zur Seite, häufig als Minister, mehrfach als Ministerpräsident, stets als der dem Erwählten des Volkes treu ergebene Patriot. Und der Fürst wußte wohl zu schätzen, was er an diesem seltenen Manne besaß, der Rumänien als Politiker, Gelehrter, Schriftsteller die größten Dienste geleistet und von dem er sich, als beim letzten Jahreswechsel der Sechsundsiebzigjährige sein Amt als Chef der Regierung niederlegen mußte, wie ein Freund vom Freunde verabschiedete: „Die tiefe Betrübnis auszudrücken, von der mein Herz in diesem schmerzlichen Augenblick erfüllt ist, da ich erfahre, daß Ihre erschütterte Gesundheit Sie zwingt, nach unermüdlicher Arbeit von mehr als einem halben Jahrhundert Ruhe und Erholung zu suchen": und dann weiter: „Aus der Tiefe meines Herzens danke ich Ihnen für Ihre unerschütterliche Treue und für die standhafte Unterstützung, durch die Sie mir unter so vielen Umständen, wenn von den großen Interessen des Landes die Rede war, die Erfüllung meiner schweren Aufgabe erleichtert haben. Immerwar werde ich diese lange Zeit in Erinnerung behalten, in der Sie nicht aufgehört haben, ein erprobter, von dem hohen Gefühle der Pflicht und der Sorge für das Wohl unsres teuren Rumäniens erfüllter Berater zu sein!"

Kein andrer konnte berufener sein, der Historiograph des neuen Rumäniens zu werden, als Demetre Sturdza, dessen Namen wir bereits auf dem ersten, vom neuen Herrscher unterschriebenen offiziellen Dokument, dem vom damaligen Fürsten

Karl am 22. Mai 1866 in Bukarest geleisteten Schwur auf die Verfassung finden. Wohl vorbereitet nach beendetem Universitätsstudium in Göttingen, München, Berlin und Bonn, zeichnete sich Sturdza früh schon im Staatsdienst unter dem alten Regime aus, erhielt als Siebenundzwanzigjähriger das Portefeuille des Unterrichtsministers und bewährte sich namentlich in den schweren Stunden, die nach dem Sturze des Fürsten Cusa und der Thronbesteigung des Hohenzollernprinzen sein Vaterland durchzumachen hatte. Als praktischer Politiker wollte er nicht eine Biographie des Königs schreiben, er beleuchtet vielmehr durch eine staunenswerte Fülle von Dokumenten, Briefen, Berichten, offiziellen und privaten Rapporten, denen er vermittelst kurzer Bemerkungen einen übersichtlichen Charakter verleiht, die Zeit vom Regierungsantritt des Fürsten bis zur Erhebung Rumäniens zum Königreich, 26. März 1881. Zunächst reicht das gedruckt vorliegende Material nur bis zum Beginn des Jahres 1878, aber es steht zu hoffen, daß der greise Staatsmann sein glänzendes Werk fortsetzen und beenden wird, da seine völlige Genesung zu erwarten ist.

Sturdza vermochte überall aus direkten Quellen und persönlichem Erlebnis zu schöpfen, wichtige Dienste leisteten ihm die Publikationen: „Aus dem Leben König Karls von Rumänien. Aufzeichnungen eines Augenzeugen“ [1]) und das vielbändige Werk der rumänischen Akademie: „Trei-deci de ani de Domnie ai Regelui Carol I.“, sowie zahlreiche, in den bekannten Gelb-, Blau-, Rot-, Grün- usw. Büchern der fremden Regierungen enthaltene Darlegungen. Hier sprechen die Tatsachen für sich, in chronologischer Ordnung. Jedem Band aber schickte der Herausgeber eine Einleitung voran, welche die später aktenmäßig behandelten Ereignisse schildert und ein durch Deutlichkeit ausgezeichnetes Bild jener die orientalische Frage betreffenden Wirren und vielverzweigten, oft bunt sich überstürzenden Ereignisse gibt, aus denen sich allmählich das neue Rumänien gestaltet.

Die Zeit des Gärens und Klärens umfaßt der erste Band, der bis zum Jahre 1872 reicht und mit der kurzen Abdankungsurkunde des Fürsten Alexander Cusa beginnt, vollzogen am 11. Februar 1866. Bis 1856 hatte Rumänien aus zwei getrennten Fürstentümern bestanden, der Moldau und Walachei, deren jedes vom ersten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts an von Fürsten regiert worden war, die von der Pforte ernannt wurden. Vornehmen griechischen Familien entstammend, die nach ihren im Phanar (Leuchtturm) genannten Konstantinopeler Stadtteilen gelegenen Wohnsitzen als Phanarioten bezeichnet wurden, sollten sie lebenslänglich regieren, blieben aber meist nur wenige Jahre im Lande — von 1716 bis 1821 zählte man in der Moldau 33 und in der Walachei 37 derartiger Phanarioten — und suchten in kurzer Zeit möglichst große Reichtümer zu erpressen, um sich dann wohlgesättigt in Konstantinopel niederzulassen, nachdem sie ihr fürstliches Amt an den Höchstbietenden verschachert hatten. Im Jahre 1821 gewährte die Pforte den Fürstentümern das Recht, ihre Regenten aus den Familien des Landes zu wählen, jedoch nur auf sieben Jahre, und zudem abhängig von russischer Gnade, da die Russen eine Art „Schutzherrschaft“ über das Land ausübten. Nach dem 1828 ausgebrochenen russisch-türkischen Kriege, der dem so arggeprüften Lande abermals die schlimmsten Opfer auferlegte, trafen 1834 Rußland und die Türkei ein Abkommen, daß die Fürsten in freiwilliger Übereinstimmung der beiden Mächte ernannt werden sollten; man kümmerte sich wiederum nicht um die Wünsche des Volkes und wollte nach Belieben über die Herrschaft — die unter diesen Umständen kaum mehr als eine Verwaltung war — verfügen. Dadurch entstanden tiefgehende innerpolitische Zwistigkeiten, die jedes Erstarken lähmten und jegliche wirtschaftliche Entwicklung hinderten, und hierzu kamen noch mehrfache militärische Besetzungen seitens der Russen, Österreicher und Türken. Rußland hoffte, daß ihm die Fürstentümer bei nächster Gelegenheit als reife Frucht zufallen würden, äußerte sich doch 1853 Kaiser Nikolaus zum englischen Botschafter Seymour, mit dem er über den

[1]) Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung. Vier Bände. 1894 ff.

erwarteten Zerfall des türkischen Reiches sprach: „Die Fürstentümer sind tatsächlich ein unabhängiger Staat unter meinem Schutze". — Die russischen Erwartungen wurden durch den Krimkrieg vereitelt, der Pariser Kongreß von 1856 beschloß, daß die Fürstentümer unter der Oberherrschaft des Sultans Unabhängigkeit genießen sollten, die Volksmasse wünschten eine Vereinigung zu einem konstitutionellen Staate unter einem erblichen Fürsten aus einer europäischen Dynastie, die Großmächte bestimmten dagegen die Wahl zweier Landesfürsten. Nun suchten sich die nationalen Parteien selbst zu helfen, indem sie zu Beginn 1859 in Bukarest wie in Jassy denselben Kandidaten als Fürsten zur Wahl stellten und zwar den Moldauer Obersten Alexander Cuza, der gewählt ward als Haupt der ersehnten Union. Zwei Jahre später stellte sich die Anerkennung der Mächte ein, aus den „vereinigten Fürstentümern der Moldau und Walachei" war ein neuer Staat entstanden: Rumänien.

Nach dem ersten Freiheitsrausch trat bald arge Ernüchterung ein. Wohl schuf Fürst Cuza manches Gute für das Land, aber abgesehen davon, daß er sich völlig in russisches Fahrwasser begeben hatte, duldete er eine schlimme Günstlingswirtschaft, welche die Finanzen des Landes verschlang, kümmerte sich mehr um seine Matressen als um die dringendsten Wünsche der Bevölkerung, hob 1864 eigenmächtig die Verfassung auf und führte eine neue, fast absolutistische ein, gleichzeitig mit einem Wahlrecht, das seinen Anhängern stets den entscheidenden Einfluß verhieß, schaltete und waltete mit den Landesinteressen in einer Weise, daß die Empörung über diese Zustände immer größer wurde und endlich zu seiner erzwungenen Abdankung führte, worauf eine provisorische Regierung die Verwaltung des Staates übernahm. Die Überzeugung war allgemein, daß, wenn aufs neue ein einheimischer Fürst gewählt werden würde, dies nur eine Wiederholung der Übel bedeutete, die man endgültig beseitigen wollte; man wünschte als Regenten, was Patrioten schon früher eifrig gefordert hatten, den Angehörigen einer europäischen Fürstenfamilie. Die Wahl fiel auf den Grafen von Flandern, den Bruder des Königs von Belgien, und als jener ablehnte, nun, einer französischen Anregung folgend, auf den am 20. April 1839 in Sigmaringen als zweiten Sohn des Fürsten Karl Anton geborenen Prinzen Karl von Hohenzollern, auf den sich bei der Mitte April in Rumänien stattgefundenen Volksabstimmung 685 909 Stimmen (gegen 224) vereinten. Der jugendliche Prinz war entschlossen, dem Rufe Folge zu leisten, schwer nur war der Widerstand des Familienoberhauptes, des Königs Wilhelm I., zu überwinden; jedoch ein mächtiger Fürsprecher war dem Prinzen Karl in Bismarck entstanden, der ihn zu seinem Vorhaben ermutigte. Nach abenteuerlicher Fahrt betrat der junge Fürst an dem obenerwähnten Maitage Rumänien, und für das Land begann damit eine neue Epoche ungeahnten Aufschwungs, ungeahnter Größe.

Träumen eines sonnigen Lebens auf dem fremden Boden hatte sich der junge Fürst nicht hingegeben; er war kein Phantast, kein Idealist, auf in- und ausländischen Reisen hatte sich sein Blick geschärft; als Ordonnanzoffizier des preußischen Kronprinzen, der ihm bis zu seinem letzten Atemzuge ein treuer Freund geblieben, hatte er im 1866er Feldzuge gegen Dänemark dem Ernst des Lebens ins Gesicht geschaut. Menschen und Dinge nahm er von der rechten Seite, nie Unerreichbares planend, aber das, was er sich vorgesetzt und als förderlam erkannt hatte, mit eiserner Willenskraft vollführend, mochte es auch seine und der andern Geduld auf harte Proben stellen. Es ist bezeichnend, daß, als ihm am 31. März 1866 in einer Privataudienz Bratianu im Namen des Landes und der Regentschaft die Krone Rumäniens anbot, der Prinz eine Weltkarte vor sich ausgebreitet hatte und mit dem Bleistift auf die das rumänische Fürstentum durchschneidende direkte Linie zwischen London und Bombay mit den Worten hinwies: „Das da ist ein Land der Zukunft!" Daß ferner am Abend, an dem er im November 1869 mit seiner holden, liebenswürdigen Gemahlin in Bukarest einzog, auf seinem Schreibtische der erste Entwurf zum Brückenbau über die Donau lag, — am 26. September 1894 rasselten die ersten Züge über die mit 34 Millionen Francs erbaute, gewaltige Eisenbrücke bei

Cernavoda, und heute fahren die Dampfer von Constanza nach Ägypten und Indien, geht der schnellste Weg nach dem nahen und fernen Orient über Bukarest.

Aber wenn auch der mutterfüllte junge Fürst wohl gewußt hatte, daß in seinem Fürstentume vieles im Argen lag, daß es der umfassendsten Anstrengungen bedürfen werde, um einigermaßen Ordnung zu schaffen und Herr der Situation zu werden und zu bleiben, so überstieg die Wirklichkeit doch wohl seine schlimmsten Erwartungen. Von keiner fremden Macht war die neue Regierung anerkannt, Rußland und die Türkei zeigten sich direkt feindlich und drohten, ihre Truppen einrücken zu lassen, in der Moldau machten sich von russischen Emissären angestiftete, separatistische Bewegungen bemerkbar, die einzelnen Parteien befehdeten sich noch immer leidenschaftlich, unterstützt von der demokratischen Verfassung, die auf den allgemeinen Kulturzustand nicht zugeschnitten war. Und dazu die trostlosen sonstigen Verhältnisse: die letzte Ernte war schlecht ausgefallen; die Cholera wütete ungehindert; die Armee zählte nicht mehr als 8000 Mann, die wenig diszipliniert und schlecht ausgerüstet waren; viele militärische Gebäude waren dem Ruin nahe; die Waffenfabriken lieferten unbrauchbare Geschütze und Gewehre; ungeheure Unterschleife öffentlicher Gelder wurden aufgedeckt; die Justiz war fragwürdiger Art; die Unterrichtsanstalten standen meist auf niedrigster Stufe, von über 3000 Dorfgemeinden besaßen kaum 1:300 Schulen, die in den jammervollsten Baracken untergebracht waren; der notleidenden ländlichen Bevölkerung konnte man nicht aufhelfen, denn die Kassen waren leer, die Schulden beliefen sich auf 120 Millionen Mark, und das laufende Jahr mußte mit einem ungeheuren Defizit abschließen.

Aber das Wort „Verzagtheit" existierte nicht im Lebensbuche des jungen Fürsten. Nachdem er sich mit Land und Leuten vertraut gemacht, persönliche Verbindungen angeknüpft, die Sprache erlernt hatte, ging er mit festem Willen und ruhiger Klarheit Schritt für Schritt an die erste seiner Aufgaben heran: eine gesunde Basis zu schaffen für den neuen Staat. Kein Freund strenger Etikette — schon in Berlin hatte der junge Reiteroffizier gern in liberalen Bürgerhäusern verkehrt, was ihm von bestimmter fürstlicher Seite sehr verdacht worden war, — leutselig und doch nichts von seiner Würde vergebend, trug er sorgsam Rechnung den Eigentümlichkeiten des nationalen Lebens, mischte sich unter das Volk, besuchte Schulen, Gerichtshöfe, Gefängnisse, Klöster, gründete Wohlfahrtsanstalten, regte die Bildung wissenschaftlicher Institute an, unternahm vielfach Reisen im eigenen Lande, später auch solche nach der Türkei, nach Rußland und Österreich, infolge deren die wichtigen auswärtigen Beziehungen sich besserten und die Anerkennung der mächtigen Nachbarn bewirkt ward. Besondere Aufmerksamkeit widmete der Fürst der Armee, vermehrte und reformierte sie, leitete die Manöver und biwackierte mit den Truppen; förderte mit hingebendem Eifer den Bau von Eisenbahnen, Brücken, Chausseen, suchte in jeder Hinsicht die wirtschaftliche Entwicklung des Landes zu heben. Erst als er diese seine selbstgestellten Pflichten erfüllt, dachte er an die Gründung eines eigenen Herdes. Denn als er nach dem gemeinsamen Einzuge in die rumänische Hauptstadt seiner jungen Gemahlin das Palais zeigte, fragte diese verwundert: „Wo ist es denn?", worauf der Fürst lächelnd erwiderte: „Wir treten ja eben ein!" Es war ein in aller Eile hergerichtetes, altes Bojarenhaus, da der Fürst keine Zeit gehabt hatte, sein Heim fürstlich auszugestalten.

Trübe Stunden brachte das Jahr 1870. Die glorreichen Waffenerfolge der deutschen Armeen fanden in Rumänien das entgegengesetzte Echo, bedenkliche Fanatiker agitierten gegen den „deutschen" Träger der Krone und verletzten ihn an der empfindlichsten Stelle, indem die von der deutschen Kolonie begangene Geburtstagsfeier Kaiser Wilhelms I. zu wüsten Straßentumulten benutzt wurde. Der Fürst erwog, ob es nicht besser sei, die Regierung in andre Hände zu legen; aber einige treue Staatsmänner, unter ihnen auch Demeter Sturdza, beschworen ihn, hiervon abzusehen. Staatsbankerott und allgemeine Anarchie würden die unmittelbare Folge sein; — auch diesmal stand für den mit Recht tiefgekränkten Fürsten die Pflicht

osman, er blieb und verzieh den Unruhstiftern. Jene für das Staatsschiff gefahrdrohende Zeit hatte das gute Ergebnis, daß sich die Vaterlandsfreunde enger zusammenschlossen, und daß bedeutsame innere Fragen befriedigend gelöst wurden, was um so erheblicher war, als sich der politische Horizont mehr und mehr umwölkte und im Frühling 1877 der Ausbruch des russisch-türkischen Krieges erfolgte. Dies Jahr war der Prüfstein für die Lebensfähigkeit des rumänischen Staates. Bei früheren Waffengängen mit der Türkei hatte Rußland stets die Donaufürstentümer als sein Gebiet betrachtet, hatte sie sofort besetzt und von ihnen aus die kriegerischen Operationen unternommen; aber damit war es vorbei, seitdem der Hohenzoller die Regierung in Händen hielt. Rumänien war keine russische Satrapie mehr, und Rußland wurde von Woche zu Woche nachgiebiger. Aus den umfassenden Dokumenten des Sturdzaschen Werkes ersehen wir, welch ein umsichtiger, zielbewußter Diplomat Fürst Karl in jenen kritischen Monaten war; wie er dann ferner, dringend mit seinem Heer vom Zaren und dem Thronfolger zur Hilfe gerufen, das Oberkommando der russisch rumänischen Streitkräfte übernahm und unter den schwierigsten Bedingungen die Armeen zu Sieg und Ruhm führte, Plewna bezwang und Osman Pascha zum Gefangenen machte.

Der Held des Krieges kehrte zu friedlichen Werken zurück. Rumänien hatte sich mit einem Schlage weitgehendes Ansehen errungen: es gab sich selbst den wohlverdienten Lohn, indem es sich am 26. März 1881 zum Königtum erhob, damit aber seinen königlichen Führer vor neue große Aufgaben stellte, denn der Staat mußte nun im Innern ausgebaut und gefestet werden gegen alle weiteren Stürme[1]. Dies bis heutigen Tages reichende Friedenswerk König Karls wird erst in der Zukunft richtig gewürdigt werden: Sturdza zieht in dem folgenden lapidaren Satze die Summe der ersten dreißig Regierungsjahre König Karls: „Beständigkeit im Staate selbst, ein glorreicher Krieg, Abschütteln des Vasallentums, Proklamierung der Unabhängigkeit und des Königtums, Anerkennung von allen Staaten, ein vor den Augen der Welt erworbener ruhmvoller Ruf, beträchtliche intellektuelle und ökonomische Fortschritte in allen Zweigen des öffentlichen Lebens eines von frischem Streben erfüllten Volkes." Er hatte, als eines der wichtigsten historisch-politischen Ergebnisse hinzufügen können, daß Rumänien ein Wall gegen das zur Donau drängende russische Slawentum ist!

Mit freudiger Genugtuung darf der Siebzigjährige auf das zurückblicken, was der Siebenundzwanzigjährige begonnen, — eine große geschichtliche Mission hat er erfüllt, er ward nach einem schönen Wort Max Müllers, des Oxforders, „der Markgraf europäischer Kultur an der Donau"; und wenn wir dem Herrscher, der Rumänien der Zivilisation und Geschichte wiedergegeben, unsre Verehrung zollen, so dürfen wir es auch dem Menschen gegenüber, der sich stets den Adel seiner Gesinnung, die Lauterkeit seines Wesens bewahrt hat, und uns deshalb um so aufrichtiger teilnehmen läßt an den Huldigungen, die man dem Fürsten am 20. April darbringen wird.

Paul Lindenberg.

[1] Man vergleiche das vom Ministerium für Landwirtschaft, Industrie, Handel und Domänen auch deutsch herausgegebene Werk „Rumänien". Bukarest, Socec & Co. 1907.

Rußland im zwanzigsten Jahrhundert.

Unter diesem Titel[1]) hat Dr. Schlesinger ein Werk veröffentlicht, das eine Fülle von Informationen und Anregungen enthält. Über das Zutreffende des Titels läßt sich streiten, da er zum mindesten irreführend ist. „Im Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts" hätte wohl der Tatsache, daß es aus dem achten Jahre des neuen Jahrhunderts stammt, besser entsprochen; indessen tut das dem Wert der Arbeit an und für sich keinen Abbruch, da ihr wesentlicher Vorzug nicht zum mindesten darin besteht, daß der Verfasser einen großen Teil Rußlands aus eigener Anschauung kennt und das, was er gesehen und gehört hat, sehr verständnisvoll und in ansprechender Form wiederzugeben weiß. Daß unter den jetzt in Rußland herrschenden Verhältnissen die Schilderung der Zustände, die zur Erteilung der Verfassung geführt, wie derer, die sich unter ihrer Herrschaft entwickelt haben, einen großen Raum einnehmen, ist selbstverständlich. Denn von dieser Entwicklung hängt, wenn auch nicht die Existenz Rußlands — große Gemeinwesen haben ein viel zäheres Leben, als man vielfach anzunehmen geneigt ist —, so doch das Wohl und Wehe der jetzigen wie der nächsten Generation ab. Unter den Reibungen zwischen der an der Vergangenheit hängenden Regierung und den nur in der Zerstörung alles Bestehenden das Heil erblickenden extremsten Parteien wird das gegenwärtige Rußland seinen Erben freilich wenig mehr hinterlassen, als das in den Slawen so häufig übermächtige Gefühl der Gleichgültigkeit gegen alles Bestehende, die dann wieder von gewaltsamen, zerstörend wirkenden Eruptionen unterbrochen werden wird.

Unser Verfasser steht den Zuständen in Rußland mit einem gewissen Optimismus gegenüber, der von einem großen, man fühlt sich fast versucht zu sagen, von dem größeren Teil seiner Bewohner kaum geteilt zu werden scheint. Dr. Schlesinger wie andre sehen das Heil im Bauernstande, der ja tatsächlich die eigentliche Masse der Bevölkerung ausmacht. Seine Schilderungen der bäuerlichen Zustände, wenn sie auch nicht an die der Lanin, Tschechow und andrer Literaten heranreichen, sind immer noch trostlos genug. „Ein Tisch, einige Bänke und an der Wand ein Öldruck des Zaren bilden die ganze Wohnungseinrichtung des russischen Bauern. Bettstellen und Betten habe ich im mittleren Rußland nirgend gesehen. Alt und jung, Männer und Frauen liegen auf harten Pritschen und decken sich mit den abgelegten Kleidern zu. Ein einziges geringwertiges Messer mit rohem Holzgriff, zwei Schüsseln, zwei Töpfe und mehrere Holzlöffel sind das ganze Küchengerät einer fünfköpfigen Familie. Brot, Kartoffeln, Buchweizengrütze und, wenn es hoch kommt, Gurken, Kraut und Zwiebeln bilden die Nahrung der russischen Bauern. Seine übrigen einfachen Bedürfnisgegenstände stellt er sich selbst her. . . . Wenn der

[1]) Rußland im zwanzigsten Jahrhundert. Von Dr. Martin Ludwig Schlesinger. Mit einer Übersichtskarte des europäischen und asiatischen Rußlands. Berlin, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen). 1908.

Frühling kommt, dann sind die Erntevorräte gewöhnlich erschöpft, und der Bauer muß vom benachbarten Gutsbesitzer borgen, um wenigstens drei Tage in der Woche zu essen. Und wenn die Ernte mißrat, was sich in regelmäßigen, immer geringer werdenden Zwischenräumen wiederholt, dann bleibt nur ein Mittel: der Staat und die private Wohltätigkeit müssen die Bauern ernähren, da sie sonst verhungern würden. . . . Das Ackerland steht nun im Gesamteigentum der Gemeinde, die es nicht veräußern darf, im übrigen aber volle Selbständigkeit besitzt. Die Macht der Gemeinde ruht in der Gesamtheit der Hausvorstände, die sich gewöhnlich an einem Sonn- oder Feiertage unter freiem Himmel versammeln. Diese Gesamtheit der Familienväter wird wie die ganze Einrichtung Mir genannt. . . . Der Landanteil, den jede Familie erhält, ist nicht etwa ein zusammenhängendes Stück Land, sondern besteht aus einer großen Anzahl schmaler Parzellen, die zumeist weit auseinander liegen. Diese Einteilung ergibt sich aus dem heute in Rußland vorherrschenden Wirtschaftssystem, der sogenannten Dreifelderwirtschaft."

Diese agrarischen Verhältnisse erinnern vielfach, wie auch der Verfasser bemerkt, an die Zustände, die in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts in Deutschland herrschten und zu den großen Bauernaufständen führten. Noch nachteiliger freilich auf alle Angehörigen der Gemeinde wirkt die Gewalt, die der Mir ausübt, und die sie auch nicht abzuschütteln vermögen, selbst wenn sie außerhalb der Gemeinde Arbeit und Fortkommen suchen und gefunden haben. Daß von der richtigen Lösung der Agrarfrage die Zukunft Rußlands abhängt, hat die Regierung längst eingesehen und mit einer Einsicht und Entschlossenheit, die um so mehr anzuerkennen sind, als sie dabei vielfach auf den Widerstand der Bauern selbst wie der extremen Parteien auf beiden Seiten der Duma stoßt, hat sie das Prinzip, daß der Bauer der Herr seines Landes sein müsse und nicht durch dasselbe der Knecht des Mir bleiben dürfe, zu ihrem eignen gemacht. Besonders bemerkenswert war in dieser Beziehung die Rede, die der Premierminister Stolypin bei der Beratung des Agrargesetzes in der Duma am 18. Dezember 1908 gehalten hat. Er rief den Abgeordneten zu, daß alle Anstrengungen der Regierung auf die Hebung der produktiven Kraft des Landes durch die individuelle Arbeit des Einzelbesitzers gerichtet sein müßten, und daß solche Einzelbesitzer ebenso notwendig für die Erneuerung des Staates auf monarchischen Grundlagen wie als Bollwerk gegen revolutionäre Bewegungen seien. Es komme darauf an, das Volk von seiner Armut, Rechtlosigkeit und Unwissenheit zu befreien; der Versuch, die Vormundschaft über 90 Millionen Menschen auszuüben, habe vollständiges Fiasko gemacht. Da, wo die individuelle Entwicklung des Bauern einen gewissen Fortschritt zeige, der Gemeindebesitz sie aber einschränke, müsse dem Bauern die Möglichkeit gegeben werden, frei über sein Besitztum zu verfügen. Einschränkungen wären nur für Kranke und Entartete zu treffen, soweit es sich um deren Stellung unter Vormundschaft und Unteilbarkeit der Grundstücke handle. Deshalb habe die Regierung den Mut gehabt, auf dem Verwaltungsweg das Agrargesetz einzuführen, das nicht für Schwache und Trinker, sondern für Starke und Vernünftige bestimmt sei, und durch das bereits 3½ Millionen Desjatinen in den Einzelbesitz von Bauern übergegangen seien.

Auch der Verfasser spricht sich sehr günstig über die Eigenschaften der russischen Bauern und den guten Einfluß aus, den das Vorgehen der Regierung bereits auf sie gehabt habe. Sie seien freimütig, durch die Gemeindeverfassung an den Gedanken der Gleichheit aller gewöhnt, gutherzig, frohsinnig und von bewundernswerter Unternehmungslust, praktisch und dem Väterchen Zar, den sie als von den Beamten schlecht unterrichtet und betrogen ansehen, treu ergeben. „Dennoch lag die Gefahr nur, daß die Bauern, die (durch die Nationalisten und Sozialrevolutionäre irregeleitet) gar nicht mehr wußten, worum sie waren, den Knüppel zur Hand nehmen würden und in Gottes und des Zaren Name und Ehre alle Herren, Juden und Pfaffen erschlagen. Gegen einen allgemeinen russischen Bauernaufstand waren aber alle Greuel des großen deutschen Bauernkrieges und der französischen Jacquerie nur eine Kast-

nachtsposse gewesen. Die Möglichkeit eines Aufstandes mußte die Regierung stets im Auge behalten. Daher mußte sie schleunigst nach Maßregeln suchen, um die Bauern zu beruhigen."

Man braucht nicht in allen Punkten mit dem Verfasser überein zu stimmen, aber gewiß ist es richtig, daß der Bauernstand als solcher fest am Zaren hält, und daß gerade deshalb die Versuche der Revolutionäre, ihn zum Abfall von demselben zu bewegen, mit großer Energie und „teilweise mit Mitteln betrieben wurden", die, wie der Verfasser sagt, derart waren, „daß sie den Abscheu jedes anständigen Menschen hervorrufen müssen". Unter den Verhältnissen mußte die Regierung mit einer Entschiedenheit eingreifen, die im Auslande oft eine falsche Beurteilung erfahren hat. Eine schnelle und scharfe Repression mußte die wirksamste und daher die beste sein, und daß die Regierung trotz derselben ein richtiges Gefühl und Verständnis für die Bedürfnisse des Bauernstandes hat, geht aus den von ihr seitdem ergriffenen Maßregeln hervor. Daß diese keinen unmittelbaren Erfolg haben können, ist nicht zu verwundern, schon der räumliche Umfang des russischen Reichs muß es unratsam erscheinen lassen, den Maßstab europäischer Verhältnisse an die Beurteilung russischer Regierungsmaßregeln zu legen. Die abfällige Behauptung, daß viele russische Fabriken nur durch Regierungsaufträge beständen und bestehen könnten, ist ein solches Zeichen des Mangels an Verständnis. Daß das russische Reich schon heute ein nicht unbedeutender Markt für die Erzeugnisse fremder Industrien ist, wird niemand bestreiten; daß das Bedürfnis und die Kauflust mit steigendem Wohlstand wachsen müssen, liegt auf der Hand, und daß die Regierung versucht, die Bedürfnisse des Landes durch eigene Industrie decken zu lassen, ist vom wirtschaftlichen Standpunkt aus durchaus richtig und verständlich. Trotz allem, was über den wirtschaftlichen Rückgang Rußlands gesagt und geschrieben wird, scheint der Wohlstand des Landes, wenn auch langsam, zu steigen, wofür die Zunahme der Beträge der Einzahlungen bei den Sparkassen wie der Einleger als Beweis angeführt werden kann. Jedenfalls ist es der schlechteste Dienst, den die Sozialrevolutionäre ihrem Vaterlande erweisen können, wenn sie dessen wirtschaftliche Entwickelung durch Ausstände und Angriffe auf die fremden Leiter der einheimischen Fabriken hindern oder aufhalten.

Es fehlt leider an Raum, um diese und manche andre Frage, die das Buch Dr. Schlesingers und die Zustände in Rußland anregen, eingehender zu behandeln; aber zwei Punkte müssen doch erwähnt werden. Der eine ist die Schwierigkeit, die die Regierung gehabt hat, eine arbeitswillige und arbeitsfähige Volksvertretung zu erhalten; der zweite die, wenn auch verminderte Tätigkeit der revolutionären Propaganda in Rußland. Die erste Duma war eine durchaus revolutionäre, in der die herrschende konstitutionelle Partei, auch Partei der Volksfreiheit genannt, offen mit den früher geheimen revolutionären Gesellschaften paktierte und ein parlamentarisches Regime, also gerade die Herrschaft der Revolutionäre, herbeizuführen suchte. Die von ihr eingebrachten Gesetzentwürfe, besonders der des Landgrundgesetzes, zeigen, wie weit sie von dem Verständnis der praktischen Lösung solcher Fragen entfernt blieb. So war denn, abgesehen von zentrifugalen Tendenzen der Polen und andrer Völkerschaften, auch die Veranlassung zur Auflösung der ersten Duma der Aufruf derselben an das Volk gegen das von der Regierung veröffentlichte Agrargesetz. Infolge dieses revolutionären Vorgehens ward die erste Duma am 8. Juli 1906 aufgelöst; die zweite traf am 16. Juni 1907 ein gleiches Schicksal. Die äußere Veranlassung hierzu war die Weigerung der Mehrheit, ihre Zustimmung zur zeitweiligen Ausschließung von den Sitzungen von 55 der sozialdemokratischen Fraktion angehörigen Abgeordneten und zur Verhaftung von 15 derselben wegen Zugehörigkeit zu einem revolutionären Geheimbunde zu geben. Indessen hat der Verfasser wohl nicht unrecht, wenn er meint, daß „die Unbildung und Unreife der größeren Hälfte der Abgeordneten fruchtbare Arbeit geradezu unmöglich gemacht habe". Erst die dritte nach einem abgeänderten Wahlgesetz gewählte Duma hat, wie ihr Präsident Chomjakow in seiner Antrittsrede versprach, dazu mitgewirkt,

Rußland den innern Frieden wiederzugeben und eins mit dem Zaren auf der Grundlage der neuen Staatsform die gesetzgeberische Tätigkeit auszuüben.

Die Frage der revolutionären Tätigkeit der äußersten Parteien und der ihnen angehörigen Individuen ist schwerer zu behandeln. Wenn bei und in dieser Organisation unzweifelhaft mancher vielleicht nicht ganz unberechtigter persönlicher Grimm zum Austrage kommt, wenn ehrliche überzeugungstreue Fanatiker in ihr eine Rolle spielen, so läßt sich auf der andern Seite nicht in Abrede stellen, daß viele der beteiligten Personen ihrem Alter, ihrer Bildung und ihrem Vorleben nach als ganz unreif für jede politische Tätigkeit bezeichnet werden müssen. Das trifft vielfach auch für die bei der politischen Propaganda tätigen Frauen zu, auf die die Anschauungen ihrer männlichen Genossen einen geradezu faszinierenden Einfluß auszuüben scheinen. Was aber mehr als alles andre, nicht an der organisatorischen Fähigkeit der russischen Revolutionäre, Verschwörungen anzustiften und Komplotte auszuführen, wohl aber an ihrer Befähigung, staatliche und wirtschaftliche Reformen zu erfassen und zu gutem Ende zu führen, zweifeln läßt, ist, daß die Partei, der sie angehören, seit 50 Jahren auf demselben Punkte steht und nicht ein schöpferischer Gedanke aus ihr hervorgegangen ist. Wie ihre Vorgänger Rußlands Niederlage im Krimkriege herbeisehnten und mit Freuden begrüßten, haben die heutigen Epigonen das im russisch-japanischen Kriege getan, obgleich das Wort, daß ein Volk verloren sei, das keinen gesunden nationalen Egoismus besitze, von einem ihrer Gesinnungsgenossen stammt: heute wie gestern sehen sie ihre Aufgabe nur im Zerstören und glauben und erwarten, daß politisches Leben neu aus den von ihnen geschaffenen Ruinen blühen werde. Auch in der Natur ist das nicht der Fall: nur Dornen und Unkraut wachsen auf Ruinen, und es bedarf langer, geduldiger, harter Arbeit, bis an ihrer Stelle Getreidefelder und Blumengärten entstehen. Denjenigen, die sich in leichter, unterhaltender Weise belehren wollen über Theorien und Taten der extremsten Partei, und wie sie selbst auf ein edles Gemüt berückend zu wirken vermögen, seien die „Memoiren eines Idealisten" empfohlen, die sie manches von dem, was in Rußland geschehen ist, in richtigerem Lichte als vorher sehen lehren dürften.

M. v. Brandt.

Literarische Rundschau.

Theodor Fontane.

Fontanes Werke. Zweite Serie. Neun Bände. Berlin, F. Fontane & Co. 1909.

Der geschäftsmäßige Ausdruck „Serie" — warum denn nicht „Reihe"? — gibt ein bedenkliches Vorzeichen; und wirklich macht die Ausgabe trotz der verschiedenen hübschen Porträts (das von Fontanes Mutter ist ganz reizend, und in dem Schattenriß des Vaters ist der Sohn merkwürdig deutlich zu erkennen) einen unfreundlichen Eindruck. Kein Geleitwort führt uns hinein; die Tätigkeit des Herausgebers hat sich darauf beschränkt, die Bände in einer einigermaßen chronologischen Folge (die aber am Schluß in die Brüche geht) wieder abzudrucken. Der Band „Aus dem Nachlaß" blieb in seiner ungefügen Notbau-Verfassung, und nicht einmal die Gedichte der Nachlese wurden dem ersten, die Gedichte enthaltenden Band zuerteilt. „Von vor und nach der Reise" gehört durchaus in die erste „Serie" und humpelt hier nach, wie um mit dem verstimmten und verstimmenden Aufsatz über das Berlinertum einen ungünstigen Abschluß zu bilden. Die feierlichen Bratenröcke der schwarz und gold gebundenen neun Bände sehen auch nicht aus, als seien sie gerade diesem Dichter angepaßt. All dies hätte mit Leichtigkeit etwas anmutiger gestaltet werden können.

Indes wollen wir uns freuen, daß wir wenigstens nun so ziemlich das ganze „Werk" Fontanes beisammen haben. Zwar fehlen noch beträchtliche Stücke: die umfangreichen Kriegsberichte, die charakteristische Novelle „Tod und Locke" aus der „Argo"; vor allem die Briefe außerhalb des Familienkreises, die wohl aber noch folgen sollen. — Mehrere Werke (wie die im vierten Band „Aus England und Schottland" vereinigten) lagen in Neudrucken vor; aber der prächtige „Scherenberg" (einer meiner Lieblinge) und die „Londoner Theater" waren vergriffen. Nun hat man alles bequem zur Hand. Und schließlich — wie es geordnet ist, das läuft ja nach Fontanes eigner Meinung auf den Unterschied des Teilenprinzips vom Schalenprinzip hinaus . . .

Der ersten Reihe gegenüber, den „Romanen und Novellen", lassen sich die vorliegenden Schriften als „Autobiographische" bezeichnen. Zur Not paßt das auch auf die Skizzen „Von vor und nach der Reise", unbedingt aber auf die beiden Bücher über das Londoner und Berliner Theater. Nur ist es mit dem „Autobiographischen" bei Fontane eine eigene Sache. Er hat selbst gemeint, man könne etwas auch bei andern erleben; und vielleicht war dies für ihn die wichtigste Art des Erlebens. Wer zwischen den Zeilen seiner prächtigen „Kinderjahre" von dem schweren Kampf des zwischen Vater und Mutter gestellten Kinderherzens liest, wer sich die intimsten Gedichte oder Briefe gegenwärtig hält, der wird gewiß nicht bezweifeln, daß Fontane auch des eigenen tiefen Erlebnisses fähig war. Aber —

er scheute es ein wenig; es war an den Romantikern und ihren Epigonen allzuviel Larm mit Gefühlen gemacht worden. Die tiefsten Erschütterungen schüttelte er so wenig ab wie die angenehm oberflächlichen; aber was dazwischen lag, das „ließ er von den andern machen". Denn dann erst kam seine stärkste Leidenschaft zu ihrem Recht: die des individuellen Beobachtens. Wie Adolf Menzel, mit dem man ihn so oft und unter so verschiedenen Gesichtspunkten verglichen hat, ward er nie müde, abzuzeichnen, auch das scheinbar Unbedeutendste abzuzeichnen, — wie Menzel nicht, um es einfach wiederzugeben (was dem großen Meister nur radotierender Unverstand nachsagt), sondern um es verständlich zu machen. So ward er in seiner Weise „ein großer Gelehrter", wie Böcklin ironisch Menzel benannte — der Besitzer eines ungeheuren Schatzes an psychologischen Kenntnissen. Seine Erfindungsgabe ist gering, unendlich geringer als die seines Malerfreundes; seine Kombinationsgabe ist unerschöpflich und von dem sichersten Stilgefühl geleitet. Denn Stil ist ja Sinn für das Wesentliche, für das Charakteristische; und nur der geschworene Pathetiker kann glauben, daß die wesentlichen Charakterunterschiede der Durchschnittsmenschen sich in ihrem Verhältnis zu Gott, Freiheit, Vaterland offenbaren. Nein, darin zeigen sie sich, wie Fontane mit seligem Überlegenheitsgefühl feststellt, daß zwei französische Leute aus dem Volk sich eine halbe Stunde lang mit „je vous jure" und „je vous assure" herumstreiten, wo unsre Landsleute eben längst über die Flüche herausgekommen waren . . .

Fontane fühlte sich groß als Causeur. Mit Recht; weil er, wie alle großen Plauderer, viel mehr als ein großer Plauderer war. Was sind denn diese Causerien anders als immer neue Beleuchtungen merkwürdiger Einzelheiten und fast ebenso merkwürdiger Allgemeinheiten? Improvisationen von Weltweisheit und Menschenkenntnis, die auf kunstvoller Kombination unzähliger Einzelbeobachtungen beruhen? Unermüdlich hat Fontane beobachtet, gehört, gefragt; und wenn er erzählt, erzählt er vor allem sich, weil er nie genug hören kann von den Menschen (von der Natur hat er eher genug!). Eine so unersättliche Freude am Leben als einer Gelegenheit, interessante Dinge zu erfahren, hat vor Nietzsche niemand gekannt. Die Todesgefahr, in der sich der Kriegsgefangene befand, wird ihm eine Gelegenheit zur psychologischen Selbstbeobachtung, wie Goethe der Kommandeur von Sengay; jede Theateraufführung ist ein Mittel, nicht Poesie zu studieren, sondern Menschen kennen zu lernen. Der genaueste physikalische Apparat, liebte Goethe zu sagen, ist der Mensch; — Fontane war ein selbstregistrierender psychologischer Apparat geworden — und doch selbst dies, zum ewigen Ruhm seines gütigen Wesens, ohne daß die Kraft des Mitempfindens je darunter gelitten hätte!

Richard M. Meyer.

μς. **Die Bücher der Bibel.** Herausgegeben von F. Rahlwes. Zeichnungen von E. M. Lilien. Erster Band. Braunschweig, George Westermann. 1908.

Der Verlag unternimmt es in kühnem Mut, eine „Klassiker Ausgabe" der Bibel zu schaffen, wie sie bisher — trotz der ungeheuren Zahl von Bibelausgaben — tatsächlich fehlt. „Der Text wird in guter, moderner deutscher Übersetzung gegeben; für das Alte Testament wesentlich nach Heinrich Reuß, doch mit Änderungen, die der besondere Zweck dieser Ausgabe und der Fortschritt der Forschung forderte. Hierbei wie bei den kurzen, über Inhalt, Wert und Zeit orientierenden Einleitungen will Rahlwes nicht eigenes bieten: er bekennt, „den hervorragendsten Fachgelehrten" gefolgt zu sein. Die Bücher sind nach der literarischen Zusammengehörigkeit in Gruppen geteilt; die übliche Ordnung ist also verlassen. Außer den Einleitungen ist keine Erklärung gegeben; eine Bibelausgabe, nicht ein Kommentar sollte werden. Gedruckt ist der Text in stattlich großer Antiqua (Woellmer-Antiqua). Deutsche Lettern hätten wir für die deutsche Bibel vorgezogen: aber die Wirkung der gewählten Schrift auf dem wundervoll kräftigen und in der Färbung sehr angenehm abgestimmten Papier ist vorzüglich. Sie wird unterstützt durch die übrige glänzende Ausstattung; der sonst sehr gelungenen Einbanddecke könnte man vielleicht eine etwas andre Tönung wünschen. Vor allem aber prägen die Zeichnungen die Sonderart dieser Bibelausgabe: Bilder, Vignetten, Umrahmungen, dekorative Leisten, Kopfleisten, Schlußleisten in Fülle — alle von einer Hand, aus einheitlicher Konzeption geboren. Schon nach dem ersten Band wird man sagen dürfen, daß die durchaus originale, alle Tradition der Bibelillustration überwindende Kunst Liliens dem Werk einen bedeutenden Wert verleihen wird. Z. B. die ganz einfach gehaltene, dreifach verschiedene Umrahmung des sog. „Segens Moses" wirkt sehr gut; die Heraushebung poetischer Stücke durch solche Leisten belebt und erfreut. Bedeutender sind natürlich die Bilder; je mehr die Individualität des Künstlers in ihnen zum Ausdruck kommt, um so eher wird freilich auch manchmal Widerspruch einsetzen. Realistische Auffassung ist mit phantasievoller Intuition wunderbar verbunden; aber auch die Symbolik wird genutzt, und gelegentlich tritt eine gewisse Neigung zu großen stilisierenden Formen auch in den Bildern zutage; eigenartig und höchst interessant ist die Gesamtleistung. Aber jedes einzelne Betrachten sei aufgeschoben, bis das mächtige Werk weiteren Fortschritt genommen haben wird; zehn Bände soll es umfassen, von denen sieben das Alte Testament, einer die Apokryphen, zwei das Neue Testament bieten werden. Wie wird sich Lilien zum Neuen Testament stellen? Wie wird er die Person Jesu zu zeichnen wissen? Wie wird die Übersetzung des Neuen Testaments gelingen? Nicht ohne Spannung warten wir auf die praktische Antwort, die Herausgeber und Zeichner auf diese Fragen geben werden. Inzwischen sei mitgeteilt, daß das Werk in Lieferungen erscheint; jeder Band in 5—7 Lieferungen. Die Bestellung auf die Lieferungsausgabe verpflichtet zur Abnahme des Ganzen; jeder Band aber ist einzeln käuflich. Es handelt sich also um ein Unternehmen, dessen Anschaffung nicht jedermann möglich sein wird; um so mehr müssen alle, denen sie möglich ist, sich seine Förderung angelegen sein lassen.

7. **Grundlagen der Philosophie des Geisteslebens.** Von Dr. Rudolf Eisler. Philosophisch-soziologische Bücherei. Bd. VI. Leipzig, Klinkhardt. 1908.

In dem vorliegenden Buche hat sich der Verfasser, wie er in der Vorrede sagt, eine zweifache Aufgabe gestellt. Erstens hat er den Versuch unternommen, die fundamentalen Denkmittel, die den verschiedenen Geisteswissenschaften gemeinsam angehören, sowie die den letzteren eigentümliche Betrachtungs- und Erkenntnisweise kritisch zu untersuchen. Zweitens hat er das Wesen und die Gesetzlichkeit des geistigen Seins und Geschehens einer eingehenden Betrachtung unterzogen, wobei es ihm besonders angelegen ist, das Eigenartige des Psychischen im Unterschiede vom Physischen festzustellen; zu zeigen, wie sich höheres Geistesleben von niederem abgrenzt, welche die Grundfaktoren des Geteslebens sind, wie sich die geistige Entwicklung gestaltet usw. Das geistvolle und interessante Werk ist somit doppelt wertvoll: einerseits als Beitrag zur Methodenlehre des Geisteslebens, anderseits als zusammenfassende Darstellung alles dessen, was für eine Grundlegung der Geistesphilosophie in Betracht kommt. Es enthält überdies die Elemente zu einer philosophischen Psychologie, zur Kultur-, Sozial- und Geschichtsphilosophie sowie zur Ethik. — Wir verweisen als besonders lehrreich auf die Abschnitte, die von der Realität des Geisteslebens, Geist und Körper usw. handeln, und in denen der Autor die Lehre vom psycho-physischen Parallelismus in dem Sinne vertritt, daß die psychische Organisation sich ihm nicht als Organismus neben dem Physischen darstellt, sondern vielmehr als das Innensein, die unmittelbare Erfassung derselben Organisation, deren Sein und Wirken im Leibe zu objektivem Ausdruck gelangt. Das Psychische ist ihm „primäre Wirklichkeit" — die Naturentwicklung folgerichtig Sichtbarkeit einer an sich psychischen und geistigen Evolution. Eislers Werk schließt sich in durchaus würdiger Weise den früheren Bänden an, die Namen von Denkern wie W. James, A. Fouillée, Dürckheim, Guyau u. a. m. aufweisen.

αφ. **Gesammelte Aufsätze** von Adolf Hildebrand. Straßburg, Heitz & Mündel. 1909.

In seinem „Problem der Form", das nun schon in sechster Auflage vorliegt, hat der große Plastiker die ganze Summe seines künstlerischen Erlebens und seiner künstlerischen Erfahrung niedergelegt. Die „Gesammelten Aufsätze" dagegen knüpfen durchweg an eine aktuelle Frage oder ein augenblickliches Geschehnis an. Da ist es überraschend, zu sehen, wie jeder solche Anstoß fruchtbare und eigenartige Ideen in Hilde-

[illegible] künstlerische Natur gewirkt hat. Bei der Nachricht, daß inmitten eines Hains wie die eines Burgen [illegible] Königs Umberto ein Denkmal errichtet werden soll, findet er [illegible] die treffenden Worte, um darzutun, wie wenig [illegible] Denkmäler zu einem Ort paßt. Er sieht im naturhistorischen Museum zu Florenz einen Fall, wie die Natur ein Geschöpf durch dessen [illegible] Anpassung an die Umgebung „unsichtbar" macht, und alsbald drängt sich ihm der „Schatz von Wirkungsmitteln" auf, den die Kunst, gleichfalls im Anschluß an die Natur, besitzt, um ein malerisches Gebilde plastisch fühlbar zu machen. Eine Abendunterhaltung mit Friedrich Naumann über soziale Probleme genügt, ihn zu einer Betrachtung zu veranlassen über das, was den meisten heutigen Arbeitern fehlt — nämlich die Freude an der Arbeit selbst — und über die Möglichkeit, dem abzuhelfen. Ebenso wie in seinem Aufsatz ist auch in den beiden „Aus Natur- und Kunst" und über „Das Münchner Künstlertheater" die Diagnose vorhandener Übel tadellos richtig gestellt; was die Heilmittel betrifft, so will Hildebrand selbst nichts weiter als die Anregungen geben, auf denen andere fußen können. Die beiden umfangreichsten Aufsätze behandeln Probleme der Architektur — der Kunst, die mit der Plastik am innigsten verbunden, auch dem Empfinden Hildebrands am nächsten steht. Sowohl die Ausführungen: „Über die Bedeutung von Größenverhältnissen in der Architektur" wie noch mehr der „Beitrag zum Verständnis des künstlerischen Zusammenhangs architektonischer Situationen" sind von großer Bedeutung für die bauliche Entwicklung unserer Zeit. Die Einleitung zur letztgenannten, durch geschmackvolle Beispiele erläuterten Abhandlung sollte von allen Stadtvätern und Kunstbeiräten so gut wie von den Baukünstlern [illegible] gelesen und beherzigt werden. Indessen ist der gesamte Inhalt des Bändchens ein so allgemein interessanter und die Darstellung [illegible] so unmittelbar wirkender Frische, daß nicht nur Fachleuten, sondern allen wirklich Gebildeten die Lektüre dringend empfohlen werden kann.

M. **Les Detours du Cœur.** Par Paul Bourget. Paris, Plon. 1908.

Der letzte Beitrag aus des gefeierten Romanschriftstellers unermüdlicher Feder sind kürzere Erzählungen, ein rundes Dutzend, die seinen Lesern und vor allem ihm selbst eine Kulturstudie nach der andern den Problemen gewähren, [illegible] deren Lösung [illegible] Pariser Gesellschaft gestellt hat. Sich von dieser Gesellschaft selbst zu trennen, vermag er nicht mehr. Mögen sie sich noch so sehr gegen seine Lehren und die Folgerungen, die er fordert, ihm verwahren, seine schönen Sünderinnen sind und bleiben ihrem Sittenrichter unentbehrlich. Er und seine Dichtung [illegible] ihrer eigentlich [illegible] ihre [illegible] ihren [illegible] ihre [illegible] Wie wohl es ihnen will, erzählt uns Bourget, mit der er es so ungleich [illegible] Dichterin ist. Seine Verbindung [illegible] Vorteil [illegible] Verderben [illegible] Paul Bourget geht diese Frauenwelt vertrauend zur Beichte, denn sie weiß, daß er sie lossspricht trotz allem. Wo er einmal anders verfahren und richten will, glauben wir es ihm nicht. Eine junge Frau, von der Schwiegermutter der ersten Verirrung geziehen, macht von der Gegenwaffe Gebrauch und erzählt der älteren Dame die Geschichte ihrer eigenen Vergangenheit. Daran soll diese noch in derselben Nacht gestorben sein! Sie lebt sicher heute noch und liest eine der besten Erzählungen des vorliegenden Bandes, „La Parole donnée", mit dem gleichen Vergnügen wie wir selbst. Sie enthält keine Anspielungen auf tägliche Vorkommnisse an der Seine, sondern die Geschichte der Anarchistin, deren Meuterschuß gegen einen harmlosen Touristen noch in trauriger Erinnerung ist: „l'industrie nationale", wie, nebenbei bemerkt, Paul Bourget treffend genug die kosmopolitische Touristenwelt der Schweiz bezeichnet.

gu. **Stieß-Kandidat.** Roman aus grauer Vergangenheit des Oberlehrerlebens. Von Wilhelm Arminius. Zwei Bände. Berlin, Gebrüder Paetel. 1908.

Der wilden Flut von schul- und lehrerfeindlichen Romanen und Dramen mußte endlich doch wieder eine oder die andre freundlichere Schilderung von Lehrerglück und Lehrerelend folgen. Dabei ist es merkwürdig, wie gewisse Motive sich in den Vordergrund drängen: Arminius „Stieß Kandidat" und Michalskis „Sieg der Starken" (Berlin, Wedekind & Co. 1908) berühren sich bei völliger Unabhängigkeit in der Zeichnung gewisser Charaktere wie des gutmütig schwachen Direktors; gewisser Züge, wie der empfindlichen Beziehungen zwischen Gymnasium und Stadtregiment; gewisser technischer Mittel, wie der steckbrieflichen Schilderung der Schulkollegen. — Das Buch von Arminius ist in der Tonart „gedämpfter Raabe" gehalten. Die Umwandlung des Welteroberers in den Philister ist der Grundgedanke, wobei dem liebenswürdigen Einfluß einer hübschen Serena Reihenschlager die letzte Hand bleibt. Auf Veranschaulichung von Milieu und Skizzierung von Lehrertypen wird mehr Gewicht gelegt als auf die Handlung. Ein gutmütiger Humor läßt die Schrullen der vielgeplagten Lehrer als unentbehrliche „Schwimmblasen" ihrer Existenz erscheinen; der Pösewicht des Kollegiums, den Michalski mit größtem Interesse zeichnet, fehlt. So ist das Buch vielleicht geeignet wenigstens einige unsrer antigymnasialen Besserer, wenn nicht zu bekehren, doch zu erweichen!

ea. **Maxim Gorki, seine Persönlichkeit und seine Schriften.** Von Rudolph Meincke. Hamburg, Otto Meißner. 1908.

Man hat gelegentlich der Jugendentwicklung von Rousseau oft darauf hingewiesen, daß wir Durchschnittsmenschen die Vorzüge einer geregelten Schulbildung erkaufen mit Einbuße an Originalität und geistiger Selbständigkeit. Was wäre wohl aus Rousseau, was selbst aus Goethe geworden, wenn sie, wie wir, erst drei bis vier Jahre einer Vorschule und dann noch acht bis [illegible] Jahre eines Gymnasiums die Schulbänke

gedrückt hätten? Diese Frage kann uns wohl kommen, wenn wir in der Jugendentwicklung des neuen russischen Rousseau, des Dichters Gorki, uns von dem Hamburger Pastor zu S. Nikolai, Dr. Rudolph Meincke, erzählen lassen, wie Rußland einen seiner bedeutendsten Dichter der Gegenwart von der Landstraße erhalten hat. Der im März 1848 in Nishnij Nowgorod geborene Poet, der mit seinem „Nachtasyl" einen der größten dramatischen und literarischen Erfolge der Gegenwart erzielte, hat nur ganz kurze Zeit eine Elementarschule besucht, war Küchenjunge und Tünchergeselle und hat seine ersten literarischen Unterweisungen von dem Koch eines Wolgadampfers erhalten, weil er „kein Geld hatte, sich Bildung zu kaufen". Auf der Landstraße, als Holzhacker, als Gepäckträger hat er Jahre zugebracht in Gesellschaft von verwahrlostem Gesindel oder von „gewesenen Leuten". Für manchen, sagt Gorki selbst, liegt in dem Stromerleben eine magische Anziehungskraft, die ihn nicht wieder losläßt; ihn hat sein Talent, sein Hunger nach Bildung emportauchen lassen, denn er besaß das, was nach Goethe den Dichter ausmacht, ein lebendiges Gefühl der Zustände und die Gabe, das auszudrücken. Mit Rousseau teilt er den lebendigen Naturſinn, und seine Bilder wirken auf uns um so gewaltiger, als es eine uns fremde Natur, die der russischen Steppe, des Schwarzen Meers, der baltischen Küste, ist, die er schildert. Meincke hat in glücklicher Auswahl Proben dieser Naturschilderungen in sein Buch eingeschaltet, so daß die Eigenart Gorkis direkt auf uns wirkt, und was er aus dem „Nachtasyl", den verlorenen Leuten, dem Ehepaar Orlow, der Darstellung der russischen Ausfahrt und dem langgedehnten Roman: „Drei Menschen" mitteilt, ist so charakteristisch, daß wir eine klare Kenntnis von der Persönlichkeit des Dichters besitzen, wenn wir das kleine Buch aufmerksam durchgelesen haben. Es ist der Werdegang eines hochbedeutenden Schriftstellers, der hier vorliegt, und die gegebenen Proben zeigen, daß Gorki ein Recht hatte, zu sagen, er habe mit Blut und Galle geschrieben. Meincke nennt ihn einen ungelehrten Lehrer des Volks, dessen Gemütstiefe und Wortglanz noch weithin und lange nachwirken werden. Es hat uns bei der Lektüre angenehm berührt, daß der Hamburger Pastor ein Verständnis dafür hat, daß Naturen dieser Art nicht mit alltäglichem Maßstab gemessen sein wollen, wie ja in Rußland selbst politische Gegner sich dafür bei dem Zaren verwendeten, diesen Schwärmer zu begnadigen, der für seine Tiraden in tyrannos beinahe dem Standrecht verfallen wäre. Auch nach dieser politischen Seite hin ist Meinckes Schrift sehr lehrreich und lesenswert.

ρσ. **In der Fremde.** Dichtungen von Hermann W. Püttmann. Melbourne, McCarron, Bird & Co. 1908.

Es ist ein Gedichtband voll persönlicher Beziehungen zu Eltern, Geschwistern, Frau, Kindern, Enkel und Freunden, der aus der Zerstreuung alles dasjenige sammeln sollte, was den Autor in manchen Stunden geistig und poetisch angeregt und beschäftigt hat. Püttmann, der, aus dem Rheinlande stammend, in jungen Jahren nach Australien ausgewandert ist und dort bis auf den heutigen Tag als treuer Beschützer und Förderer des Deutschtums in der vordersten Reihe steht, hat aber auch in der langen Reihe von Jahren alle großen deutschen Gelegenheiten und Persönlichkeiten in seinem Liede gefeiert und die Begeisterung für sie in der deutsch-australischen Volksgemeinde angefacht und lebendig gehalten. Der Deutsch-Französische Krieg, der alte Kaiser, Bismarck, aber auch Lessing, Schiller, Goethe, die deutsche Märchenwelt geben ihm immer neuen Stoff zu Dichtungen, und herzliche Gefühle und Worte entquillen ihm über das unvergessene deutsche Vaterland. Hinzu treten zu diesen Dichtungen mancherlei Übersetzungen aus dem Deutschen, dem Englischen, dem Französischen, so daß dieser Gedichtband uns den Autor als warmherzigen, geistvollen und tätigen, kurz, echt deutschen Mann in der Ferne erscheinen läßt.

γ. **Deutsche Seebücherei.** Erzählungen aus dem Leben des deutschen Volkes zur See. Altenburg i. S., Stephan Geibel. 1908.

Von diesem schmuck ausgestatteten Unternehmen liegen uns vor Band 18—20, die die preußischen Expeditionen in Japan (1860—61), in China (1861) und Siam (1861—62) behandeln. Professor Otto Richter in Godesberg hat die Bände nach den großen amtlichen Darstellungen bzw. nach amtlichen Quellen verfaßt, und man darf es aussprechen, daß er seine Aufgabe einer populären, das Wesentliche klar heraushebenden Darstellung gut gelöst hat. Der Zustand der genannten Länder und ihre Beziehungen zu den Europäern treten in ein helles Licht: und da der ferne Osten heute mehr als je für uns von Bedeutung, so ist die Lektüre der Bände nicht bloß unterhaltend, sondern auch lehrreich. Was besagt es doch, wenn wir Band 19, 129, lesen, daß der chinesische Statthalter, dessen Gast Graf Eulenburg war, von den stärksten Schlägen eines elektro-magnetischen Rüstzeugs, die jedem Europäer Zuckungen bereiteten, wenig Wirkung verspürt: er hielt die Kolben ganz ruhig und gefiel sich darin, den Versuch zu wiederholen. Wie der Körper des einzelnen Chinesen nicht die feinen Nerven des Europäers hat, so ist das ganze Volk und Reich: schwer beweglich, zäh, allen Einwirkungen leicht widerstehend. Bei der japanischen Expedition ist von Interesse, daß damals schon, vor bald fünfzig Jahren, Deutschland auch über See etwas bedeuten wollte, und daß Preußen, indem es den ersten Schritt dazu tat, es als Recht und Pflicht erkannte, die militärische, diplomatische und handelspolitische Vertretung der mit ihm durch gleiche Interessen und Bildung verbundenen Staaten zu übernehmen. Man denkt bei den Gründen, die zur Errichtung des Reichs führten, meist und zunächst nur an die europäischen Verhältnisse und die aus ihnen erwachsenden, der Einheit zudrängenden Motive: hier wird man inne, daß auch das langsam sich ankündigende, aber unwiderstehliche Bedürfnis nach Weltstellung in der Tiefe mitgewirkt hat.

Das Kaiserreich Japan. Von Prof. Dr. Hans Haas. Mit 14 Vollbildern und vielen in den Text gedruckten Illustrationen. Berlin, Hermann Paetel. 1905.

Über Japan, seine Vergangenheit, seinen [illegible] Aufschwung und seine mögliche [illegible] gibt es zahlreiche Unterhaltungen, an denen auch deutsche Autoren [illegible] beteiligt sind. Wer sich rasch und zuverlässig über Japan unterrichten möchte, kann unmittelbar aus den Quellen schöpfen, und deshalb wird Haas' allgemeine Darstellung der japanischen Verhältnisse jedem Leser recht willkommen sein. In wohlgegliederter Ausführung handelt das Buch von den Sitten und dem Charakter der Japaner, von Gewerbe, Handel und Verkehr, von Kunst und Kunstgewerbe, von Sprache, Schrift und Literatur. Ein Abriß der japanischen Geschichte führt zu den heutigen öffentlichen Zuständen in Japan über, wie sie in Verfassung und Parteiwesen, Verwaltung und Politik, Recht und Rechtspflege, Steuer und Münzwesen, Unterrichtswesen, Heer und Flotte erscheinen. Zwei kleinere Abschnitte sind den Deutschen in Japan und den Japanern in Deutschland gewidmet; ein Kapitel über Korea macht den Schluß. Eine zusammenfassende Japankunde, zu der ein gutes Sachregister in jeder einzelnen Frage leicht den Zugang gewährt, ist durchweg auf die besten Quellen begründet, klar geschrieben und anziehend zu lesen. Der Verfasser, ohne sich der Kritik zu begeben, verrät auch denjenigen Grad von Vorliebe oder Neigung zu dem Stoffe seines Buches, ohne den es seine Arbeit nicht in Angriff genommen hätte; es ist kein Zweifel, daß dieses Buch eine Lücke füllt und seine Wirkung tut, wozu auch [illegible] beitragen werden.

Voyage au Thibet, de Pékin aux Indes. Par le comte de Lesdain. Paris, Plon. 1905.

Ein junger französischer Graf hat mit seiner zwanzigjährigen Frau 1901 den Entschluß gefaßt, mit möglichst wenig Gepäck, d. h. mit drei Wagen, einem Koch, einem Pferdeknecht und einigen Kulis, von Peking über Lhasa nach Indien zu gelangen und der Einfachheit wegen überall nur von den Vorräten zu leben, die das durchreiste Land darbiete. Eine Reise, wie sie in dieser Art noch niemand gewagt hatte; sie gelang trotz mancher Strapazen glücklich, konstatiert, daß die fremde Kleidung nirgends Furcht und Feindseligkeiten erregen konnte, und auch Tibet, das bisher Heiligkeit so mancher unliebsamen mußte, das aber 1904 freilich der Engländer unter Lord Younghusband einmarschieren waren, lieh das tibetische Pferd, dessen Hüfter dem zierlichen Bändchen beigegeben sind, durch seine rauhen Hochflächen ziehen. Der Dalai Lama war übrigens schon damals mit nur drei Begleitern vor den Engländern entflohen; auch ließ er Brief [illegible] liefen und zog von Norden über Litang und Batang nach Darjeling und Kalkutta. Die Erzählung ist einfach, anziehend und ohne eine Spur von Prahlerei; eine gute Karte ermöglicht es, der Reise mit geographischem Verständnis zu folgen.

Unsre Kolonien. Von Dr. Heinrich Schnee. Leipzig, Quelle & Meyer. 1905.

Unter den vielen Schriften über unsre Kolonien nimmt dieses Bändchen der Sammlung „Wissenschaft und Bildung" einen beachtenswerten Platz ein. Sein Verfasser ist vortragender Rat im Reichskolonialamt, also in hohem Maße sachverständig: das Augenmerk ist vor allem darauf gerichtet, die wirtschaftlichen Verhältnisse unsrer Kolonien dem Leser übersichtlich und verständlich zu machen. Ein allgemeiner Teil unterrichtet über die Erwerbung der Kolonien, über die Eingeborenen, die wirtschaftliche Entwicklung, Verwaltung, Rechtsprechung, Missionen; ein besonderer Teil nimmt eine Kolonie um die andre besonders vor. Der Verfasser hat einen positiven Standpunkt zur Frage der Kolonien; ohne übertriebenem Optimismus zu huldigen, ist er von ihrem hervorragenden Wert für unsre Volkswirtschaft durchdrungen; sie werden uns mit ihrer steigenden Nutzbarmachung von einer schweren Tributpflicht befreien, die wir jetzt noch dem Ausland gegenüber tragen.

Innocent IV. Les royautés vassales du saint-siège. Par Achille Luchaire. Paris, Hachette. 1905.

Mit diesem fünften Bande schließt Luchaire die Reihe seiner Studien über die politische Tätigkeit des großen Papstes ab. Unter den Vasallenstaaten versteht er Portugal, Castilien, Leon, Aragon, Ungarn, Bulgarien, England; Portugal war von Anfang an von seinen ersten Herrschern als Lehen des apostolischen Stuhles anerkannt worden; Alfons I. hatte sich zu einem jährlichen Tribut von hundert Goldstücken verpflichtet; Aragon geriet in dieselbe Stellung; Johann von England erhielt in der Geschichte den Namen Jean sans terre, weil er nach langem Kampfe 1213 seine Krone in die Hände des päpstlichen Legaten niederlegte, sich zu einer Abgabe von 1000 Pfd. Sterling an den Papst verpflichtete und sich ausdrücklich als Vasall des heiligen Petrus bekannte. In den andern genannten Ländern greift Innocenz ebenfalls mit dem Nachdruck eines obersten Herrn ein und verwirklicht so den Gedanken Gregors VII. von der Weltherrschaft der Päpste, was Luchaire in die Formel impérialisme pontifical kleidet. Nur Philipp August von Frankreich erwehrt sich der römischen Ansprüche, und wo er nachgab, wie in der Wiederannahme seiner aus unbekannten Gründen gleich nach der Hochzeit verstoßenen dänischen Gemahlin Ingeborg, geschah es aus politischen Gründen, nicht aus Furcht vor Rom; er wollte 1213 England erobern und brauchte dazu die Hilfe Dänemarks und das Wohlwollen des Papstes. Überblickt man das ganze Werk Luchaires, so kann man ihm nur das höchste Lob zollen und es bedauern, daß er nicht auch noch die rein kirchliche Tätigkeit Innocenz' IV. zusammenfassend darzustellen gesonnen ist; es wäre das der rechte Schlußstein für seine vorzügliche Leistung.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. März zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Arndt. Erlebtes und Erträumtes. Gedichte von A. Arndt. Leipzig, Hermann Zieger. 1909.

Askew. — The tempting of Paul Chester. By Alice and Claude Askew. Leipzig, Fisher Unwin. 1909.

Beiträge zur deutschen Literaturwissenschaft. Herausgegeben von Prof. Dr. Ernst Elster. Nr. 6. Johann Klaj. Von Dr. Albin Franz. — Nr. 7. Heinrich Heines Beziehungen zu E. T. A. Hoffmann. Von Dr. Wilhelm Siebert. — Nr. 9. Moritz August von Thümmels Roman „Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich". Von Dr. Richard Kyrieleis. — Nr. 10. Theodor Mundt und seine Beziehungen zum Jungen Deutschland. Von Dr. Otto Draeger. — Nr. 11. Theodor Storms Erzählungskunst in ihrer Entwickelung. Von Dr. Hans Eichenkopf. Marburg, N. G. Elwert. 1908.

Below. — Das parlamentarische Wahlrecht in Deutschland. Von Professor Dr. G. von Below. Berlin, Karl Curtius. 1909.

Bertram. Neues und Altes in neuem Gewand. Gedichte von Kurt Bertram. Leipzig, B. Volger. 1908.

Beutler. — Die Reichsbank. Ihre rechtliche Natur und Zweckbestimmung. Von Dr. Robert Beutler. Berlin, Dr. W. Rothschild. 1909.

Bezecny. — Entwurf eines Gesetzes für die im Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder betreffend den Sprachgebrauch im Amte. Von k. k. Regierungsrat Dr. Anton Bezecny. Wien, Manz. 1909.

Black. — A Gypsy Bibliography by George F. Black, Ph. D. Provisional issue. Liverpool, Gypsy Lore Society. 1909.

Bliß. — Das hohe Lied. Roman von Paul Bliß. Berlin, Rich. Taendler. O. J.

Bloesch. — Mein Rom. Wanderungen von Hans Bloesch. Frauenfeld, Huber & Co. O. J.

Borchart. — Der verlorene Sohn. Roman von Elsbeth Borchart. Berlin, Rich. Taendler. O. J.

Böttger. — Die politische Bedeutung der Philosophie von Dr. Richard Bottger. Neue Zeit- und Streitfragen. Herausgegeben von der Gehe-Stiftung. 5. Jahrgang. Heft 8 und 9. Dresden, von Zahn und Jaensch. 1909.

Bourgeois. — Le secret du Régent et la politique de l'abbé Dubois (Triple et Quadruple Alliance, 1716—1718), par M. Emile Bourgeois, professeur à l'université de Paris. Paris, Armand Colin S. A.

Burckhard. — Die verflixten Frauenzimmer. Vier Akte von Max Burckhard. Wien, Hugo Heller & Cie. 1909.

Cussy. — Souvenirs du chevalier de Cussy, garde du corps, diplomate et consul général. 1795 à 1866. Publiés par le Cte Marc de Germany. Tome premier. Avec un portrait en héliogravure. Paris, librairie Plon. 1909.

Demange. — Le livre de désir, histoire cruelle, par Charles Demange. Paris, Mercure de France. 1909.

Deutsche Maler. — Eine Folge von Mappen. I. Claus Meyer. Düsseldorf, Verlag der „Rheinlande". O. J.

Dinclage. — Erbadel. Roman von Fr. Frhr. von Dinclage. Berlin, Rich. Taendler. O. J.

Dippelmann. — Heinrich Furchtegott Dippelmann. Nachgelassene Schriften eines Alpinisten, herausgegeben von Josef Keller. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik. 1908.

Dreyfus. — Essai sur le Béhaïsme. Son histoire, sa portée sociale par Hippolyte Dreyfus. Paris, Ernest Leroux. 1909.

Eichen. — Das alte Lied. Erlebnisse eines Fräulein Mutter. Von E. J. Eichen. Berlin, Curt Wigand. 1908.

El-Correï. — Siehe, es beginnt zu tagen. Die Geschichte einer Menschwerdung. Roman von El-Correï. Berlin, Hermann Ehbock. O. J.

Erdberg. — Weigand & Sohn. Schauspiel von Robert v. Erdberg. Berlin, Karl Curtius. 1908.

Ettlinger. — Literarischer Ratgeber für die Katholiken Deutschlands. Herausgeber Dr. Max Ettlinger. Kempten, Jos. Kösel. 1908.

Friedlieb. — Das Gesetz von der Erhaltung der Substanzintelligenz. Von G. A. Friedlieb. Leipzig, B. Volger. 1908.

Gaulke. — Die ästhetische Kultur des Kapitalismus. Von Johannes Gaulke. Band I der Kultur- und Menschheitsdokumente. Berlin-Tempelhof, Freier literarischer Verlag. 1909.

Geert. — Aquarelliten. Fünf Skizzen von W. Geert. Leipzig, B. Volger. 1909.

Gardung. — Die Proletatstadt. Roman von Victor Gardung. Frauenfeld, Huber & Co. 1909.

Hatvany. — Die Wissenschaft des nicht Wissenswerten. Ein Kollegienheft von Ludwig Hatvany. Leipzig, Julius Zeitler. 1908.

Hovein. — Briefe von Fritz Reuter, Klaus Groth und Brinkmann an Eduard Hovein, veröffentlicht von Prof. Wilhelm Meyer aus Speyer. Berlin, Weidmann. 1909.

Hummel. — Für frohe Stunden. Aufführungen, Spiele und Tänze für Polterabende, Hochzeiten und für sonstige Fest- und Feiertage. Von Marie Hummel. Leipzig, B. Volger. 1908.

Ilgenstein. Preußenspiegel. Studien aus einem Kulturstaat von Heinrich Ilgenstein. 1.—10. Tausend. Berlin, Erich Reiß. 1909.

Jensen. — Sonne und Schatten. Roman von Wilhelm Jensen. Zweite Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1909.

Keppler. — Aus Kunst und Leben. Von Dr. Paul Wilhelm von Keppler, Bischof von Rottenburg. Dritte verbesserte Auflage. Mit sechs Tafeln und 118 Abbildungen im Text. Freiburg, Herder. 1908.

Kittel. — Die deutschen Befreiungskriege. Deutschlands Geschichte von 1806—1815 von Hermann Müller-Bohn, veranlaßt und herausgegeben von Paul Kittel. Bilderschmuck von Prof. Carl Röchling, Prof. Richard Knötel, Prof. Woldemar Friedrich und Franz Stassen. Zwei Bände. Berlin, Paul Kittels historischer Verlag. O. J.

Knortz. — Der Pessimismus in der amerikanischen Literatur. Von Karl Knortz. Wien, Verlag „Sumen". 1909.

Kraft. — Die Liebe in Richard Wagners Musikdramen. Von Ottokar von Kraft. Leipzig, B. Volger. 1909.

Kück-Sohnrey. — Feste und Spiele des deutschen Landvolks. Im Auftrage des deutschen Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege, herausgegeben von Dr. Eduard Kück und Prof. Heinrich Sohnrey. Berlin, Deutsche Landbuchhandlung. 1909.

Lachende Lieder seit anno 1809. Herausgegeben von Julius Bertil. Leipzig, R. Voigtländer. O. J.

Lee. — Ariadne in Mantua. Fünf romantische Szenen von Vernon Lee. Autorisierte Übersetzung aus dem Eglischen von Else Schulhoff. Berlin, S. Fischer. 1909.

Maine de Biran. — L'Anthropologie de Maine de Biran ou la science de l'homme intérieur suivie de la note de Maine de Biran de 1824 sur l'idée d'existence (apperception immédiate, édition cousin) par Pierre Tisserand. Bibliothèque de philosophie contemporaine. Paris, Félix Alcan. 1909.

Matras. — Die Studentenichweiber. Volksschauspiel in einem Vorspiel und vier Akten von Ferdinand Matras. Prag, Carl Bellmann. 1909.

Maugé. — Le rationalisme comme hypothèse méthodologique. Par Francis Maugé. I. L'hypothèse rationaliste et la méthode expérimentale. II. La systématisation dans les sciences. Ses conditions et ses principes. Paris, Félix Alcan. 1909.

Meyer. — Geschichte des Altertums. Von Eduard Meyer. Zweite Auflage. Erster Band. Zweite Hälfte: die ältesten geschichtlichen Völker und Kulturen bis zum sechzehnten Jahrhundert. Stuttgart, J. G. Cotta. 1909.

Morales et réligions. — Leçons professées à l'ecole des hautes études sociales par Allier, Belot, le baron Carra de Vaux, Challaye, Croiset, Dorison, Ehrhardt, de Faye, Lods, Monod, Puech. Paris, Felix Alcan. 1909.

Neurode. — Potpourri. Skizzen und Einakter von Kurt Neurode. Leipzig, B. Volger. 1908.

Palante. — La sensibilité individualiste par G. Palante. Bibliothèque de philosophie contemporaine. Paris, Félix Alcan. 1909.

Parodi. — Traditionalisme et democratie. Par D. Parodi. Paris, Armand Colin. 1909.

Paulhan. — La morale de l'ironie. Par Fr. Paulhan, Bibliothèque de philosophie contemporaine. Paris, Félix Alcan. 1909.

Piobb. — Les mystères des Dieux. Vénus. La déesse magique de la chair. Les mythes de Vénus et d'Adonis. Dogmes de l'attraction universelle et de l'amour humain. Initiation à cotyts, decrets et cypris. Morale de la volupté. Par Pierre Piobb. Paris, H. Daragon. 1909.

Regel. — Der Lorsenschatz. Von Prof. Dr. Fritz Regel. Mit vielen Abbildungen, vier Karten und einem Anhang mit elf Tafeln. Angewandte Geographie. Serie III Heft 6. Halle, Gebauer-Schwetschke. 1909.

Report of the commissioner of education for the year ended June 30, 1907. Volume I. II. Washington, Government printing office. 1908.

Rentz. — [illegible] Von Hans Rentz. Berlin, Verlag der Deutschen Rundschau. 1909.

Rheinische Hausbücherei. — Band 50. Geschichten aus [illegible] Von O. Ernestus. Gedichte von [illegible] Von Max Schmidt. Roman von [illegible] Von Hans Wust. Leipzig, Hesse & Becker. 1909.

Roquette. — Kerkyra. Drama von Henri Roquette. Leipzig, E. Vogel. 1909.

Ruederer. — [illegible]. Komödie in drei Akten von Josef Ruederer. München, Georg Müller. 1909.

Ruge. — [illegible] Von der unteren Donau zum Ägäischen Meer. Reisebriefe von Prof. Dr. Sophus Ruge. Mit [illegible] Karten und Skizzen. Dresden, Verlag von Carl Reißner. 1909.

Salten. — [illegible] Von Felix Salten. Berlin, S. Fischer. 1909.

Schanz. — Zur Psychologie des Examens des droits respectifs de l'aristocratie intellectuelle et de la démocratie sociale. Par Albert Schanz. Paris, Félix Alcan. 1909.

Schönherr. — [illegible]. Bauernroman in vier Akten von Karl Schönherr. Zweite Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta. 1909.

Schoppe. — Die Grube. Trauerspiel in fünf Akten von Karl Schoppe. Berlin, Curt Wigand. 1909.

Schopper. — [illegible] Von Hedwig Schopper. [illegible] Novellen und Skizzen. Mit einem Vorwort von Dr. Ernst Schmid. 4. Auflage. Leipzig, Max Hesse. 1909.

Schrickel. — Eva. Ein dramatisches Gedicht. Von Leopold Schrickel. Leschwitz, Leschwitzer Verlag. 1909.

Schücking. — Der [illegible]. Ein Roman. Von Levin Schücking. Berlin, Carl Duncker. 1909.

Schuler. — [illegible] Von Gustav Schuler. Mit einem Porträt. Leipzig, Max Hesse. 1909.

Schulenburg. — Die Grafen zu Schulenburg. Ein [illegible] von Ernst von der Schulenburg. Berlin, Siegismund & Volkening. [illegible].

Schulte. — [illegible]. Dritter Band. Geschichte der Handelsgesellschaften und Handelsgesellschaftsrechts in neuer Bearbeitung von Dr. [illegible]. Stuttgart, Ferdinand Enke. 1909.

Schuren. — [illegible] Von Gustav Schuren. Berlin, Paul Cassirer. 1909.

Schwertner. — [illegible] Von Hermann Schwertner. Berlin, B. Behrs Verlag. 1909.

Senator. — Krankheiten und Ehe. Unter Mitwirkung hervorragender Fachgelehrter herausgegeben von Prof. Dr. H. Senator und Dr. S. Kaminer. Volksausgabe bearbeitet von Dr. Rud. Fischer. 1. Lieferung. Berlin, Schnellhardt. o. J.

Sofiano. — Griechische Aschenlieder. Kleine Sammlung neugriechischer Gedichte, metrisch ins Deutsche übertragen von Anton D. Sofiano. Berlin, Carl Wigand. 1909.

Sorg. — [illegible] Von Eugen Sorg. Mit einem Porträt. Leipzig, Max Hesse. 1909.

Sorge. — [illegible]. Roman. Hamburg, A. G. Nr. 1909.

Spemann. — Das Museum. Eine Anleitung zum Besuch des Museums [illegible] Kunst. Von Wilhelm Spemann. Herausgegeben von Richard Graul und Richard Stettiner. Mit 16 Lichtdruck-Tafeln. Berlin, W. Spemann. 1909.

Spohr. — [illegible] Von Ernst Spohr. Gedichte von Detlev von Liliencron. Paris, Leipzig, Meyer. 1909.

Stancel. — [illegible] Von Emil Stancel. Berlin, Carl Duncker. 1909.

Stauber. — Vom Kriegsschauplatz der Wiener Hofoper. Das wahre Erbe Mahlers. Kleine Beiträge zur Geschichte der Wiener Hofoper nebst einem Anhang: Dokumente zum Fall Hirschfeld. Von Paul Stauber. Wien, Huber & Lahme. 1909.

Stein. — Gedichte. Von Hans Georg Stein. Berlin, Curt Wigand. 1909.

Steinmeyer. — Schulwahl (und Berufswahl) nach Lehrplan, Befähigung und Berechtigungen. Für Eltern und sonstige Interessenten. Gymnasium / Realgymnasium? Oberrealschule / Reformschule / Von Oberlehrer H. Steinmeyer. Braunschweig, Ad. Hafferburg. 1909.

Stommel. — Der Weg nach Damaskus. Drag sie aus der Gegenwart in vier Akten. Von Gottfried Stommel. Leipzig, Hanne Heiget. 1909.

Straub. — Liederdichtung und Spruchweisheit der alten Hellenen. In Übertragungen von Oberstudienrat Dr. Lorenz Straub. Berlin, W. Spemann. O. J.

Stunden mit Goethe. Herausgegeben von Dr. Wilhelm Bode. Zweiter Band, zweites Heft. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1909.

Supf. — Gedichte aus einer alten Stadt. Von Willi Supf. Heidelberg, Karl Winter. 1909.

Todt. — Vom Leben – Lieben – Leiden. Von Gustav Todt. Berlin, Johann Wagner. 1909.

Tschirsch. — Naturforschung und Heilkunde. Rede gehalten bei der Stiftungsfeier der Universität Bern am 28. November 1908 von Prof. Dr. A. Tschirsch. Leipzig, C. H. Tauchnitz. 1909.

Uellenberg. — Aller- und Jüngstenlieder. Eine Auswahl neuer Gedichte von Curt Uellenberg. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik. 1909.

Unger. — Bunte Betrachtungen und Bemerkungen. Von Joseph Unger. Zweite vermehrte Auflage. Wien, Manz. 1909.

Vecchio. — Diritto e personalità umana nella storia del pensiero. Prolusione al corso di filosofia del diritto nell' università di Ferrara. Di Prof. Giorgio del Vecchio. Bologna, Zamorani e Albertazzi.

Vittor. — Dichtungen und Gedanken. Von Carl Vittor. Neumarkt, K. Leitgebauer Nachf. 1908.

Wagner. — Richard Wagner-Jahrbuch. Herausgegeben von Ludwig Frankenstein. Dritter Band. Berlin, Hermann Paetel. 1908.

Waliszewski. — Les origines de la Russie moderne. Le Boreau de une dynastie. Les premiers Romanov 1613–1682. Par K. Waliszewski. Paris, Librairie Plon. 1909.

Webinger. — Familiäre Liebeserklärung und andere Gedichte. Von Franz Webinger. Berlin, Curt Wigand. 1909.

Weinschenk. — Sonette in B moll. Von Jakob Hugo Weinschenk. Bonn, P. Hanstein. 1909.

Weinstein. — Physik und Chemie in gemeinverständlicher Darstellung. Zum Selbstunterricht und zu Vorlesungen von Professor Dr. B. Weinstein. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage einer Physik: Allgemeine Einleitung und Lehre von den Stoffen. Mit 18 Abbildungen. Leipzig, Joh. Ambr. Barth. 1909.

Weiß. — Die Sonnenuhr und andere Skizzen. Von Emil Weiß. Leipzig, B. Elger. 1909.

Welter. — Im Staub und Glanben. Neue Gedichte von Nikolaus Welter. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik. 1909.

Wiener-Braunsberg. — Die Erziehung zur Beute. Ein Gedicht eines bewegten Lebens. Von Artur Wiener-Braunsberg. 1.—2. Tausend. Berlin, Hermann Walther. 1909.

Winkelmann. — Atmen aber Wie — und Warum? Ein Weckruf zur Lungengymnastik für Jedermann. Von A. P. Winkelmann. Mit 9 Abbildungen und 2 Zeichnungen im Text. Berlin, Prüfer & Lammers. 1909.

Winkler. — [illegible] Erzählung von P. Winkler. Leipzig, B. Elger. [illegible].

Wyer. — [illegible] Gefahr in der Gesundheit Europas. [illegible] Von Dr. Laurence Wyer. Halle [illegible] Von Rainer. Wien, [illegible]. 1908.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Bruno Hake in Berlin.
Unser Blatter Abdruck aus den Inhalt unserer Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Die arme Margaret.

Ein Volksroman aus dem alten Steyr

von

E. von Handel-Mazzetti.

(Fortsetzung.)

III.

In einem Häusl im oberen Teil der Gleinkerstraße, die durch Steyrdorf zum Tabor führt, saßen zu dieser Zeit zwei Frauen im ebenerdigen Gelasse beisammen und nähten.

Die eine säumte ein mächtig großes Leilach ein, die andre zog rote Fäden in ein feinlinnenes Hemd. Das Gelaß war sehr arm, doch blank und sauber. Auf dem Fenstersims blühte ein Wasserfuchsienstock. In einem Weidenkäfig zwitscherte ein Fink.

„I sag's, schlecht geht's uns halt auf dera Welt," sagte die Frau, die das Leilach säumte. Die sah nicht aus, als ob's ihr schlecht ginge, war wohlbeleibt, hatte Grüblein im runden Gesicht, Silbergehänge in den Ohren und ein kammertuchenes Kleid an, so funkelblau wie das Kugelmesserl, das sie nach Art der Messererweiber am Gürtel hängen hatte.

„Die schlimmen Zwolfer hand no alsfurt nit gar. Und so viel a schlechts Jahr. Alls vergraten. Dann was der Stahel wieder kost, nit zan dazahln, und das Hirschhorn vor die Schalner, und die Neuzeuger, das ausziagat G'sind, die gebend ihr G'lump a so billig her, die Gäuna, uns ehrliche Steyrer Kurzmesserer kinnan grad dahungern, sagt der Herr."

Sie wachste sich den Faden.

„Jo, ein Kreuz ist es. Ban Frizler lassens guldene Pfennig auf der Marusch-Freiln ihr Hozat ausschlag'n. Und uns zwoa toan uns plagen mit der Marusch-Freiln ihr Pfoadln und Leilach. Finga tan ma uns zastecha, gel Margaret?"

Sie nahm mit der Lippe einen roten Tropfen vom Zeigefinger weg.

„Bluet auf da Hand, Brief vom Land. Hörst, Margaret, Brief vom Land bekummen wir."

Die Margaret hörte nicht. Sie saß, über ihre Rotstickerei gebeugt, ganz still, während die Gesellin schwatzte. Die Sonne schien ihr auf Scheitel und Nacken, ihr Scheitel war goldblond und kraus, ihr Nacken, um den sich ein schwarzes Tuch wand, war schneeweiß, und weiß und zart war die Hand, mit der sie die Rotsternlein in den Hemdsattel nähte.

„Tuast wieder aufdenka. Tua nit aufdenka," sagte die Kurzmesserin. „Hörst, was mir wunder tramt hat: am Erchtags ist mir die Zilla fürkomben, woaßt es, Gräfin Stuebenberg Fraumagd[1]), woaßt, dieselb, die den Lezelter hat gehabt und in der Kindbett gestorben ist. Von Fraumagd traumben ist schlecht: und heilig hans heunt fürm ersten Hahnschrei obnet bei da Fuchslucken Reiter g'hört. Jesgerl na, nur koan Krieg nimma, aus war's. Magretl, tuast mi nit hören? Die is wieder ganz verlost."

Jetzt hob die Margaret den Kopf. Mit ihren dunkelblauen Augen, unter denen Wundflecke vom Weinen brannten, sah sie wirr über sich:

„Hat mir fürhin nit einfallen mögen, das ist die Melodei."

Ganz leis, wie wenn eins im Traum singt, hub sie an:

„Mitternacht heißet die Stunde . . ."

„ß!" zischte die Kurzmesserin. „Tuast wieder anfangen mit dein verbotene Lieder, der Viertelmaster wann di höret, das wär was."

„Sollt mi hörn, wer will. Mein Vater hat's gesetzt, mein Herzenliebster hat's gesungen. Im Wasserturn, o das letzte, letzte Mal.

Jungfrau, es tombt der Freiersmann,
Nun zündet ewer Lampen an . . ."

Das Leilach flog auf den Boden. Das breithüftige Messererweib rauschte in ihren schweren Röcken an das Fenster, das offen stand und Aprilluft und Sonnenglanz einließ, und schlug die grünglasenen Scheiben zu.

„A soda. Woaßt es denn nit, daß d' Stadtknecht umilosn? Falsch[2]) kumt vans werdn z'wegen deiner. Einikemma wirst no, aber wia! I sag ders, weil d' ma derbarmst."

„Was macht's dann, wann ich einikumm. Mein Liebster ist sieben Monat im Wasserturn g'legn." Der Kopf mit den schwergoldenen Flechten sank auf den Tisch auf die zusammengelegten Hände.

„Sieben Monat! Sieben Monat!" Die ganze arme Kammer füllte der Wehschrei.

„No aber alsdann," brummte die derbe Gesellin. „Hebst wieder an? Nutzt jo nix nit."

„Sieben Monat ist er g'legen in der Keuch — in die Eisen — und dann haben sie ihn ermordet."

„Aber geh!" War ein lutherischer Schelm, der Mann. Haben recht an ihm tan. Darf man dem arm Leutl aber nit sagen.

„Der Graf, der Graf! Der Wüterich! Mein Mann war unschuldig! Unschuldig!"

„Margaret, jazten bist aber stad, sag i dir. Den Grafen därfst nit schimpfa. Wanns d' nit asobald stad bist, i geh heili, i kumm nia wieda, i hilf der nimma bei der Nahterei. So, jazt gehn i! Pfiat Gott!"

„Pfiat Gott!" schluchzte die blonde Margaret, legte ihre Arbeit, Fräulein Frizlerin Brauthemde, weg und ging schwachen Schrittes zu einer mit einem Maßläntüchel verhangenen Wiege, die an der langen Zimmerwand neben dem Ehebett stand. Da kniete sie sich hin und wimmerte: „Wolfibubi, hörst es, was die Apollonia sagt, deine Muetter söllt nit weinen umb deinen Tata."

„Das han i nit g'sagt!" belferte Apollonia, sie saß aber schon wieder bei ihrem Leilach, sie hat mit dem Fortgehen nur gedroht, im Herzen erbarmt ihr das arme, junge Leut gar viel, ob es auch lutherisch ist und der Mann ein aufrührerischer Schelm war; aber nit so dumm herreden soll's, das Leut, heilig na.

„Daß d' nit schimpfa sollst, han i g'sagt, ist ein Sünd das und kann dich am Pranger bringen. Nit der Graf, sundern der Madlseder is an allen schuld, der Leutverführer, der schiachi! Dein Mann hat er aa verführt."

„Jazten han ich's Wolferl aufg'weckt!" klagte die Frau bei der Wiege. Zwei blasse Händlein spielten aus dem Maßläntüchl heraus, und ein kleines Stimmchen fing zu schreien an. Die Frau holte leise schluchzend und dazwischen lockend das Kind aus der Wiege. Es war ein schönes Knäblein, hatte große Blauaugen wie seine Mutter und feingekraustes, dunkliges Haar.

Sie trug es im Zimmer auf und ab, unterweils rief sie mit bebender Schmerzensstimme der Apollonia zu:

„Nit der Madlseder ist schuld! . . . Unser Herr Jesu weiß, was ich g'litten hab, wie der Herr Madlseder mit seiner mächtigen Red mein Liebsten hat aufgeredt, daß er ins Baurenlager ist! Ja! Aber mein Liebster hat mich in den Armb genummen und mich geküßt wie ein Engel und gesagt: ‚Wir müssen für das Landl in Krieg, hätt mich der Madlseder nit geruft, hätt mich der Engel Gottes geruft!' Und so ist er furt — in seinen Tod! Und wie er mich im Turm hat zum letzten Mal — allerletzten Mal — geküßt — und ich bin dahin gesunken — für Schmerzen — —"

„Nit! nit!" beschwor Apollonia, jetzt mit wahrem Mitleid in der Stimme.

„. . . Da ist der Madlseder auf — ist hiebei am Stroh g'legen — mir die Hand gereicht — und sein Hand war verdraht und verbrinnt von der Tortur — und hat gesagt: ‚Frau, bin ich schuldig an Euch — so verzeiht mir!' Da hab ich gesagt: Nein Herr, Ihr seid nit schuldig — an mir, so helf mir Gott im Himmelreich, schuldig an mir und Euch und uns allen ist der falsche Graf allein."

„Spinna[1]) tuats, spinna!" stoßseufzte die Apollonia. „Solchene Reden! Margaretl, du wirst no a ganzer Narr."

Margaret stand neben dem Ehebett. Zwei Blumensträuß sind darauf gemalt, die hat ihr Liebster gemalt, er war nit bloß ein Schreiber, er war auch ein Malersmann. Der Prinz Mauritius von Uranien, reitender, hängt

[1]) rappeln.

über dem Bett, ihr Liebster hat ihn ihr von Linz mitgebracht, und die Wasserfuchsien hat er ihr beim Lambergischen Schloßgärtner gekauft, was da um sie ist, hat sie von ihm, und das Kindlein, dem sie jetzt ihre betrübte Brust bietet, damit es trinken soll, hat sie auch von ihm. Da sprach sie zum Himmel in ihrem Schmerz:

„Ich wollt, ich wär ein Narr und wußat niri mehr und glaubat mein Schatz lebt alleweil noch, kämb auf die Nacht als ein Bräutigam zu mir, wie die Johanna von der Stauff vermeint, die am 26. Märzen, unsrer Seelen Charfreitag, ein Narr ist worden an des Wiellingers sein Sarg! O wie glücklich ist die Johanna! Sie weiß es nicht, daß er ist tot und hin! Alle Nacht zündt's Lichterl an, daß er den Weg find't, wann er nach Kättering kombt geritten. O Herrgott!" schrie sie fast wild, „so ein glückseliger Narr möcht ich auch sein, wär's nit um dich, mein Kind!"

Schluchzend küßte sie das Kleine, das still an ihrer blassen Brust trank.

„Aber ich muß es aushalten. Ich muß es wissen, daß sie mein Herzliebsten mit dem Schwert entzweigeschlagen haben und wider seinen toten Leib gewütet wie die Bestien. O Herrgott, wo warst denn du dazumal, daß sich die Sonn nit verdunkelt hat und die Gräber sich nit gespaltet haben?"

„Margaret! Margaret, das ist sündig, wie du's treibst! Mein Gott, wenn d' mi hören wölltst, i wußat dir schon an Trost! Katholisch wann d' wurdst, da hättest Trost so viel! Da ging wir nach Maria Laah wohlfahrten, unser liabe Frau Sechsfinger ist ein großi Trosterin der Betriebten. Was hast denn an dein armsalinga Glauben, daß d' nit weichen willt von ihm, niri hast, koa Meß, koa Sakrament, koa liabi Frau, gar niri nit habts, sads armi Teufeln übereinand."

„Ich habe meinen Jesus," flüsterte Margaret, „der ist bei mir alle Zeit, auch in meinen Schmerzen, und schilt mich nit um meinen Schmerzen, er hat auch umb seinen Freund geweint."

„Sei stad!" Apollonia hielt ihre Nähnadel in die Luft und lauschte. Vom Spittelplatz her klangen Trompeten, schon schmettern sie die Gasse herauf, jetzt beginnt der Boden zu dröhnen, als fielen hundert eiserne Treschflegel darauf nieder.

„Reiter! Reiter! Soldaten!" Apollonia stürzt ans Fenster: „Margretl, kumm! Schnell! Du! Lauterne Ritter! Ganz und gar eiserne!" Margaret ließ ihr Kind trinken und sah nicht um und sah nicht auf. Was seind Ritter, was seind Soldaten, was ist der Kaiser selber dem todbetrübten Weib.

„Ein schon Obristen habens. Das werdent schon die sein, die heunt zu fruhe durchs Gunsdorf seind gezogen. Wos dann hinreuten, Gleink oder — —"

„Rechts aufschwenken!" donnert's durch die Gasse.

„Jes Maria!" die Messererfrau wich vom Fenster zurück. „die rücken jo grad zuwi — auf dein Haus — steigt der ihrig Obrist ab. — In Gottes Nam!" stammelte sie und segnete sich. „Der kombt zu uns herein."

Margaret, hochentschrocken, hat gerade soviel Zeit, das Kind in die Wiege zu flüchten und sich mit ihrem Tuch die Brust zu verhüllen, da schmeißt schon eine eherne Faust die Tür auf, und ein gewappnetes Mannsbild, so mächtig

groß, daß sein Ritterfederbusch an der Holzbalkendecke sich biegt, steht mitten in der Stube. Aus dem geschlossenen Kampfvisier leuchten wie gezückte Dolche die schwarzen Augen.

„Wo ist die Margret Mayrin, die lutherische Schelmbin," herrschte er mit wilder Stimme.

Apollonia wich entsetzt in den letzten Winkel zurück.

Margaret hatte sich mit ausgebreiteten Armen schützend vor die Wiege gestellt. Das Herz zitterte ihr im Leib, doch nahm sie sich zusammen, es nicht scheinen zu lassen, und sagte mit so ruhiger Stimme als sie konnte: „Die Mayrin bin ich, kein Schelmbin aber nit."

„Kein Schelm wills sein." Er trat einen Schritt näher an sie. Cospetto di Bacco! Die hat er sich anders fürgestellt! Als eine Unholdin, die nichts Schönes am ganzen Leibe hätt, brandrote Haar, wie die Kühschwänz um ein wüstes Gesicht hangend, dazu böse Katzenaugen, so dachte er sich die Margaret Mayr, die Lästerin und Schänderin. Und nun ist sie eine schneeweiße Blonde.

„Du bist also die Mayrin." Er schlug sein Visier auf, mit dem er sich, die Hexe zu schrecken, hat wie im Krieg vermummt.

„Schöner Ding hab ich von dir gehört. Du verharrst in deiner Schand- und Spottreligion trotz zehnmaliger Vermahnung Eures Burggrafen, verachtest unsre Priester, verschimpfst unser Sakrament, schindest uns katholische Soldaten, indem du siedends Pech auf meine Kameraden Hübnerisch Dragoens gossen hast, wovor Gott dich schänd. Weißt du, wer ich bin? Ich bin ein Kurtembachscher Leutnant, führ mit mir fünfundzwanzig unterhabende Knecht. Weißt du, was wir im Willen haben? Bei dir im Quartier zu liegen haben wir im Willen, und werden liegen bleiben so lang, bis du zu Kreuz kriechst und deiner Schandreligion abschwörst. Statthalterischer Befehl." Er holte ein Papier aus der Tasche und hielt es der Frau vor die Augen.

Die stand schneebleich. Das Zimmer wird laufend um sie. Fünfundzwanzig Männer in ihrer Armutei, ihrem Häusl mit drei Kämmern, wo sie kaum das Brot hat und ein Kindlein an der Brust! Erbarm dich heiliger Gott vom Himmelreich!

„Der Herr tät grausam scherzen," kam es lallend von ihren Lippen. „Drei Kämmerln hab nur — bin viel arm."

„Scherzen? Fällt mir ein." Er wies mit der Hand zum Fenster hinaus. Da blitzte Küraß an Küraß in der roten Sonne. „Da, siehst? das sind meine Kerls."

„Herr!" bat sie zitternd. Die großen, verweinten Augen flehend zu den seinen hebend, sieht sie, daß er jung, fast noch ein Knabe ist und hofft, ihn um das leichter zu erbitten. „Lieber Herr, ich habe nichts verbrochen. Tut Euch erbarmen, Herr! Weiß nit, wer Euch so Böses hat von mir bericht! Für unserm Herrgott kann ich schwören, ich habe niemalen einen Soldat geschunden! Ein Wassergelter ist einmal vom Fenster heruntergefallen, wie die Löblischen unten seind fürbei, unvorsätzlich, Herr, und zu Schaden kummen ist niemand. Ich kann es für Gott schwören."

„Das ist nur geredt! Der Statthalter hat mir anders gesagt!“ lächelte er kalt überlegen. „Und was ists denn mit deine Brandreden wider ihn, euren Statthalter, he?“

Ihr Herz schrie: „Der blutig Mörder, ja, ich hab ihn versprochen[1])“; doch ihr Kindlein ließ einen zarten Klagelaut hören wie das Jesulein, als die Herodesmannen sich nahten; da senkte sie ihr blondes Haupt auf die Brust und stand zitternd und schwieg.

Ihrer Not entwahr, kam jetzt die Apollonia aus ihrem Verschlupf; den Jerusalembeter hat sie um den Hals gehängt, zum Zeichen, daß sie katholisch ist. Die Nachbaurin, bringt sie mit schebberiger Stimme heraus, sei nit bös, sei brav, lutherisch, weil sie's nit besser gelernt hätt, aber sunst brav. Tät sich und ihr Kind von ihrer Händ Arbeit ernähren – hätt auch niemalen geschimpft, sei dem Herrn Statthalter gehorsamb ergeben — möcht's der Herr Obrist nur glauben.

Da hob Margaret ihre schneeweiße Hand und hauchte: „Nein, nit ergeben —“ Lugen, nein! Ist der Liebste um Wahrheit in den Tod.

Mit erstickter Stimme bekannte sie: „Herr, ich habe ihn versprochen — in meinem Jammer und Weh — weil er meinen Mann hat zum Tod verdammt — ungerecht — und grausamb — und mich zu einer Witwe gemacht hat, mein Kind zu einem Waisel. Wir haben also schön gelebt ... So schön haben wirs gehabt. Da hat Gott diesen Menschen über uns hergelassen, der und sein böser Sohn[2]) haben all unser Glück in Wehetag und Zäher verkehrt.“

„Ho!“ kam es dräuend aus der erzbedeckten Brust des Korazziers. In dieser wilden Brust hat etwas lind gezuckt, als die feine Blonde wehklagte, sie hätt es einmal schön gehabt. Aber nun sie seinen Feldherrn schilt, packt ihn wieder die kurtembachische Furie, widersessige Ketzerin, freches Ziefer, mich verdamme Gott, wenn ich mich über dich erbarme.

„Du sagst, du hast nichts Böses tan,“ fährt er sie an, „und mir ins Gesicht schimpfst du euren Herrn und meinen großmächtigen Generalissimus, dem ihr Lumpengesind sollt Händ und Füß küssen davor, daß er euch von der Bauernlandplag hat befreit. Böser Sohn! Soll dich der Teufel schanden! Böser Sohn hast du gesagt? Du böses Weib, wir wöllen dir bösen Sohn geben. Den Teufel wollen wir dir austreiben und brauchen keines Münch dazu.“

„Furier!“

Klingklangklirr stampft in die Stube ein Rotbart mit tückischem Blick, ganz eisern wie der Leutnant, das Seitengewehr bloß, das Feuerrohr gespannen in der Faust.

„Herrn Leutnanten zu Befelch?“

„Wir werden hier den lutherischen Teufel austreiben, halt euch bereit.“

„Jesus, Jesus,“ schrie Margaret, riß ihr Kindlein an ihre arme Brust. „Der rasend Mann; was hab i denn verbrochen?“

[1]) Versprochen. [2]) Parrenheim war ein Stiefsohn des Statthalters.

„Das ist die Kreatur Margaret Mayr, die auf den Statthalter schändt und mein valorosen capo einen bösen Sohn nennt. Und das ist das Haus, wo wir liegen werden, unser ganzes Squadrönl, bis das Mensch da zum Kreuz kriecht und abschwört ihrer lutherischen Satanerei. Zwei Pfund Fleisch, zwo Maß Bier, Wein, soviel wir begehren, zwei Metzen Hafer auf ein Pferd, einen Gulden jederm Knecht, Chargen das doppelt hat sie uns täglich zu leisten, und wehe ihr, wenn eine Unze am Maß fehlt, sie wird's an ihrem Leib büßen. — Du Schelmin, hast mich verstanden?"

„Mein Gott, mein Gott!" lallte die unglückliche Margaret, „was soll ich denn machen — wo soll ichs denn hernehmen? Wo, wo soll ichs denn hernehmen?" schrie sie wie eine Seele in letzter Not.

„Wo du's hernimmst, schiert mich einen blauen Teufel, borg oder bettel dirs zusamb; wie denn, wenn ich einen Dukaten vor jederm verlang, du mußt es auch haben.

Furier, die Pferd sind flugs zu füttern und zu tränken, und nachher sollt ihr Kerls essen, ich eß mit euch. Sorg mir auch für die Lagerstätt; wird schwer sein, daß wir uns alle in der Kaluppen da unterschlafen, muß aber gehn. He! Schelmin!"

Er sah nach dem Weib um.

Sie war, das wimmernde Knäblein im Arm, über die Polster des Bettes hingesunken in plötzlicher Schwachheit.

„Du! Schelmin!" rief er sie nochmals an und berührte mit seinem Eisenhandschuh ihre zarte Schulter. Sie schauerte und taumelte auf ihre Füße. Apollonia gab ihr die Hand. Er, seine stolzen Glieder in der Riesenwaffung dehnend, sah verächtlich auf sie herunter, so, die schickt er jetzt zum Pfaffen, und morgen um die Zeit ist er schon in Linz und Rittmeister.

„Drei Kammern hast, kein Geld, weißt dir keinen Rat! Du Arme," spottete er.

„So schau, daß du uns los wirst. Du weißt, wir haben hier zu liegen, bis du abschwörst deiner Fratzenreligion. Sobald du rechtgläubig gebeichtet und kommuniziert bist, werden wir marschierend. Also sei gescheit und werd gleich katholisch, werden mußt du's doch einmal."

Das Weib hatte unter seiner Rede leise und verzweiflungsvoll den Kopf geschüttelt, indes die Gesellin ihr Zeichen machte, sie in die Hand kniff und heftig flüsterte: „So geh! Geh! Versprich eahms! Ans Kind tu denka! Haliga Gott, das Leut."

„Ich kann nit," kam es leise und wehevoll von Margarets Lippen. „Gottes Wort, so ich vom Vater hab ererbt, wegwerfen wie ein schlechtes Gewand, das kann ich nit — ich hab es den Herren vom Rathaus schon gesagt."

„Du kannst nit? — Du willst nit! Aber du mußt!" rief er gebieterisch, auf sein Schwert sich stützend. „Weib, ich bin jetzt dein Herr, und mir hast du zu parieren!"

„Mein Herr?" sagte sie verloren lächelnd. „Nein — das ist ein andrer — ist mein Jesus, hochgelobt." — Sie neigte ihr blondes Haupt, wie's ihr Vater der Kantor tat, wenn er den heiligen Namen sang bei der Liturgie.

„Dein Jesus! Hahahaha!"

Sein bubenhaftes Gelächter schmetterte durch die Stube und traf wie ein Steinhagel ihr zitterndes Herz.

„Du hast ja gar kein'n! Das ist ja ein Fratzenjesu, den ihr habt; der hat ja nur zwei Sakrament, der Bettelmann! Und euer ganzer Glaub ist nichts denn ein' Bettelei; unsrer ist ein güldenes Königskleid, und eurer ein geflickter Bettlersmantel."

„O nein," rief sie; heiße Glut überströmte ihre noch eben todblassen Wangen. „Unser Glauben ist gut! Haben ihn viel guter Leut bekennt! Mein Vater, der hat in der Schulkirch die Orgel gespielt, da haben die Englein im Himmel gesungen! Und mein Herzenliebster —", sie faltete die Hände krampfhaft um des Kindleins Leib und redete zum Himmel auf, nicht zum Korazzier, „der ist gemartert worden in Linz, da ist sein Blut geflossen. — Die ich geliebt habe, sind tot und hin — auf das lieb Gotteswort seind sie gestorben. Auch ich wills nit vertun. Herr, zieht Euer Schwert aus und schlagt mich, das könnt Ihr — aber ein falschen Eid aus meiner armen Seel zwingen, das nit, das nit."

Er sah sie groß an, zwischen Zorn und Staunen. Er hört ihr Herz nicht weinen; Schmerz und Wehe kennt er nicht: er hört nur das lutherische Nein auf sein Kommando. Was? Das elendig Zieser widersteht ihm? Ihm, dem Kurtembacher Leutnant, der dreißig Bauern im Emlinger Holz hat erlegt und vor seine Valeur güldne Sporen trägt? Da fing sein hoffärtiges, junges Blut zu sieden an; im Zorn rief er: „Mein Klingen brauch ich nit wider lästerliche Weiber, ist mir zu wert mein tapfere Klingen! Über deinen guten Glauben, den der Teufel gestift hat, mit dir disputieren tu ich nit, ich bin kein Münch, sondern ein Reuter. Also will ich reuterisch reden. Abmarschieren in eure Quartierung!" donnerte er auf die Straße hinaus, wo die abgesessenen Korazzen schwarmweis beisammenstanden.

Im Augenblick begann die Einfahrt des Mayrhäusls zu wimmeln und zu tollen von ehernen Haimonsgestalten, die schwarze und rote Hengste an den Zügeln hinter sich herrissen.

„Halige vierzehn Nothelfer, helfts, helfts!" kreischte Apollonia und entsprang auf die Gasse.

Margaret lehnte, das Kind im Arm, gegen die Mauer; nichts kommt über ihre Lippen, als der heiligste Name: „Jesu Christi, Jesu Christi!"

„Du hast es haben wollen, da hast's," sagte der Leutnant. „Komm, Passauer, ich brauch dich." Mächtig schritt er davon an der Seite des Furiers. Draußen erdrohnt alsbald seine Befehlerstimme: „Kerls! Was die Person besitzt, ist euer. Ihren Leib will ich geschont wissen, aber sunst nichts; die Parol ist Kriegsrecht; wer der wildeste Teufel wider sie ist, dem will ich was spendieren!"

Die Mannen brullten vor Freude dem Führer zu; das Weib deckte die Augen, vor denen die Stube ellenhoch auf und nieder ging, mit der Hand und stöhnte laut.

„Retten, retten," wirren jetzt ihre Gedanken, „das Kind retten — das Frizlerisch Sachen" — aber wohin! Schon donnerts aus der Einfahrt stiegen-

auf in alle Kammern. Wie die Enns beim Eisgang aus dem Keller bis ins oberst Gaden steigt und schwillt, so in einem Nu füllt die wilde Soldateska das ganze Haus von der eben Erden bis zum Giebel. Müht sich das arme Weib, das Linnen der Frizlerstochter[1]) in die Laden zu sperren, aber der Schlüssel sperrt nicht; da kommt der eherne Eisstoß schon mitten in ihr Zimmer gereist, stehen vor ihr der Passauer mit vier Mann:

„Ketzerin, schafft's uns Futter vor die Roß, ein Metzen vor jedes, oder nit? Wo seind dein Traidkästen, Ketzerin? Her mit die Schlüssel!"

Sie sagte mit matter Stimme und lächelte dazu: „Hab nur einen Sack Weiz obnet — von mein Streiferl Feld hiebei."

„Du Lugnerin, wir werdent über dich kommen, wann du also lugst!" Der Passauer zeigte ihr die bloße, rote Mordsfaust.

„Requirieren," redete er auf seine Männer zurück.

„Und Fleisch? Brot? Wein? Bier? Bier?" donnerte er die Frau an.

„Ich hab nit Wein noch Bier," sagte sie; „Landbirnmost, zween Krug stehen in der Kuchel und Brot — drei Wällisch[2]), ein Laib schwarzes — ist alles, was ich hab."

„Verdampte H . . .! Und kein Fleisch? Ihr Ketzer freßt's sunst Fleisch das ganze Jahr, und du hast keines? So gib uns Geld, du Bestie! Müessent wir alles requirieren?"

„Ich hab nur das," hauchte sie, räumt ein paar Schilling zitternd aus der Lade.

„Was? Lange Schilling hängst uns an?" schnaubte der Rotbart. „Wo seind deine vergrabenen Schätz?"

„Ich hab keine."

„Wo seind deine gulden Spangen, Ohrring, Schaustuck und was sunst die Steyrer Frauen habend; her damit!"

„Ich hab nichts," klagte sie. Wie ihr Liebster zu Linz im Kerker lag und hungerte und fror, hat sie verkauft Ohrringe und Spangen, all ihre armen Schätze, um ihm zu schaffen Kleider, Speis und Trank.

„Du H . . .! Wo ist dein Brautgürtel? Den zum wenigsten mußt noch haben."

„Bin nit das, was Ihr sagt! — Meinen Brautgürtel hab ich nimmer!" erwiderte sie mit schluchzender Stimme. Ihren Brautgürtel hat der Henker von Linz. Wie der ist nach Steyr kommen, die Häupter vom Madlseder und Holzmüller ausstecken, ist sie vor ihm auf den Knien gekrochen und hat ihn angefleht, ihres Liebsten Haupt und Leib vom Gericht in der Schadlinz abzunehmen und zu begraben, und für ihren silbernen Brautgürtel hat ihr der Meister Ludwig dies versprochen.

Der fürchterliche Rotbart, als sie gar nichts hatte und zu weinen anhub, sah sie unheilvoll an: „Donner und Holstein![3]) Entweder oder! Entweder Geld her oder — Kriegsrecht, wird man krobotisch reden."

---

[1]) D. h. das Linnen zur Aussteuer des Fräulein Frizler, der Tochter des steyrischen Stadtrichters. [2]) Wällisch, eine Art Wecken.

[3]) Holstein (Herzog von), zu dieser Zeit Heerführer auf Seite der Kaiserlichen.

Da packt wildes Entsetzen das Weib. Die Krobaten, heißt es, spießen die kleinen Kinder. „Ich gib Euch Geld!“ keuchte sie und krümmte sich, um das Kind in ihren Armen seinem Blicke zu entziehen. „Ich will borgen! Ich will betteln! Ich bring Euch Geld, soviel Ihr wollt!“

„Hundert Gulden!“ befahl er. „Und von der Stell. Aber laß dir's nit einfallen, Kanaille, uns auszureißen. Wir finden dich überall und schleifen dich bei deinen Haaren zurück. Schreien und Weinen hilft dir nichts. Das wisse, wer von uns der größte Teufel wider dich ist, dem ist von unsrem Herrn Leutnanten eine Prämia versprochen. Jetzt à la marche. Metze, hol uns das Geld.“

Im Mayrhäusl tobt der Hexensabbat, die Kurtembachische Soldateska.

Durch die Gleinkerstraße im roten Abend, im Sturm, der die dräuenden Regenwolken an die Donau jagt, die Wetterhähne dreht und das vorjährige vermoderte Buchenlaub vom Tabor in die knospenden Steyerdorfer Gärtlein wirbelt, wankt, ihr Knäblein im Arm, die Margaret; Geld muß sie borgen für die Soldaten. Viel Volk ist auf der Gasse, alle schauen sie an, alle wissen vom Strafgericht, das der Statthalter hat über sie verhängt. Und „soviel hart, soviel hart“ geht das Seufzen der Frauen um, von den Männern aber die meisten schimpfen: „Joho, ist sie selber schuld. Den Statthalter ein Bluethund genennt und auf dem Rathaus frech gewest mit die Protestantenkommissär. Jatzten hats es. Wann nur uns nit etwan Schaden wird, kunnten die Soldaten rauben bei uns aa. Frauna, Kinda, eini kummts! Es kemman!“ Drei Gepanzerte gerafft aus dem Unglückshäusl, tragt ein jeder einen Futtersack über der eisernen Achsel, Futter vor die Pferde gehen die requirieren, beim Hechten; schimpfen und spotten über die Mayrin, ob sie bald käm mit die hundert Gulden, sie wollten nit bachene Sägspän fressen, Tannazel[1] E . . . . . t!“

Bei der Ölbergkapelle steht das kleine Batzenhaus vom Kurzmesserer Himmelpointner. Dessen Weib ist die Apollonia; hier will Margaret bitten. Sie hat sonst niemanden im ganzen Steyrdorf; die Rebellantenfrau ist verachtet überall. Zag steht sie am Fenster der ebenerdigen Wohnung und späht hinein, sieht des Kurzmesserers großes Gesicht in rotbraunem Bart mit dicken Lefzen eifrlich über seine Arbeit, Messerschalen, gebeugt. Der Meister ist allein noch fleißig, die Gesellen haben schon Feierabend gemacht, sitzen mit der Meisterin und den Meisterskindern beim Tisch, denen schmeckt das Müsl!

Und die Margaret schleicht an die Tür, und ganz still wie die liebe Not am Freitag klopfelt sie. Schreit der Meister: „Einö wer da kummt.“ aber sie traut sich nicht hinein; sie ruft ihre Gesellin leise mit Namen, die tritt heraus und schlägt in die Hände:

„Mein Gott, Margrell! Wie schaugst dann du aus? In Gotts Nam, was willst denn?“ und blickt schreckhaft um, ob kein Kürassierer zu sehen ist. „Soans di recht martern!

[1] Tannazel, ein Hasenmann unter Verbrecher.

Da sagt es ihr die Margaret mit gebrochener Stimme und fast lächelnd, ja die martern sie recht, hundert Gulden wölltens haben — acht Schilling hätt sie nur in der Lad.

„Hundert Gulden!" schlägt die Apollonia die Hände zusammen. „Jo, seind denn die narrisch, von so an arm Häutl."

Und Margaret wimmert: „Sie müessens han, sunst redens krobotisch," und krampfhaft preßt sie das Wolferl an sich, das an ihrem Busen unter ihrem Tuche geborgen schläft und im Schlaf ein zartes singendes Lachen hören läßt.

„Halige vierzehn Nothelfer! — Aber hundert Gulden — aber wart. Der Herr hat neuli Messer nach Losstoa verkauft, hats selba g'schliffan, ghoartnt und 's Meisterzeichen eindruckt, an Gulden Stuck, waren zwoanzgi, wart an Eicht[1]), i bi glei wieda da."

Die Ploni hinein, die Röcke fegen hinter ihr her.

Wie die Seele vor der Himmelstür wartet die arme Margaret.

„Nein!" grollt es drin.

Da zuckt die Elende, wie von heißem Eisen gebrannt. Und abermals: „Nein, nein! Geld vertun? Sie is selber schuld!"

O Gott, o Gott!

Das Wolferl lacht im Traum an ihrem gemarterten Herzen.

„Hundert Gulden, dös is jo d' Ennserstadt! Die Priester hat's versprochen, jatzt möchts von an armen katholischen Ma hundert Gulden aussaziagn, dös Mensch, dös liaderlich!"

Es wird noch geredet drinnen, was, das hört die Margaret nimmer. Die Steyr braust ihr in den Ohren, und über den Leichberg hinauf singt ein Leichenzug. Es nimmt sie jemand am Arm, da kommt sie zu sich; eine Hand steckt ihr drei grobe goldne Münzen in die Hand:

„Von mir ist's," flüstert die Ploni. „Er is so viel neidi![2]) Das hab i aus mein Kastn aussagfangt[3]), seind zwölf Gulden."

„Gelts Gott. Zahl dirs ab, wanns mir besser geht," haucht Margaret.

„Da red ma nöt davon, Margaretl. Aber i bitt di, i bitt di! So werd do katholisch!" Ploni legte den Arm um sie. „Die kinn tausend Gulden aa verlanga, das seind Hölleteufeln. Schaug, geh, geh zum Herrn Stadtpfarrer, i geh mit dir."

„Ich kann nit," sagte Margaret mit ihrer zarten gebrochenen Stimme, „ich habs von mein Vater das Evangel. Auf seiner Schoß sitzend, hab ichs gelernt. Ich därfs nit vertun."

„Aber es ist ja falschi, falschi!" drang Apollonia in sie. „Mein Gott, die arme Seel ist blind.

„Muetter kumbst? Zum Kreuzsakra!" fluchte es von innen.

„I kumm, i kumm." — — — —

Vom Stadtpfarrturm sang feierlich der Engel des Herrn über die Stadt hin durch den Sturmabend. Aus jedem Hause, an dem Margaret in ihrem

[1]) Wart ein wenig. [2]) geizig. [3]) herausgenommen.

Kummer vorbeiging, klang es fromm: „Gegrüßet seist du Maria!“ Und als sie zu ihrem Häuslein kam, stand schon der rote Furier am Tor, riß ihr die Hand, in der sie die drei Goldtaler hielt, auf und fluchte: „Verdammt seist du Ketzerin, hab ich dir nit gesagt hundert?!“

„Ich will sie Euch morgen bringen,“ flehte sie. „Ich will gehen zum Viertelmeister und bitten, ich hab jetzt keine Zeit gehabt.“

Der Furier ließ die Goldstücke in der hohlen Hand aneinanderklingen, sie klangen gut, sie waren grob, und grobes Geld ist rar im Landl.

„Drei Venizianer hats uns bracht!“ brüllte er ins Haus hinein, „umb das holts ein fein Gericht vor Herrn Leutenant beim Gastgeb, vor uns ein Ferkel, Milch es darein zu sieden und auch tapfer Bier und Wein, unser im Magen habenden Igeln schwimmend zu machen.“

Margaret seufzte zitternd auf und wankte in die Einfahrt, in ihrem Stüblein, etwas auszuruhen, sie ist ganz zerbrochen. Sie öffnet die Tür und taumelt zurück. Ist das ihr Stüblein?! Bummvoll von Mordskerlen, die teils in, teils aus der Waffung sind, drei oder vier halb bloß, alle Kästen sind offen. Die ganzen Sachen liegen herum, die Blumentöpfe sind zerschmettert, der Käfig liegt inmitten der Stube am Boden, das Vöglein ist tot.

„Mein Stüberl! Meine Sachen!“ wehklagte die Frau. Sie hob den toten Finken auf, ihre Tränen netzten seine bunten Flügel.

„O es Manner, es bösen.“

„Du grein mit uns, das will ich dir geraten haben! Das ist unser Stuben und unser Sachen! Hörst!“ spreizte sich frech ein Goliath in rotem Hemd und rotbefranzten Stiefeln. „Hier seind wir die Herren, pack dich hinaus, adje! Aber Better kannst uns schaffen, wir wollen nit am Boden umkugeln wie die Säu. Und daß du es weißt, in der Kuchel seind uns sechs, oben liegend der Herr Leutnant Gnaden, Korporaln zween und Furierer. Da schaugts die lutherisch Metz. Was schaugst? Is leicht a Kalb vom Himmel gfalln?“

Sie faltete die Hände und ächzte leise: „Wo soll denn nachher ich hin mit mein Kind?“

„Zur gulden Sunn oder zum grün Baumb,“ höhnten die Korazzen und fingen ein Spottlied zu brüllen an:

Die Bauren, die Bauren
Haben ein groß Trauren,
Daß wir uns sollten erbarmen
Ihner Frauen und Kindelein armen.
Wir lassen uns nit erbitten
Lindelo, Hübner und Kurtembach,
Wir seind vom Teufel beritten

Von den Kerlen einer, der neben der Tür auf der Erden sitzt und seine Sticcade[1] putzt, redet gemächlich zu der Frau empor:

„Geh auf den Boden hinauf, da hast eine lüftige Kammer, da liegt keiner von uns, da kannst hausen im Ruß.“

[1] Seitengewehr.

Und die Arme, unter dem Gewieher der Mannen, klaubt zitternd aus dem verwüsteten Greuel Windeln für ihr Kind und ein wenig Frauenzeug für sich zusammen, und auch die Frizlerischen Hemden, legt alles in die Wiege, bettet das Kindlein darauf. Dann tastet sie sich, die Wiege in den Armen, aus der Stube, und mühsam schickt sie sich an, die Stiege zu erklimmen. Im Vaterzimmer redet der Leutnant stark. An dem muß sie vorbei, dem grausamen Mann, der seinen Leuten aufgetragen hat, sie sollten sie recht peinigen ....

Aber was, heiligster Jesu Christi, was ist denn das? Vom Hofe hört sie ihre Kuh angstvoll brüllen, und den Passauer hört sie kommandieren: „Hinaus, fort, weg mit dem Krampen!" O Jesu Christi! Die jagen deine Kuh aus! Dein einziges Stückerl Vieh, so du noch hast, die gibt dir Milch, daß du dein Kind magst stillen.

Wie unsinnig stürzt sie samt dem Kind und der Wiege auf den Hof. Da zerrt ein Satan das Bleßl an der Kette schon zum Tor. Zwei stoßen zu mit ihrem Seitengewehr, weil sichs sperrt und will nit gehen.

„Mein Kuhe!" schrie Margaret herzdurchdringend. „Nein, die tut ihr mir nit nehmen! Ist mein einziges Stückerl Vieh! Ihr Milch ist vor mein Kindlein das Leben! Nehmts mir mein Kuhe nit! Alles, aber mein Kuhe nit!" Sie ließ die Wiege sinken und versuchte mit ihrer schwachen Hand dem einen Mordmann die Kette zu entreißen, er stieß sie zurück: „Aus dem Weg, Weib! Das ist Kriegsrecht, da gibt's nichts zu sagen! Wir wöllen Platz im Stall, dem Herrn Leutnant sein Scheck darf nit neben einer Kuh stehen."

„Aber um Jesu Gnade Willen!" flehte die Elende. „Ich binds im Garten an, wann ihr ihr den Platz im Stall nit wöllt vergunnen."

„Ha der Krampen, der frißt unsern Rossen das Gras weg, furt damit, gibt der Fleischhacker nichts dafür, dann in die Steyr."

Da stieß Margaret einen so entsetzlichen Schrei aus, daß es einem oder dem andern der Männer wider Willen einen Riß gab.

Aus dem Hause, von der Stiege oben, schallt plötzlich eine gebieterische Stimme:

„Was ist los? Was ist das vor ein Spektakel?" Der Leutnant steht auf der Stiege, sein Dienstknecht, der eben dran ist, ihn zu entwappnen, hinter ihm.

„Herr!" fleht Margaret mit aufgehobenen Händen zu ihm empor, „Euer Leut nehmend mir mein Kuh! Herr tut es ihnen wehren. Es ist mein letztes Stück Vieh — hab nichts als das. O tut Euch erbarmen!"

„Wegen der Kuh schreist so? Das verlohnt der Müh. Die Hüftschien ist recht und link in die Taschette verhakt. Hasts noch immer nit, du Esel!" Eine Ohrfeige klatscht. „Möcht ich mein eigner Knecht sein! Vermaledeites Blech! Da! Geh zum Teufel." Das Rüststück, das der junge Ritter sich im Zorn vom Leibe reißt, saust die Stufen hinunter und klirrt zu Füßen der Frau nieder.

„Herr, Herr erbarmt Euch!" hebt sie nochmals ihre Verzweiflungsstimme. „Raubt einer Witfrau nit ihr letztes Gut!"

„Ah was, wir brauchen Platz, mein Tiger muß es geraum haben! Karmeliter, hol mir mein Schienen herauf.“ Er kehrt sich um und geht in die Stube. „Liefer da, schreit ihn heraus vor nichts und wieder nichts, grad wo er daran ist, den Küraß los zu werden, der ihm nachgerade, dreizehn Stund hat er ihn am Leib, wie ein eiserner Ofen anhitzt.

Seine Mannen treiben die Kuh davon, die Straße hinunter zur Steyrbrücke und johlen, daß das ganze Steyrdorf zusammenlauft, dem Krampen wollen wir schwimmen lernen.

Die arme Margaret schleppt sich mit der Wiege, in der ihr Kindlein ruht, langsam und elend die Stiege hinauf zur Bodenkammer, und aus ihrer Brust kommt es so weh — Gott und die Engel, die es hören, muß es erbarmen: „Meine Kuh habens mir genommen, die hat mir Milch geben, daß ich dich tränken kunnt und jetzt wirst du nichts haben, mein armes, armes Kind!“

Die Tür zum Vaterzimmer ist bloß angelehnt, drinnen der Leutnant hört die wehe Klage. Da stoßt er den Dienstknecht, der ihm eben die Taschetten abnimmt, von sich und tritt an die Tür: „Was hast du dich wegen der Milch, du kannst dir ja eine kaufen.“

Sie steht im Dunkel über die Wiege gebückt, das Kindlein lockend, aber wie sie ihn kommen hört, richtet sie sich auf. Ein Streifen mattes Licht fällt durch die halboffene Tür ihr ins Gesicht, um das wie ein armer Heiligenschein das Blondhaar schimmert.

„Kaufen soll ich mir Milch?“ sagt sie, und ihre Augen, von Tränen übergroß und leuchtend, schauen ihn an wie der leibhaftige Schmerz. „So ein Milch kauft man nit, die schenkt der liebe Herrgott und sie einer Muetter abbrechen, das ist eine Todsünd.“

„Von der Todsünd weiß ich nichts,“ spottete er, ward aber doch etwas beklommen. „Vor uns Soldaten gibts überhaupt keine Todsünd, außer was gegen die Befehl des obersten Kriegsherrn geht!“

„Seind denn — Soldaten — kein Menschen nit?“ schluchzte die Schmerzenreiche. „O ja — seind auch Menschen. — Ihr seid auch nit als ein eiserner Mann aus dem Felsgestein gesprungen, Ihr wart einmal auch ein Kind — hat Euch Ewer Muetter — an ihrer Brust und mit ihrer Milch ernährt. Und wer Ewer Muetter hätt die Nahrung abbrochen, der hätt auch Euch die süße Milch — die sie Euch geben hat, geraubt — das wär ein Schelm gewest, den hätte Gott gestraft.“

So redend kroch sie mit ihrem Säugling, den sie aus der Wiege genommen hat, stillweinend die steile Bodenleiter empor.

„Was sprichst du von meiner Mutter, die hat ich nie gekannt. Ich denk lauter Korporaln, die haben mich mit Pferdsmilch aufgezogen, davon bin ich auch ein so tüchtiger Kerl worden“, rief ihr der Mann leichtsinnig lachend nach, aber seine Wangen waren heiß, und das Herz ging ihm schneller unter dem Kürahunterhemd, dem braunwollenen. Es will ihm leid werden, daß sein Leut haben die Kuh ausgejagt. Man hätt's im Garten anbinden können, das Rabenvieh, das krumpe. Aber gleich ärgert ihn sein Mitleiden; ha, die Kreatur ist an allem selbst schuld, man sollt ihr nur alles wegnehmen — alles — bis sie zu Kreuz kriecht.

In der Bodenkammer, allwo es wüst und rußig ist, wo die Mäuse pfeifen, und wo der Wind durch die zerlechzenden Schindeln hereinblast, hat die arme Margaret mit Weinen einen geschützten Winkel gesucht und ihn endlich hinter dem Rauchfang gefunden. Ihren Rock hat sie ausgezogen, ein Nest davon gemacht und das Wolfi hineingelegt, ist dann noch einmal hinunter um die Wiege, und nun sitzt sie neben der Wiege, in der das Kindlein friedlich schläft, auf einem alten Laden zusammengekauert da im dunkelnden Abend und in der Kälte die von der Steyr aufsteigt, wie die heilige Kümmernis auf dem Kreuz, und zittert für Frost und Schmerz und weiß nicht, was gestern, was heute und was morgen.

Den Vater habens ausgetrieben, den Liebsten hingericht, ihr Sachen verwüstet, das Finkerl ertreten, die Kuhe erschlagen, und hundert Gulden wöllens haben, die Kriegsknecht, die grausamen, sonst spießen sie das Kindlein, Wolfi, mein Wolfi! Irr und wild tastet sie die Wiege ab, ob es noch da ist, bedeckt seine Händlein und sein Herz mit Küssen, dann legt sie sich wieder neben der Wiege hin; wachen muß sie, lauern, schützen das Kind, wenn die kommen und ihm wollen ein Leids tun. Herr, was wollts denn? Ist meines Vaters Glaub! O Herr, den kann nit lassen, es wär ja ein Sünd. Ich kann nicht, kann nicht; tut mein Kindlein schonen.

Sie schaut um sich. Nein, er ist nit da, der grausam Mann. Es war geträumt. Sie ist allein. Nacht ist's. Nur noch ein Streifen Feuer glost über den Dächern wie eine blutige Schwertesschneide. Die Sterne blitzen so kalt, so klar — es wird eine bittere Nacht. Alles, was sie Warmes hätt, hat sie dem Kindlein übergebreitet und rings um die Wiege aufgehangen. Jetzt nur nit aufwachen und trinken verlangen soll das Kind! Sie fühlt, daß sie ihm nichts geben kann, und hinunter ins Haus Milch betteln . . . ach in der Höll Milch betteln wär alsoviel.

Unten im Haus toben die Mannen, wie Schlachtgeschrei dröhnt ihr Reden und Gelächter. Sie tragen Nachtmahl zu, die Rosse im Stall wiehern frech, da heißt es: „Sauf mein Haflinger, sollt auch han ein gerstenen Saft;" Bier schütten sie den Gäulen ein, und das elende Weib in der Bodenkammer hat nicht einen Bissen und Trunk. Auf'm Hof knallt und kracht das Wachtfeuer. Durch das zerlechzende Gebälk sieht Margaret die Flammen aufschießen, die warmen roten Flammen; o sie hat so viel kalt, so kalte Hände; begierig streckt sie ihre Hände aus und hält sie in die Röte, die bei den zerfallenen Brettern hereinspielt. Wie der Donner, der hinter die Berge läuft, wirrt in der Tiefe das Geschwätz der Mannen.

Es klingen die Krüge, und jetzt steigt ein wilder Rundgesang, das ist, als schlügen gewaltige eiserne Spieße im Takte auf eiserne Schilde:

Es reut't ein Türk aus Türkenland,
Er reut't nach Regensburg in die Stadt,
Da Stechen was.
Da ritt er für des Kaisers Tür:
Ist niemand hier? Der kumb herfür,
Der stechen wöll um Leib und Seel,
Umb Gut, umb Ehr
Und daß dem Teufel die Seele wär.

Da donnert einer: „Des Fadinger Bauerkönigs sein Seel ist des Teufel! Kaum war er kalt, so war er schwarz und blau wie die Pest, das hat Gasparus selber erzählt!“ und an die Wand schmettert ein Krug.

Und ein zweiter: „Des Angerholzers sein! Der war ein Holwanker![1]) Von seinem Haupt in der Weiberau ist ein Schlangen krochen, zwo Ellen lang.“

Ein dritter: „Den Wolf Mayr hat auch der Teufel ganz sicherlich, der hat geschrieben viel lumpiger Brief; der war von die steyrischen Falloten[2]) wohl der jüngst, aber nit der geringst.“

„O Jesus am hohen Kreuz!“ ächzte Margaret, „die tan mein Liebsten schmähen und, ich muß hier liegen und muß es hören. Die Mannen vielböse, die mir habend alles genommen, jetzt schmähens dich noch, mein frommer Liebster, und ich elendiges Weib därf sie nit strafen. Ihr lügts, ihr Schelmb!“ rief sie laut weinend, da rührte sich das Kind! Sie erschrak, erzitterte bis zum Herzen. Jetzt hat sie's aufgeweckt! Schon tut es einen hellen wachen Schrei — es will trinken. O barmherzigster Heiland!

Horch, wie die rasenden Mannen brüllen durchs ganze Haus, die haben ihnen vollgezecht, wag dich hinunter, bettel Milch, die tun dir das letzte und ermorden das Kind. Schlimmer denn Wölf sind trunkene Mannen zur Nacht. Das Kind schreit abermals, so innig, so kläglich. Sie nimmt es und legt es an ihre arme Brust, die wie eine gemarterte Lilie zusammengesunken ist und betet, wie nur je ein Herz in Ölbergangst gebetet hat, daß das Würmlein soll Milch bei ihr finden, aber es schreit immer heller, immer banger, es findet nichts, ihre Brust ist leer! Da schlägt sie die Hände aneinander und rauft sich ihre goldenen Haare, wie Hagar in der Wüste:

„Schaug Kind, was du für eine Mutter hast, die laßt dich Hunger sterben. Alles habens mir genommen, sogar die Milch aus meiner Brust. Warum bin ich nit tot hingefallen am 26. Märzen, so wär ich jetzt im kühlen Grab, o da ist gut, gut, gut liegen!“

Die Kerle unten reisen brüllend und johlend in ihre Betten. — Auch der Leutnant geht zu Bett, unmutig und trotzig, nachdem er von den Tränengroschen der Mayrwitib zu nacht gespeist hat. Es wurmt ihn, daß ihm's mit der Ketzerin nicht auf die erste Schanz geraten ist, und die Affär sich spießt wie der Türk den Christen in Raab.

Bauern dreißig zu Efferding hat er niedergemacht, alle Patronen verschossen in ihre Herzen, dann mit dem Seitengewehr niedergestochen, was noch zappelte. Und dieses blonde Weibsbild da hat er nicht zwingen können in erster Stund. — Das ist eine Defaite noch über die Kapitulation von Raab.

Seine Kunststücke liegen im ganzen Zimmer herum. Jetzt reißt er sich das Unterkurißhemd fluchend ab. Die Kälte schneidet beim offenen Fenster herein, aber dieser Mann, dessen Leib Erz und Eisen ist, spürt nichts davon.

[1]) Holwanker, der halb rechts und halb links wankt.

[2]) Falloten, diejenigen aus Fadingers Heer, die Steyrer waren.

„Kreatur das! Trotzen mir! mir! —" Sie hat kläglich getan, mit ihren großen Augen ihn angeschaut, schlohweiß ist sie, zart; aber er hat kein Erbarmen! Einen Zorn hat er. Mir trotzen! Lutherische Brut, wart! Ich werd schon noch fertig mit dir! Morgen laß ich dir die Türen zerhacken, Fenster zerwerfen und Böden ausheben. Da werden wir doch sehen."

Er tritt ans Bett, schmeißt die Tuchenten weg, er mag keine Federn. Das Faustrohr zieht er auf die zweite Rast auf und legt es neben den Polster. Dann zeucht er unter seinem groben Leibhemde herfür das heilige Skapulier mit dem Bilde Mariä vom Karmel und bekreuzigt sich damit. Das Skapulier hat er von seiner Mutter; als er in den Niederlanden, wo sein Vater mit einem Freifähnl unter den Spaniern stand, geboren worden ist im Zelt, hat ihm seine Mutter das Skapulier aufgelegt und ist gestorben. Das haben ihm die Soldaten erzählt, und das ist alles, was er von ihr weiß. Aber seltsam! Wie er sich jetzt kreuzigt mit dem Skapulier, steht die andre wieder vor ihm und schaut ihn an mit den großen Augen: „Ewer Mutter hat Euch auch getränkt." Das sagte sie lind, diese Widersessige.

Niemand hat noch je so zu ihm gesprochen.

Die eisernen Zentauren, unter denen er aufwuchs, die belehrten ihn wohl früh genug, wie Hengst und Stute, Mann und Weib sich paaren, aber von den zarten Geheimnissen der Mutterschaft erzählten sie ihm nichts.

Jetzt liegt sie oben mit dem Kind und hungert. Sie hat nichts vor das Kind, hat sie ein Schelm beraubt . . .

„Marsch! So, jetzt erbarmt er sich. Da soll ihn der Neunschwänzige holen. Giftiges Gewürm sind sie alle. Zusammentreten. Lieg du oben wie du magst, schiert mich ein blauen Teufel."

Er löscht das Licht ab und wirft sich wie im Krieg, wenn man Rumor gewartet, in den Reiterhosen und Stiefeln aufs Bett.

In zwei Tagen dreißig Stund geritten. Bald hat ihn ein Traum. Ein Bauernrotta trommelt vom Berg, aus den Wäldern brechen Lanzierers, gemeine Hund, schleifende Lanzen. „Allo, Kerls, drauf!" Jäh fährt er aus dem Schlaf.

Über ihm wimmert das kleine Kind. Und die Frau weint. Durch das leichte Gebälk wie gut man's hört! Und gestern hätt er nicht gewußt, was sie hat, aber heute weiß er es, sie schmachtet und dürstet, und das Kind dürstet mit ihr, die süße Milch hat ihr ein Schelm abbrochen.

War das nicht die Welser Heiden in rotem Brand und Flammen, da er ritt mit dem Beriner, da lag ein halbbloßes Weib am Wege und war tot, und ein Kind kroch ihr auf der Brust herum.

Etwan morgen — liegt in der Kammer die blonde Ketzerin verschmachtet — kriecht ihr das Kind. — —

Da sprang er aus dem Bett, wühlte Zünder, Stahl und Stein aus der Halftertasche und schlug Licht. Er wird sich dessen seiner Tag schämen, aber er ruft den Dienstknecht, der nebenan schläft, und befiehlt ihm, der Ketzerin und ihrem Kind, die droben dürsten, eine Schüssel voll Milch hinzustellen; bändigen das Mensch ist sein Befehl, aber verschmachten lassen ist etwas andres.

Das arme Weib hört die Tür gehen und ein Klirren wider die Erde; jetzt kommen sie mit dem Schwert über sie! Mit brechenden Knien wankt sie gegen die Tür, sie sollen gnädig sein und ihr Kindlein schonen und ihr eine Rinde Brot geben um der Barmherzigkeit willen. Und da sah sie auf der Erde die Schüssel stehen, die bis zum Rand mit Milch gefüllt.

Einer von den Mördern hat Erbarmen gehabt, einer! Sie schlug die abgehärmten Hände zusammen: Gott, den tu segnen, alle seine Täg! Dann nahm sie zitternd die Schüssel, auf der silberne und regenbogenfarbene Mondkringel tanzen, trägt sie dem Knäblein zu: „Wolfi, Milcherl haben wir kriegt." Und weinend labt sie das schmachtende Kind und dann sich selber, dem Kindlein, das die Brust verlangt, zu Frommen.

Und um die heilige Mitternacht, da der Frühlingsvollmond über der verschwiegenen Stadt hoch und flammend steht, sitzt in ihrer schwarzen, kalten Kammer die Martyrin in ihrem goldenen Haar und in ihren Tränen und hat das Kind an ihrer zarten Brust, das trinkt, und sie betet. Und so schön ist sie, daß die Bilche und die Fledermäuse aus allen Löchern kriechen, von allen Balken losen, was das sei, und daß dem alten Uhu, der an der Bodenluke vorüberstreicht, die gelben Augen groß wie Räder werden vor Wunder.

Im Hause unten aber geht in dieser Stunde der Engel des Herrn um, der Engel, der einst die Scharen Sennacheribs schlug und senkt die wilden Mannen tief in Schlaf und Traum, daß keiner sich erheben sollt und schauen, wie das Weib im Mondschein sitzt und ihrem Kinde zu trinken gibt.

Sie liegen alle Toten gleich, nur einer nicht. Beklommen wälzt der junge Anführer sich auf seinem Lager.

Dörfer sieht er brennen, Blutfahnen wehen, Lanzen zersplittern. Aber im Mordgewühl schimmert ein blonder Scheitel, leis klagt eine süße Stimme, weiße Hände heben sich flehend zu ihm auf.

„Marsch!" keucht er, die Faust auf dem Herzen. „Bin ein Pappenheimber! Mich reitet der Teufel! Feine du! Lutherisches Mensch, wart! Ich, ja ich — erbarme mich nicht und schone dich nicht! Parieren — wirst du — sonst unter meine Füße — will ich dich noch treten — Haha!"

IV.

Der Leutnant sitzt am Tisch und fertigt seinen Namen „ernst Albrecht von Herliberg" unter den in unbeholfener Knabenschrift geschriebenen Brief.

Es ist andern Tags am Morgen früh. Aus der Stadt hört man Reveille trommeln und blasen, und vom Tabor kommt süßer Singsang der Lenzvögel zum offenen Fenster herein. Der junge Herliberg hat dem Statthalter zu Linz geschrieben: er meld devote, „heunt hätt er das Menich beichten geschickt." In drei Stund muß die Ordinanz mit diesem Brief nach Linz unterwegs sein. Muß. Da gibt's nichts.

Jetzt kommandiert er die Kreatur noch einmal herunter und redt deutsch mit ihr, und sagt sie wieder nein, dann zween Doppelposten vor, konvoiert mir dieses Mensch in die Kirche. „Vorwärts Marsch!"

Das grausame Lachen spielt wieder um seinen Mund, den jungen, blühen-

den. Haha! Wird die sich schämen. Aber das auf zuletzt. Jetzt einmal redet er noch deutsch mit ihr und sagt ihr . . . stellt ihr für . . . Er sucht sich sein Gebetbuch, das er nebst seinen andern Habseligkeiten, einem Reservespanner, einer roten Pferdedecke vor die Parade, einem Pack Patronhülsen, ein paar kotzengroben Wäschestücken und einem Domino aus seinem Felleisen gerissen und im Zimmer herumgestreut hat, buchstabiert die „Punkten", die vom Konzilio zu Tri — — Trio — —, hol's der Fuchs, verdammt, verworfen sind. Schwere Sach, verzwickte. In Kavalleria vom siebenten Jahr an reutend, streitend, scharmutzierend, da ist man kein Gelahrter, da kann man nit Latein wie ein Pfaff oder wie der Hauptmann da in Steyr, hol der Neungeschwänzte den Fußfantristen, den schäbigen! Herliberg in Kavalleria kann ein paar Gebetlein, weiß wann der Soldat fastet, wie die offentlich Schuld für der Schlacht man betet, wann der Soldat muß Messe hören, trägt auch sein Skapulier und Rosenkranz der Himmelskönigin zu Ehren; mehr braucht man nit in Kavalleria, was. Hol der Kuckuck die Punkten. Schon liegt das Betbuch wieder einträchtig beim Domino. Der junge Ritter stampft zweimal mit dem Fuße auf den Boden, und alsogleich steht der Passauer da, im Elenskoller, mit verdrehten Schienen, das Gesicht rot und wüst vom übrig genossenen Wein, zwinkert mit den kleinen blutlüsternen Augen, weist die Hauer zwischen den zerschrammten Lippen, einem bösen Eber gleich.

„Herrn Leutnanten zu Befelch?"

„Das Weib soll für mein Angesicht kommen!" gebeut der Leutnant, nimmt dabei eine Stellung ein wie ein junger König, der einen Majestätsbrief erläßt. „Zween Doppelposten laß vor meiner Tür antreten und dann hol sie herunter, diese rebellische Kreatur."

„Jaha!" grinste der Passauer, die kralligen Finger seiner Bluthände krümmten sich.

Der Leutnant sah's und rief: „Aber antasten sollst du 's nit, das Ziefer ist sehr schwach. In voller Waffung die Doppelposten!" schärfte er dem Furierer noch ein, als dieser, etwas in den fuchsigen Bart brummend, das Zimmer verließ. Schon klirrt's schwer eisern vor der Tür, treten an die vier Mordmannen, in voller Waffung. Gut ist's. Und jetzt. Ha! Der Furier führt sie herein. — Sie geht matten Schrittes, klammert die Händ um ihr Kind, läßt das Haupt hangen. Ha, Widerspenstige!

Ihr Haar, das große, goldene Haar ist offen, sie hat ihr Tuch um die Schultern gebunden, es zu verdecken. Gerade wie sie sich und ihr Kindlein mit Regenwasser wusch und das Haar zum Kämmen aufgelöst hatte, kam der Passauer und trieb sie hinunter und gönnte ihr keines Augenblickes Verzug. Nun führt er sie dem Leutnant für, wie eine Verbrecherin.

„Unterdienstlich meld, da ist das Mensch."

„Gut! Abtreten. — Daherein, Ketzerin!" rief Herliberg, wies mit der Hand vor sich auf den Boden, wie man mit einem Hund tut. Das Weib, seine Schamröte im Gesicht, kam vorwärts, das Kind auf ihrem Arm krähte und streckte seine unschuldigen Händlein nach den glänzenden eisernen Schienen und Stücken aus, die im Zimmer umherlagen.

„Ha, der ist lustig!“ tat der Leutnant mit einem Knabenlachen. Die arme Mutter lächelte; er aber alsbald fuhr sie wieder barsch an: „Was schleppst mir dein Junges herunter, das brauchen wir nit.“

Sie sprach: „Ich hab niemand, der mir acht gibt darauf,“ und angsthaft preßt sie den Säugling an sich.

„Leg's auf mein Bett!“ herrschte der Ritter.

Sie gehorchte zögernd; hob ein Federkissen vom Boden — alles hat er herumgeworfen, alles — breitete es in das Bett und legte das Wolfi in die Federn. Sie tat das sehr lieblich. Der Leutnant schaut sie unverwandt an. „Donner, die Haare!“ Die Benigna von Gera in Linz, die zwischen dem Vizedom und ihm bei der Tafel im Landhaus saß und ihm alleweil mon brave sagte, der ihre gebrannten Scheitel und dieser Mantel da wie Sonn und Seiden! Altro paio di maniche. „Widerspenstige, daher zu mir.“ Die Brauen gerunzelt, die Faust auf den Tisch gestemmt, legt er los wilden Tons; doch lauert ein lachender Zug um seine Lippen: „Du Weib, paß auf; jetzt werd ich dir's sagen, kurz und gut. Wann du glaubst, daß ich nach eurem lumpigen Steyr kommen bin, um Fliegen zu fangen oder Gassadum zu laufen[1]) solang, bis daß es Euer Liebden gefällig, dem Willen des Statthalters nachzuleben, dann kennst einen Pappenheimischen Kürassier, oder was! Weib, gestert war es ein Spiel, heunt wird es Ernst. Erstens, zweitens und drittens. Erstens weißt du, daß du uns von gestern noch das Quartiergeld schuldig bist blieben.“

Aus ihren großen blauen Augen starrt der Todesschrecken; sie lallt: „Hundert Gulden.“

„Fünfundzwanzig. Du bringst ja die nit zusamm,“ sprach er wegwerfend. „Ich glaub, du weißt jetzt, daß ich kann, was ich will. Schau einmal dein Hühnersteigen da an, such dir drei Stück Hausrat, so nicht verderbt sind, wird schwer halten. Das nennt man martialisch hausen, was? Und du und dein Kleines, ihr habts es dieweil im Nuß droben fein g'habt, habts herrlich und in Freuden g'lebt bei die Fledermäus, was? Hahaha!“

„In Freuden haben wir nit gelebt,“ sagte die Dulderin leise, und es drängt sich ihr auf die Lippen, sie weiß nicht wie, sie weiß nicht warum: „Aber es war einer barmherzig, und Gott soll ihn segnen; der hat uns Milch geschickt, daß ich kunnt das Kindlein — — da hat es satt gehabt.“

Ein zartes, holdseliges Lächeln spielte um ihren traurigen Mund. Er sah's mit seinem Blick schwarz wie die Nacht. Da fing sein Herz unter dem wollenen Leibl so wild zu toben an, wie es nicht tat, als er wider die Sensenmänner im Felde stand. Einen Augenblick war er verwirrt, suchte nach Worten:

„Ha, den Barmherzigen, den werd ich mir schon hernehmen, ich! Kerl das!“ stotterte er. „Aus deinem Segen macht sich der vermutlich was, haha!“ Er ward glutrot, stampfte gegens Fenster, ein Schimpflied pfeifend; die Frau aber weiß es jetzt, wer der war, der ihr Kind heunt nacht vorm Verschmachten

[1]) Spazieren gehen, in den Gassen herumlaufen.

hat gerettet — und ob er ihr auch alles genommen, sie zur Ärmsten von ganz Steyr hat gemacht — sie möchte ihm seine wilde Reiterhand küssen für diese eine fromme Tat. Er aber, das warme Rot, das ihn eines menschlichen Herzens zeiht, noch auf den Wangen, fährt sie wie fürhin hart an:

„Behalt dein Schwatz vor dich! Was kümmert's mich, ob dein Kind satt hat oder nicht. Die Sach ist die, willst du deinem Schandglauben absagen, ja oder nein." Er hieb mit der Faust auf den Tisch. „Antwort!"

„Den Glauben hab ich von meinem lieben Vater, Herr, den kann ich nicht vertun." Es ist ihr einziges Argument. Wie eine Blume blüht es aus ihrem unschuldigen Herzen und duftet süß vor Gott.

„Vater hin, her. Was geht mich dein Vater an. Dein Glauben aber, sag ich dir, wenn du's noch nit weißt, ist nichts denn Lug und Trug, wie uns unser Regimentskaplan hat ostermalen erklärt. Tausend und soviel Jahr nach Christi Jesu ist einer kommen, der verflixte Doktor Martinus, hat viel Lügen getan und geschrieben und damit das ganze römisch-deutsche Reich in Rebellion bracht, daß wir katholische Soldaten nun müssen in viel blutigen Aktionen wider unsre deutschen Brüder streiten, statt gegen Türken und Tataren loszuschlagen, was uns doch zehnmal lieber wär. Aber ich red da lang herum. Hast du die zween doppelten Posten gesehen vor der Tür? Weißt du, was die vor Auftrag haben? — Wenn du nicht jetzt, gleich, in dieser Stund zum Pfarrer gehst, wie ich's befehle, so werden dich meine Posten greifen und durch die Stadt führen, öffentlich, wie eine Metz und dabeistehen, Rohrs gespannen, bis du abgeschworen und gebeichtet hast. Willst du es so haben? Es steht bei dir."

Sie rang die abgehärmten Hände: „Mein Gott, mein Gott." So mag die Jungfrau Agnes dem Präfekten gestanden sein, als der seinen Schergen gebot, ihr die Kleider von ihrem reinen jungen Leib zu reißen.

„Herr, was habe ich Euch denn getan! Warumb tut Ihr mich so martern!"

„Willst du gehorchen oder nit?" herrschte er.

Sie legte die schneeweißen Schmerzenshände auf dem Herzen zusammen und sagte mit schluchzender Stimme:

„Ja, Gott und meinem lieben Vater! — Herr, wie vor Euch, so bin ich vor dem Rat gestanden, sie han mich hart bedräut, wenn ich nicht lassen wollt von mein Glauben, ich müßt vom Kindlein weg in den Kerker! Da ist einer aufgestanden — war ein Mönch in einem großen, grauen Bart — der hat gesagt: Drängt sie nit, — die Blumen blühen nit auf Befehl und die Bäume tragen nit auf Befehl, — also ist es auch mit den Seelen. Herr! Ein Euriger Priester war das, der hat so gesprochen! Und Ihr wollt mich bringen mit Gewalt."

„Davor bin ich Soldat. Dieser Mönch sollt Spargel ziehen, aber nit Rebellen kuranzen. Die Bäume sollen tragen wann sie wollen, aber du mußt katholisch werden, Befehl, Mandat! Du mußt! Dein Glauben ist Lug und Narretei! Wir, wir haben die Wahrheit!"

Sie lächelte ein wenig.

„Der Herr hat mir das schon gesagt."

„Wir haben den Papsten in Rom. Wir haben sieben Sakramente, wieviel habts denn ihr? Aha! — Wir haben hunderttausend Heilige im Kalender stehen, und ihr? Keinen einzigen. Haha!"

Das Weib sagte leise:

„Mein Vater und mein Liebster waren gottselige Männer, stehen nit im Kalender, so gibt es bei uns viele, wir prangen nur mit ihnen nit."

„Wir haben geweihtes Wasser, damit vertreibt man den Beelzebub, bei euch darf er ungestörter hausen. Wir haben auch Agnus Dei wider den Blitz; und ander Heiltum viel haben wir — da schaug das." Er zog das Skapulier zwischen seinem wollen Leibel und dem Hemde hervor und hielt es der Frau vor die Augen.

„Siehst du das? Dieses ist das heilige Skapulier vom Berge Karmel. Wer dieses Skapulier bei sich tragt, der geht den Samstag nach seinem Tode ganz unfehlbar in den Himmel ein. Wenn ich in einer Aktion bleibe an einem Samstag, komm ich vom Mund auf in den Himmel. Gelt, da schaust! Habt ihr Lutherischen etwa auch ein Heiltum mit einer solchen Verheißung? Ja? oder nit? Da siehst, was für arme Narren ihr wider uns seid."

Das Weib schüttelte leise den Kopf.

„Wir bauen auf das Verdienst Jesu Christi. Daß er uns helfe zur Seligkeit," sprach sie. „Was der Herr da tragt, das freilich hat unser niemand, und ich möcht es gar nit haben, denn das ist nichts denn Aberglaub."

Er trat einen Schritt zurück, sein Ausdruck ließ ihr Blut gerinnen.

„Was?!" brummte er, einem gereizten jungen Raubtier gleich. „Du elendiges Ziefer — du lutherische Brut — traust dich mein heiliges Skapulier schänden? Mein hohes Heiltum, so ich von meiner Mutter hab? Aberglaub? Du! Das soll dich reuen! Fort, schau's nit an mit deine Augen!" schrie er in Wut und deckte die Hand über den Schatz auf seiner Brust. „Du mit deinem bösen Blick! Mit deiner Giftzunge, du Harpie!"

Das Weib war totenblaß geworden.

„O Gott, Herr verzeiht mir!" bat sie mit schwacher Stimme. „Ich habe nit gewußt, daß Ihr es von der Mutter habt."

„Ich verzeihe dir nicht!" schnaubte er, die Faust gegen sie schüttelnd. „Du lutherische Schänderin! Der Mutter Gottes die Augen ausstechen, ja? Und siedendes Öl auf die katholischen Soldaten schütten? Und jetzt verschimpfst noch mein heiliges Skapulier. — Das ist meine Himmelskönigin, eine Jungfrau und Mutter!" Er preßte das Skapulier an die Lippen. „Stich sie mit deiner lutherischen Lästerzunge, wie du willst, da lacht sie bloß, aber wenn ich in einer glorreichen Aktion wider deine ketzerischen Gebrüder falle als ein ehrlicher Soldat, dann tut sie mir den Himmel auf." Er hob das Bild triumphierend über sich und war so mächtig groß, daß seine Hand fast an die Decke rührte. „Du Ketzerin aber mußt dieweil bei den Teufeln hocken und dich ärgern, wann die Engel Trompeten blasen und Salut schießen bei meinem himmlischen Einzug. Und dann, wann du Hex dich ärgerst, freut mich erst

meine Seligkeit recht." Lachen und Zorn schüttelte seine gewaltigen Glieder, während er die Totenbleiche anblitzte und andonnerte.

Sie stand vor ihm, die zarten Hände ringend, und ließ es über sich ergehen, und als er außer Atem innehielt, bat sie ihn: „Därf i jetzt mit mein Kindlein wieder hinauf zu die Mäus."

„Nein!" keuchte er, schob das Skapulier unter sein Hemd, schöpfte Atem und tat einen gewaltigen Ruf:

„Doppelposten für."

Und alsbald die vier baumlangen Mordmannen stehen da, Stahlhelme und Stahlbrüste, eiserne Schenkel, eiserne Arme, eiserne Stikkaden, Faustrohre gespannen, geladen.

„Nehmt dieses Weib — dieses schandbare — diese Rebellin — die unsre Heiligtümer veracht und verschimpft und vom Teufel nit lassen will, treibt sie in die Kirch! Abgeschworener bringt sie wieder heim."

Im Nu wie acht eiserne Drachenschlangen recken sich die acht Mannsarme aus nach dem Weib. Sie wimmert, die Zarte: „Mein Jesus, erbarme dich." Das Tuch herabgerissen, steht sie im goldenen Haar da wie die heilige Magdalena.

„Halt! Posten zurück. Habt acht!" donnert der Leutnant.

Nein, nein, nein. Von den Kerlen sie martern lassen, nein, er kann's dennoch nicht.

„Laßt sie!" befiehlt er abgewandt. „Du — Lästerin, nimm dein Kind und geh hinauf zu die Mäus! Oben wirst du bleiben, bis du gesonnen bist, mir zu gehorchen. Aus meinen Augen! Geh!"

Sie dankte ihm mit weher Stimme, schwankte zum Bett, nahm ihr Kleines, das griff gleich nach ihrer Brust mit einem hellen Schrei; sie küßte es weinend. Da sah der Mann sie wieder an, mit einem funkelnden Blick; sie aber ging still von dannen.

Und als er mit den Posten allein war, sagte er zu ihnen:

„Sie ist gar elend, wär auf dem Weg liegen blieben, davon wir Schand hätten." Er hätt noch andre Mittel, sie zu zwingen, lachte er auf, und stampfte, die Lippen nagend, hin und her und studierte. Da fällt ihm ein, wie sie den Greimbl in Aberacht getan haben, in Grieskirchen aufm Platz hat er den Brief verlesen hören; so wird er es jetzt der Margaret Mayr machen, wart.

„Rufts mir den Trompeter."

Im gelben Rock, den rotbeflügelten, spanischen Hut in der Hand, steht der Beorderte Augenblicks später unterdienstlich da. Der Leutnant malt, heftig atmend, windschiefe Buchstaben auf einen halben Bogen Quart, der nebst dem andern Schreibgerät aus Wolf Mayrs Pult stammt.

„Im ganzen Steyrdorf fürzulesen und auszublasen, zuletzt in dieser Gassen hier. Du, blase mir verflucht, und der Musterschreiber soll sein Lungen nit schonen. Steckts ein roten Blutfahn auf dieser Hundshütten auf! Wir liegen hier als Feind und nicht als Freund, das sollen alle Steyrer wissen."

(Fortsetzung folgt.)

Ludwig XIV. und Madame de Maintenon.

(1635—1714.)

Von

Lady Blennerhassett.

(Fortsetzung.)

I. Versailles und Saint-Cyr.

Versailles in seiner Pracht ist die Apotheose Ludwigs XIV. Als dreizehnjähriger Knabe besuchte er zum ersten Male das dort 1624 von seinem Vater erbaute bescheidene kleine Jagdschloß. Es gewann seine Vorliebe, obwohl der Louvre zu Paris und die herrlichen Schlösser von Saint-Germain und Fontainebleau noch Jahrzehnte hindurch Residenzen blieben, und Colbert vergebens lieber den Louvre auszubauen empfahl. Im Jahre 1778, nachdem die Pläne für Versailles fortwährend Änderungen erfahren hatten, begann sein neuer Architekt Mansard die Spiegelgalerie. Vier Jahre später (1782) war das Schloß so weit vollendet, daß Ludwig XIV. es zum ständigen Aufenthalt seines Hofes bestimmte, und von da an nur zuweilen und auf kürzere Zeit nach Marly, Fontainebleau oder Trianon ging. Versailles mit seinen Bauten war eine kleine Welt für sich. Unter des Königs Dach lebten nicht nur alle Mitglieder seiner Familie, deren Hofstaaten und Dienerschaften, sondern auch die höchsten Würdenträger des Staates, im ganzen mehrere tausend Personen, die allerdings sich selbst verköstigen mußten. Von der Herrlichkeit der Gärten erhält man einen annähernden Begriff, wenn man hört, daß 2000 Bäume in der Orangerie standen und 1400 im Park verteilte Fontänen bei feierlichen Gelegenheiten spielten. Dieser Park selbst war so weit ausgedehnt, daß der König des Nachmittags in einzelnen Teilen desselben zu jagen pflegte.

In nächster Umgebung von Versailles gab es kein Wasser, und so wurde der Versuch gemacht, durch den Bau eines kolossalen Aquäduktes die Wasser der Eure vom Schloß Maintenon bis nach dem Königschloß zu leiten. Zwischen 1684 und 1685 arbeitete ein ganzes Heer von 22000 Menschen, meist Soldaten, an dem Werk. Tausende von ihnen starben an Sumpffieber und epidemischen Krankheiten. Es mußte endlich, nachdem 187 Millionen Livres vergeudet und zahllose Menschenleben geopfert worden waren, wieder aufgegeben und Versailles aus den Wassern der Seine gespeist werden. Die Gesamtausgaben Ludwigs XIV. für seine Schöpfung sind auf 16 Millionen Pfd. Sterl. oder

annähernd 400 Millionen Franken berechnet worden. Sie kam ihm noch ungleich teurer zu stehen. Denn mit der Residenz in Versailles beginnt die Entfremdung zwischen der Nation und der Monarchie, die sich mit Tausenden von Höflingen umgab und fast nie mehr ein unabhängiges Wort, geschweige eine Rüge hörte, während fern vom König, in den Parlamenten und in der Hauptstadt, die er fast nie mehr betrat, ein Geist der Unabhängigkeit und bald der Opposition heranreifen sollte. Fühlbar wurden die Folgen dieser Abschließung erst dann, als der Glanz vom Königtum Ludwigs XIV. unter Nachfolgern erblich, die nicht mehr, wie er, durch Eigenschaften blendeten, deren Zauber auf die Gemüter selbst die Niederlagen und den Ruin seiner späteren Regierungszeit überdauerte. Nicht zum wenigsten deshalb, weil Ludwig XIV. persönlich, selbst zu Versailles, jedem zugänglich und ein volkstümlicher König zu bleiben verstand. Der Hof quälte sich in den Banden der Etikette, der Monarch durchbrach sie. Jedermann durfte Zuschauer sein, wenn er öffentlich mit der Königin speiste. Der Empfang fremder Fürsten und wichtiger Gesandtschaften, Siegesfeiern, Friedensschlüsse, die Geburt oder Vermählung der Prinzen veranlaßten Festlichkeiten, bei denen das Volk zugelassen wurde. „Laßt sie gewähren", begütigte der König, als nach der Geburt seines Enkels die Dienerschaft des Schlosses in das Gemach der Dauphine stürzte und hereindringende Scharen das Parkett der großen Galerie aufrissen, um Freudenfeuer damit anzuzünden. In seinen Armen hielt er ihnen den Erben seiner Krone entgegen und ließ sich von den Nächststehenden in ihrer Aufregung fast erdrücken.

Wenn er, von seinen Leibgarden umgeben und von seinem Dienst gefolgt, ausfuhr oder ritt, begleitete ihn eine jubelnde Menge. Sie freute sich der wunderbaren Feuerwerke, durch die er die Nacht in Tag zu wandeln liebte, während er selbst unter den Klängen der Musik, die Lully dirigierte, in einer Gondel über den großen Kanal glitt oder sich auf Bassins wiegen ließ, die eine Welt von Statuen umgab. Wenn er zu großen Jagden auszog oder bei festlichen Anlässen Karussells in Kostümen geritten wurden, strömten die Pariser herbei, und nur selten verriet ein Mißton, daß Ludwig auf der Höhe seines Glückes nicht der Abgott seines Volkes war. Er blieb der Ausfluß aller Gnaden, die Verwirklichung des Staatsgedankens, dem die Fähigsten und Besten um des Ruhmes willen dienten, im Heere, in der Verwaltung, in der Diplomatie die Werkzeuge seiner Größe zu sein. Dennoch ist die Frage berechtigt, ob man auch glücklich war zu Versailles? „Ich sehe das Spiel aller Leidenschaften," sagt Madame de Maintenon, „den Verrat, die Niedrigkeiten, den ungemessenen Ehrgeiz. Einerseits den entsetzlichsten Neid, als Widerspiel die zornige Empörung von Leuten, die sich gegenseitig oft um bloßer Kleinigkeiten willen zu vernichten suchen. Der Feenpalast, den Unwissende bewundern, erscheint den Eingeweihten wie die gemalte Leinwand vor Kulissen, hinter denen die täuschende Maschinerie und blendende Beleuchtung durch eklige Talglichter und gemeine Handgriffe erzeugt werden."

In ähnlicher Stimmung, vom König enttäuscht, über den unwürdigen Gatten erbittert und in ihrem Schlaf vom Jammerbild ihrer verwüsteten

pfälzischen Heimat verfolgt, verwünschte auch Elisabeth Charlotte die heuchlerische Welt von Versailles und rächte sich für ihr „insipides Leben", indem sie ihre Tage damit zubrachte, seinen Zwang und die eigene freudlose Einsamkeit ihren fernen Lieben zu schildern. Von der Königin war bereits die Rede. Fürstinnen wie sie, die, zu Madrid geboren, von der Wiege an sich dem Staatsinteresse geweiht wußten und keinen andern Zustand kannten, stellen sehr mäßige Anforderungen an Glück. Ihre liebsten Stunden verbrachte sie in Spitälern oder bei den Karmeliternonnen, wo die einstige Herzogin von La Vallière, jetzt sœur Louise de la Miséricorde, für allen der Gemahlin Ludwigs XIV. bereiteten Schmerz büßte und verzeihende Liebe in ihrem Herzen fand.

Ganz anders geartet war die bayrische Dauphine, Max Emanuels Schwester. Zwischen ihr und der ihrem Hofstaat eingereihten Madame de Maintenon blieb das Verhältnis infolge weiblicher Intrigen lange kühl und wurde, besonders infolge der feindseligen Einwirkung von Elisabeth Charlotte auf die ihr befreundete Landsmännin, nie intim. Es gehörte zu den Obliegenheiten einer Hofdame, ihre fürstliche Herrin zu frisieren, und dazu empfahl sich die Kunst, die Françoise d'Aubigné in ihrer Jugend geübt hatte. Andre Dienste begehrte die Dauphine nicht von ihr, obwohl sie selbst sehr gescheit und gebildet und auf ihre Stellung seit der Kindheit vorbereitet war. Ihre Ehe mit dem Dauphin hatte der Vertrag von 1670 unter der Bedingung von Bayerns eventueller Unterstützung der Ansprüche Ludwigs XIV. auf die Kaiserkrone bestimmt. Bei ihrer Ankunft in Versailles überzeugte sich der Hof zu seinem Erstaunen, daß das Selbstgefühl der Wittelsbacherin dem der Bourbons nicht nachstand. Eine andre Bayerin, Sophie v. Löwenstein, die als reizend geschildert wird und Madame de Maintenons Freundin, man sagte ihr guter Engel, und des Hofannalisten Marquis de Dangeau Gemahlin wurde, hatte in ihrem Ehekontrakt sich Sophie von Bayern unterzeichnet. Sie entstammte einem unebenbürtigen Zweig des Hauses Wittelsbach, und die Dauphine geriet über die Anmaßung in solchen Affekt, daß sie das Dokument in Stücke zu reißen drohte. Die Erhebung der Witwe Scarron, die Notwendigkeit, sich in ein verwandtschaftliches Verhältnis zu den Bastarden Ludwigs fügen zu müssen, empfand sie mit der gleichen Bitterkeit wie Elisabeth Charlotte. Im Gegensatz zu dieser wies sie dagegen den ersten Versuch, ihr Hofklatsch zu berichten, mit den Worten, sie sei nicht neugierig, so energisch ab, daß er nicht erneuert wurde. Leider war sie unschön und kränklich und vermochte den Gatten nicht zu fesseln, obwohl sie ihm viele Kinder schenkte. Sie verfiel bald in solchen Trübsinn, daß alle Bitten des Königs, nach dem Tode seiner Gemahlin ihre Stellvertretung zu übernehmen, sie ihrer Vereinsamung nicht zu entreißen vermochten. In ein paar Kammern eingesperrt, verbrachte sie ihre Tage mit einer alten italienischen Dienerin, und starb, vom König, nicht vom Gatten getröstet, bereits 1690.

Dieser Gatte, einzig überlebender von sechs Geschwistern, war eine von Bossuet erzogene hoffnungslose Mittelmäßigkeit, aber ein musterhafter Sohn.

Bescheiden pflegte er zu sagen, von ihm werde nur als vom Sohn und vom Vater eines Königs die Rede sein. Das Wort ging in Erfüllung, wenn auch in andrer Weise, als es gemeint war. Der Dauphin huldigte seinem zweiten Sohn Anjou zur Thronbesteigung in Spanien und starb vor seinem Vater. Ihm überließ er, wie bereits erwähnt, die Sorge um seine Gemahlin, auch wenn sie in Wochen lag oder sonst kränkelte, und die Zukunft seiner drei überlebenden Söhne. „In Fett und Apathie versunken", kannte er nur eine Leidenschaft, die Jagd. Während eines Fieberanfalls ans Bett gefesselt, erlegte er eines Tages herbeigetriebenes Wild durch Schuß vom Fenster. „Erschrecklich debauchiert" nennt ihn Elisabeth Charlotte, die auch dafür Madame de Maintenon haftbar macht, „denn wo der Teufel nicht selbst hinkommen kann, schickt er ein alt Weib hin". Der Dauphin dachte anders, gab ihr sein Vertrauen und wandte sich an sie, als er nach dem Tode der Gemahlin an die Schließung einer morganatischen Ehe, die nicht zustande kam, dachte. In vielen an sie gerichteten Briefen nennt er sie seine beste Freundin. Als solche bewährte sie sich ihm und seinen Söhnen. Sie erlebte die Genugtuung, diese Kinder zu Männern von tadelloser sittlicher Haltung heranwachsen zu sehen, aber auch den Schmerz, den Tod zweier derselben beweinen zu müssen.

Die 1684 bereits Witwe gewordene Prinzessin von Conti, einzige Tochter der La Vallière, war schön, geistreich und ausgelassen. Man fand Briefe, in denen sie die Beziehungen zwischen dem König und Madame de Maintenon zur Zielscheibe ihres Spottes machte. Mit dem Dauphin, ihrem Halbbruder, lebte sie auf vertrautem Fuß. Eines Tages, als sie mit einigen Damen im Schlafzimmer der Dauphine, die zu Bette lag, sich befand, glaubte sie diese schlummernd und sagte laut: „Betrachten Sie die Dauphine, sie ist schlafend ebenso häßlich wie wachend." — „Madame," erwiderte diese die Augen öffnend, „wäre ich ein Kind der Liebe, so würde ich schön sein wie Sie." Aber die Prinzessin von Conti und ihre Ungezogenheiten mußten geduldet werden, denn sie war ihres Vaters Liebling. Ihr Schwager, der jüngere Conti, ein Mann von schlechten Sitten und hervorragender Tapferkeit, rechnete geradezu darauf, daß das Briefgeheimnis nicht gewahrt wurde, um über den Monarchen und Madame de Maintenon die beleidigendsten Äußerungen zu tun. Der Enkel des großen Condé, der Herzog von Bourbon, schätzt es zur Ehre, eine Tochter der Montespan zu heiraten. Diese hatte den sarkastischen Verstand ihrer Mutter, deren Schönheit und schlechte Sitten geerbt, und wurde wie einst sie gefürchtet. Ihrem Bruder, dem Herzog du Maine, blieb Madame de Maintenon in blinder Liebe zugetan. Auch er sollte ihr Enttäuschungen bereiten, durch die Fehler, die er als Truppenführer beging, durch seine Verheiratung mit einer Prinzessin von Condé, die sich ihrem Einfluß entzog und gegen den Willen ihres Gatten bald zu Sceaux einen leichtfertigen, dem Vergnügen geweihten Hof hielt. Eine letzte, unbedeutende Tochter der Montespan, Mademoiselle de Blois, heiratete den Herzog von Chartres, später als Herzog von Orléans Regent von Frankreich. Seine Mutter, Elisabeth Charlotte, empfand diese Verbindung als einen ihrem Hause zugefügten

Schimpf und belastete Madame de Maintenon mit der Verantwortung dafür. Diese aber nennt die Herzogin von Bracciano, später unter dem Namen Princesse des Ursins (Orsini), zur Trägerin einer historischen Rolle in Spanien berufen, die Urheberin der Intrige, durch die sie am französischen Hofe Fuß zu fassen gedachte. „Wolle Gott," schreibt Madame de Maintenon, „die Herzogin von Orléans wüßte, wie die Dinge sich zugetragen haben. Ich begreife, daß die Heirat nicht nach ihrem Geschmack ist, aber es bleibt meine fixe Idee, Vernunft zu empfehlen. Nun, da die Sache nicht mehr zu ändern, sollte sie dem König gegenüber sich von ihrer besten Seite zeigen und das Unabänderliche mit Liebenswürdigkeit hinnehmen, um wieder gut mit ihm zu stehen." Sie mahnte vergebens. Einmal entschlüpfte ihr in bezug auf diese königliche Familie das Wort, der König habe pas grand ragoût in seiner Nähe. Um so dringender bedurfte er der ihrigen.

Nur durch die Salle des Gardes war ihre Wohnung von seinen Gemächern getrennt. Das Bild dessen, was war, lebt nur noch in der Erinnerung, nachdem zuerst die Verwüstungen der Revolution, dann die Umwandlung von Versailles zum heutigen Museum sein ursprüngliches Ansehen zerstört oder verändert haben. Durch die Räume, die einst Madame de Maintenon bewohnte, hat man eine Stiege geführt und Säle eingebaut, an deren Wänden Schlachtenbilder die Siege der revolutionären Epoche verherrlichen. Die alte Zeit findet sich am besten in der Beschreibung Saint-Simons wieder und überrascht durch die Einfachheit damaliger Lebensführung. Die Vornehmsten priesen sich glücklich, zu Versailles eine Dachkammer zu bewohnen. Auch Madame de Maintenon, in deren zwei kleinen Vorzimmern Würdenträger des Staates und der Kirche sich zur Audienz drängten, begnügte sich persönlich lange Zeit hindurch, bis 1698, mit einem einzigen Gemach. Es hatte drei große auf die Avenue des Schlosses ausblickende Fenster; ihnen gegenüber erhob sich der Kamin. Auf einer Seite desselben, zunächst der Eingangstür und an der Wand, stand der Armstuhl des Königs, davor ein Tisch, diesem gegenüber befanden sich zwei Sitze, der eine für den zum Vortrag befohlenen Minister, der andre für dessen Akten. Auf der andern Seite des Kamins, in einer mit rotem Damast ausgeschlagenen Nische, stand der Armstuhl Madame de Maintenons, und vor demselben gleichfalls ein Tisch. Ihr Bett befand sich an der Wand im Hintergrunde, an seinem Fußende führten einige Stufen zur Tür, durch die man in eine Kammer gelangte. Zum Schlafen, zum Essen, zum Arbeiten, zum Empfang mußte der eine Raum genügen, in dem der König, wenn die Geschäfte nicht drängten, regelmäßig von 5 Uhr nachmittags bis abends 10 Uhr, wenn nicht später, verweilte. Dann ging er zum Souper, zuweilen in eine Oper oder eine Theatervorstellung, öfter zum Spiel, im sogenannten Appartement. Um Mitternacht pflegte er sich zurückzuziehen.

Madame de Maintenon, die sich nie länger als bis morgens 6 Uhr Ruhe gönnte, wich, wo sie konnte, allen Festlichkeiten aus und führte ein ganz zurückgezogenes Leben.

Im eigentlichen Sinne war es ein Doppelleben, dessen Schwerpunkt nicht in Versailles lag. Die Tageseinteilung des Königs ließ in gewöhnlichen Zeiten ihre Vormittage frei. Er stand früh 8 Uhr auf, arbeitete mit seinen Ministern bis 12 Uhr, begab sich hierauf in feierlichem Zuge in die Kapelle zur Messe, gab Audienzen, speiste gewöhnlich allein und bat Madame de Maintenon nur an den Nachmittagen zum Spaziergang, an denen er nicht einige Stunden, meistens im Park, jagte.

Vom Zeitpunkt an, wo ihre erzieherische Tätigkeit bei den Kindern der Montespan zu Ende kam, somit vor 1680, wandte sie die ganze Energie ihres Wesens und die ihr vor allem eigentümliche Liebe zur Jugend entsprechenden Werken zu. Zunächst schuf sie, aus eigenen Mitteln, Anstalten für arme, verlassene Kinder, die Jahre hindurch und bis ins kleinste von ihr organisiert und geleitet wurden. Eine geistreiche Frau, Madame de Brinon, die aus materiellen Gründen der Stiftung eines Klosters hatte entsagen müssen, übernahm die Führung dieser Anstalten, für die auch Ludwig XIV. sich interessierte. Das dringende Bedürfnis, für die Veteranen und Invaliden seiner Heere zu sorgen, hatte ihn zur Gründung des noch heute fortbestehenden Hôtel des Invalides veranlaßt, unter dessen von vergoldeter Kuppel überragtem Dom Napoleon zwischen den herrlichen Grabdenkmälern von Turenne und Vauban einst im Porphyrsarkophag ruhen sollte. Das Kriegshandwerk ruinierte im 17. Jahrhundert die Edelleute, die des Königs Offizierkorps stellten. Die Heranbildung ihrer Söhne wurde militärischen Anstalten übertragen. Nach und nach reifte bei Madame de Maintenon die Überzeugung, daß auch für die mittellosen Töchter des unter den Fahnen gebliebenen oder verarmten Adels gesorgt werden müsse. Die Erfahrungen der eigenen, in bitterer Not verbrachten Jugend wirkten mit, um ihr die Aufgabe besonders ans Herz zu legen. So entstand Saint-Cyr.

Nach bescheidenen Anfängen und verschiedenen Wandlungen erhielt es 1685 und durch des Königs Großmut die bleibende Gestalt und ist, nicht mit Unrecht, als sein Hochzeitsgeschenk für die zweite Gattin bezeichnet worden. Saint-Cyr, nur 5 Kilometer von Versailles entfernt, bot von da an Raum für 250 junge Mädchen, die gewöhnlich vom zehnten bis zum einundzwanzigsten Jahre unentgeltlich dort erzogen und hierauf entweder mit einer kleinen Mitgift verheiratet oder, wenn sie es wünschten, in die religiöse Genossenschaft aufgenommen wurden, deren Regeln Madame de Maintenon im Verein mit geistlichen Beratern aufs genaueste entwarf.

Es ist bereits gesagt worden, welche peinlichen Eindrücke der Aufenthalt in Klöstern bei ihr zurückgelassen hatte. Von den Leistungen der Nonnen im Erziehungsfach dachte sie sehr gering. Sie wirft ihnen Eigennutz, Habsucht und eine bornierte, oft geradezu lächerliche Pruderie vor, von der das Evangelium nichts wisse. Klosterfrauen, sagt sie in Übereinstimmung mit Fénelon, seien ungebildet, unaufrichtig, zu Kleinlichkeit und Bitterkeit geneigt, weil ihnen der wahre Begriff einer erleuchteten Frömmigkeit fehle. Scherzend zitiert sie: „Le premier citron qui fut confit le fut par un dévot.“ Vincenz von Paula, der Stifter der barmherzigen Schwestern, verbot ihnen eindringlich, sich als

Klosterfrauen zu bezeichnen: es wäre der Untergang, wenn sie das täten. Auch Ludwig XIV. besaß keine Vorliebe für Klöster und war der Ansicht, daß sie sich auch ohne besonderes Zutun von Stiftern und Wohltätern hinreichend, wo nicht über Gebühr, vermehrten. Für ihn wie für Madame de Maintenon und ihre ganze Zeit blieb die Erziehung der Jugend nichtsdestoweniger nur auf religiöser Grundlage und unter geistlicher Leitung denkbar. Die Gründerin von Saint-Cyr richtete daher ihr ganzes Augenmerk auf Heranbildung einer geistlichen Genossenschaft, die nach ihren Grundsätzen und in ihrem Geist die ihr vorgezeichnete Aufgabe lösen sollte. Viele Bände von Briefen und Instruktionen Madame de Maintenons, an „die Damen von Saint-Louis" gerichtet, enthalten ihr Programm und das Ideal dessen, was sie erstrebte. Sie bestand auf Wahrheit und Vernunft in allen Dingen und mahnte ihre geistlichen Töchter beständig, daß Abtötungen gut, aber Freudigkeit in ihrem Beruf und aufopfernde, nie versagende Liebe besser seien. Sie verlangte von ihnen, mit Kindern nur in einer diesen verständlichen Sprache zu reden, keine Theologie, sondern eine heitere, praktische Frömmigkeit im Geist eines Fénelon und Franz von Sales zu lehren und mit dem Beispiel voranzugehen. „Vor niemandem", pflegte sie zu sagen, „hätte ich mich mehr geschent, mir eine Blöße zu geben, als vor dem Herzog du Maine." Wie vor ihr der Großvater, Agrippa d'Aubigné, der sich mit der Frage befaßt hat, legte sie den Nachdruck auf Charakterbildung, viel mehr als auf die Erwerbung von Kenntnissen; in letzterer Beziehung sanken, mit zunehmenden Jahren, ihre Anforderungen unter das Maß dessen herab, was im 17. Jahrhundert gefordert wurde. Damals besaß jede Frau, die auf Bildung Anspruch machte, genügende Kenntnis des Lateinischen, meist auch des Spanischen und Italienischen. Descartes hatte ein weibliches Auditorium. Auch unter den Damen von Saint-Cyr gab es gelehrte Frauen; Madame de Maintenon ermutigte sie nicht. Ebensowenig schilderte sie ihren Zöglingen die Ehe in rosigen Farben: nicht die Männer allein trügen Schuld, wenn Frauen dienen und gehorchen müßten; das sei von Gott so angeordnet und niemand frei in der Welt, auch der König nicht. Sie pflegte zuweilen junge Mädchen aus Saint-Cyr zu sich nach Versailles zu rufen und dann zu verheiraten; oft recht unglücklich, wie ihre eigene Nichte Villette, die als Gemahlin des Grafen von Caylus sich von ihm trennen mußte. Ihnen allen hatte Madame de Maintenon zur Genüge vorhergesagt, daß die Ehe nicht zum Vergnügen da sei et qu'il n'y a pas de quoi rire.

Ihr Erziehungssystem zog die Zukunft junger Mädchen in Betracht, die, in die Provinz oder aufs Land verheiratet, in einen engen Pflichtenkreis gebannt, gute Gattinnen, Mütter und Hausfrauen werden sollten. Sie mußten daher in Garten und Haus, in Küche und Leinwandkammer mitarbeiten und, wenn sie größer wurden, auch Unterricht in den niederen Klassen erteilen. Madame de Maintenon verlangte nur, was sie selbst leistete. Sie überwachte auch zu Saint-Cyr Kleidung, Wäsche, Verköstigung und Verwaltung der Anstalt, prüfte die Rechnungen, kannte jedes Kind, übernahm im Lauf des Jahres jede der vier nach verschiedenen Farben genannten Klassen ihrer Zöglinge und meinte selbst, das einzige Lob, das ihr zukomme, sei dieses, den Beruf zur

Erziehung zu besitzen. Sie bewährte ihn auch darin, daß sie für angemessene Zerstreuung und Vergnügungen sorgte, und in Verbindung damit sollte Saint-Cyr seine Spuren in der klassischen französischen Tradition zurücklassen. Madame de Maintenon, deren Prosa mustergültig ist, hatte einen hohen Begriff dessen, was jede echte Bildung dem Feingefühl und Verständnis für die eigene Sprache schuldet. In dieser Beziehung wurde zu Saint-Cyr nicht nur nichts vernachlässigt, sondern Außerordentliches erreicht. Madame de Brinon, bis 1688 Oberin der Anstalt, war eine sehr bedeutende Frau, die mit Bossuet und Leibniz korrespondierte und, wie diese, auf Wiedervereinigung der christlichen Kirchen hoffte. Selbst und zwar nicht mit Erfolg auch literarisch tätig, dichtete sie kleine, herzlich langweilige dramatische Spiele für die Zöglinge von Saint-Cyr und schulte sie, was besser glückte, in der Darstellung vorhandener Meisterwerke.

Ludwig XIV. nahm persönliches Interesse an den Fortschritten des Institutes. In einem für ihn erbauten Pavillon traf er sich häufig dort mit Madame de Maintenon und lobte, daß es gelungen sei, aus den jungen Mädchen gute Christinnen und gute Französinnen zu machen. Aber der König mußte unterhalten werden, auch zu Saint-Cyr. Für ihn und für eine Anzahl von Personen, die er durch Einladungen auszeichnete, wurden auf improvisierter Bühne Corneilles „Cinna" recht schlecht, aber Racines „Iphigenie" und „Andromaque" mit so überraschender Kunst gespielt, daß die durch den Erfolg mehr erschreckte als befriedigte Madame de Maintenon dem Dichter schrieb: „‚Andromaque' ist so gut gegeben worden, daß unsere jungen Mädchen weder diese noch eine andre Ihrer Tragödien jemals wieder spielen sollen." Sie rechnete ohne den König. Dieser hatte so großes Wohlgefallen an den Aufführungen gefunden, daß er durch Madame de Maintenon Racine beauftragen ließ, zu seinem Vergnügen und zu Nutzen und Freude der Jugend ein Stück, aus dem Liebe gänzlich verbannt sein sollte, zu schreiben.

Racine, ein Schüler von Port-Royal, war seinem Lehrer zwei Jahrzehnte hindurch entfremdet gewesen. Während dieser Zeit entstanden seine großen Dramen, und die Liebe zur Kunst blieb nicht die einzige, der er huldigte. Es genügt, an Bossuets Verdammungsurteil, des Theaters, an die Tatsache zu erinnern, daß Schauspielern das kirchliche Begräbnis verweigert wurde, um die Stimmung zu verstehen, in der Racine nach Vollendung der „Phädra", 1679, zu den strengen Führern seiner Jugend zurückkehrte. Von da an entsagte er den Verlockungen der Kunst und behielt nur die schwärmerische Liebe für den König, dessen Historiograph er wurde. Ludwigs Wünsche waren Befehle für Racine. Er zog sich nach dem Schloß Maintenon zurück, und ein Jahr, nachdem die Aufforderung an ihn ergangen war, 1689, wurde „Esther" zu Saint-Cyr gespielt.

Vor einem Parterre von Königen. Denn Ludwig XIV. begleiteten Jakob II., der aus England vertriebene Stuart, und seine Gemahlin Maria von Modena. Der König in Person stand am Eingang des festlich dekorierten und beleuchteten Saales und überwachte, seinen Stock als Schranke vorhaltend, den Eintritt der Bevorzugten, die er zu diesem Schauspiel geladen hatte. Er lieferte die Kostüme, das Orchester, die Dekorationen. Racine hatte die jungen Mädchen einstudiert und mehr als einmal Tränen getrocknet, die seine Rügen hatten

fließen machen. „Esther" wurde zu Saint-Cyr sechsmal in rascher Folge gegeben. Bossuet befand sich unter den Zuschauern. Den Beichtvater La Chaise begleitete eine kleine Schar von Jesuiten. Zu den aus Paris geladenen Damen zählten Madame de Miramion, bekannt als „die Mutter der Armen", und Madame de Sevigné, die, wie keine andre verewigen konnte, was sie sah. „Esther" entzückte alle; Dichter und Darstellerinnen feierten einen unvergleichlichen Triumph.

Wenn König Assuerus, zur erbleichenden Esther sich herabneigend, sie mit den Worten: „Bin ich dein Bruder nicht?" in seine Arme schloß und an seine Seite erhob, verstanden alle Anwesenden, wem die zarte Huldigung galt. Im Hohenpriester, „der sich nie gebeugt", wollten sie den großen Arnauld, Louvois im grausamen Minister des Perfers, die einstige Glorie der Montespan in Esthers stolzer Vorgängerin Vasti wiedererkennen. Aus den Chören des Dramas drang, rührend und erschütternd, die Klage unschuldig Verfolgter, die vergebliche, mutige Fürbitte Racines für Port-Royal.

Unter den Zöglingen von Saint-Cyr befand sich die Enkelin der Tante Villette, jener ersten Wohltäterin und mütterlichen Freundin von Françoise d'Aubigné. Mademoiselle de Villette, vom Zauber der Jugend umflossen, hatte die Titelrolle mit so hinreißender Anmut gegeben, daß ihr Talent zum Vorwand für alle Bedenken und Warnungen diente, mit welchen Madame de Maintenon auch in anonymen Zuschriften überschüttet wurde. Sie selbst war entschlossen, die Eitelkeit der ihr anvertrauten Jugend einer ähnlichen Probe nicht wieder auszusetzen. Als daher Racine abermals nach Jahresfrist das ungleich mächtigere Drama „Athalie" überreichte, ließ sie es zwar einstudieren, verbot aber die Benutzung von Kostümen und die Errichtung einer Bühne. Nur vor einem kleinen Kreis in einem Saal von Saint-Cyr, dann in ihren Privatgemächern zu Versailles wurde „Athalie" für Ludwig XIV. aufgeführt. Die Wirkung blieb hinter derjenigen zurück, die „Esther" hervorgerufen hatte. Wie „Phädra", deren Größe von den Zeitgenossen nicht verstanden worden war, so wurde diese größte aller christlichen Tragödien von der Menge nicht gewürdigt. Aber Kenner wie Boileau, Fénelon, Madame de Maintenon selbst ließen sich in ihrem Urteil nicht beirren, auch dann nicht, als nach Racines Tod, 1702, das Drama, von Herren und Damen des Hofes gespielt, abermals nur mäßigen Erfolg erntete: „Das Unglück verfolgt alles, was ich liebe," schrieb Madame de Maintenon in einer Stunde des Unmuts: „Wir rechneten auf einen Erfolg, und er wird uns verleidet. Ich weiß nicht, wie die Welt vor mir war; seit ich sie kenne, ist sie so .... Es ist nicht lohnend, für die Vergnügungen der Großen zu sorgen." Zwei Menschenalter später sollte Friedrich der Große sagen, lieber wollte er „Athalie" geschrieben als den Siebenjährigen Krieg geführt haben. Mit dem Meisterwerk, zu dem es den Anstoß gegeben hatte, war der Höhepunkt von Saint Cyr erreicht; es behält seine Stelle im Werdegang der Literatur, die mit dem „Cid" und „Polyeucte" begann, den „Tartüffe" schuf und in „Athalie" ausklang. Vom Zeitpunkt an, da diese dramatischen Vorstellungen großen Stils nicht wiederholt wurden, vollzog sich ein Umschwung, auch in der Leitung von Saint-Cyr. Mit Madame de Brinon, die viel zu unabhängig dachte, um sich dem Willen andrer zu fügen, erwies sich un-

Zusammenwirken nicht länger möglich, denn „zwei Oberinnen konnte es dort nicht geben". Auf Befehl Ludwigs XIV. Ende 1688 entlassen, zog sich Madame de Brinon nach der Abtei von Maubuisson zu den Prinzessinnen von Hannover zurück, blieb aber bis an ihr Ende in freundschaftlichem Verkehr mit Madame de Maintenon, die von nun an jüngere, meist von ihr selbst herangebildete Oberinnen wählte. Die oberste Leitung blieb in ihren Händen und wurde durch neue, eine Zeit hindurch übermächtige Einflüsse bestimmt.

Noch leitete Abbé Gobelin dem Namen nach ihr Gewissen. Aber er war alt geworden und begann zu versagen, als das Geschick, zu dessen Verwirklichung seine Ratschläge beigetragen hatten, ihn durch seine Größe verwirrte. Vergebens schrieb ihm sein Beichtkind: „Ich bin keine vornehmere Dame geworden, als da Sie mir einst so gut die Wahrheit sagten. Wenn die Gunst, die ich genieße, mir die Welt zu Füßen legt, so soll das den Führer meiner Seele nicht beeinflussen. Wo soll ich Wahrheit finden, wenn nicht bei Ihnen, und wem unterwürfig sein, wenn ich bei allen übrigen nur Ehrfurcht, Schmeichelei und Nachgiebigkeit finde. Ich beschwöre Sie, ändern Sie einen Stil der mir mißfällt, fürchten Sie nie, mir lästig zu werden. Ich will mein Heil wirken und nur Gott angehören. Sie mache ich verantwortlich." Sie bat vergebens. Abbé Gobelin hatte 1683 die Worte vernommen: „Beten Sie für mich; ich brauche Kraft, um einen guten Gebrauch von meinem Glück zu machen." Er fand den rechten Ton nicht wieder, und Madame de Maintenon wandte sich an Bourdaloue. Der strenge Moralist gab Ratschläge in Fülle, aber von seinem Predigeramt beansprucht, konnte er seine Zeit nicht zur Verfügung stellen.

Zu Versailles lebten zwei vorzügliche Männer, die Herzöge von Beauvillier und von Chevreuse. Ihre Gemahlinnen, Töchter des Ministers Colbert, waren solcher Gatten würdig. Die Herzogin v. Beauvillier, witzig, geistreich, häßlich, als Frau und Mutter ein Muster ihres Geschlechtes, verzichtete darauf, eine erste Rolle bei Hof zu spielen. Ihre Schwester Chevreuse, die reizend war und alle Eigenschaften besaß, um in der Gesellschaft zu glänzen, führte gleichfalls ein zurückgezogenes Leben und wurde wie eine Heilige verehrt. Der Herzog, ein Schüler von Port-Royal, war ein Original, so unpraktisch, daß er ohne des Königs Beistand als Bettler gestorben wäre, so paradox, daß seine weisesten Pläne an der Ausführung scheiterten, aber auch so edel und liebenswert, daß er von allen, die ihn kannten, schwärmerisch geliebt wurde. Sein weniger begabter, ebenso vortrefflicher Herzensfreund und Schwager Beauvillier lebte wie ein Mönch, arbeitete sich für den Monarchen, der ihn 1691 zum Minister und Vorstand seines Finanzrates ernannte, halb zu Tode und wagte zu widersprechen, wenn das Gewissen es gebot. Colberts ältester Sohn, Seignelay, ein glänzend begabter Liebling und Diener Ludwigs XIV., teilte wenigstens zeitweise die religiöse Begeisterung seiner Familie.

Saint-Simon, der in späteren Jahren sich mit diesem Kreis befreundete, hat ihn mit überschwenglicher Bewunderung gepriesen. Madame de Maintenon trat in seine Intimität, fand dort ihre liebste Erholung und einen der merkwürdigsten Menschen, von dem die Geschichte weiß, denjenigen, den Männer wie Beauvillier und Chevreuse „die Seele ihrer Seelen" nannten.

II. Fénelon.

Am 20. August 1689, folglich noch bei Lebzeiten der Dauphine, ernannte Ludwig XIV. den Herzog von Beauvillier zum Gouverneur ihrer drei Söhne, seiner Enkel. Auf des Herzogs Vorschlag wurde sein Freund, der achtunddreißigjährige Abbé François de Salignac-Fénelon, zum Präzeptor bestimmt. Dieser, im Gegensatz zum bürgerlich geborenen Bossuet, einem alten, vornehmen Geschlecht entstammte, 1651 geborene und zu Saint-Sulpice erzogene Priester war bis dahin wenig hervorgetreten. Man wußte nur, daß er sich an der Bekehrung von Hugenotten, und zwar vorwiegend von Frauen, mit Eifer beteiligt hatte, und seine theologischen Gegner hätten hinzufügen können, daß die Kontroverse nicht immer mit lauteren Mitteln geführt, aber mit Schonung gegen die Personen verbunden worden sei. Seiner Beredsamkeit wegen verglich ihn das offizielle Journal, der „Mercure de France", bereits mit Chrysostomus. Aus seinen Augen, sagt Saint-Simon, ergoß sich wie ein Strom das Feuer seines Geistes. Dieser Priester war unleugbar ein Mann von Genie, von berückenden Eigenschaften, die in der ernsten und doch heiteren Würde seines Auftretens und seiner männlich schönen, edlen Erscheinung sich ankündigten. Unantastbar in seiner Lebensführung, mystisch veranlagt und doch voll praktischer Klugheit in der Frömmigkeit, zugleich Theologe und Humanist, der komplizierten Veranlagung seiner seelischen und intellektuellen Gaben sich bewußt, so aneignungsfähig, daß Kinder und Frauen, Weltleute und Staatslenker, Unwissende und Philosophen im Gefühl gegenseitigen Verständnisses mit ihm verkehrten, entging mit einziger Ausnahme des Königs wohl niemand dem Zauber dieser Persönlichkeit, die allen alles wurde.

In kirchlichen wie in politischen Fragen nahm Fénelon eine Sonderstellung ein. Die französischen Jesuiten in den Tagen Ludwigs XIV. waren Gallikaner. Bossuet fügte sich dem König, zuweilen bis zur Schwäche. Fast vereinzelt im damaligen Frankreich lehrte man zu Saint-Sulpice unter der Leitung des frommen und gelehrten Abbé Tronson, die römische Theologie; Fénelon ging aus dieser Schule als überzeugter Anwalt der päpstlichen Ansprüche, als Ultramontaner hervor. Zugleich verwarf er den Absolutismus der Krone nicht nur in der Kirche, sondern auch im Staat. Er trug sich früh mit Reformgedanken auf aristokratischer Basis, die, in manchen ihrer Züge, bereits humanitären Idealen des 18. Jahrhunderts vorauseilten. Wer Fénelons Entwicklungsgang verfolgt, wird sich der Einsicht nicht verschließen können, daß sein Streben auf eine politische Tätigkeit großen Stils gerichtet war, und daß er wenigstens eine Zeit hindurch, sich mit der Hoffnung trug, Frankreichs Reformator, selbst unter Ludwig XIV., zu werden.

Wenn aber der König, von dem er gering dachte, ihm versagte, so blieb der Thronerbe.

Die pädagogische Leistung, durch die es Fénelon gelang, den vernichtenden Schlag gegen das ihm verhaßte Regierungssystem des Monarchen im Herzen des Thronfolgers, seines Enkels, zu führen, ist so eigenartig und bewundernswert, daß die Frage, welchen Anteil persönlicher Ehrgeiz daran haben mochte,

zu untergeordneter Bedeutung herabsinkt. Vor allem, wenn man die zu überwindenden Schwierigkeiten erwägt.

Fénelons Telemach, der Herzog von Bourgogne, war 1689 ein siebenjähriger, mißgestalteter und kränklicher Knabe, né terrible, schreibt bündig Saint-Simon. Stolz, hart bis zur Grausamkeit, durch den leisesten Widerspruch zu Wutausbrüchen gereizt, vergnügungssüchtig, ein Verächter der Menschen, aber sehr begabt, wahrhaft und offen, so fand ihn Fénelon, als er seine Erziehung übernahm. Sie währte kurze sechs Jahre, aber obgleich der Jüngling seinen Mentor nach 1695 nur einmal und dann vor Zeugen wiedersehen durfte, blieb er für immer, was dieser aus ihm gemacht hatte.

Fénelons Erziehungswerk bindet den Fürsten an das Gesetz; er lehrt ihn, in der despotischen Gewalt des Monarchen ein Attentat gegen die Rechte menschlicher Verbrüderung zu erkennen, „der Vater, nicht der Herr zu sein". Er warnt ihn vor den Schmeichlern, den Verführern, den Zwischenträgern, endlich vor ihm selbst, dem Führer seiner Jugend, vor der Gefahr, dem Einfluß eines einzigen sich anheimzugeben. Der Herzog von Bourgogne war Thronerbe geworden, als Fénelon ihm durch Beauvillier sagen ließ: „In Gottes Namen, der Dauphin möge sich weder durch Sie noch durch mich, durch niemanden mit einem Wort, beherrschen lassen." War das noch möglich, oder war der Triumph einer in physischer Beziehung ausnehmend harten, geistig hochstehenden Disziplin dennoch auf Kosten der Spannkraft des Schülers davongetragen? Die uns erhaltenen Aufzeichnungen desselben beantworten die Frage dahin, daß er in religiösen Angelegenheiten die Intoleranz Fénelons, die dieser in persönlichem Umgang so anmutig zu mildern verstand, noch überboten haben würde. Sein Regierungssystem wäre ein aristokratisch-konsultatives, seine Hofhaltung fast asketisch, seine Verwaltung durch Einführung der einzigen Bodensteuer bereits eine physiokratische, vorwiegend auf die Bedürfnisse des armen Volkes berechnete gewesen. Als den Sklaven des öffentlichen Wohles hat sich der Erbe Ludwigs XIV. betrachtet.

Die Anfänge dieses Erziehungswerkes hätten allein genügt, um Fénelon die volle Teilnahme der Erzieherin Madame de Maintenon zuzuwenden. Sie sah mit Bewunderung, wie dem widerspenstigen Kind von ehedem „das Gute zur zweiten Natur geworden schien". Zudem hatte Fénelon ihr eigenstes Feld betreten, als er 1689, für die acht Töchter des Ehepaars Beauvillier die berühmte Schrift über Mädchenerziehung verfaßt hatte. Er ist der erste Pädagoge, der durch Vernunft erziehen, und der, selbst hellenischen Geistes voll, auch der Frau die intellektuellen Güter in einer Weise zugänglich machen wollte, die über das beschränkte Maß von Saint-Cyr weit hinausgriff. Madame de Maintenon erwärmte sich dennoch für dieses Ideal weiblicher Kultur, das, wie ihr eigenes, den Nachdruck auf den Beruf in der Familie legte: „Lesen Sie Monsieur de Fénelons Briefe", schrieb sie 1689 einer Dame von Saint-Cyr. „Sie sind von beständigem Nutzen; ich habe nirgends etwas Gründlicheres gefunden. Sie flößen eine sanfte, friedfertige, freie und wahrhaftige Frömmigkeit ein; es ist unmöglich, daß es nicht die richtige sei." Fénelon wurde ihr Berater für Saint-Cyr. Wie sollte sie nicht

daran gedacht haben, ihm auch ihre Seele anzuvertrauen? Von 1690 an wechselten sie Briefe, worin er eine solche Führung anbahnte. Er gab vortreffliche Anleitungen für das innere Leben, rügte, ohne zu verletzen, ermutigte, ohne zu schmeicheln. Dennoch war es augenscheinlich, daß seiner Freundin ewiges Heil nicht der einzige Zweck ist, den er verfolgte. Er spricht vom König als von einem Mann, „der keinen Begriff von seiner Pflicht habe, der regiert sein wolle, den sie regieren müsse". Er nennt sie zu schüchtern, zu unstet, zu wenig von reiner Gottesliebe erfüllt. Er drängt sie voran, empfiehlt die Berufung erleuchteter, ehrlicher Ratgeber, und entwirft Zukunftspläne, die bereits eine Art von Regierungsprogramm enthalten.

Madame de Maintenon schreckte vor dem Wagnis zurück, aus Ludwig XIV. einen König nach Fénelons Herzen zu machen. Sie war durch eine Erfahrung gegangen, die ihr die Grenzen ihrer Macht über den Monarchen zum Bewußtsein gebracht hatte. Am 18. Oktober 1685 hatte dieser die logischste Tat des Absolutismus vollzogen und durch Aufhebung des Ediktes von Nantes, durch die Hunderttausende von Hugenotten ihre gesetzliche Existenz in Frankreich verloren, ein System gekrönt, das auf religiöser Einheit im Glauben ganz ebenso wie auf Zusammenfassung der Nation zu einem homogenen Ganzen beruhte.

Wirtschaftlich, administrativ, politisch und religiös war Frankreich in der Majestät des Königtums verkörpert. Der König war der Herr, auch über die Gewissen. Seit 1676 trug aber ein Papst die Tiara, der diesen Anspruch nicht duldete.

Innocenz XI., Odescalchi, war ein Vater der Armen, der Liebling des römischen Volkes, sehr streng, sehr autoritär und aufrichtig fromm. Er reformierte die Kurie und ging in Religion und Politik seine eigenen Wege. Sie kreuzten sich beständig mit den Plänen und Entschlüssen Ludwigs XIV. Als der König die Regale, d. h. das Recht, bei Vakanz eines Bistums die Einkünfte desselben einzuziehen, eigenmächtig auf Provinzen ausgedehnt hatte, wo es nicht bestand, trat Innocenz auf die Seite der zwei Bischöfe, die dem König den Gehorsam verweigerten. Es waren die besten Frankreichs, und man wußte sie jansenistisch gesinnt. Eine Verschiebung der Parteien trat ein. Die französischen Jesuiten, dann die Legisten und Parlamentarier, die längst die Maximen und Freiheiten der gallikanischen Kirche zu Staatsgesetzen erhoben hatten, der Klerus und die überwiegende Mehrheit des Episkopates, an seiner Spitze Bossuet, standen zum König. Zu einem Nationalkonzil versammelt, bekannte sich diese gallikanische Kirche 1682 noch einmal zur Lehre von der Unabhängigkeit der weltlichen von der geistlichen Macht und der Superiorität der Konzilien über den Papst. Zum Papst aber standen die Jansenisten, denen er wohl wollte: er selbst sei jansenistischer Häresie verfallen, erklärte jetzt der Generaladvokat Denis Talon, der bereits von einem königlichen Priestertum sprach. Das Parlament gab der Deklaration von 1682 Gesetzeskraft; wie zu Richelieus Zeiten erwogen die Extremen ein französisches Patriarchat. Das Schisma schien zu drohen, nachdem der Papst die Beschlüsse der gallikanischen Versammlung verworfen hatte. Er verurteilte auch aufs schärfste Ludwigs erobernde, gewalttätige Politik in Deutschland und gegen die genuesische Republik. Er verzieh ihm nicht, daß er sich dem von Rom gepredigten Kreuz-

zug gegen die Osmanen nicht anschloß, sondern vielmehr die Brachlegung der Macht des Kaisers im Reich zur Durchführung der Reunionen benützte, wenn er auch später erklärte, er habe genug getan, indem er 1684 durch den zu Regensburg geschlossenen zwanzigjährigen Waffenstillstand mit dem Kaiser und Spanien die Wehrkraft des Reiches freigegeben habe. Im Februar 1684 traten auch seine Beziehungen zu England in ein neues Stadium. Er hatte Karl II., aber auch die Opposition in dessen Parlament bezahlt, um England unter seinen Einfluß zu bringen. Die katholische Reaktion, die er dort zu fördern wünschte, hielt er jedoch erst dann für durchführbar, als Jakob II., ein Katholik, die Nachfolge seines Bruders antrat. An eine solche Möglichkeit glaubte Innocenz XI. nicht. Seine Überzeugung, daß dem englischen Monarchen ungleich mehr an Durchsetzung des Absolutismus als an den Interessen der Kirche und an Gewährung der Toleranz gelegen sei, führte bald zum offenen Bruch zwischen ihm und dem letzten regierenden Stuart. Des Papstes Hoffnungen waren nicht auf Gewaltstreiche, sondern auf eine Wiedervereinigung der abendländischen Kirchen gerichtet. Unter seiner Regierung, und dann nie wieder, wurde eine Überbrückung der Gegensätze zwischen den Konfessionen bei gegenseitiger Beschränkung auf das Wesentliche für erreichbar gehalten. Er billigte Vorschläge, die protestantische Fakultäten deutscher Hochschulen annehmbar fanden. Bossuet schrieb das fundamentale Werk theologischer Verständigung, die „Exposition de la foi catholique“. Im gleichen Sinn wirkten auf dem Kontinent Leibniz mit gleichgesinnten Freunden und in England die als karolingische Theologen bezeichneten katholisierenden Anglikaner.

Für so hohe Lebensfragen der Religion hatte Ludwig XIV. weder Teilnahme noch Verständnis. Sein Konflikt mit Rom war nach seinem Sinn nur der Kampf um ein umstrittenes Grenzland; an einen Bruch dachte er nicht. Aber infolge der Verweigerung der kanonischen Einsetzung durch den Papst waren bald einunddreißig französische Bischofsitze unbesetzt, und Innocenz XI. ließ sich weder durch Konzessionen noch durch Verhandlungen beschwichtigen. Die Lage in England, die niemals außer acht gelassenen Möglichkeiten der Succession in Spanien, nicht zum wenigsten das Gewissen des Königs erforderten die Herstellung guter Beziehungen zu Rom. Ludwig hielt das Pfand in Händen, durch das er gegen Innocenz XI. den Beweis liefern konnte, daß der allerchristlichste König katholischer sei als der Papst. Das Pfand war die Vernichtung des Protestantismus in Frankreich.

Ludwig XIV., der im Einverständnis mit seinem Klerus handelte, erreichte den vorgesetzten Zweck seiner verhängnisvollen Tat. Mit Ausnahme einiger Bischöfe, Vaubans, Jean Racines, Elisabeth Charlottens, merkwürdigerweise auch des Dauphin, der einen schüchternen Einwand wagte, begrüßte die Nation die Aufhebung des Ediktes von Nantes mit Jubel. Bossuet, im Lauf von Kontroversen mit Calvinern, die erfolglos geblieben waren, durch das Auftreten der Rationalisten unter den kontinentalen Protestanten ernüchtert und geschreckt, sprach jetzt mit Abscheu „von den religionslosen Sozinianern, die das Christentum stürzen wollten“ und feierte Ludwig als den zweiten Konstantin; er und andre, auch die Jansenisten, klagten nur über „die etwas gewaltsamen, nicht ungerechten Mittel“, die es nicht zuließen, deswegen zu

triumphieren. Vergebens äußerte Innocenz XI., „einer solchen Methode der Bekehrung habe sich Christus nicht bedient: man müsse die Menschen in den Tempel führen, nicht hineinschleifen." Er konnte es nicht hindern, daß in Rom Freudenfeuer angezündet wurden, und auch er mußte dem Eifer des Königs Lob spenden. Die irenischen Hoffnungen seines Pontifikates erloschen für immer. Nach Aufhebung des Ediktes von Nantes war Toleranz, auch in England, für Ludwig XIV. nicht mehr annehmbar und das Schicksal Jakobs II. besiegelt.

Was würde, auch wenn sie klar gesehen hätte, Madame de Maintenon gegen des Königs Jahrzehnte hindurch vorbereiteten Entschluß vermocht haben? Über das Edikt selbst bewahren ihre schriftlichen Äußerungen Schweigen. Der brandenburgische Gesandte Spanheim, der sie eine ehrliche Frau nennt und auch sonst wohl von ihr denkt, meint, sie habe gehofft, das Ziel werde ohne Anwendung von Gewalt erreicht werden. Sie selbst schrieb 1687 ihrem Vetter Villette, der, endlich auch übergetreten, sich jetzt mit Bekehrungen befaßte: „Ich bekenne, daß ich weder vor Gott noch vor dem König eine Verzögerung des Übertritts auf mich nehmen möchte . . . Aber solche Bekehrungen empören mich. Es gibt nichts Schmählicheres als den Zustand derer, die abschwören, ohne katholisch zu sein." Schon eine solche Einschränkung war gefährlich. Fast scheint es, daß sie doch mehr gewagt hatte, denn 1685 sagte ihr der König, „er fürchte, ihre Schonung für die Hugenotten komme von einem Rest von Neigung für ihre frühere Religion." Mit einer solchen war es von nun an so gründlich vorbei, daß sie es war, die zwei Kinder der Familie Villette gegen den Willen der Eltern konvertierte. Sie empfahl den Rückkauf von Familiengütern, die „infolge der Verzweiflung der Hugenotten" billig zu haben seien. Der Übertritt, so meinte sie, sei das Mittel, weder in dieser noch in jener Welt Schaden zu leiden: wenn die Väter heuchelten, so würden doch die Kinder aufrichtig gläubig.

Als 1697 die Kriegsnöte und das Unglück dem Gedanken einer bedingten Toleranz Raum gaben, beantwortete sie eine Denkschrift, die diesen Gedanken vertrat. Jedes Zugeständnis, so schrieb sie, würde ein Zeichen der Schwäche sein. Man möge mild mit den Irrenden verfahren, den sakrilegen Empfang der Sakramente verhindern, keine Märtyrer machen, aber die Häresie ausrotten. Das blieb ihr letztes Wort, wie es das Fénelons war. Über die Intoleranz der Zeit erhoben auch sie beide sich nicht.

Wie Madame de Maintenon es so oft betont hat, war es „ihr Beruf", das eigenste Werk ihres Lebens, in der Seele des Königs eine ernste Religiösität zu wecken und sie verhehlte sich die Schwierigkeiten der Aufgabe ebensowenig als Fénelon. Ludwig XIV. selbst hat über die Vernachlässigung bitter geklagt, in der man ihn in seiner Jugend gelassen hatte. Er mußte sich mühsam als Mann die Kenntnisse erwerben, die ihn zur Regierung befähigten. In religiösen Dingen gelang es ihm nie, die Folgen seiner mangelhaften Erziehung zu überwinden. Dieser Sohn einer spanischen Habsburgerin blieb an die Beobachtung äußerer Formen und Gebräuche gekettet; jede tiefere Auffassung des christlichen Ideals war ihm fremd. „Die Religion", sagt Madame de Maintenon, „ist bei Hof wenig bekannt. Man will sie sich, nicht ihr sich anbequemen. Man besteht auf äußeren Übungen, den Geist erfaßt man nicht. Der König wird

weder einen Gottesdienst noch eine Abstinenz versäumen, aber er wird nicht verstehen, daß man sich demütigen und Buße tun muß. Solange ich lebe, werde ich nicht müde werden, ihm die Wahrheit zu sagen." Sie versuchte, ihm die Schriften eines Augustinus, eines Franz von Sales zugänglich zu machen. Er ließ sie liegen und entschuldigte sich mit den Worten, er sei kein „homme de suite", kein beständiger Mann. Selbst sein Beichtvater, de La Chaize, ein Jesuit, der fünfunddreißig Jahre hindurch seines Amtes gewaltet, rechnete auf den Einfluß dieser Frau, um dem König „zu predigen". Madame de Maintenon war jedoch der Ansicht, daß nichts zu erreichen sein werde, so lange La Chaize auf seinem Posten blieb. Er war ein glatter Hofmann, liebenswürdig, verbindlich und zu klug, um Konflikte zu provozieren, „mit mehr Talent zum Bösen als zum Guten, weil seine Absichten nicht redlich sind, vielleicht auch aus mangelnder Einsicht", so dachte Madame de Maintenon von ihm: seiner Maxime, die Frommen taugten zu nichts, solle er sich schämen; man müsse unterscheiden. La Chaize lehre nicht die Liebe Gottes, sondern die Furcht vor der Hölle. Sie mußte dennoch bis 1709, wo er starb, gegen den Einfluß dieses Mannes ankämpfen, aber sie hielt es für aussichtslos, das Gegengewicht der geistigen Überlegenheit Fénelons gegen ihn aufzubieten. Der König hätte ihn weder verstanden noch geduldet. „Er ist der erste Schöngeist, aber auch der chimärischste Kopf meines Reiches," hatte er nach der einzigen Unterredung gesagt, die er jemals Fénelon gewährte. Sie war gewarnt. Ludwig XIV. duldete keine Reformatoren, weder im Staat noch in der Kirche. So flüchtete sie zu einem frommen, geistig nicht hervorragenden Sulpicianer, Godet des Marais, der ihr Gewissensrat wurde. Seine Uneigennützigkeit, seine Abneigung gegen alle Parteiungen in der Kirche schienen ihr Ruhe zu verbürgen. Ludwig XIV. ernannte ihn zum Bischof von Chartres, der Diözese von Saint-Cyr. Sie glaubte durch Übergehung Fénelons, nicht durch Trennung von ihm, den Frieden gesichert. Die Täuschung währte kurz. Er war es dennoch, der auch sie in einen religiösen Streit verwickelte.

III. Ein religiöser Streit.

Am 3. September 1687 schwur zu Rom, in Gegenwart von Kardinälen und Richtern der Inquisition ein gefeierter Seelsorger, der spanische Priester Michael Molinos, seine Irrlehren ab und wurde lebenslänglich, bis zu seinem 1696 eingetretenen Tod, eingesperrt. Die Römer hätten mehr gewünscht, aber seit Urban VIII. waren in Rom die Scheiterhaufen gelöscht. Überdies war Papst Innocenz XI. mit Molinos persönlich befreundet gewesen und ernannte später einen Gesinnungsgenossen desselben, Petrucci, zum Kardinal. Die Verurteilung verlangten die Jesuiten; der Papst hatte die Wahl des Spaniers Thyrsus Gonzales zum General des Ordens durchgesetzt und trotz starker Opposition in demselben war es Gonzales, der eine Reform der Moraltheologie und damit die Verurteilung der laxen Moral, gegen die Pascal und die Jansenisten aufgetreten waren, durchsetzte. Jetzt siegten die Jesuiten, und mit ihnen Ludwig XIV. durch die Verurteilung des Molinos, von dem nichts mehr vernommen wurde. Seine auf spanische Mystiker zurückgeführte Lehre

beruht auf völliger Passivität der Seele in der Betrachtung Gottes unter bedingungslosem Gehorsam gegen den geistlichen Führer, bis zum Verzicht auf äußere Werke und den eigenen Willen, wodurch jede sittliche Verantwortung gefährdet, wenn nicht untergraben werden mußte. Dieses unter dem Namen „Quietismus" als Häresie verworfene christliche Nirwana tauchte gleichzeitig mit der Predigt des Molinos in Savoyen und Südfrankreich auf. Vornehmlich durch die Propaganda einer Frau, die sich für eine gottbegeisterte Prophetin hielt. Jeanne Marie de la Motte-Guyon, eine Witwe mit Kindern, reich, noch jung und nervös exaltiert, wanderte seit 1681 in Gesellschaft des Barnabitenmönches La Combe von Ort zu Ort. Auch sie predigten die Vernichtung des eigenen Selbst in sündloser Ekstase, wirkten Bekehrungen und Wunder und trieben Teufel aus. La Combe, sittlicher Vergehen beschuldigt, suchte, und zwar vergebens, auch Madame Guyon zu kompromittieren. Er wurde verhaftet und endete in Wahnsinn. Auch die Dame wanderte ins Gefängnis, wurde aber durch Vermittlung vornehmer Freunde, worunter die Herzogin von Béthune, Tochter des gestürzten Ministers Fouquet, deren Sohn ihre Tochter heiratete, bald wieder befreit und überdies in den Kreis der Beauvillier und Chevreuse eingeführt. Dort lernte Fénelon sie kennen. Nie habe er, so betont er fortwährend, die geringste persönliche Sympathie für sie empfunden und viele ihrer Schriften gar nicht gelesen. Er hielt sie für unwissend in theologischen Dingen, aber für eine heiligmäßige, von Gott erleuchtete Verfolgte. Einer subtilen, die reine Gottesliebe offenbarenden Mystik huldigte auch er, der an die Lichtseiten der menschlichen Natur im Gegensatz zur Theorie von ihrer Verderbtheit glaubte, wie die ihm verhaßten Jansenisten sie lehrten. Mit Madame Guyon trat er in jahrelangen Briefwechsel, der keinen Zweifel darüber läßt, daß sie es war, die ihn anleitete, ja belehrte. „Leurs sublimes s'amalgamèrent", sagt wieder Saint-Simon. Sie erklärte ihre Seele, wie die Jonathans mit David, so mit der Fénelons verbunden. Ihre Autobiographie, in der sie sich über die hl. Jungfrau stellt und mit dem Weibe der Apokalypse vergleicht, trägt deutliche Spuren religiösen Wahnsinns. Aber ihre Schriften enthalten auch schöne und merkwürdige erhabene Dinge und im persönlichen Umgang muß sie sich sehr einnehmend gezeigt haben. Die sanfte Ergebung, mit der sie ihr Leiden duldete, die beredsame Glut, mit der sie zu mystischer Frömmigkeit anregte, gewannen ihr Liebe und Teilnahme, auch die von Madame de Maintenon. Wie diese später klagte, beging sie die Unvorsichtigkeit, ihr häufige Besuche in Saint-Cyr zu gestatten. Dort befand sich eine Verwandte Madame Guyons, Madame de Maisonfort, die widerstrebend in die Genossenschaft und zwar unter Madame de Maintenons Einfluß eingetreten war. Unbefriedigt, begabt und originell, schwärmte sie für Fénelons religiöse Innigkeit, bald auch für Madame Guyon. Durch deren Reden und Schriften wurden die Köpfe zu Saint Cyr bald so verdreht, daß selbst Laienschwestern ihre Arbeit vernachlässigten und nichts mehr vernommen wurde, als Dissertationen über reine Liebe und Gleichgültigkeit für alles, wenn die Gnade rief. Fénelon mußte erinnern, daß Ausnahmezustände sich nicht für alle schickten, brach jeden persönlichen Verkehr mit Madame Guyon ab und riet ihr, Bossuets Entscheidung anzurufen, nachdem schon im Mai 1694 die aufs höchste beunruhigte Madame de Maintenon

auf den Rat Bischofs Godet von Chartres sie aus Saint-Cyr entfernt hatte. Sie selbst verzieh sich ihre Unbesonnenheit nicht. In charakteristischen Worten klagt sie sich an, „Rhetorikerinnen gemacht zu haben, weil sie nach Esprit gestrebt habe; statt einfach frommen Seelen Quietistinnen, statt bescheidener, edeldenkender weiblicher Wesen seien hochmütige Preziösen ihr geblieben und die Schuld treffe sie."

Bossuet legte der Prophetin vor allem Schweigen auf. Er prüfte ihre Schriften, fand vieles darin „intolerabel", einiges häretisch, und schickte sie fort, aufs Land, dann in ein Kloster nach Meaux. Nach einem Jahre verließ sie es und verlangte die Prüfung ihres Wandels und ihrer Lehren vor einer geistlichen Kommission. Eine solche trat wirklich zu Issy zusammen, beschäftigte sich aber nicht mit Madame Guyons Person, sondern nur mit ihren Schriften.

Fénelon wurde beigezogen, versprach, sich dem Urteil Bossuets wie der Stimme Gottes zu fügen, schrieb aber jetzt, unaufhörlich, und bestand darauf, daß Madame Guyon mißverstanden worden sei. Sie habe keinen Wert in seinen Augen: es handle sich um die Lehre der Heiligen vom innern Leben.

Sowohl Madame de Maintenon wie Bossuet verschwiegen dem König Verwicklungen, die sie noch friedlich zu lösen hofften. Auf Anregung der Marquise erhielt Fénelon eine reiche Abtei. Nach wenigen Wochen verzichtete er auf dieselbe, denn am 4. Februar 1695 ernannte ihn Ludwig XIV. zum Erzbischof von Cambray, einem der reichsten Bischofssitze Frankreichs mit Fürstentitel des Reiches. War es dennoch eine Verbannung? Die Befürchtung bestand, obwohl Fénelon von nun an drei Monate jedes Jahres bei seinen Zöglingen verbringen sollte. Mittlerweile erschienen die sogenannten Artikel von Issy, eine milde, absichtlich unbestimmt gehaltene Verurteilung quietistischer Lehren, die, wie alle derartigen Kompromisse, zu endlosen Streitigkeiten führen sollte. Fénelon, der daran mitgearbeitet hatte, wurde aufgefordert, diese Artikel zu unterschreiben. Er tat es zögernd, mit seinem Blut, wie er sagt, wurde unter Assistenz von Bossuet zu Saint-Cyr konsekriert und ging nach Cambray.

Madame Guyon führte die Katastrophe, die nun folgen sollte, herbei. Sie überhäufte Bossuet mit Beschuldigungen und erklärte laut, ihre Orthodoxie habe er nicht anzugreifen vermocht.

Dem majestätischen Optimisten, der für die gallikanische Kirche das Wort führte, waren streitsüchtige Visionärinnen ein Greuel. Dennoch hatte er Geduld geübt, mit Madame Guyon, mit der Maisonfort. Damit war es jetzt zu Ende. Mit Madame Guyon, die wieder verhaftet wurde, sollte die Polizei fertig werden. Bossuet übernahm die Verteidigung des bedrohten Glaubens, wenn es sein mußte auch gegen Fénelon, dessen schwankende Haltung Unheil verkündete. Da trat ein Ereignis ein, das der in die peinlichste Unruhe versetzten Madame de Maintenon zuverlässige Hilfe zu verheißen schien. Am 5. August 1695 starb plötzlich ihr persönlicher Gegner, Harlay de Champvallon, Erzbischof von Paris, ein sehr begabter, liebenswürdiger Weltmann, aber ein Priester von den ärgerlichsten Sitten. Zu seinem Nachfolger wünschte sie vor allem einen tugendhaften Menschen. Ihre Wahl fiel auf einen jüngeren Sohn des großen Hauses der Noailles, Godets Vorgänger als Bischof von Chartres. Da Noailles seiner Berufung widerstrebte, drängte sie ihn mit den Worten: „Man muß den

König täuschen, um ihm zu dienen und Gott möge uns die Gnade erweisen, ihn in dieser Absicht noch öfter zu täuschen." Noailles war Bossuets Freund, dazu ein Gegner der Jesuiten und von so musterhafter Lebensführung, daß man von ihm rühmte, er habe nie die Taufgnade verloren. Er sollte durch Schwäche später das größte Unheil stiften, aber Madame de Maintenon, die von nun an beständig mit ihm korrespondierte und ihn beeinflußte, glaubte nicht mit Unrecht den Mann, fest aber mild, gefunden zu haben, wie ihn der König brauchte.

Noailles war kaum Erzbischof, als Fénelon zu verstehen gab, daß er Angriffe auf Madame Guyons Lehre und Charakter nicht gutheißen werde: er sei einverstanden, wenn sie im Gefängnis sterbe und niemand mehr von ihr höre; auch wolle er keinen Streit mit Bossuet und willige darein, von ihm besiegt zu werden, wenn nur die Doktrin gerettet sei. Er selbst sei weder ein Heuchler noch ein Empörer gegen die Kirche; warum verschließe Madame de Maintenon, an die er das alles schrieb, ihm dennoch jetzt ihr Herz?

Sie gewann den Eindruck, er wolle lieber den Martertod erdulden als zugestehen, daß Madame Guyon im Unrecht sei. Als Bossuet ihm das Manuskript seiner Verurteilung des Quietismus zusandte, im Juli 1696, erfolgte die Entzweiung zwischen ihnen. Fénelon erklärte, die darin der Guyon zugeschriebenen Absurditäten habe sie nie gelehrt. Ebensowenig werde er von seiner Lehre etwas zurücknehmen, solange Rom sie nicht verurteile. Anfangs 1697 sandte er dem Erzbischof von Paris das Manuskript der „Maximes des Saints", die seine Mystik vertraten. Noailles bat in seiner milden Weise, vor dem Erscheinen von Bossuets Schrift nichts zu veröffentlichen. Fénelon versprach es, ging wieder nach Cambray, hinterließ jedoch sein Manuskript dem Freund Chevreuse. Der Herzog gab es in den Druck, und bereits am 1. Februar 1697 überreichte Beauvillier dem König das erste Exemplar der „Maximes des Saints". „Un parfait hypocrite", so nannte jetzt Bossuet ihren Verfasser. Nun entlud sich der Sturm.

Wie Ludwig über Meinungsverschiedenheiten in der Kirche dachte, wußte man. Diesesmal glaubte er sich, nicht ohne Grund, auch persönlich hintergangen. In der ersten Aufwallung des Zornes erwog er die Entlassung Beauvilliers. Dieser blieb fest und stand zu Fénelon. Nie, sagte er, habe er Würden und Ehren gesucht, noch an der Glaubenstreue seines Freundes gezweifelt: er werde diese beweisen; ihm selbst sei es willkommen, seine Tage fern vom Hof im Dienste Gottes und in Vergessenheit zu beschließen. Der junge Herzog von Bourgogne warf sich weinend dem Großvater zu Füßen und beteuerte, er könne für die Religion einstehen, die Fénelon ihn gelehrt habe. Beauvillier blieb und führte die Erziehung der Prinzen im Geiste des Erzbischofs von Cambray, aber mit stärkerer Betonung einer überstrengen Frömmigkeit weiter. Den Erzbischof vermochten keine Bitten und Tränen seiner Freunde vor des Königs Ungnade zu retten. Ludwig XIV. selbst denunzierte sein Buch in Rom und verbannte ihn, wie es sich zeigen sollte für immer, nach Cambray.

An den auch jetzt friedlich gesinnten Erzbischof von Paris schrieb Madame de Maintenon: „Diese Opposition ist nicht von mir ausgegangen, sie ist im Herzen des Königs gegen alle Neuerungen, aber sie wird mir zur Last gelegt werden."

Was sie fürchtete, geschah. Sie hörte vom König so heftige Vorwürfe über ihre Beziehungen zu Fénelon, daß sie auch ihre Ungnade gekommen glaubte. Es sei nicht der Weg zu seiner Gunst, sagte er ihr ein andres Mal, die Jesuiten nicht zu lieben. Über ihre Abneigung gegen den Orden hat auch Bourdaloue geklagt. Den päpstlichen Nuntius, der sie in einer religiösen Angelegenheit zu sprechen kam, mußte sie durch Noailles bitten lassen, es nie wieder zu versuchen: der König dulde es nicht. Ihre Sklaverei, fügte sie bitter hinzu, lasse ihr nur das Recht schweigender Klage, nicht das Recht, Gutes zu stiften; jeder ihrer Augenblicke sei überwacht.

Fénelon hatte einst gerügt, daß sie, hart für sich und andre, sich rasch entflamme und ebenso rasch abwende, wenn Menschen ihre Erwartungen täuschten. Er erfuhr es jetzt, da religiöse Anschauungen die beiden ebenso wie ihre Interessen trennten. Madame de Maintenon war nicht mystisch veranlagt. Unter dem sie belastenden Druck verlor sie die Selbstbeherrschung, die ihr, sich selbst überlassen, friedliche Lösungen empfohlen haben würde. In einem Briefe an Noailles nennt sie sich von Leuten betrogen, denen sie ihr Vertrauen geschenkt habe, ohne das ihrige zu besitzen, die sich ihrer Freundschaft und ihres Einflusses bei Hof bedienen wollten, um dort Neuerungen einzuführen. „Diese Leute", von denen sie jetzt so wegwerfend sprach, waren die besten Frankreichs und ihre Freunde, deren Haltung sie auch jetzt noch erbaute. Nur deren Edelmut war es zu danken, daß es nicht zum offenen Bruch mit Madame de Maintenon kam. Aber die frühere Intimität stellte sich nicht wieder her. Ihr Endurteil über Beauvillier: „Die Aufrichtigen werden niemals zuschanden werden" entrang ihr nach dessen Hingang die Wahrheit.

Gegen Madame Guyon, die Noailles aus ihrem Gefängnis zu Vincennes befreite, und gegen die arme Maisonfort, die aus Saint-Cyr weggeschickt wurde, erwies sie sich hart. Da sie, wie es scheint, der letzteren sehr bald keine Pension mehr zahlte, kam Bossuet zu Hilfe.

Infolge aller bestandenen Aufregungen erkrankte Madame de Maintenon schwer. Der König mußte ihr endlich sagen: „Nun Madame, werden wir Sie wegen dieser Sache sterben sehen?" Er hatte ihr längst verziehen.

Der letzte Akt des Dramas spielte zu Rom, an das auch Fénelon appellierte. Er hätte gewünscht, seine Sache dort selbst zu führen. Ludwig XIV. gestattete es nicht und mußte erleben, daß sein eigener römischer Botschafter, der Kardinal von Bouillon, abtrünnig wurde und insgeheim alles aufbot, um Fénelons Verurteilung zu verhindern.

Seit 1691 regierte ein Papst, Innocenz XII., der Frankreich seine Wahl verdankte. Man zitierte seinen Ausspruch, Fénelon habe aus Übermaß von Gottesliebe, Bossuet aus Mangel an Nächstenliebe gefehlt. Aber so einfach ließen sich die Dinge, auch in Rom, nicht schlichten. Zu Fénelon standen in einem homerischen Streit, der das katholische Europa in Atem hielt, die Jesuiten und der Kaiser, zu Bossuet Spanien und die Mehrheit der Gallikaner. Nach einem langen Intrigenspiel, dessen Geschichte oft erzählt worden ist, gab Ludwig XIV. den Ausschlag. Ihm schuldete der Papst seit 1693 den kirchlichen Frieden. Die französischen Bischofssitze konnten jetzt wieder besetzt werden. Die Gegenleistung des Königs bestand darin, daß die Deklaration von 1682

ihren gesetzlichen Charakter verlor und es nur noch als Schulmeinung gelehrt werden durfte, daß des Papstes Entscheidungen an die der Konzilien und an die Zustimmung der gesamten Kirche gebunden seien. Für das Vorgehen der Versammlung von 1682 mußten die vom König bereits ernannten Bischöfe, deren Einsetzung jetzt erfolgte, noch besonders Abbitte leisten.

Die ungeheure Tragweite des Zugeständnisses wurde damals nicht fühlbar, denn die gallikanische Kirche stand nach wie vor in Abhängigkeit vom König. Aber des Königs Orthodoxie bestimmte jetzt wieder der Papst, und mit Zustimmung Ludwigs XIV. war das gallikanische System zu Tode getroffen.

Dafür mußte Rom, gegen alle seine Sympathien für dessen Person, den glühendsten Anhänger päpstlicher Allgewalt opfern. Bis 1699 wurde gezögert. Dann erfolgte die Verurteilung von dreiundzwanzig Sätzen aus Fénelons „Maximes des Saints". Bossuets Kirchenpolitik war gefallen, seine Theologie triumphierte.

Fénelons Unterwerfung ist eine der bekanntesten Episoden aus der Geschichte dieser Zeit. Er leistete sie auf der Kanzel seiner eigenen Domkirche, so demutvoll, so ergreifend, so rückhaltlos, daß seine Gegner den Gehorsam zu ostentativ, die Verurteilung viel zu mild fanden und den Widerruf des Irrenden vermißten. Aber ein solcher wurde weder verlangt noch geleistet. Nach Bossuets Tod, 1704, schrieb Fénelon: „Aus Voreingenommenheit für die unhaltbare, verderbliche Lehre, die den Grund unsrer Liebe zu Gott einzig auf den Wunsch nach Glückseligkeit zurückführt, hat der verstorbene Bischof von Meaux mein Buch angegriffen ... Dem Irrenden wurde Recht gegeben, der Irrtumsfreie ist erdrückt worden."

Davon vernahm Ludwig XIV. nichts. Er hatte erreicht, was er wollte, die äußere Konformität, und sah Fénelon nie wieder.

IV Ludwig XIV. bis zur Zeit des Friedens von Ryswik, 1697.

Mit Schilderung der Vorgänge, in deren Mittelpunkt Fénelon steht, ist den Regierungsjahren zwischen 1686 und 1697 vorgegriffen worden, die lange Kriege ausfüllten. Unter dem Vorwand, der Regensburger Waffenstillstand sei durch die zur Defensive in der Liga von Augsburg seit 1686 gegen ihn verbündeten Kontinentalmächte bedroht, eröffnete Ludwig XIV. die Feindseligkeiten mit Verheerung der Pfalz. Ihm antwortete die große Allianz, deren Seele England unter Wilhelm III. wurde. Als Louvois, der moralische Urheber des Krieges, auch Trier verbrennen wollte, soll der König mit der Feuerzange gegen ihn losgegangen sein, und Madame de Maintenon sich zwischen ihn und den Minister geworfen haben. Die Anekdote, die Saint-Simon erzählt, ist ebensowenig beglaubigt als ihr vorgeblicher Haß gegen Louvois. Sein Sturz war beschlossen, als er 1691 nach einem Vortrag bei Ludwig XIV. plötzlich einem Schlaganfall erlag. Madame de Maintenon beklagte seinen Verlust nicht: er durchschritt die Galerie als gesunder Mann und ging zu sterben, sagt sie lakonisch. Sein Tod erfolgte zu spät, um der Sache des Friedens zu nützen.

Innocenz XI. hatte recht behalten, der in die Hände fanatischer Ratgeber geglittene Jakob II. durch den Verlust seiner Krone gebüßt, und der Papst war nicht sein Mitschuldiger geworden. Vielmehr war es dieser Papst, der den Kaiser zum Übertritt in das Lager Wilhelms von Oranien vermocht und dadurch England und Holland gegen Frankreich aufgeboten hatte. Mit Frau und Sohn flüchtete der letzte Monarch aus dem Hause Stuart zu seinem Bundesgenossen, der ihm zu Saint-Germain mit der zartfühlendsten Großmut königliche Gastfreundschaft gewährte, aber von nun an vergebens für seine Sache focht. Frankreich hatte vier Armeen im Feld, am Rhein, in Katalonien gegen Spanien, in Flandern gegen Holland, bald auch an der Südgrenze gegen den abtrünnigen Savoyer. Es hatte Siege zu verzeichnen, die ihm weder dauernden Nutzen noch den seit 1693 erstrebten Frieden brachten. Niemand traute dem Monarchen, der in seinen Aufzeichnungen Verträge mit Artigkeitsbezeigungen verglichen und im Lauf seiner Regierung so oft gebrochen hat.

Es gehörte zum System Ludwigs XIV., auch in kriegerischen Zeiten und in späteren Tagen der Niederlagen und des Unglücks den Prunk und Glanz seines Hofes weiterzuführen und keine Schatten der Trauer in Versailles zu dulden. Dort sollten sich, nach wie vor, Feste und Vermählungsfeierlichkeiten folgen. Der König, obwohl physisch sehr widerstandsfähig und ein kühner Reiter, besaß keine Feldherrntalente. Wenn eingeschlossene Festungen sich nicht mehr halten konnten, pflegte er sich, meist von den Damen seines Hofes gefolgt, auf den Kriegsschauplatz zu begeben, um den Fall einer belagerten Stadt durch seine Gegenwart zu verherrlichen.

Madame de Maintenon atmete auf, als er, nur von seinem zahlreichen Stab gefolgt, 1691 zur Armee ging, die vor Mons lag. Kaum drei Wochen später konnte er ihr nach Saint-Cyr, wohin sie sich zurückgezogen hatte, schreiben, die Festung habe kapituliert, er freue sich, sie wiederzusehen. Er schickte ihr täglich Kuriere. Ein Jahr später, im Mai 1692, mußte sie, in Begleitung von andern Damen, sich auf den Weg zum Heer begeben, das vor Namur stand, und dessen Oberbefehl der König übernommen hatte. Die Damen kamen nur bis Dinant, und Madame de Maintenons Berichte über diesen Aufenthalt lauten kläglich. Das hübsche, nur wenige Meilen vom Kriegsschauplatze entfernte Städtchen an der Maas, liegt, an Felsen gebettet, noch heute fast unverändert. Seine kleinen Häuser schienen der Maintenon wie für Puppen gebaut; über holprige Wege rollten die schweren Kutschen, in welchen die Damen zusammengedrängt saßen, hinunter; sie mußten sich halten, wie sie konnten, um dann, an allen Gliedern gelähmt, in Wohnungen, die sie als „effroyables“ bezeichnet, untergebracht zu werden. Das Wasser war schlecht, der Wein spärlich, Brot und Fleisch nur zu enormen Preisen oder gar nicht zu finden. Dazu regnete es in Strömen. Da die Straßen des Städtchens zu eng, selbst für Tragstühle, waren, mußte man durch den Kot, auf spitzen Steinen seinen Weg zu Fuß suchen und Bergpartien unternehmen, um in die auf der Höhe gelegenen Kirchen zu gelangen, wo die Musik schlecht und der Weihrauch so reichlich gespendet war, daß die besten Köpfe

es nicht aushielten. Die einzige Zerstreuung war der von Namur herübertönende Donner der Geschütze. „Ich bin gut untergebracht und bedient, gesund und nun einmal vom Himmel hierhergesetzt," schrieb Madame de Maintenon nach Saint-Cyr, „aber ich bin sehr weiblich gesinnt und würde gern diese kriegerischen Vergnügungen mit Käse- und Tabakgeruch, die Saint-Cyr begeistern, gegen eine ruhige Ecke mit Handarbeit vertauschen."

Vor Namur lag der König an Gicht zu Bett, und dort erhielt er die Nachricht von der Niederlage seiner Flotte bei La Hogue. Er selbst hatte seinen Admiral Tourville zu dem fast aussichtslosen Kampf gezwungen, dessen Folgen die französische, von Colbert geschaffene Seemacht zerstörten. Ludwig trug die Verantwortung dafür und ernannte edelmütig den geschlagenen Seehelden zum Marschall von Frankreich. Namur fiel, wie Mons gefallen war, aber Madame de Maintenon mußte noch einmal dem König nach Flandern folgen. Es erging ihr schlimmer als das erstemal. Mit den übrigen Damen verbrachte sie einmal elf Stunden in einer der üblichen schwerfälligen Kutschen, in denen sechs Personen Platz fanden; sie hatten sich nicht mit Proviant versorgt, fanden keinen und erreichten ganz erschöpft endlich wieder Dinant, wo eine Ölsuppe als einzige Erfrischung gereicht wurde. Madame de Maintenon erbat während dieses Aufenthalts Gnade für eine vornehme Holländerin, die an der Verschwörung beteiligt war, durch die die Festung Mons an Wilhelm von Oranien ausgeliefert werden sollte. Des Königs Verzeihung kam jedoch zu spät. Die Dame wurde enthauptet, und in einem ihrer schönsten Briefe empfahl Madame de Maintenon ihre beiden Töchter der liebevollen Sorge der Klosterfrauen und Zöglinge von Saint-Cyr, da nichts gottloser sei als die Kinder für die Sünden der Eltern zu strafen, und es sich zieme, das schlechte Beispiel religiöser Genossenschaften, wie der Jesuiten und andrer, die solche Kinder abwiesen, durch eine christlichere Handlungsweise zu widerlegen. Zum Glück für sie war es das letztemal, daß Ludwig XIV. ins Feld zog. Er hatte bereits 1686 nach wiederholten chirurgischen Eingriffen mit seltener Standhaftigkeit die sogenannte große Operation erduldet, die seine Erkrankung an einer Darmfistel notwendig gemacht hatte. Der größte Chirurg der Zeit, Georges Marechal, der sie vollzog, wurde dadurch berühmt. Jetzt plagte den König, der wie fast alle Bourbons ein unmäßiger Esser war, häufig die Gicht, und dazu war er seit dem Tode Louvois' wieder sein eigener Minister. Weder dessen Sohn Barbezieux, der an der Spitze der Kriegsverwaltung sein Nachfolger geworden war, noch Colberts Sohn Seignelay, der bis zu seinem 1690 eingetretenen Tod mit Führung der auswärtigen Angelegenheiten betraut blieb, vermochten ihre großen Vorgänger zu ersetzen. Dazu hatte Louvois durch sein rücksichtsloses, herrisches Auftreten Fehler begangen, die es jetzt gut zu machen galt. Vor allem in bezug auf das Nachbarland Savoyen, dessen Herzog Viktor Amadeus, vom König wie ein unwürdiger Knabe, vom Minister wie ein Vasall behandelt, sich 1690 durch Übergang zu des Kaisers Sache gerächt hatte. Durch seine geographische Lage hielt des Herzogs Land die Verbindung zwischen Österreichs und Spaniens Truppen offen. Obwohl von Catinat geschlagen, konnte er es wagen, von Frankreich nicht nur die Rückgabe eroberter Gebiete, sondern die

Festung Pignerol als Preis für seinen Austritt aus der Koalition und für seine Verwendung zugunsten des Friedens zu verlangen und nach langen Verhandlungen auch zu erhalten. Der schlaue Savoyer erreichte noch mehr. Seine Gemahlin war eine Tochter aus erster Ehe des Herzogs von Orléans mit der schönen Henriette von England, einer Tochter Karls I., die in der Blüte ihrer Jahre so tragisch und plötzlich gestorben war. Zu Turin wuchsen dem herzoglichen Paar, das keine Söhne hatte, zwei Töchter heran, deren älteste vom berechnenden Vater abwechselnd dem Kaiserhof in Wien und dem Thronfolger zu Versailles angeboten wurde. Das Doppelspiel wurde zwecklos, nachdem Viktor Amadeus sich 1696 für die französische Allianz entschieden hatte. Er ging sie aber nur unter der Bedingung ein, der 1685 geborenen, somit elfjährigen Prinzessin durch Verlobung mit dem Herzog von Bourgogne die Anwartschaft auf Frankreichs Krone zu sichern. Sein Abfall erleichterte für Ludwig XIV. den Abschluß des Friedens, der 1697 zu Ryswik zustande kam. Das in die Grenzen von 1678 zurückgewiesene Frankreich behielt von allen seinen Eroberungen nur Straßburg. Die größte seiner Niederlagen war die Anerkennung des Königtums Wilhelms von Oranien. Mit dieser Anerkennung fiel die Politik, die Ludwig XIV. nahezu dreißig Jahre hindurch in bezug auf England verfolgte. Er hatte es in seiner Abhängigkeit gehalten und in Europa brachgelegt. Der lange Kampf der Stuarts mit dem Parlament, den er gefördert hatte, führte zum Triumph der Volksvertretung, nachdem Jakob II. den letzten verhängnisvollen Fehler begangen und mit den loyalen Bischöfen der Staatskirche in Konflikt geraten war. Als Rächer der englischen Freiheiten und des Protestantismus, als Erwählter der Nation, nicht mehr als König von Gottes Gnaden, hatte Wilhelm III. den Thron bestiegen und war die Seele des Widerstands gegen Frankreich geworden. Trotzdem besaßen weder Ludwig XIV. noch das französische Volk das geringste Verständnis für die ungeheure Tragweite der Revolution von 1688. Mit einziger Ausnahme Hollands lag dem kontinentalen Europa der Begriff gesetzlicher Freiheit fern. In Frankreich blieben nicht nur die Sympathien des Königs, sondern auch die der Nation den Stuarts treu. Nach Macaulays Worten sahen sie nur die an „Lear" erinnernde Familientragödie des von den eigenen Töchtern entthronten Vaters und die Notwendigkeit, sich fortan gegen England, als den mächtigsten Feind, in Krieg und Frieden zu schützen.

Vorläufig und 1697 war die junge Braut, die aus Savoyen kam, die Trägerin einer solchen Friedensbotschaft.

Unerachtet aller geschmeichelten Porträts, die von Turin nach Versailles gelangten, und der noch unzuverlässigeren Schilderungen von Diplomaten und Höflingen war die kleine Adelheid von Savoyen nichts weniger als schön und sollte es auch nie werden. Dazu hatte ihr berechnender und überdies in Geldnöten befindlicher Vater im Ehevertrag dafür gesorgt, daß der Betrag ihrer Mitgift durch die von Frankreich überlassenen Geschenke und die von ihm verlangte Rückzahlung einer früheren Schuld mehr als ausgeglichen wurde. Auch unterrichtet wurde sie so mangelhaft, daß ihre Schriftzüge zeitlebens kaum leserlich blieben und ihre Orthographie jeder Deutung spottete. Mit

dem Auftreten dieses Kindes erwachte dennoch der verdüsterte Hof Ludwigs XIV. zu neuem Leben, und wohl zum erstenmal in dem seinigen lernte er wahre Familienfreuden kennen. Denn Adelheid von Savoyen besaß das undefinierbare Etwas, die Heiterkeit, die Ursprünglichkeit, den Zauber mit einem Wort, dem niemand widersteht. So jung sie war, hatte sie Takt und zeigte Selbstbeherrschung. Der despotische Vater verweigerte ihr das Geleit der Mutter; die Politik Ludwigs XIV. bewog ihn, auf Entlassung aller Personen zu bestehen, die bis dahin die Prinzessin umgeben hatten. Sie fügte sich ohne Murren in die Notwendigkeit, mit einem bis dahin gänzlich unbekannten Gefolge, das mit Troß und Dienerschaft aus 600 Personen bestand, auf französischer Erde von Stadt zu Stadt zu ziehen und überall festliche Empfänge und langatmige Reden zu bestehen, auf die sie mit kindlicher Unbefangenheit antwortete. Zur Erholung spielte sie auf ihrem Zimmer des Abends Blindekuh. Madame de Maintenon erhielt Berichte, die sie zur Äußerung veranlaßten, die kleine Prinzessin sei zwar häßlich, aber sie gefalle. Des Königs Ungeduld, sie kennen zu lernen, war so groß, daß er ihr mit seinem Sohn und seinem Bruder bis Montargis entgegeneilte. Als ihre Kutsche das Städtchen erreichte, war er zur Stelle, trat auf das Trittbrett und schloß sie in seine Arme. Die Kleine küßte ihm mit den Worten die Hand, diese Stunde sei die glücklichste ihres Lebens. Sie war so schmächtig und zart, daß sie „aus seiner Tasche zu kommen schien". Er wohnte ihrer Abendtoilette bei, fand ihren Wuchs und ihre dunklen Augen reizend, sie selbst lieblich nach Art der Italienerinnen und schrieb an Madame de Maintenon, sie habe sich beim Souper mit edlem Anstand und ausgesuchter Höflichkeit gegen jedermann, „wie etwa sie selbst es tun würde", benommen: er sei ganz zufrieden. Am frühen Morgen war er wie ein guter Vater wieder bei ihr, bewunderte ihr üppiges, blondes Haar und führte sie in seiner von acht Pferden gezogenen Karosse dem Bräutigam entgegen. Dieser hatte den Befehl erhalten, halbwegs und zu Nemours sie zu begrüßen. Der Vierzehnjährige lief auf der Landstraße voraus, bis der König nahte, sprang in den Wagen, nahm neben seiner Verlobten Platz und küßte ihr scheu und verlegen zweimal die Hand. Beide sprachen nicht, bis der Zug Fontainebleau gegen Abend erreichte. Dort war der ganze Hof versammelt und die Erregung und der Zudrang so groß, daß die Damen, so erzählt Elisabeth Charlotte, wie die Kartenhäuser auf dem Weg zur Kapelle übereinander gefallen wären, hätte sie selbst nicht Madame de Maintenon beim Arm gepackt und so mit den übrigen wieder zum Stehen gebracht. Erst nachdem die Prinzen und großen Würdenträger mit ihren Gemahlinnen vorgestellt worden waren, gönnte man der kleinen Prinzessin Ruhe.

Man gewinnt alle Achtung für ihre physische Widerstandskraft, wenn man liest, daß sie ein paar Tage später zu Versailles ihr offizielles Leben beginnen mußte. Obwohl von einer Verheiratung bei der Jugend der beiden Verlobten noch keine Rede sein konnte, gab man der „Prinzessin", wie sie genannt wurde, bereits den Rang einer künftigen Herzogin von Bourgogne. Als solche empfing sie Souveräne und Diplomaten und stand, in Silber- oder

Goldbrokat gekleidet und mit Juwelen bedeckt, an erster Stelle neben dem König. Nur alle vierzehn Tage und stets in Gegenwart ihrer ersten Ehrendame, der Herzogin du Lude, durfte sie den Bräutigam, der selbst noch unter der Leitung Beauvilliers und eines Stabes von Erziehern stand, flüchtig sprechen. Aber nicht auf ihn war ihr Augenmerk gerichtet. Die Lehren des schlauen Herzogs von Savoyen, vor allem des Königs Herz und das von Madame de Maintenon zu gewinnen, hatten so gut gefruchtet, daß nicht nur Elisabeth Charlotte seine Tochter „très politique" nannte und voraussagte, es werde ihr an Verstand nicht fehlen, vor allem deshalb, weil sie zu schweigen wisse. Die Eroberung des Königs gelang schnell und blieb dauernd.

Aber auch Madame de Maintenon gewann ihr ehrfurchtsvolles und doch kindliches Wesen so völlig, daß sie Puppen und Verstecken mit ihr spielte, ohne darüber zu vergessen, daß dieses Kind erzogen werden mußte. Ludwig XIV. dachte nur daran, sie zu unterhalten und glücklich zu machen. Er führte sie spazieren, ließ die Fontänen für sie spielen, schenkte ihr eine Menagerie und suchte ihr die augenscheinlich bald vergessene Liebe der Eltern zu ersetzen. Madame de Maintenon tat, was sie nicht lassen konnte: sie erzog. Wenn die Prinzessin ihrer ansichtig wurde, lief sie mit ausgebreiteten Armen auf sie zu und warf sich ihr an den Hals. „Meinen Sohn und mich sieht sie gar nicht an und nach dem Großvater fragt sie wenig," schrieb die Herzogin von Orléans nach Hannover. Der Großvater war deren eigener Gemahl und es ist kaum nötig, Berechnung vorauszusetzen, wenn die Enkelin den alten Geck nicht sonderlich beachtete. Dagegen weinte sie eines Tags bei dem Gedanken, daß Ludwig XIV. und Madame de Maintenon, die beide ihr sehr alte Leute zu sein schienen, vor ihr sterben konnten. Mit ihnen verbrachte sie die Abende und entwickelte einen Frohsinn, der ansteckend wirkte. Sie duzte dann den König, setzte sich auf seine Kniee, sang und scherzte und tanzte im Zimmer herum. Genossinnen ihres Alters fand sie zu Saint-Cyr, das sie zu jener Zeit oft besuchte. Aber das ganze Pensionat geriet darüber in Unordnung. Bald schlüpfte sie unerkannt in den Beichtstuhl und kam mit der Bemerkung, sie sei sehr befriedigt, zurück, denn ihr sei es schlimmer als der Büßerin Maria Magdalena ergangen; oder sie hielt in einer Klasse Vortrag und wählte das letzte Gericht zum Gegenstand. Da unterbrach sie eine Schülerin mit der Frage, wo denn das Tal Josaphat sei? Die Prinzessin, die keine Ahnung davon hatte, ließ sich dennoch nicht aus der Fassung bringen: „Welche törichte Frage," entgegnete sie, „als ob es nötig wäre, so etwas zu wissen." Im Noviziat ergriff sie den Besen und begann zu kehren; bei den damals noch erlaubten Theatervorstellungen wollte sie sich nicht passiv verhalten, sondern begnügte sich, da sie gänzlich ohne Talent dafür war, mit der Rolle einer jungen Israelitin in „Esther", die nur eine Verszeile zu sprechen hatte. Alle Versuche, ihr römische Geschichte oder bescheidene Anfänge der Grammatik beizubringen, scheiterten vollständig. Madame de Maintenon beschränkte sich darauf, den Charakter zu bilden und schmeichelte sich, daß es gelungen sei, ihr Pflichtgefühl zu wecken. Sie hatte ein Herz gefunden und geriet, wie der König, in die Stimmung von Großeltern gegen Kinder ihrer Kinder.

Vom Herzog von Bourgogne vernahm man wenig. Einmal mußte Ludwig XIV. es rügen, daß er gegen seine Erlaubnis sich zur kleinen Prinzessin gestohlen hatte. Sein jüngster Bruder, Berry, neckte ihn, daß er nun eine Frau bekommen werde: auch er wolle die seinige einst glücklich wissen, aber selbst der Herr bleiben. Bourgogne schwieg. Er studierte fleißig, zeigte eine außerordentliche Vorliebe für den militärischen Dienst und stählte sich durch körperliche Übungen und Entbehrungen zu seltener Leistungsfähigkeit. Aus seinen tiefen, dunklen Augen sprach gedämpfte Leidenschaft. Braune Locken fielen ihm bis auf die Schultern; nach dem Bild Rigaults war er ein schöner und feingebauter Jüngling von fünfzehn Jahren, als sein Großvater zu Versailles ihn am 7. Dezember 1697 mit seiner zwölfjährigen Braut vermählte. Die Not des Schatzes tat dem Glanz der Festlichkeiten keinen Eintrag.

In schwarzem Samt mit Gold gestickt und im Mantel seines Hausordens, den Federhut in der Hand, vom Herzog von Beauvillier begleitet, holte der Prinz seine Verlobte zum Gang in die Kapelle ab. Ihr hochzeitliches Kleid blitzte von Diamanten und Rubinen; sie hatte Tränen in den Augen, als sie, am Fuß des Altars, mit ihrem künftigen Gemahl um den väterlichen Segen bat. Bei der Trauung reichte ihr dieser mit dem Ring, den er ihr an den Finger steckte, die vorgeschriebenen dreizehn Goldgulden. Die Anwesenden hatten sich zur Verherrlichung des Tags halb ruiniert; es wurden Hofämter bis zum Betrag von dreimalhunderttausend Livres gekauft, die in des Königs erschöpfte Kassen flossen. Zu spät suchte er dem Luxus Einhalt zu tun. Er entfaltete sich beim Bankett, das der kirchlichen Zeremonie folgte, auf den Bällen der nächsten Tage, wo die Grazie der nunmehrigen Herzogin von Bourgogne beim Tanz des Menuetts bewundert wurde. Nach Sitte der Zeit war das junge Paar am Abend der Hochzeit vom Kardinal von Coislin im Schlafgemach und in Gegenwart des Hofes eingesegnet worden, nachdem Jakob II. und seine Gemahlin, Maria von Modena, unter den üblichen Zeremonien die Hemden gereicht hatten. Nach der Einsegnung zog sich Ludwig XIV. mit den Fürstlichkeiten zurück. Nur der Dauphin blieb, unterhielt sich während einer Viertelstunde mit seinen Kindern und geleitete hierauf den Sohn in dessen Gemächer. Erst im Oktober 1699 ist die Ehe des Herzogs von Bourgogne in aller Stille vollzogen worden.

Ein guter, unbeteiligter Beobachter, Nicolo Erizzo, vertrat zu Versailles die Republik Venedig. Er berichtete der Serenissima. Die Herzogin von Bourgogne, schreibt er, sei sehr begabt, doch „scarsa di bellezza", ihr Gatte ernst, strebsam, von Wissensdurst beseelt und leidenschaftlich veranlagt. Er schließt: „Es ist zu hoffen, daß die Jahre diese beiden Menschen einander näher bringen werden, nachdem bisher, und wegen ihrer großen Jugend, ihre Seelen sich ebenso fern wie ihre Persönlichkeiten standen."

Der Venezianer erlebte Überraschungen. Die Geschichte dieser Ehe erhielt einen tragischen Zug. Der Gatte empfand für seine Frau eine heiße, durch Treue geadelte, niemals verminderte Liebe. Erwidert wurde sie in gleicher Weise nie, und Versailles sah einen Roman, dessen Abschluß ein gemeinsames Grab werden sollte.

(Ein dritter Artikel folgt.)

Die Römerin.

Eine Skizze zur römischen Kulturgeschichte.[1])

Von

Theodor Birt.

Weltgeschichte ist Kampf der Völker. Die Frau arbeitet und nährt, aber sie kämpft nicht oder hat doch den Kampf verlernt. Daher ist die Weltgeschichte eine Geschichte des Mannes. Der Mann ist Kauffahrer, und er führt zugleich das Schwert, um den Erwerb zu schützen und zu erweitern. So ist auch die römische Geschichte Männergeschichte. Römerkastelle, Römerstraßen, Schlachtfelder, Triumphbögen, Arenen zeigen uns immer dieselben Gestalten. Die römische Tugend selbst ist männlich; denn sie heißt virtus (französisch vertu), leitet sich also von vir her. Sowie iuventus die Eigenschaft des Jünglingsalters (iuvenis), senectus die Eigenschaft des Greisenhaften (senex), so war virtus zunächst nichts weiter als die Eigenschaft, ein reifer Mann, vir, zu sein. Dieser Eigenschaft zu gleichen, erschien aber als das Ideal für alle. Und als reifer Mann steht in der Tat auch das Römervolk selbst fechtend und knechtend, triumphierend und Ordnung schaffend unter den Völkern. Ja, das Nämliche gilt sogar von der Tiberstadt selbst. Die Stadt heißt freilich Roma; allein wenn Rom statuarisch als weibliche Göttin gebildet und in Tempeln aufgestellt wurde, so war das unrömisch, und es geschah durch Griechen nach dem Vorbild griechischer Stadtgöttinnen wie der Athene. Römisch und echt ist dagegen, daß Rom, wie jeder Mann, einen Genius hat, den man göttlich verehrte. Der „Genius Roms" bedeutet das Lebensprinzip des Staates, und aller Genius ist männlich[2]).

Wer sich nun aber mit dem Wirken dieses Genius, mit römischer Kultur andauernd beschäftigt und durch Bauwesen, Rechtsleben, Verwaltung und Krieg,

[1]) Diese Skizze möchte als Zugabe zu meinem Büchlein gelten, das eben zu erscheinen im Begriff ist: „Zur römischen Kulturgeschichte, gesammelte Stizzen" (in der Sammlung „Wissenschaft und Bildung", Leipzig, Quelle & Meyer).

[2]) D. h. der genius urbis war eben der genius populi, und populus ist maskulin. Die Aufschrift, die sich auf dem Kapitol befand: Genio urbis Romae sive mas sive femina (Servius zu Aen. 2, 351) kann nicht alt gewesen sein, da die ursprünglichere Bezeichnung genius populi Romani gewesen sein muß. Denn genius bedeutete eigentlich den männlichen Zeugungstrieb. Die Inschrift verrät das Befremden, das Spätere dem genius eines weiblichen Wesens gegenüber empfanden.

Kunst und Religion forschend hindurchgeht, in dem regt sich bald laut und lauter die unausbleibliche und dringliche Frage: wo ist die Frau? und warum wird von ihr geschwiegen? Sei es auch nur der schönen Abwechslung wegen: wir haben ein Verlangen, ihr zu begegnen. Im Ernst: was wäre heute und seit Ewigkeit alle Tatkraft des Mannes ohne sie? Was ist unsre heutige Kultur ohne die Frauen? und was war ohne sie Rom?

Wir wollen nicht schön färben. Wir wollen nur kennen lernen. Ein flüchtiger Aufriß! Sei denn der Versuch gemacht, den Zeitgenossinnen des Scipio, Cäsar und Trajan, der Römerin des großen Altertums einmal etwas näher zu treten.

Wer die stolzen Römerinnen von heute im Salon, im Korso oder auch im Negligé des Alltags sieht, mag sich von jener ein Bild machen: oft sinnfällig schön, aber früh alternd; dazu sprühend energisch, beredt, leichtgläubig und ihren starken Trieben ganz ergeben, träge und wild wie Panther. Die alte Sage hat aus den Römerinnen Heldinnen gemacht. Aber das war nur die große alte Zeit: Clölia, die sich aus Feindeshand befreit; jene Frauen, die sich das Haupt scheren und aus ihren schönen Haaren Stricke flechten, damit die Verteidiger der Stadt ihren Bogen mit Sehnen bespannen können (daher der Tempel der Venus calva). Vor allem aber die Römerin als Mutter! In Gedichten ist die Mutter zwar nie verherrlicht worden, und es verrät eine Engheit der Ausdrucksfähigkeit, daß der Naturlaut verwandtschaftlicher Zärtlichkeit im Altertum so selten zum Ausdruck kommt. Wohl aber kennen wir Cornelia, die greise Mutter der Gracchen. Es ist die Niobe Roms, die ihre Kinder bis auf zwei Söhne durch frühen Tod verlor; nun erheben sich diese beiden Söhne zu Führern im gräßlichen Ständekampf, und die Mutter fleht zu ihrem Gajus umsonst, daß er warte, eine kurze Frist warte, bis sie tot sei. Sie muß beide, sie muß auch Gajus, den herrlichen, in den Straßen Roms verbluten sehen. Großartiger noch die Sagengestalt der Volumnia, wie Plutarch sie schildert. Ihr einziger Sohn Coriolan, der starke Held, wird vom Volk beneidet, geschmäht, gekränkt, entweicht aus der Stadt zum Landesfeind, den Volskern, und bedrängt Rom nun grollend und siegreich mit Heeresmacht. Alle Hilfe versagt. Da tun in der Not sich alle Frauen Roms zusammen und dringen in Volumnia, und Volumnia, die Mutter, zieht ins Feldlager des Feindes hinaus, eine seltsame Gesandtschaft, und überrascht den Sohn. Sie hat seine Frau und seine Kinder mitgebracht. Aber der Sohn sieht nur sie, hört nur sie, die Mutter; sein verfinstertes Herz erschrickt vor dem eigenen Haß, und in langer stummer Umarmung und in Tränen hinschmelzend löst sich ihm auf einmal alle Qual der Erbitterung. Wie tief, wie wahr diese Allmacht der Mutter! Aber sein Schicksal ist entschieden. Volumnia selbst entscheidet es, da sie ausruft: „Kind! wie kann ich noch fürder für dich beten, wenn dein Heil den Untergang Roms bedeutet?" Er gibt den Kampf auf. Die Volsker töten ihn. Sie hat das Vaterland vor ihrem Sohn gerettet. Sonst stünde heut Rom nicht. So die Dichtung.

Nur die Gelegenheit erzeugt das Außerordentliche, und die Tapferkeit gedeiht nicht im Frieden. Aber auch für das Ideal der Keuschheit, die die

eigentliche virtus des Weibes ist[1]), suchte man die Belege in alter Vorzeit: es ist Lucretia, die durch Selbstmord, Virginia, die durch ihren Vater vor Schande gerettet wird. Gleichwohl war es Sitte gerade der alten Zeit, daß der Mann, der vom Lande heimkommt, zuvor durch einen Boten bei seiner Frau sich melden läßt. Die augusteische Zeit weiß das Jahr — 154 v. Chr. — anzugeben, wann aus Rom die alte Keuschheit entwichen[2]).

Es ist dasselbe bei allen Völkern, und auch bei uns Germanen. Das Wunschbild geschlechtlich lauteren Lebens (im Sinne der Monogamie) wird in die fernste deutsche Urzeit projiziert. Unsre Gegenwart, die Großstädte voran, belehren uns jedoch eines ganz andern, und wie heute, so stand es schon dereinst im deutschen Mittelalter, im Bauernstand wie im Adel und selbst am deutschen Kaiserhof. In der Dichtung aber ist das Ideal, das der Volksseele lieb und heilig ist, zu allen Zeiten unverrückbar lebendig und findet in gewissen mittleren Kreisen der Gesellschaft, die durch Erziehung, Intelligenz und maßvolles Temperament sich dazu eignen, eine segensreiche Verwirklichung.

Nicht anders stand es in Rom. Eigenartig ist hier nur, daß auch die Bande der Ehe selbst sich lockerten.

Die rohe altrömische Rechtsauffassung der Ehe war unter dem humanen griechischen Kultureinfluß bald zurückgetreten. Daraus, daß die Frau ursprünglich in Rom Eigentum des Mannes war, mag sich die später noch herrschende Sitte erklären, daß Mann und Frau trotz so mancher Feste, an denen man sich sonst gegenseitig beschenkte, sich nichts schenken durften. In der Folgezeit kann nun aber eine Verlobung nicht mehr ohne den persönlichen Konsens der Braut geschlossen werden; auch nimmt die Frau nicht mehr wie früher den Namen des Mannes an. Das war die Emanzipation der Frau. Auch der priesterliche Segen (confarreatio) tritt mehr und mehr bei der Hochzeit zurück, und die Ehe ist nur Zivilehe (Form der coemptio). Dabei ist es allerdings nur der Bräutigam, der der Braut den eisernen Verlobungsring gibt, nicht auch umgekehrt. Und diese Ehe war Schriftehe; das Dokument des Ehevertrags erschien so wichtig, daß es auf keiner Abbildung von Hochzeitspaaren so leicht in der Hand des jungen Ehemanns fehlt. Das Wichtigste an diesem Vertrag ist, daß die Frau das Recht auf ihr Vermögen behält. Ihr Geschäftsträger verwaltet es abgesondert. Bedeutsamer aber erscheint noch, wie leicht der Vertrag lösbar war. Flüchtiges Mißfallen, schon die üble Laune genügte, die Lösung der Ehe herbeizuführen. In den vornehmen Kreisen wurde schon im ersten Jahrhundert v. Chr. die Ehescheidung gang und gäbe, und die Laxheit steigerte sich noch in der Kaiserzeit. So war Ovid dreimal vermählt, Pompejus fünfmal, und so in hundert Fällen. Auch Ciceros Tochter Tullia heiratete dreimal. Und nicht etwa nur der Gatte war es, der der Frau den Abschied gab[3]): von Paula Valeria meldet Cicero in einem Brief, soeben werde ihr Mann aus der Provinz

[1]) Die virtus gehört den viri, die pudicitia den matronae: Livius 10, 23.

[2]) Properz 2, 6, 25 und Plinius nat. hist. 17, 244.

[3]) Domitius warf dem Crassus vor: „Hast du nicht geweint, als dir die Muräne starb, die du im Fischbehälter aufzogst?" Crassus antwortete: „Hast du nicht etwa nicht geweint, als du dich von deiner Frau trenntest?"

zurückerwartet, sie aber vollziehe vorher rasch und ohne Grund zur Klage die Ehescheidung; ihr genügte als Grund, daß sie den Tidius Brutus heiraten wollte. Die strenge Forderung der Gesellschaft ging freilich dahin, daß die einmal geschiedene Frau, wie die Witwe, sich nie wieder verheiraten dürfe; nicht etwa erst die christlichen Kirchenväter haben das gepredigt, und univira, d. h., „die im Leben nur einen Mann hatte", blieb ein Schmuckwort und Ehrenwort auf den Grabsteinen der Römerinnen. An den geschiedenen Mann dagegen wurde die gleiche Anforderung keineswegs gestellt.

Aber wir brauchen uns nicht zu besorgen. Die Römerin wußte sich schadlos zu halten; denn sie besaß die urwüchsige Energie ihrer Rasse. Die griechische Ehefrau lebte still eingezogen[1]); die römische bewegte sich, von Dienern gefolgt, frei auf der Straße; sie erscheint bei den Gastmählern sicher und stolz unter den Männern, und sie herrscht im Haus. „Der Römer herrscht über die Welt, die Frau herrscht über den Römer," so sagte Cato. In den römischen Lustspielen, dem Volksstück der Togatkomödie, kam das, wie wir noch erkennen, besonders lebendig zum Ausdruck, und wir können nicht genug beklagen, daß sie für uns verloren ist. Die handfeste Jungfrau, die ihren Mann steht; die Frau scheltend und wetternd im Haus; schallende Ohrfeigen: wehe dem Gatten, der zu spät nach Hause kommt! Derb und frisch war das alles gezeichnet. Es gibt zu denken, wenn uns von zwei Schwägerinnen, die in einem Haus zusammenwohnen, rühmend hervorgehoben wird, daß es ihnen gelang, friedlich miteinander auszukommen. Es ist die Gattin und die Schwester Trajans. Denn auch die Schwestern sind auf die Liebe neidisch, die ihr Bruder vergibt. Der Ehrgeiz ist allmächtig, vor allem in den Müttern. Für den Sohn wird alles gewagt, und eine Agrippina geht durch Ränke, Blut und Verbrechen, bis sie den jungen Sohn zum Kaiser gemacht hat. Es war Nero, der Knabe!

So stehen die Frauen denn auch mächtig als Kapitalistinnen da, ob vermählt, unvermählt, geschieden oder verwitwet. Durch ihren Prokurator kaufen sie Güter oder Fabriken auf, spekulieren sie, schenken sie. Schon ein Nest wie Pompeji zeigt uns das, wo von der Priesterin Eumachia eine der größten gemeinnützigen Bauanlagen, die dem Geschäftsverkehr diente, mit fast 40 m breiter Front, in zentraler Lage am Forum selbst, herstammt, wie die Inschrift am Frontispiz rühmend aussagt und ihre am Ort gefundene Statue bestätigt. Eine zweite Frau, Mamia, die gleichfalls ein Priestertum verwaltete, war es, die dortselbst mutmaßlich den Augustustempel am Forum gestiftet hat. Der Senat der Stadt votierte dieser Mamia dann einen schönen Begräbnisplatz an der so stimmungsvollen Gräberstraße Pompejis. Und auch an den Wahlschlachten beteiligten sich diese Pompejanerinnen. Unter den Wandanschriften, die auf städtische Wahlen Bezug haben, lesen wir nicht nur: „Agna bittet", „Caprasia bittet (zu wählen)", sondern auch:

[1]) Das griechische Ideal der Ehe gibt uns Plutarch, Praecepta coniug. 9: Der Mond strahlt nur dann, wenn er der Sonne nicht zu nahe steht. Umgekehrt die Frau: sie strahlt am schönsten, wenn sie zusammen mit ihrem Manne erscheint; ist er nicht da, so gleicht sie dem Neumond! Diese Lehre gipfelt in dem Satz: die Frau soll der Spiegel ihres Mannes sein.

„Caprasia wählt", „Iphigenie wählt". Stimmberechtigte Grundbesitzerinnen! Es fehlte bei dieser Emanzipation nur noch, daß sie sich auch selbst wählen ließen, und in der Tat: in den Vorstand der großen Begräbnisgilden waren auch Frauen wählbar.

Und nun die Liebe. Es ist schmerzlich zu sehen, wie wenig galant die antike Literatur gegen die Frauen ist. Das heißt: einzelne Frauen werden gelobt wie Marcia und Helvia bei Seneca, Serena bei Claudian, aber immer so, als seien sie wundervolle Ausnahmen. Das weibliche Geschlecht als Ganzes wird durchgängig beschuldigt, aber dabei wenig Fleiß auf seine besondere Erziehung oder Läuterung verwandt; und der Ehebruch ist die ständige Anklage. Der Vermögensverwalter der Frau ist ihr Cicisbeo. Einen Liebhaber zu haben ist Sache des Ehrgeizes für jede Weltdame. Nur die Reizlosen können sich ihrer Treue rühmen, und die Frauen halten den für einen Mägdejäger, der nicht mit einer verheirateten Frau (uxor) ein Verhältnis hat und ihr ein Jährliches zahlt[1]). So tönt es von allen Seiten. Wir wollen die Namen der Cäcilia Metella, der Clodia und der sonstigen großzügigen Vorgängerinnen der Messalina nicht aufzählen. Die Ausschweifung war grotesk. An Sentimentalität, vergebliches Sehnen und Schmachten wird nicht gedacht. Verliebt sich die vornehme Frau in einen Kutscher oder Fechter, so weiß sie seiner auch habhaft zu werden. Vor allem aber umgibt sie sich mit einem Hof vornehmer junger Männer, und es herrscht die Polyandrie in dreistester Weise. Die Badeorte, wie Bajä, waren ihre beliebtesten Stationen. Das Altertum liebt in allem die Deutlichkeit. Es kennt kein Versteckenspielen. Charakteristisch ist folgende Geschichte über die Neugier der Matronen der alten Zeit. Damals mußten die unerwachsenen Söhne der Senatoren noch in den Senatssitzungen zuhörend mit anwesend sein, um zu lernen. Der kleine Papirius wird nun nach einer Senatssitzung von seiner Mutter ausgefragt: „Was ist da losgewesen?" Der Knabe zuckt die Achseln: „Die Sache war wichtig und ich soll schweigen." Da wird die Mutter unendlich neugierig und dringt so sehr in den Jungen, daß er in seiner Not sie belügt. Er sagt, es wurde darüber beraten, ob es besser sei, wenn ein Mann zwei Frauen hat oder eine Frau zwei Männer. Nun gerät die Mutter in höchste Aufregung und bringt die Sache gleich bei allen Matronen herum, und bei der nächsten Senatssitzung erscheint eine Prozession von Frauen, die da flehen, man solle durchsetzen, daß eine Frau zwei Männer haben dürfe, nicht umgekehrt[2]); ein Aufzug, der Suffragettes würdig, die in London das Parlament bestürmen. Das Gelächter der hohen Herren vom Senat kann man sich denken. Das Auskultieren der jungen Leute in den Sitzungen aber wurde seitdem abgeschafft.

Bei den Griechen im Osten der damaligen Welt hatte sich das Hetärentum ausgebildet, d. h. während die griechische Hausfrau an die Enge der Häuslichkeit gebunden blieb, waren es freigeborene Mädchen, oft hoher Intelligenz und feinster gesellschaftlicher Bildung, die dem Verlangen nach freier Liebe genügten, aber zugleich den geistigen und künstlerischen Interessen der Männerwelt blendend und klug nachgingen. Sie erhoben sich zu

[1]) Seneca de benef. 1, 9. [2]) Gellius 1, 23.

Trägerinnen des Zeitgeistes. Dies berufsmäßige Mätressenwesen war natürlich längst auch in Rom eingedrungen. Aber die stolzen Ehefrauen Roms ließ das nicht ruhen. Sie waren diesen Personen durchaus gewachsen; und so fällt es uns oft schwer, wenn wir die römischen Liebesdichter lesen, die angebetete Frau von der Mätresse zu unterscheiden[1]; puella ist unterschiedslos ein Wort für beide. Das ist freilich das Recht der Poesie: im Weib, das man vergöttert, schwinden alle Unterschiede. Für den aber, der nach den gesellschaftlichen Verhältnissen fragt, ist diese Tatsache sehr anmerkenswert. Ist es nicht betrübend, erschreckend zu sehen, wenn dem Dichter Properz von einem Freunde zugemutet wird, ihm die Liebe seiner hochgefeierten Cynthia zu verschaffen, und Properz dies Ansinnen nicht etwa empört zurückweist, sondern den Freund nur warnt: er werde mit der Launischen ebenso schmerzliche Erfahrungen haben wie er selber? Die Polyandrie der Frau galt als selbstverständlich und die Eheflucht in der Männerwelt war ihr Komplement und ihre Voraussetzung.

Zur Tragödie steigert sich das in den Orgien Messalinas, der Gattin des Kaisers Claudius, deren Herrscherbild auf Münzen stand und die gar in den Kreis der frommen Vestalinnen aufgenommen war. Sie ist zum Typus weiblicher Unersättlichkeit geworden. Schließlich wagte sie es, als Gattin des Kaisers, als Mutter des kaiserlichen Thronfolgers, sich vor Zeugen und in festlichem Kreise mit dem schönen Silius trauen zu lassen. Der Kaiser, dieser „Kürbis", war seit langem abgestumpft; er wollte auch das nicht bemerken. Die Hofbeamten, freigelassene Sklaven waren es, die die scheinbar allmächtige Frau vornehmsten Geblüts aus dem Taumel schrankenlosen Genusses in den Tod zerrten. Sie wurde in den lukullischen Gärten von einem Tribun erdrosselt. Was aber war Messalinas Schuld? Ihre Schuld war nur, daß sie aus der Freiheit der Sitten der Zeit ohne Scham und Scheu die letzten Folgerungen zog[2]. Einst war Rom in Angst gewesen, daß Kleopatra aus Ägypten siegreich in Rom einziehen könnte. Kleopatra ging zugrunde, aber ihr blendendes königliches Laster zog mit fliegenden Fahnen dennoch ein, und es gelang den Römerinnen bald, die Königin zu überbieten. Denn das Überbieten war römische Eigenart. Der Römer blieb nie bei seinem Vorbild stehen.

Doch wir haben hier nicht den Sittenrichter zu spielen. Auch läßt sich vielleicht bei alledem noch nicht einmal behaupten, daß das Geschlechtsleben jener Zeiten gesetzloser war als etwa das heutige in Paris, Marseille, Neapel oder Rom. Die heutige Zeit kaschiert besser, und das beweist zunächst nur einen Defekt an Ehrlichkeit. Werfen wir also lieber auf die römische Frau selbst das Auge: so gilt in der Tat Schönheit als ihre erste Tugend; und zwar war Venus das Ideal der Griechin, Juno dagegen das der Römerin. Junonisch hochgewachsen, großäugig, reif, in sich gefestigt, streitbar, dazu grenzenlos temperamentvoll, so schildern uns die Dichter ihre Schönen. Der Putz aber ist ihr Hauptaugenmerk, und im Toilettenzimmer werden viele

[1] Cicero nennt die Clodia geradezu meretrix.

[2] Selbst Cäsar hatte schon unter den großen Julius Cäsar Begünstigung geradezu die Einführung der Polygamie vorgeschlagen (Sueton. Caes. 52); die Kaiserin Messalina führte dies durch; weiter nichts.

Stunden verbracht. Die Mütter halten darauf, daß ihre jungen Töchter als virgines schmächtig niedrige Schultern haben sowie durch starke Schnürung schlank erscheinen. Anders die Erwachsenen, und sie waren Virtuosinnen in der Kleidung. Ich rede dabei nicht vom Zahnpulver, nicht vom Schminken, Schönheitspflästerchen (splenia) und den künstlich verlängerten Augenbrauen — denn die zusammengewachsenen Augenbrauen galten als Schönheit —, auch nicht von den Masken aus weichem Brot, die dem Teint Zartheit geben sollten; denn von diesen Künsten durften die Männer nichts wissen. Wohl aber ein lobendes Wort zur Frisur: denn die armselige Schablone der modernen Haartracht kannten damals die Frauen nicht, sondern jede Dame frisierte sich individuell, jede verschieden. Ein selbständiger Schönheitssinn waltete. Das breite Gesicht braucht über der Stirn den Haarknoten oder ein hohes Toupet, das schmale braucht den flachen Scheitel usf. Dabei war aber wieder künstliche Nachhilfe beliebt, und wie der dunkle Italiener noch heute für das deutsche Blond schwärmt, so kauften sich auch damals die Römerinnen das Blondhaar der Germanen. An Haarnadeln mit echten Perlen fehlte es nicht. Später wurde der Haaraufbau immer höher, turmartig, barock, und der Ungeschmack siegte. Wir sehen das u. a. an den Mormorbüsten der Kaiserinnen; bei manchen läßt sich das Haar wie eine marmorne Perücke abnehmen; denn die Büste sollte wie die Kaiserin selbst nach Belieben die Frisur wechseln können. Am feinsten urteilt Ovid, der nichts reizender findet als eine gewisse Nachlässigkeit der Frisur; wir sollen meinen, sie stamme noch von gestern und das Haar wäre nur leicht übergekämmt.

Und die Kleidung? Da ist vor allem dem Wahn zu begegnen, als ob die antiken Frauen sich in Weiß gekleidet hätten. Man glaubt heute eine Muse darstellen zu können, wenn man sich ein kalkweißes Bettuch malerisch umhängt. Für eine Iphigenie ist das annähernd richtig, aber nur sofern sie Priesterin war. Sonst spielen vielmehr alle Farben im frohen Wechsel, wofür uns die reizenden bemalten Terrakotten, vor allem aber die Wandgemälde Pompejis Zeugen sind. Das Kleid, die Tunika, wurde nur von gewissen Damen fußfrei, von den Hausfrauen dagegen wie ein Talar lang wallend getragen (stola). Unten war eine Falbel aufgesetzt (institum). Dabei waltet Rot und Gelb vor; das Blau tritt zurück; dann ist Grün beliebt, weil in ihm Gelb enthalten, sowie Violett, weil es am Rot Anteil hat. Vor allem griff man gern nach schillernden Stoffen. Nicht grelle, sondern mild gedämpfte, nicht schwere, sondern flimmernd spielende und gehauchte Farbentöne entzückten das Auge. Dazu kam dann der Umhang, der gern zwei Farben zeigt, z. B. rot an der Oberseite, gelblich das Futter; und immer hat das Kleid darunter andre Farbe als der Umhang. Nimmt man dann endlich noch die bunten Decken und Kissen hinzu, die bei Geselligkeiten auf den Sesseln liegen, so müssen wir über diese Farbenfreudigkeit staunen; aber sie ist durch das feinste Studium reguliert und symphonisch abgewogen. Übrigens wußten die blassen Damen, daß ihnen Schwarz, die negerhaft dunklen, daß ihnen Weiß am besten stand[1]).

[1]) Ovid ars 3, 189.

Die altmodischen Wollstoffe wurden allmählich durch feines Leinen (byssus) und Baumwolle (carbasus) verdrängt. Dann aber kam die kostbare chinesische Seide und schlug auch diese aus dem Felde. Die ebenso dreiste wie unkünstlerische Dekolletierung der Modernen, durch die die Büste unorganisch in der Mitte quer durchschnitten wird, kannte das ganze Altertum nicht, aber es entschädigte sich anderweitig. Netzartig durchscheinende Seidenstoffe wurden auf der Insel Cos gewebt, und in diesen Coischen Gewändern in der Farbe des Porphyr bewegten sich wie in einer transparenten Wolke die Schönen der ersten Kaiserzeit. Die Seide war damals übrigens meist Halbseide. Kostbarer noch das goldgestickte Schleppkleid (cyclas), das, rings mit Akanthus bestickt, anscheinend wie eine Glocke stand und jedenfalls so schwer war, daß es beim Gehen Streifen im Sande zog. Die Damen des Hofes wie der Halbwelt trugen es. Und so trat also auch die Cynthia des Properz aus ihren Gemächern hervor in den Kreis ihrer Bewunderer, von erotischen Parfüms umwogt, in der Halskette schimmernde Edelsteine, zum Glück ohne Handschuhe, aber die Füße in feinen roten Lederschuhen, in denen ihr Gang sich lässig und weich bewegte.

Was ist Frauenbildung? Sie besteht nicht im Bücherlesen; sie besteht schon im Anstand allein, in der Kunst, sich selbst darzustellen, durch die heute eine schlichte Italienerin alter Rasse so manche deutsche Studentin schlägt. Diese Italienerin ist eben die Erbin antiker Kultur, und die Kultur ist in ihr zur Natur geworden. Wir hören, daß der Jüngling, der seiner Dame gefallen will, sein Haar mit Hilfe duftender Salben frisiert und vor allem sich eine sanfte und wie zögernde Gangart anerziehen muß. Man tritt eben nicht wie ein Briefträger in den Salon. So gab es nun auch Vorschriften für die Frauen. Die Mädchen lernten es, schön zu lachen, sie lernten es, schön zu weinen. Keine Verzerrung der Züge, auch beim heftigsten Affekt! Des Properz' Geliebte ist „auch im Rasen noch schön". Lange Nägel sind gefährlich; daher ist es Vorschrift, sie kurz zu schneiden. Und nur die schmale Hand ist schön. Hast du rundlich fleischige Finger, so gestikuliere nicht. Man zeige stets nur das Vorteilhafte.

Dem Properz aber schien alle äußere Eleganz an seiner Cynthia nur Tand und Flitter. Er weiß andres an ihr zu rühmen. Zwar mit Handstickerei beschäftigte sie sich nicht; denn die wundervollen Stickereien des Altertums auf Teppichen und auf Gewändern in Kreuzstich oder Plattstich waren fast oder ganz ausschließlich Sache der Männer; die Berufssticker hießen phrygiones. Nur spinnend und webend weilt Cynthia unter ihren Mägden und klagt ihnen dabei offenherzig ihr Liebesleid. Dann aber greift sie einsam zur Leyer und spielt und singt. Sie musiziert künstlerisch.

Das war damals (30—20 v. Chr.) etwas Ungeheueres. Denn nur die Griechen waren die Musikanten des Altertums. Kein Römer singt öffentlich. Keiner der römischen Dichter, und selbst nicht Horaz, hat, soviel wir wissen, Musik zu schreiben verstanden. In Cynthia steht also die fortschrittliche Frauenbildung der Zeit vor uns. Die Römerin hat sich nunmehr der Griechin ganz gleichgestellt. Der Gesanglehrer sang vor und unterrichtete dabei mehrere

Damen zugleich, die auf Lehnsesseln um ihn herumsaßen [1]). Später war es Kaiser Nero, der als Dichter, Sänger und Kutscher sich produzierte. Für den echten Römer war das ein Grauen, eine moralische Unmöglichkeit.

Aber Cynthia *tanzt* auch, und auch das war wieder etwas Neues. Horaz meldet mit Entsetzen, daß damals die Römerinnen Tanzstunden nahmen, und zwar im regelmäßigen Walzertakt (Ionicus). Properz hingegen bewundert es. So platzten die Ansichten aufeinander. Der Tanz des Altertums war eben kein Rundtanz, den wir heute auch im Halbschlaf tanzen. Er war Solotanz! er war ein Wagnis. Beim Gelage erhebt sich Cynthia und gibt vor den berauschten Blicken der Männer ein Schauspiel im bacchischen Stil, wie eine im Wirbel bewegte Mänadenstatue oder wie jene schwebenden Frauen Pompejis, die selbst noch als verblaßte Gemälde eine Wonne für unser Auge sind. Natürlich geschah Derartiges nur im geschlossenen Raum, nur im Privatkreise.

Aber noch mehr. Cynthia *dichtet*: sie war Dichterin! und es gab noch mehr dichtende Frauen. Einige Versschnitzel weiblicher Herkunft sind uns sogar erhalten. Aber wir legen keinen besonderen Wert darauf. Denn wie sehr auch Properz, um den Horaz zu ärgern, die lyrischen Strophen rühmt, die Cynthia dichtet, sie sind doch vor den Oden des Horaz sofort verblaßt. Jedenfalls aber wird damit bewiesen, daß das Unternehmen des letzteren nicht ganz originell war. Das Wichtigste aber ist, daß wir sehen, wie sehr sich allmählich der Interessenkreis jener Frauenwelt erweitert hat. Der Antonia schickt Krinagoras die Werke des Anakreon. Auch der Octavia, der Schwester des Augustus, wurden Bücher gewidmet, und sie war sogar die Gründerin einer großen öffentlichen Bibliothek. Auch auf Bildern sehen wir jetzt häufiger einsame Frauen als Leserinnen mit dem Buch. Ovid schreibt vor, daß, wer um das Herz der Mädchen wirbt, sich hübsch in Versen an sie wenden soll. Derselbe zählt uns die Liebesdichter auf, die die Mädchen besonders gern lasen. Für Properz aber ist es die Geliebte einzig und allein, deren „reines Ohr" und heller Sinn über den Wert und Unwert seiner Poesie zu entscheiden hat.

Was wollen wir mehr? Wir fragen nicht, wie weit das Leben der großzügigen Frauen jener Zeiten gesetzlos war. Sie gehorchten ihrer Zeit. Aber sie haben viel getan. Denn an ihnen hat sich die grandioseste *Liebespoesie* entzündet, die die Weltliteratur kennt. Ich rede vor allem von Properz und Catull, jenen ungestümen Troubadouren, die da jede Zeile mit ihrem Herzblut schreiben, als rängen sie im Aufschrei und Sehnsuchtsruf um Leben und Tod. Die *Frauen* waren das Genie dieser Dichter; so wird uns gesagt. Mehr als das: die Frauen waren für sie auch das richtende, maßgebende Publikum. Was wäre der Troubadour ohne die Königin seiner Seele, die da den Preis der Liebe gibt, die also urteilt, die also an Intelligenz über ihrem Verehrer steht? Und die Minnedichtung des Mittelalters, die eigentliche Poesie der Troubadoure selbst, hat sich eben, wie wir wissen, an jene Augusteische Liebeselegie, von der ich rede, angelehnt und ist von ihr eine Fortsetzung und Weiterbildung gewesen [2]). Die Zeit des Augustus war monarchisch geworden, und ein einziger Herr, ein dominus, herrschte über die Welt. So kam eben da-

[1]) Horaz sat. 1, 10, 91.

[2]) Vgl. W. Schrötter, Ovid und die Troubadours.

mals der Sprachgebrauch zuerst auf, nun auch die Geliebte domina, Herrin, zu nennen. Daher die Donna, die Madonna der späteren Zeit. „Wie bist du meine Königin!" Eine schwärmerische Huldigung des unterjochten Ichs! Die Frau rückt auf. Sie wird zur deklarierten Herrscherin in der Welt des Dichters.

Eins aber fehlt damals noch ganz, die gelehrte Frau. Denn jene Frauen, so kunstgebildet sie waren, sie liebten den Aberglauben und sie brauchten also das Wissen nicht. Erst 150 Jahre später taucht bei Juvenal auch die gelehrte Frau auf; und zwar stellt sie Juvenal mit der turnenden und fechtenden Frau zusammen. Vielleicht hat er damit so unrecht nicht. Nach Seneca ging die Emanzipation so weit, daß die Frauen auch mit um die Wette trinken; dann verlieren sie die Haare und bekommen Podagra![1])

Der hämische Frauenspiegel, den Juvenal geschrieben, wirkt auf uns erschreckend, ein grausig verzerrtes Spiegelbild. Sein Weiberhaß hat alle naive Grazie des Lebens erdrosselt. Er argumentiert z. B. so: Die Rachsucht ist verwerflich, warum? weil alle Frauen rachsüchtig sind. Wie viel liebenswürdiger urteilte damals Plinius, der uns in seinen Briefen so manches Stadtgeschwätz mitteilt: Rufin ist so alt und dekrepid, daß er sich die Zähne von andern putzen lassen muß; trotzdem hat eine junge vornehme Witwe ihn geheiratet; man hat das beiden schwer verdacht; aber die junge Frau pflegt den Mann auf das rührendste, und er belohnt sie jetzt durch ein reiches Vermächtnis. Ihre Ehre schien damit hergestellt. Dem sei wie ihm sei, wir wissen aus eben jener Zeit von edlen Frauen genug, die einer solchen Nachsicht nicht bedurften, auch solchen, die mit ihren Männern wie Heroinen in der Verfolgung litten und starben. Berühmt ist die ältere Arria, berühmt das „Paete, non dolet"[2]) in ihrem Munde. Vor allem an Willenskraft und Haltung hat es auch noch jenen Römerfrauen nicht gefehlt.

Ich fuhr über den Comer See, berichtet derselbe Plinius. Da wies mich ein älterer Reisegenosse auf eine Villa am Ufer hin. Ein Zimmer des Hauses ragte weit über den See. „Dort hat sich vor Zeiten", erzählte er mir, „eine unsrer Mitbürgerinnen herabgestürzt." Warum? „Ihr Gatte war krank, mit Schwären behaftet; ärztliche Hilfe fehlte; sein Leiden schien schmerzhaft und unheilbar. Da beschloß sie ihn vor weiteren Qualen zu bewahren, band ihn an ihren eigenen Körper fest und stürzte sich von oben mit ihm in die Flut." — Wir zucken zusammen. Die Energie einer Barbarin! Plinius indes fragt nur: Ist dieses Weibes Opfermut etwa geringer als der Arrias? Aber der Ruhm wird ungleich verteilt im Leben; denn die eine Frau war von Adel, die andre war namenlos.

In Rom ist eine Vestalin erkrankt und wird aus dem Atrium Vestae, dem Vestalinnenkloster auf dem Forum, entlassen und zur Pflege der vornehmen Fannia übergeben. Fannia war die Enkelin eben jener Arria. Die Krankheit war aber ansteckend: Fannia wird von ihr ergriffen und verfällt rasch dem Tode. An ihrem Sterbelager rühmt sie der nämliche Plinius: Welcher Verlust für unsre Gesellschaft, daß sie dahingeht! Zweimal hatte sie schon mit ihrem Gatten das Exil geteilt. Da erscheint aus der Feder ihres

[1]) Seneca epist. 95, 21. [2]) „Der Tod schmerzt nicht."

Mannes ein Werk, das den Helvidius, den Vater Fannias, verherrlichte. Helvidius war ein Vorkämpfer der Sittlichkeitsbestrebungen jener Zeit und der großen stoischen Gemeinde Roms, war ein Widersacher erst Neros, dann auch Vespasians gewesen. Fannia selbst wird darauf vor Gericht gezogen und nimmt alle Schuld auf sich allein: sie hat den Gatten das Werk zu schreiben veranlaßt; sie hat ihm dazu das Material gegeben. Sie allein wird verbannt, ihr Vermögen kassiert.

Eine vornehme Vestalin wird unter Domitian verdächtigt, in Liebesverkehr mit etlichen Männern gestanden zu haben. Sie leugnet. Das Publikum glaubt an ihre Schuld. Der Kaiser selbst entzieht ihr jede Gelegenheit, sich zu verteidigen, greift kurzerhand auf die alten Satzungen Roms zurück und läßt die für schuldig gehaltenen Männer öffentlich zu Tode peitschen, die Vestalin selbst lebendig begraben; eine Tragödie im Stil der Antigone. Mit der stolzen Miene verkannter Unschuld ging die Frau in den Tod. Als sie in die Grube hinabstieg und ihre lange Schleppe am Grabesrand hängen blieb, wandte sie sich noch einmal um und nahm das Kleid sorglich zusammen. Der gemeine Henkersknecht wollte sie anfassen; da schnellte sie zurück und kehrte sich ab, als könnte seine Berührung ihre gottgeweihte Reinheit entehren. Alle Zeugen des Auftritts waren ergriffen. Wer konnte noch an ein „schuldig" glauben? Das Publikum hatte den Eindruck des Erhabenen.

Wir aber wollen zum Schluß die Gedanken einer Kernrömerin aus friedlicheren Zeiten vernehmen. Es ist Cornelia, nicht die Mutter der Gracchen, sondern eine jung gestorbene Frau der augusteischen Zeit gleichen Namens, und es sind Gedanken, die diese Frau auf ihrem Sterbebette hegt. Da hören wir, wie sie stolz ist auf die Vornehmheit ihres Blutes, stolz auf das Ansehen ihres Bruders, stolz auf ihren eigenen, fleckenlosen Namen. Gleichwohl wendet sie sich voll Zartsinn an den Gatten Paulus: „Du sollst nun Mutterstelle bei unsren Söhnen und Töchtern vertreten und sie zärtlich auf den Arm nehmen. Küssest du sie, so füge auch jeden Morgen die Küsse der Mutter hinzu. Härmst du dich um mich, so laß doch die Kleinen deine Tränen nicht sehen. Die Nacht magst du mit Trauer um mich ermüden, und ich will kommen und will im Traum bei dir sein. Ihr aber, meine Kinder, sollt, wenn der Vater sich neu vermählt und eine Stiefmutter mein Lager besteigt, es ertragen, sollt es loben, was der Vater tut, und euch so verhalten, daß ihr das Herz der Stiefmutter besiegt. Lobt mich vor ihr nicht zu offen; es könnte sie kränken, wenn sie sich mit mir vergleicht. Bleibt aber der Vater ehelos und hängt nur mir an, auch wenn ich Asche bin, so bemüht euch, dem Verwitweten sein kommendes Alter zu lindern, und laßt ihn keine Sorgfalt vermissen. So viele Lebensjahre mir geraubt sind, um so viel länger möget ihr unter der Sonne wandeln, und wenn er auf euch blickt, soll Paulus Freude daran haben, alt zu werden!"

Wie natürlich, wie kernhaft, wie schlicht diese Frauenworte! Mit solchen Gedanken sterben edle Frauen und werden sterben zu allen Zeiten. In der „Königin seiner Elegien" hat Properz diese Worte zusammengestellt.

Rudolf Eucken.

Von

Theodor Kappstein.

Der literarische Nobelpreis des Jahres 1908 ist an Rudolf Eucken gefallen, den Ordinarius für Philosophie an der Universität Jena. Für Swinburne einerseits, für Selma Lagerlöf andrerseits wurde gekämpft — der Sieger war kein Dichter, weder im eigenen Lande noch im Ausland, vielmehr ein deutscher Gelehrter. Euckens Beziehungen zu Schweden sind alt und gutfundiert; seine philosophischen Bücher, ins Schwedische übersetzt, werden im Norden von einer zahlreichen Gemeinde treuer Anhänger gelesen. Er ist Ostfriese von Geburt, am 5. Januar 1846 in Aurich geboren; nach den Studienjahren in Göttingen und Berlin wirkte er fünf Jahre als Gymnasiallehrer und wurde über Basel (1871) nach Jena berufen, wo er seit 1874 mit tiefreichendem Erfolge lehrt. Seiner besonderen Sympathie mit den germanischen Völkern des Nordens hat Eucken in heimatlicher Anhänglichkeit oft Ausdruck verliehen; es ist ihm nicht vergessen worden, wie tapfer er 1899 Partei ergriff für das von Rußland bedrohte Finnland, und daß er es war, der den deutschen Text verfaßte für jene internationale Adresse, durch die der Zar zugunsten Finnlands umgestimmt werden sollte. Rudolf Eucken feierte den größten finnländischen Dichter, Johann Ludwig Runeberg, in warmem Verständnis. Nicht zuletzt: Euckens begeisterter Anhänger und Geistesverwandter, der Philosophieprofessor Vitalis Norström, ist Mitglied der schwedischen Akademie der Wissenschaften zu Stockholm. Er vertrat mit Eifer die Kandidatur Euckens. So wurde Rudolf Eucken der Weg gebahnt zu der ungewöhnlichen Auszeichnung. Aber ist unser deutscher Preisträger denn auch ein Schriftsteller, wenn er schon ein Philosoph von Rang ist? Eucken ist spröde im Stil; der Friese singt nicht. Allein wenn man sich in seine kunstvoll aufgebauten Sätze und Abschnitte hineinliest, so fühlt man sich gefesselt durch eine von innen nach außen leuchtende Klarheit; in der oft abstrakten Fassung lebt eine individuelle Kraft; das sparsam, doch überlegt und überlegen zur Anwendung kommende Bildwort erhellt auch den schwierigen Gegenstand. So tat man recht daran, in Eucken den bedeutenden Schriftsteller zu ehren, dessen gelehrte Werke eine jeder lauten Wirkung abholde Stilkunst aufweisen, die sich als natürliche Ausprägung einer reichen, gedankenschöpferischen Persönlichkeit darstellt.

I.

Im Jahre 1878 erschienen zuerst Euckens „Grundbegriffe der Gegenwart," zweite vollständig umgearbeitete Auflage 1893: von verschiedenen Punkten aus sucht er ein kritisches Fundament für seine Gedanken. 1885 kamen die „Prolegomena zu Forschungen über die Einheit des Geisteslebens in Bewußtsein und Tat der Menschheit": Euckens Methode wird entwickelt und verteidigt. 1888 folgte die „Einheit des Geisteslebens": erster systematischer Entwurf. 1896 schließt sich an „Der Kampf um einen geistigen Lebensinhalt": neue Grundlegung. 1901 folgt „Der Wahrheitsgehalt der Religion": Durcharbeitung des ganzen Systems mit gründlicher Anwendung auf die Religion. 1890 zuerst, 1902 in vierter Auflage kamen „Die Lebensanschauungen der großen Denker": eine historische Begründung seiner Philosophie. Endlich 1907 als geschlossener Aufbau: „Grundlinien einer neuen Lebensanschauung". Von den übrigen Studien Euckens mögen erwähnt sein: „Die Methode der aristotelischen Forschung", 1872; „Über Bilder und Gleichnisse in der Philosophie", 1880; „Die Philosophie des Thomas von Aquino und die Kultur der Neuzeit", 1902; „Gesammelte Aufsätze zu Philosophie und Lebensanschauung", 1903; „Hauptprobleme der Religionsphilosophie der Gegenwart", 1907; „Der Sinn und Wert des Lebens", 1908[1]).

In Euckens Entwicklung nimmt der Aristoteliker Adolf Trendelenburg eine wichtige Stellung ein. Am 30. November 1902 war die Säkularfeier von Trendelenburgs Geburtstag. Eucken war der berufene Festredner für seinen Lehrer. Er geht aus von Kant und Hegel, um die philosophische Situation für Trendelenburgs Lebensarbeit zu gewinnen, der sich gegen den einseitigen Denkprozeß in Hegels gigantischem System auflehnte. Das Bestreben war, gegenüber einer zu engen, subjektiven Gestaltung der Wirklichkeit die allgemeinen Ordnungen, die unser Denken und Leben beherrschen, wieder voll zur Geltung zu bringen und der Philosophie eine breitere, feste Basis zu geben. Dieses Zurückrufen zur Besinnung erscheint Eucken als ein wesentlicher Zug an seinem Lehrer; er hat in dem scheinbar Einfachen das Große sichtbar gemacht, hat in dem Alten ewig Neues sehen lassen, er hat durch seine logische Arbeit ein klares und fruchtbares Verhältnis zwischen Philosophie und Einzelwissenschaften gestiftet, er behandelt die Probleme geschichtlich, schließt darum die Arbeit der Jahrtausende mit der Aufgabe der Gegenwart zusammen und versucht einen Ausgleich der Gegensätze des Lebens.

Ohne Philosophie ist nicht auszukommen, wenn man nicht auf einen Zusammenklang der Wirklichkeit, auf eine Einheit unsres Strebens nach Wahrheit verzichten will. Dann aber vermag die Philosophie unmöglich von sich aus den gesamten Inhalt des Lebens zu erzeugen, sie bedarf der andren Wissenschaften, die ihre Ergebnisse und Probleme ihr entgegenbringen.

---

[1]) Die größeren Schriften Euckens liegen vor aus dem Verlage Veit & Co. (Leipzig); einzelnes erschien bei Dürr (Leipzig) und Quelle & Meyer (Leipzig). Die „Deutsche Rundschau", zu deren alten Mitarbeitern Eucken zählt, brachte aus seiner Feder u..ter anderm die Aufsätze: „Moritz Seebeck", Jahrgang XIII, Heft 5; „Zur Erinnerung an Adolf Trendelenburg", Jahrgang XXIX, Heft 3; „Der innere Mensch am Ausgang des 19. Jahrhunderts", Jahrgang XXIII, Heft 10; „Ein Wort zur Ehrenrettung der Moral", Jahrgang XXV, Heft 6.

Trendelenburg und ihm nach Eucken bemühen sich um die Einheit der Gesamterkenntnis. Die Unterordnung unter die Gesetze des logischen Denkens bringt uns eine innere Befreiung, eine Erhebung über alles bloß Zeitliche und „Kleinmenschliche", und jede einzelne Wissenschaft entfaltet ihr eigenes logisches Verfahren. Die Philosophie führt die Logik aus ihrer einsamen Geburtsstätte in das konkrete Leben der Wissenschaften und macht jene dadurch bedeutsamer und fruchtbarer. Der Glaube an die Tatsächlichkeit der Vernunft lehrt uns Wahrheit suchen und finden, die Philosophie geht dieser Tatsächlichkeit nach. Die Geschichte stellt das Problem von Vergangenheit und Gegenwart. Trendelenburg wie Eucken wollen die Philosophie der Geschichte einen, damit sie wieder Bestand gewinne; sie wächst, gleich den andern Wissenschaften, indem sie nicht in jedem Kopfe neu ansetzt und wieder absetzt, sondern geschichtlich die Probleme aufnimmt und weiterführt. So begriff Trendelenburg die Philosophie durch die Zeiten und Völker, Religionen und Kulturen hindurch als fortlaufende Kette, als einen großen Arbeitsorganismus. Eucken rühmt an Trendelenburg die innige Liebe zur alten Philosophie, die ihm als die Jugend unsres Geistes erschien, vor allen hängen Lehrer wie Schüler an Aristoteles:

„Während sein großer Zögling mit Waffengewalt den Erdkreis unterwarf und die Verschmelzung verschiedenartigster Völker in ein Kulturleben, diese Vorbedingung aller weiteren Entwicklung, in Fluß brachte, spann die stille Arbeit eines unscheinbaren Lebens die Fäden einer Gedankenwelt, die über Morgenland und Abendland durch Christentum, Judentum, Mohammedanismus geherrscht hat, die einen Thomas, aber auch einen Melanchthon erfüllte, die noch heute, wenn wir nicht nur an Deutschland, sondern an die ganze Kulturwelt denken, die meisten Anhänger zählt und die bedeutendsten Leistungen hervorruft."

In dem Gegenstand unsrer Verehrung suchen wir die Höhe unsrer eigenen Natur. Trendelenburg pflegte eine klärende, die Gegenglieder deutlich abgrenzende, letztlich aber ausgleichende Denkart, die zum umfassenden Ganzen strebt und innerhalb seiner das Geschiedene zu fruchtbarer Wechselwirkung verknüpft. In der zentralen Frage nach Körper und Seele, Natur und Geistesleben bekennt sich Eucken mit dem Vorgänger energisch zum Idealismus: es gelte eine Unterordnung des Realen unter das Ideale, zugleich eine Verwirklichung des Idealen im Realen. Was in der Natur unter dunklem Zwange geschieht, wird beim Menschen zur Sache eigener Entscheidung; erst in ihm gewinnt das Weltleben Klarheit und Freiheit. Menschlich preist Eucken an Trendelenburg jenen Bund von Ernst und Liebe, der Goethe als das allein Wesenhafte im Leben galt, die Ehrfurcht vor den geheimnisvollen und doch innerlich nahen Gewalten, die alles bei ihm adelte.

Von Plato bis zur Gegenwart hat Eucken eine Entwicklungsgeschichte des Lebensproblems der Menschheit in abgerundeten Charakterbildern vorgeführt. Jede große Leistung, fordert er, müsse bei aller Schuld an die Vorgänger im Mittelpunkte selbständig und ursprünglich schaffen. Er ist sich dieser Schuld der Pietät an die Vorgänger bewußt, er ist auf seinem eigenen Boden selbständig und ursprünglich tätig. Von den Griechen behandelt er Plato am eingehendsten: in Plato befreit sich eine geistige Welt

von eng menschlichem Sein und gibt aus ihrer Selbständigkeit unsrer Lebensarbeit einen unerschütterlichen Halt wie eine seelische Tiefe. Plato als Typus genommen bedeutet ihm die untrennbare Verflechtung der Überzeugungen, da sich der mutigen Arbeit des Denkens eine neue Welt wahrhaftigen Wesens und echten Glückes erschließt. Solche Überzeugungen enthalten einen festen Glauben an die Macht und Nähe des Guten, sie bekunden deutlich einen starken Lebenstrieb, Lust an der Entfaltung der Kraft. Aus dieser Freude am Wirken strömt eine unversiegliche Frische; sie ist die Quelle der staunenswerten Elastizität des Geistes, der sich auch aus den schwersten Hemmungen immer wieder zu positivem Schaffen zurückfindet. Aber solche Lebensbejahung hat zur Kehrseite eine starre Sprödigkeit gegen das Leid und Dunkel des Lebens. Die Ungeschichtlichkeit der griechischen Geisteswelt fand keine Möglichkeit einer durchgreifenden Erneuerung, sie besaß keine Zukunft und keine Hoffnung. Vornehm, kräftig und maßvoll, gesund und natürlich erscheint ihm die freudige Antike Platos. Die von ihm ausgehende Bewegung hat die Zeiten durchzittert. „So wirkt er, Persönlichkeit und Werk in eins verschmelzend, auf uns mit seiner Harmonie des Wesens, wie sie sich auf dem Boden der Philosophie nie so wiederfindet, wie sie bei wachsender Verwicklung der Verhältnisse und Steigerung der Gegensätze sich schwerlich je wiederfinden kann." Bei Aristoteles ist die Gebundenheit an das klassische Griechentum wichtig; als Lebenstypus erscheint männliche Kraft, sachliche Tüchtigkeit, schlichte Wahrhaftigkeit, das Wissen und Wirken zur Arbeit leitend, die das Leben erfüllt und uns fest in der Wirklichkeit wurzeln läßt. Von der Erscheinung dringt der Forscher zum Wesen vor; dem geschärften Blick enthüllen die Dinge auch bei scheinbarer Ruhe ein eigenes Leben. Dieses Leben wie die Bewegung des Kosmos mit seiner Fülle von Gestalten soll die Forschung erkennen und ordnen, so daß alle einzelnen Fäden zu einem untrennbaren Gewebe sich verbinden. Bei Aristoteles erscheinen die ersten Ansätze einer Organisation der gesamten Kulturarbeit. Seine eigentliche Größe erblickt Eucken weniger in der inneren Einheit seiner Welt- und Lebensanschauung als in der Durchdringung weiter Gebiete mit einfachen und fruchtbaren Gedanken. Der Aristotelismus kann nicht die Gedankenbewegung durch selbständige Anregungen leiten, aber er vermag vorhandene Gedankenmassen auszubauen, logisch durchzuarbeiten, systematisch abzurunden. Es liegt ein pädagogischer Wert in Aristoteles, der durch die Jahrhunderte hin immer wieder seinen Platz gefunden hat. Den letzten großen griechischen Denker Plotin schätzt Eucken, wie ihn Eduard von Hartmann hervorragend gewürdigt hat; die Geburt eines neuen Ideals seelischer Erregung und schwebender Stimmung, die Abwerfung aller Bindung an die Umgebung und die Emanzipation einer reinen Innerlichkeit, die Unterordnung aller Mannigfaltigkeit des Wirkens unter die Bewegung eines urgründigen allumfassenden Wesens schreibt er ihm zu; er sei ein wahrhaft ursprünglicher Denker, noch heute ein Quell großer Anschauungen und Anregungen.

Den Epikuräern desselben nachklassischen Altertums hat er das innere Verhältnis zur Welt, an dessen Gewinnung Plotin die ganze Seele setzte,

abgesprochen; als Parasit zehre diese billige Lebensanschauung beständig von fremden Tafeln. Alle Klugheit, Gewandtheit und Liebenswürdigkeit befreie den Epikuräismus nicht von seinem Mangel an geistiger Produktivität. Dagegen hat die Stoa die Moral wissenschaftlich begründet und damit zur Überlegenheit erhöht. Mannhafte und vornehme Charaktere sind aus solcher selbständigen Innerlichkeit erwachsen.

Aus der christlichen Ära hat Eucken nächst dem Stifter des Christentums Augustin am eingehendsten behandelt. Drei Lebenskreise entwickeln sich bei diesem Kirchenvater zu großen Reichen, um die Wirklichkeit an sich zu ziehen und das menschliche Dasein eigentümlich zu gestalten: das allgemeinreligiöse Gebiet, der christliche und der kirchliche Lebenskreis. Indem diese drei Wirklichkeiten sich teils verbinden und ineinander schieben, teils innerlich widerstreben und durchkreuzen, entsteht eine unendliche Weite und Fülle des Lebens; es ergeben sich auch die schroffsten Widersprüche. Derselbe Mann, der in Abschüttelung alter Überlieferung das Selbstleben der Seele zum beherrschenden Mittelpunkt der Wirklichkeit machte, hat zur Begründung eines Systems absoluter Autorität mehr als irgendein andrer getan; der Mann, dem die Liebe zur Seele des Lebens, ja zur weltbewegenden Gotteskraft wurde, hat mit seiner Steigerung des Fanatismus gegen Andersgläubige unsäglichen Haß entzündet; er, der in wesenerneuernder Umwälzung die gründlichste Befreiung des Geistigen und Sittlichen von aller bloßen Natur vollzog, verfiel einer Vermengung von beiden, auch einer groben Materialisierung des sittlichen Lebens. Vornehmlich aber durchdringt sein ganzes Wirken jene widersprechende Behandlung des Subjekts: daß dies einmal zu kühnster Betätigung aufgerufen wird und sich siegesgewiß über alles gegenständliche Dasein hinaushebt, daß es andrerseits immer wieder von peinigendem Zweifel über das eigene Vermögen befallen wird und stürmisch nach sicherer Anlehnung verlangt, dienstwillig einer äußeren Ordnung unterwirft. Eine wunderbare Innigkeit, das tiefste Mitempfinden aller menschlichen Schicksale, ein Beleben des Besten und Edelsten im Menschen, ein religiöses Ergriffensein; andrerseits unterjocht sich ein ungestümer Glücksdrang, der wehrlos ist gegen das Eindringen niederer Triebe, alles Streben und erzeugt unheimliche Gebilde. Es befremdet uns seine logische Kälte, die sich gegen jeden Widerspruch der unmittelbaren Empfindung abstumpft. Augustin bildet die geistige Höhe des alten Christentums; er beherrscht das Mittelalter, auch das neue Christentum hat immerdar aus ihm geschöpft, die deutsche Reformation hat sich auf ihn entscheidend berufen. Eucken erklärt sogar: „Es gibt Punkte, wo Augustin mit seiner weltbewegenden Subjektivität uns näher steht als Hegel und Schopenhauer. Er ist eine der wenigen Persönlichkeiten, aus denen die Zeiten schöpfen und an denen sie sich über ewige Aufgaben orientieren, die selbst aber über den Zeiten stehen."

Die Wanderung geht durch das Mittelalter bis zu dessen Höhe — wo Thomas von Aquino, Meister Eckhardt, Duns Scotus erscheinen —, zum Abstieg mit Thomas von Kempen. Eucken bespricht die Reformation mit seiner Würdigung Luthers, Zwinglis, Calvins und skizziert das Christentum

der späteren Perioden. Die Gesamtart der Neuzeit wird dargelegt; der Aufbau der neuen Welt ruft die Renaissance und die Aufklärung. Als Vertreter der kosmischen Spekulation nennt er Nikolaus von Kues und Giordano Bruno, die Lebenskunst des Individuums vertritt Montaigne, das neue Verhältnis zur Natur und ihre technische Bewältigung Bacon. Als Führer der Aufklärung schildert Eucken vier Männer: Descartes, Spinoza, Locke, Leibniz. Descartes ist ein Held geradliniger Arbeit und vorbildlicher Einfachheit; das Leben steigert sich bei diesem begründenden Denker zu einer bei sich selbst befindlichen, aus dem eigenen Wesen schöpfenden Überlegung. Spinoza sieht allein im Intellekt das Göttliche des Menschen und verschließt sich damit große Gebiete der Wirklichkeit. Aber sein Bild soll bei denen in Ehren stehen, die in dem Aufbau der modernen Welt ein großes und notwendiges Werk erkennen. Locke gibt fruchtbare Durchblicke der Wirklichkeit von der Seele des Einzelnen aus, das Leben gewinnt dabei an frischer Unmittelbarkeit und Wahrhaftigkeit. Die deutsche Aufklärung gab sich in Leibniz ihre charakteristische Ausprägung. Eucken nennt ihn einen bei allen Mängeln reichen und großen Denker, der verlangen dürfe, aus sich selbst, nicht von außen her beurteilt zu werden. Niemand verstand die Aufklärung so universal wie Leibniz, niemand hat sie so systematisch ausgebaut, niemand sie so ins Seelische gewandt; seine Universalität der Gesinnung sucht ein Gleichgewicht der verschiedenen Interessen und behandelt die großen Fragen in großem Stile. Der Verlauf der Aufklärung bringt A. Smith; dann folgen die Rückschläge gegen die Aufklärung im 18. Jahrhundert, also Hume und Rousseau. Humes Verdienst ist sein konsequent durchgeführtes Bild der Wirklichkeit; dieser reine Empirismus mußte einmal selbständig durchgedacht werden. Mit Rousseau beginnt die Wendung zur Unmittelbarkeit des Gefühls, doch auch der bewußte Kampf zwischen Individuum und Gemeinschaft. Im Begriff der Natur hat Rousseau die Probleme nicht bewältigt, die er sich stellte; mit seiner Annahme einer natürlichen Güte des Menschen machte er es sich zu bequem und blieb abhängig von der Aufklärung. Aber zur Erfrischung und Verjüngung des Lebens hat der starke Optimist, wie ihn Eucken sieht, erheblich beigetragen; sein Verlangen nach einem neuen Menschen ist in seiner Wurzel ethischer Art; auch bei nicht genügender Lösung bleiben die Probleme bedeutend und die Kraft bewundernswert, mit der er sie der Menschheit aufnötigte.

Mit Kant, zu dem Eucken mit fester Treue hält wie sein Altersgenosse und Landsmann, der heimgegangene Friedrich Paulsen, verbindet ihn der ethische Idealismus. Die Moral ist das Prinzip einer neuen Wirklichkeit; er rühmt an Kant, daß die Unvergleichlichkeit der moralischen Werte hier auf dem Boden und in der Sprache der Neuzeit zu einem in seiner Schlichtheit ergreifenden Ausdruck gelangt sei. Kants Lebensanschauung bewundert er in ihrer Energie, Charakterfestigkeit und Entsagungskraft; das Leben entdeckt die wichtigste und schwerste Aufgabe in sich selbst: es finde in sich unermeßliche Tiefen und erweitere sich zu einer Welt absoluter Wahrheit. Ungenügend heißt er Kants Trennung der theoretischen von der praktischen

Philosophie; doch aus aller Entfernung müsse man immer wieder zurückkehren zu dieser großartigen Werkstätte moderner Gedankenarbeit.

Nach dem Vertreter des deutschen Idealismus, Kant, wird das Lebensideal des deutschen Humanismus knapp und zutreffend beschrieben; Goethe, Schiller und die Romantik sind die Repräsentanten. Die deutsche Spekulation nennt als konstruktive Denker Fichte, Schelling und Hegel; Fichtes Fortbildung der Kantischen Philosophie lobt Eucken als das Werk einer kräftigen, kernhaften Persönlichkeit. Doch bei diesem Ethiker der spekulativen Bewegung erscheint das Sittliche nur als Kraftentwicklung der Intelligenz, das Feindliche nur als Verworrenheit. Wie Kant nicht vordrang zu einer Einheit des Geisteslebens, so werde bei Fichte die Lebensarbeit zu einem mechanischen Prozeß herabgedrückt. Er hat in kritischer Zeit die Geister geweckt und als Denker wie als Mann eine Arbeit getan, die bei aller Ausbreitung stets den Tiefen des Lebens zugewandt blieb. Es versteht sich, daß Eucken sich auch in diesem Zusammenhang mit Hegel auseinandersetzt, und daß er für Schleiermacher ein feines Wort warmer Würdigung zu finden weiß. Mit Schopenhauer setzt der Rückschlag gegen die Vernunftsysteme ein, die Wendung zum Realismus erfolgt, die mit dem Positivismus der Franzosen (Comte) und der Engländer (Mill und Spencer) begann, die die moderne Naturwissenschaft und Gesellschaftslehre, mit ihrer praktischen Ausprägung der Sozialdemokratie, im Gefolge hat. Als Rückschlag gegen den Realismus gibt es idealistische Bewegungen im abgelaufenen Jahrhundert, die aber über ein Erlebnis und Bekenntnis der einzelnen Individuen nicht hinausgediehen sind. Es ist nicht ohne Reiz, Eucken schließlich noch um sein Urteil über Nietzsche zu befragen. Er sagt: „Wie verschieden dieser merkwürdige Denker und Künstler beurteilt werden mag, die Wirkung, die er übt, wäre nicht zu verstehen, verhülfe er nicht Bewegungen, die in vielen Seelen sich regen, zu einem Ausdruck und durch die künstlerische Fassung zu einer Veredlung." Das schrankenlose Recht der vornehmen künstlerischen Einzelart, die sich stolz befreit von aller Bindung und allein bei sich ist, sei hier glänzend vertreten, und die starke Unzufriedenheit mit vorwaltenden Zeitströmungen schaffe sich einen Ausdruck: einen Ausdruck für die Entrüstung über eine schablonenhafte und schematische Kultur mit ihrer Verflachung und Entseelung des Lebens, für den Widerstand gegen das Aufgehen in ein Getriebe der Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit, für die tiefe Abneigung gegen das Selbstgefühl und die Selbstherrlichkeit des Spießbürgertums gelehrter und ungelehrter Art, gegen jenes Sicheinspinnen in ein enges und ödes Philistertum, das namentlich uns Deutsche so oft bezwingt, für den Widerwillen gegen moralische und religiöse Bindungen, deren innere Wahrheit verloren ging. Der Mensch ringt sich frei von diesen Fesseln und entwickelt nun mit ungestümer Kraft ein Verlangen nach einem größeren Leben und nach Entfaltung alles Vermögens. So werde das eigene Leben zum Selbstzweck erhöht, statt fremden Göttern aufgeopfert zu werden. Nicht ein leidlicher Gesamtstand sei der Hauptertrag der Kulturarbeit, vielmehr die Erreichung einzelner hervorragender Höhen, und Zukunft wie Gegenwart sollen nicht der Vergangenheit dienen, sondern

für sich selber sorgen. Eucken gibt den Rat, Nietzsches Gedanken nicht nach einzelnen schroffen Äußerungen zu verurteilen:

„Es liegt in der Art einer solchen Stimmungsphilosophie, daß der jeweilige Augenblick ganz und gar dem Eindruck der jeweiligen Anregung folgt, und daß sich dabei in die Abweisung eines als fremd und feindlich Empfundenen die Glut der ganzen Seele hineinlegt. So entsteht viel Schroffes, was draußen verletzen kann, ja verletzen muß; auch sind bei solcher Denkweise harte Widersprüche nicht zu vermeiden; in ein lehrhaftes System läßt sich schlechterdings das Ganze nicht bringen. Aber Ähnliches fand sich auch bei andern Denkern, ohne daß sie dadurch ihre Bedeutung verloren; eine Würdigung aus dem Ganzen und Eigenen seiner Art kann auch Nietzsche fordern."

Das Neue an Nietzsche seien nicht die Hauptgedanken, die schon vor ihm irgendwie vorhanden waren, vielmehr die Formgebung und Darstellung:

„Eine große Feinheit des Empfindens und eine wunderbare Eindringlichkeit des Ausdrucks macht auch aus dem Alten etwas Neues und gibt ihm die Wirkung einer ursprünglichen Gegenwart. Alles gerät in Bewegung und Fluß, das Ganze zerlegt sich in ein Für oder Wider und zerfällt damit in schroffste Kontraste; es gibt hier nichts Gleichgültiges und Neutrales; von starkem Affekt wird alles ergriffen und damit auf diese oder jene Seite gedrängt."

Doch nun liege in dieser Stimmung die Gefahr, daß man die Dinge nicht von innen her mit erlebe und in ihren Zusammenhängen und Notwendigkeiten würdigen könne; diese Stimmungsphilosophie nehme den Eindruck ungeschieden hin, wie er an sie komme, und bemesse seinen Wert nach der unmittelbaren Wirkung — so könne sie nicht Gerechtigkeit üben; sie übertreibe das Ja und das Nein und verzerre das ihr Unsympathische leicht zur vollen Karikatur. Die innere Unabhängigkeit erreiche sie nicht; denn diese sei nicht möglich ohne feste Begründung des Menschen in einer Innenwelt, die rasche Flucht der vorüberziehenden Bilder verwehre das. Die Welt spiegelt sich in den tausend Stimmungen des Subjekts; es tadelt und verwirft sie, ohne sie doch verändern und aufheben zu können. „Paradoxie" definiert Eucken gut als „indirekte Abhängigkeit", wahre Unabhängigkeit jedoch bedürfe einer neuen Begründung des Lebens. Die bloße Abwehr tut es nicht. Auch dürfen ewige Probleme der Menschheit nicht erledigt werden, indem man Durchschnittsfassungen derselben ablehne, die den Hohn völlig verdienen, der sie treffe, die aber in dieser durchschnittlichen Art nur ganz vereinzelt vorkommen. „Der Stimmungsdenker hat sich ihr Bild entworfen nicht von den treibenden Gründen her, wo sie mit ursprünglicher Kraft aufstrebten und die Tiefe der Seele gewannen, sondern von der jämmerlichen Entstellung, die sie bei den Menschen zu finden pflegen." Nietzsche habe viel echte Sehnsucht nach Erhöhung des Lebens in seinen Begriff des Übermenschen hineingelegt, doch habe er zwischen geistigem Gehalt und menschlicher Existenzform nicht unterschieden; so ward ihm trotz alles Widerstrebens der Mensch zum Maß aller Dinge. Eucken schließt seine in Zustimmung und Ablehnung so verständnisvolle Charakteristik mit der vorbildlichen Bemerkung:

„Kein Wunder, daß, was an Bejahung in ihm liegt, in der Wirkung vor der Verneinung zurücktritt, die viele Gemüter ergreift und verwirrt. Aber die edle

und vornehme Art des Mannes sollte deshalb in keiner Weise angetastet werden, ebensowenig sein mutiges Kämpfen gegen eine verflachende, gleichmachende, seelenlose Massenkultur, die den geringen Durchschnitt für das Wesen der Menschheit ausgibt und auf sein Maß alle Lebensentfaltung herabstimmen möchte."

II.

Das Geistesleben bildet einen selbständigen Anfang mit seinen neuen Kräften und Massen, es verlangt einen neuen Standort des Lebens. Die Mitteilung der neuen Welt geht der Betätigung des Menschen voran, der sich für dieselbe entscheidet und sich ihr zuwendet. Der Freiheit bedürfen wir in doppeltem Sinne: als einer Gegenwart beständigen Innenlebens und als einer Veränderungsfähigkeit des Menschen; beides hängt eng zusammen. Die neuere Wissenschaft hat uns körperlich und geistig so stark gebunden an unser ererbtes Dasein und an unsre Umgebung, daß der Gedanke der Freiheit als bloßes Überbleibsel einer unwissenschaftlichen Denkart erscheint. Wir wollen mehr sein als der Schauplatz einer Verkettung des Geschehens, als eine bloße Summierung der Mannigfaltigkeit, wir wollen selbständig und überlegen sein, die Vorgänge beurteilen und eine Gegenwirkung vollziehen. Dazu bedürfen wir sittlicher Freiheit. Der Verlust der Freiheit zerstört das Geistesleben. Unser Leben wird ein Kampf zwischen Schicksal und Freiheit, zwischen Gegebenheit und Ursprünglichkeit. Wir sind Kinder und Sklaven der Zeit; vom Geistesleben aus werden wir selbständige Gebieter der Zeit. Sie hält uns auch ferner fest mit ihren Problemen; wir können sie nicht beliebig lenken, aber uns steht die geistige Gegenwirkung frei, das Wirken für die Zeit muß nicht unser ganzes Leben ausmachen. Eucken verweilt gern bei der Pflichtidee, deren innere Aufhellung er die größte Leistung Kants nennt; hier erscheinen deutlich im Gegensatz zu allem rein Naturhaften nach Form und Inhalt Ansätze eines „neuen Lebens". Unser Philosoph charakterisiert das geistige Wesen der Geschichte, die den Lauf der Zeiten aus seiner automatischen Vereinzelung heraushebt und eine reichgegliederte historische Kultur schafft. Diese Erhöhung des Menschen zur Geschichte ist nicht denkbar ohne den Gewinn eines selbständigen Standorts gegenüber den Zeiten. Wir heben die wertvollen Momente heraus, verbinden sie zu einem Bilde und verknüpfen sie mit dem eigenen Leben, so wird die Vergangenheit an die Gegenwart angeschlossen. Ähnlich verhält es sich mit dem Problem der Gesellschaft. Das Leben erhebt sich über die Spaltung, unsre Arbeit entringt sich dem Mechanismus der einzelnen Aufgaben, eine Arbeitswelt entsteht, durch menschliche Kraft getragen und doch zugleich Richterin und Bildnerin des Menschen. Die einzelnen Arbeitsgebiete bilden charakteristische Denkweisen und Überzeugungen aus; dem Ganzen der Arbeit entwächst ein eigentümliches geistiges Sein, das nicht einer jenseitigen Welt gegenübersteht, sondern eine Welt eigener Tätigkeit in sich trägt. Wo gewaltige Hemmungen erscheinen, da stellt sich auf allen Lebensgebieten eine Fülle von Bewegung ein zu ihrer Bekämpfung. Ein unablässiges Anschwellen und Emporsteigen; auf den Höhepunkten des menschlichen Schaffens aber wird mit der ganzen vorhandenen Welt gebrochen und ein neuer Weg eröffnet für neue unermeßliche Arbeit.

Was gewöhnlich Leben heißt, ist nur ein Lebenwollen, ein Haschen nach Leben, es ergibt nur einen Schein und Schatten des Lebens; erst wenn das Leben durch die Arbeit zum Werkzeug einer neuen Wirklichkeit gemacht wird, erzeugen wir wahrhaftiges Leben. Das klassische Altertum rückte die Form in das Zentrum des Lebens, die Form verwandelt das Chaos in einen Kosmos. So wird aus der Zusammenordnung in Harmonie die Lebensharmonie erreicht. Die Neuzeit hat die Form durch die Kraft ersetzt. Den Griechen erschien die Welt als ein in sich ruhendes Kunstwerk; durch die neuzeitliche Aufklärung wird sie ein nie ruhender Prozeß der bewegten und bewegenden Kräfte in der schaffenden Werkstatt der Wirklichkeit. Aber bloße Kraft und Bewegung geben der Arbeit keine Seele, so stark der Strom uns auch forttreibt. Ein neues Lebensgewebe muß sich bilden, das die uralten Aufgaben wirklich zu lösen vermag.

Die nähere Gestaltung unsres Geisteslebens bringt uns das Problem der Wahrheit und Wirklichkeit, den Menschen und die Welt, das Aufsteigen eines neuen Lebenstypus mit dem Wachstum der geistigen Bewegung, dem Gewinn eines Haltes und dem Bekenntnis zu unsrer Aktivität; wir schauen das menschliche Geistesleben in seinem Kampf und seiner Überwindung. „So verlegt sich das menschliche Leben durch die Einigung mit dem Geistesleben ins Innerliche und Ursprüngliche, ins Unendliche und Ewige; die Entwicklungen und Erfahrungen des Geisteslebens, auch sein Kampf mit einer erst zu gewinnenden Welt, werden hier zum Hauptinhalt des Menschenlebens und halten die einzelnen innerlich zusammen." Die individuellen Schicksale finden ihre eigentümliche Beleuchtung aus solchem gemeinsamen Leben. Wie dies Leben selbständiger Geistigkeit nur durch eine Ablösung von dem Gemenge des Durchschnittslebens möglich war, so muß seine Ausbildung die innere Leere dieses Durchschnitts besonders stark zur Empfindung bringen. Bei dem Versuch des Menschen, sich zum Maß des menschlichen Strebens zu machen, kommt sein Übergewicht an das „Bloßmenschliche" ans Licht, das sich an erhöhten Punkten mit Prunk und Machtgefühl umkleidet, das in der Breite auf die Vernunft der Massen pocht, das die Güter der menschlichen Meinung laut und lärmend als die höchsten verkündet, sein Urteil und seinen Geschmack zuversichtlich zur Richtschnur der Wahrheit macht, das mit eitler Anmaßung für sich die Ehrfurcht fordert, die lediglich der geistigen Welt gebührt. „Nur auf Grund eines selbständigen Geisteslebens läßt sich ein energischer Kampf für die Götter gegen die Götzen, für einen Wahrheitsbeweis des Lebens gegenüber dem Schein und der Leere aufnehmen." Das ist die lebenumfassende Aufgabe jedes Menschen in der Ausbildung zu einer wahrhaftigen Persönlichkeit und geistigen Individualität, die Aufgabe der Menschheit im Aufbau eines Reiches der Vernunft in der Weiterführung der Bewegung, die aus dem Ganzen des Alls an sie kommt und sie zur Mitarbeit aufruft. Wir werden im persönlichen Sinne aktiv; es geht nicht bloß etwas vor, sondern wir handeln.

Die inneren Wandlungen des weltgeschichtlichen Lebens erscheinen Eucken oft als Vereinfachungen, als kräftige Konzentration auf das Wesentliche; das

wahrhaft Große führt einen Kampf gegen das chaotische Durcheinander, das mit dem Durchschnittsleben verknüpft ist, es kämpft für Scheidung und Abstufung, ein fester Kern soll sich herausbilden, das Große soll wieder als groß empfunden werden und das Kleine als klein, das Leben in ein wahrhaftes Selbstleben sich wandeln. Hier nehmen absolute Forderungen ihren eigenen Weg, unbekümmert um alle Folgen. Die Reformation hat Deutschland politisch, national und wirtschaftlich zweifellos geschädigt — Luther ging seinen königlichen Weg. Aus diesen Tatsachen zieht der Philosoph den Schluß, daß das Leben nicht in die Beziehung nach außen, das Streben nicht in die Herstellung eines Gleichgewichts mit der Umgebung sich auflöst, daß vielmehr eine innere Aufgabe aus ihm selbst hervorwächst und dem Dasein des Menschen erst Wert und Würde verleiht. Dies moralische Element kommt zu selbständiger Entfaltung in dem sogenannten Gewissen. Nun ist ja meist das Gewissen nur ein Niederschlag der Gewöhnung und gegenseitigen gesellschaftlichen Anpassung, eine Furcht vor den Konsequenzen des Verhaltens, also noch nicht die Freiheit. Aber dennoch nennt er das Gewissen ein unvergleichliches Urphänomen; alle Wirkung von draußen könnte es nur zu einer präzisen Dressur bringen, nicht aber zu selbständiger Anerkennung und Aneignung des Gebotes, zur inneren Zurechnung des Handelns, zur selbsttätigen Weiterbildung der Vorschrift. Denn die Hauptquelle aller inneren Fortbewegung in moralischen Dingen sei geschichtlich der Widerspruch einzelner gewesen gegen die gesellschaftliche Umgebung; was bis dahin zu keinem Anstoß gereichte, das wurde einem einzelnen Menschen unerträglich; was niemandem in den Sinn kam, setzte sich mit zwingender Kraft als Forderung bei einem einzelnen Menschen durch: so ist die Idee der Humanität und der Feindesliebe, so die Verwerfung der Sklaverei entstanden. Wer stärker ist als die Verhältnisse, wandelt diese um und drückt ihnen seinen eigenen Charakter auf als ihr neues Gepräge. Die moralische Beurteilung in der Bejahung und Verneinung beweist eine Selbständigkeit gegenüber dem mechanischen Naturverlauf. Verrinnt das Leben in einzelnen Punkten, die nebeneinander stehen und die einander folgen, so drängt es den Menschen zu ihrer Zusammenfassung in eine Einheit. Die Kultur bleibt flach, wenn sie nur die Naturseite des Menschen steigert; er soll in ihr sich selbst erfassen als ein Wesen, das nicht in der Natur aufgeht, weil es nicht mit ihr identisch ist. Reden wir von der Persönlichkeit des Menschen, so bezeichnen wir damit den Träger eines neuen Lebens gegenüber der bloßen Natur. Alle schaffenden Geister ringen nach Einheit der in ihnen angelegten Kräfte. Das Leben war für Goethe keineswegs eine fertige Gabe und ein bequemer Genuß, im Kampf um sich selbst gewann es volle Selbständigkeit und trotzige Überlegenheit gegen alles Äußere; dieser Kampf drängte durch seine Sorgen alle Sorgen des natürlichen und gesellschaftlichen Wohlseins, alle Erwägungen bloßer Zweckmäßigkeit in die Außenseite des Lebens, er gab ihm in allen Zweifeln und Aufregungen die Gewißheit, etwas Unvergleichliches und Unverlierbares zu sein, er hob ihn in eine unsichtbare Welt und ließ ihn sein Leben als einen Selbstzweck verstehen.

Dies neue innere Leben, das nicht mit dem Naturleben zu verwechseln ist, vielmehr im Widerspruch zu ihm steht, löst uns ab von der Gebundenheit an die kleinmenschliche Art und versucht unser Dasein umzugestalten im Kampf des Menschen gegen sich selbst. Der Mensch will teilnehmen an einem Leben aus ursprünglicher Tiefe, wir wollen uns das All erschließen, nichts soll zwischen uns und der Wirklichkeit verbleiben; wir wollen von der Enge des Punktes aufsteigen zur Weite der Unendlichkeit. Vom bloßen Menschen her erscheint es Eucken aussichtslos, eine dem Menschen überlegene Welt der Wahrheit und der Güte aufzubauen, der Mensch kann nach keiner Richtung über sich selbst hinwegspringen. Die neuere Naturwissenschaft hat die Welt des unmittelbar sinnlichen Eindrucks auf eine Welt aufgetragen, die nur dem Auge der Forschung gegenwärtig ist: wollen wir das Geistesleben mit seinen Größen der Liebe und Ehre, der Wahrheit und des Rechts, das mit seiner neuen Welt in dem Menschen als Naturwesen nicht wurzeln kann, nicht aufgeben als Illusion, so müssen wir über dem Naturdasein eine höhere Stufe anbauen, die vielbefehdete Metaphysik, von der schon Hebbel bemerkte: „Nur Narren wollen die Metaphysik aus dem Drama verbannen; es ist aber ein großer Unterschied, ob sich das Leben aus der Metaphysik oder die Metaphysik aus dem Leben entwickelt."

Dies neue Geistesleben hebt den Menschen von allem Untermenschlichen deutlich ab. Es gehört zum Bestande der Welt und wächst für unser Auge aus ihrer Bewegung hervor, die selbständige Innerlichkeit wird von der Wirklichkeit entwickelt, die Welt offenbart eine Seele. Die Natur mochte sonst das Ganze scheinen, nun ist sie eine Art und Stufe einer weiteren Wirklichkeit. Zwei Welten treffen im Menschen zusammen; an der neuen Welt wirkt er mit eigener Entscheidung mit, weil geistiges Leben nie als bloße Wirkung erscheint. *Sind wir als Naturwesen ein bloßes Stück einer Welt, so werden wir im geistigen Leben selber zu einer Welt.* Ist ein geistiges Leben von uns ergriffen, so gilt es am Leben selbst Erfahrungen zu machen und es in sich selbst weiter durchzubilden; dies innere Vordringen und Sichselbsterringen, so wird Eucken nicht müde, uns einzuprägen, ist die Seele des Lebens beim einzelnen und in der Weltgeschichte. Der Kampf des Lebens um sich selbst, um seinen eigenen Gehalt, seine eigene Wahrheit ist der größte und spannendste aller Kämpfe. Will man die Schuld für alle Hemmung dieses geistigen Lebensinhalts dem Menschen aufbürden und die Wurzel alles Übels in einer sittlichen Verfehlung der Menschheit sehen, so erklärt das Eucken für eine zu enge Fassung. Der Durchschnitt unsres Lebens ist an eine Existenzform gebunden, die das Geistesleben nicht aufzunehmen vermag. „Wir können nicht entbehren als Naturwesen, was abzuwerfen uns das Geistesleben gebieterisch zur Pflicht macht." Die Natur bindet das Leben an die einzelnen Punkte, die nebeneinander und nacheinander erscheinen. Dies Naturgetriebe wird nicht für uns in eine Selbsterfahrung verwandelt, wir sehen nur das einzelne entstehen und vergehen, ohne einen Sinn dafür aus der Natur zu entnehmen. Unser Denken stößt sich auch am Zeitproblem, wir bilden zeitlose Betrachtungen aus und

begnügen uns nicht mit der knappen Dauer eines Menschenlebens; das rasche Vorbeiziehen der Geschlechter, das unaufhörliche Versinken alles dessen, was so stürmisch zum Leben drängte und so zähe an ihm festhielt, scheint alles Streben nichtig zu machen und gibt dem ganzen Dasein einen schattenhaften, gespenstischen Charakter. Ein lediglich aus Natur und Intelligenz bestehendes Leben trägt einen unversöhnlichen Widerspruch in sich; das Denken zerstört die Befriedigung an der bloßen Natur, vermag aber nicht ihr gegenüber eine neue Welt zu erbauen. „Der Mensch ist ein gefesselter Prometheus." Die Gegenwart hat eine einzigartige, materielle und technische Kulturhöhe erklommen; doch unsre freischwebende Reflexion hindert alle naive Hingebung an jene Wirklichkeit der Natur, zerbricht alles sichere Lebensgefühl und stellt sich zwischen uns und die eigene Seele, das eigene Wollen. Wir bleiben zerspalten in zwei Hälften: Natur und Intelligenz. Ist der Naturmechanismus zu durchbrechen? Schon auf dem Boden der Natur, die ganz und gar dem Triebe der Selbsterhaltung folgt, nimmt der Mensch seine Familie, sein Volk, ja die ganze Menschheit in seinen Interessenkreis auf; diese Entwicklung verfeinert und verzweigt sich ohne Grenze. Die Naturordnung gestattet wohl eine Teilnahme an etwas, was uns nur indirekt nützt, aber nicht einen Verzicht auf den eigenen Nutzen, die Teilnahme für andre bis zum eigenen Schaden. Wenn nun doch eine solche Lebenserscheinung unwidersprechlich vorhanden ist, so ist damit die bloße Natur überschritten. Es gibt nur wenige Menschen, die dem, was sie aus bloßer Selbsterhaltung tun, nicht wenigstens den Schein zu geben versuchen, als handelten sie aus echter Teilnahme für andre; die Heuchelei, die das gesamte Menschenleben durchdringt, die aber der Tierwelt fehlt (die sich egoistisch gibt, wie sie ist), widerspricht der bloßen Naturhaftigkeit des Menschen. Innere Zusammenhänge erwachsen in Familie, Staat und Menschheit, Lebenskreise mit eigentümlichen Gütern, die die Zwecke der Individuen wesentlich überschreiten und der persönlichen Selbsterhaltung widersprechen. Der Mensch muß eine Entscheidung treffen zwischen seinem eigenen Wohl und dem Wohl des Ganzen; die Tatsache ist unbestreitbar, daß es Menschen gibt, die im direkten und bewußten Gegensatz gegen ihr eigenes Interesse handeln, die sich unterordnen und aufopfern, und die das nicht unwillig und mürrisch tun, sondern willig und freudig, die diese Unterordnung nicht als eine Verneinung und Einschränkung ihres Lebens empfinden, sondern als Bejahung und Erweiterung des Lebens. Selbstlose Hingebung, wahrhaftiges Mitleid, echte Liebe sind unabtrennbar von allen Erneuerungen und Erhöhungen des menschlichen Lebens. Alle vorhandene Selbstsucht und alles unreine Mitleiden können die Tatsache nicht beseitigen, daß wir uns über die bloße Natur zu erheben wissen! Was uns zuerst ein bloßes Mittel war und vielleicht recht unlustig übernommen wurde, das zieht uns an und hält uns fest, es wird Selbstzweck für uns; wir können ihm Opfer bringen und erhoben uns zu einem gehaltvollen Leben, wir gewinnen eine Befestigung und Beruhigung bei uns selbst, einen Halt gegen alles Schwanken und Irren. Die Arbeit schafft Zusammenhänge, die das Leben des einzelnen zu einem Gesamtwerk gestalten, wiederum die Menschheit durch

eine Gemeinschaft des Schaffens verbindet. So wächst eine Gedankenwelt herauf, die allem menschlichen Befinden überlegen ist: ein Reich der Wahrheit. Das ist vom bloßen Naturleben aus ein unerklärliches Rätsel und hat doch zuviel Bestand, um sich als bloße Einbildung verscheuchen zu lassen. In Verbindung mit dieser Ablösung des Lebens vom einzelnen Punkt entwickelt sich nun auch eine Innerlichkeit. Durch die ganze Geschichte der Menschheit geht diese Bewegung; das Sinnliche wird mehr und mehr auf etwas Gedankliches übertragen und gestaltet sich zur Erscheinung einer geistigen Größe. Moral und Recht, das ganze Kulturleben legt seine Kraft nach innen und übt an der Umgebung selbständig eine umwandelnde Macht. Der Vorstellungslauf mit seinem natürlichen Nacheinander beherrscht auch fortan die erste Fläche des Bewußtseins, ist aber nun nicht mehr das gesamte intellektuelle Leben; darüber hinaus entwickelt die Denkarbeit neue Zusammenhänge und hält sie gegen allen Widerspruch fest.

Eucken zieht die Summe:

„Gibt es nur eine Wirklichkeit der Natur, und ist der Mensch ein bloßes Naturwesen, so ist für die Willensfreiheit in irgendwelchem Sinne kein Platz mehr; aber es gibt eben noch eine höhere Wirklichkeit; mit der Wendung zur Geistigkeit scheint ein ursprünglicheres und selbsttätigeres Geschehen durchzubrechen und sich dabei das Sein auf ein fortlaufendes Tun zu begründen. Die Welt des Geistes erscheint hier als eine selbständige und wesentliche Wirklichkeit. Es bleibt dabei, daß die tiefsten Erschließungen der Wirklichkeit uns nicht von der großen Welt draußen, sondern aus der Innerlichkeit der Geisteswelt zugehen; daß sie uns hier nicht fertig geboten werden, sondern daß nur unsre eigene Tat uns in eine Welt der Freiheit und Wahrheit versetzt; daß aus solchen Wandlungen ein Ganzes von Überzeugungen entspringt, das durch die Wissenschaft wohl weiter entwickelt und als wirksam erwiesen, nicht aber deduziert und von persönlicher Tat abgelöst werden kann. An der Tat liegt demnach schließlich alle Vernunft des Lebens und alle Festigkeit der Überzeugung. Nur sie kann dem Menschen einen Rückhalt geben gegen eine fremde, ja feindliche Welt."

III.

Die Wurzel alles philosophischen Denkens ist bei Rudolf Eucken die Religion; eine religiöse Überzeugung und Stimmung allgemeinster Art erscheint ihm als Hauptzug des geistigen Lebens. Was immer das Leben an Heroischem enthält, das gründet in der Religion, erklärt er. Wen einmal das religiöse Problem in der Tiefe seiner Seele gepackt hat, den läßt es nicht wieder los; so erweist sich in Wahrheit als die stärkste Macht innerhalb der Welt die Überzeugung von der Überwelt. Eucken baut die universale Religion auf, die von einer substantiellen Geisteswelt ihren Ausgang nimmt. Das selbständige Geistesleben, als weltüberlegen und in der Welt tätig anerkannt, wächst zur Gottheit; ein echt geistiges Leben ist im Reich der Erfahrung nicht aufrechtzuerhalten, wenn es nicht in sich eine volle Selbständigkeit, eine sichere Überlegenheit gegen alle Erfahrung gewinnt; die Notwendigkeit solcher Erhebung und Selbstbefestigung des Geisteslebens leitet zum Begriff des Absoluten. Die Gottheit darf nicht ein menschenartiges Wesen in höchster Potenz werden. Den Pantheismus empfiehlt sein augenscheinlicher Zug zum Großen und zur Erhebung über die Gegensätze des Lebens; er gibt der Wirklichkeit eine Tiefe,

verlegt sie aber nicht hinter das Dasein zurück, sondern hält sie im Dasein fest. Sonst hat Eucken ihm vorzuhalten, daß der Pantheismus den Gegensatz verwische zwischen Welt und geistiger Überwelt, daß er oft in eine Ausprägung verfalle, die für Freiheit und ethisches Handeln weder Sinn noch Platz hat, daß er dem Geistesleben einen naturhaften Charakter gebe. Wenn es zur Religion kommt, so ist eine tiefe Empfindung des Widerstandes der Welt vorhanden und eine unbeugsame Energie gegenüber dem Widerspruch bis zur Erringung einer neuen Welt. Hier werden Welten gegen Welten gesetzt, und aus dem Untergange selbst wird neues Leben geschöpft. Alle religiösen Begriffe müssen rein geistig und innerlich sein; sie gehen nicht auf die Entfaltung, sondern auf die Substanz des Geisteslebens, sie beschränken sich nicht auf ein besonderes Gebiet, sondern umfassen das Ganze unsers Seins. Die Überzeugungen müssen sich immer erst an den Erfahrungen des Geisteslebens orientieren. In der Erfahrung des Menschen erscheint das Geistesleben in einer haltlosen Mittelstellung; er muß entweder aus ihr zur bloßen Natur zurückkehren und alles Streben eigentümlicher Art als schweren Irrtum bekennen, oder er muß mutig vorwärts gehen und dem neuen Streben auch eine neue Welt sichern. Ohne Religion gibt es für das Geistesleben keine Wahrhaftigkeit, für den Menschen keine innere Größe.

Die „charakteristische" Religion ist für Eucken nicht identisch mit dem Christentum, sie ist der positive Gehalt aller geschichtlichen Religionen, unter denen das Christentum nicht einen Vorzug im Prinzip, sondern den Vorzug der inneren Überlegenheit hat. Die Idee der Vernunft, die sonst voran stand, tritt zurück vor der Liebe. Mit Notwendigkeit wird der farblose Begriff der Gottheit zu dem des lebendigen und persönlichen Gottes, der der Seele des Menschen unmittelbar gegenwärtig ist, mit dem sie verkehren kann wie ein Ich mit einem Du. In der Region des Gemütes entfaltet die Religion ihre Kraft; hier entwickelt sich das neue Leben gegenüber aller Berührung mit der Welt rein für sich, nicht um in solcher Abgeschiedenheit zu verharren, sondern um hier Kraft zu sammeln zum Kampf gegen die Welt, und um sich hierher aus aller Verwicklung der Welt als in ein unantastbares Asyl zurückziehen zu können. „Oft galt auch die ernste und gewissenhafte wissenschaftliche Forschung als eine Gefahr für den Glauben, und alle Hochschätzung des staatlichen Lebens dünkte wohl ein Raub an der religiösen Gemeinschaft"; Eucken aber stellt die Tatsache fest: in dem Bestande der Religion ist durch große Erfahrungen und innere Weiterbildungen manches als menschlich dargetan, was früher als göttlich galt; es kann nicht Sache echter Religion sein, diesem Menschlichen noch ferner den Schein des Göttlichen künstlich zu erhalten. „Stellt die universale Religion Gott unter den Anblick der Welt, so stellt die charakteristische Religion die Welt unter den Anblick Gottes." Das neue geistige Leben im Menschen ist nicht die Sache einer einzigen Religion, sondern eine gemeinsame Angelegenheit aller Religionen. Denn alle Religion versucht durch eine Umkehrung des nächsten Daseins ein wesenhaftes und ursprüngliches Leben zu erringen, den Menschen aus dem Gebiet der Wirkungen in das der Ursachen, aus dem bloßen Nebeneinander in die lebendige Einheit des Ganzen

zu versetzen. In der Beleuchtung der Religion gewinnt das Leben bei aller Unfertigkeit zugleich eine aller bloßen Leistung überlegene Größe. Denn es stellt an den Menschen die Forderung einer Entscheidung über sich selbst. So ist das irdische Leben kein „Jammertal", in dem wir nur wehmütig zu klagen und sehnsüchtig zu harren hätten, es stellt an den Menschen die Forderung einer mannhaften Einsetzung aller Kraft, einer heroischen Ergreifung und Festhaltung der geistigen Welt im Widerspruch zu aller sichtbaren Welt.

Euckens Theologie ist sichtlich modern; durch Kant ist sie mit der Anschauungsweise der ursprünglichen Schule Albrecht Ritschls verwandt, andrerseits verbindet sie der Zug nach der Einheit des Geisteslebens mit der liberalen Spekulation. Der Erlanger Frank und der Berliner Dogmatiker Kaftan sind in Eucken lebendig, aber auch die kritische religionsgeschichtliche Forschung; die Grundstimmung ist ethisch, wie bei Paulsen.

Von Ehrfurcht erfüllt steht Eucken vor dem Bilde Jesu Christi; er hat über seine Persönlichkeit und seine Wirkung in verschiedenen Schriften die zartesten und erhebendsten Worte niedergeschrieben. Aber er will nicht zugeben, daß der Rahmen der Menschheit in der Wertung des Stifters des Christentums irgendwie durchbrochen werde. Man wird mehr als einmal an Schleiermacher erinnert, wenn man Eucken über Jesus sprechen hört, und man versteht ohne Mühe, wie nahe Eucken der theologischen Gedankenwelt von Adolf Harnack steht, mit dem er in der Beurteilung Augustins ebenso übereinstimmt wie in der Beurteilung Luthers und der deutschen Reformation. Der Paulinismus, zu dem die Reformation zurückkehrte, ist nicht der allgemein gültige Normaltypus des Christentums. Die in großem Zuge befreite Geistigkeit der Menschen ist durch die absolute Bindung an die Bibel mit der gesteigerten Inspirationslehre wieder eingeschränkt worden. Aber:

„Es sei auch nie vergessen, daß der Protestantismus nicht aufgeht in die kirchliche Form, und daß er in seiner kirchlichen Fassung nie die Freiheit und Ursprünglichkeit verleugnen kann, denen er selbst sein Dasein verdankt. So verstanden, ist er nicht fertig abgeschlossen, sondern noch mitten im Fluß, ja im Beginn; so kann er die reichen Erfahrungen der Jahrhunderte in sich aufnehmen, so ist sein Antlitz nicht bloß der Vergangenheit, sondern auch der Zukunft zugewandt. Das Christentum aber bleibt in aller Wandelung der kirchlichen Formen der stille Begleiter der modernen Kultur."

Dem Dunstkreis alles „Kleinmenschlichen" entrückt, blickt Eucken prüfend und leitend in das Getriebe der Gegenwart. Seine innerste Seele ist die Religion. Dem Christentum gehört sein Herz. Von diesem Zentrum aus wollen alle Radien bei ihm gezogen sein. Er dient dem Leben, er betrachtet es jedoch stets und ohne weiteres sub specie aeternitatis. In dem Ringen um die Rettung des eigenen Ich zur Persönlichkeit kann es kaum berufenere Helfer und Führer geben als die Männer, denen die Unendlichkeit der Erfahrung, aller Reichtum des Wirkens letztlich Mittel der Selbstbildung des Menschen darstellen, und unter diesen Trägern des geistigen Lebens in der deutschen Gegenwart steht an einem ehrenvollen Platz Rudolf Eucken.

Das indische Reich.

Von
Msgr. Grafen Vay von Vaya und zu Lusthod.

(Fortsetzung.)

IX.

Da wir vom amtlichen und Kasernenleben in Indien gesprochen haben, wollen wir auch einen Blick auf die Heimstätten der Zivilfunktionäre und Soldaten werfen. Denn in der allgemeinen Verteilung der Arbeit spielt das Heim eine Rolle, und in der verwickelten, weitverzweigten Verwaltung eines politischen Gemeinwesens ist auch der Einfluß des Familienlebens mit in Rechnung zu ziehen. Vielleicht stärker noch als die äußere Organisation des indischen Regierungssystems ist der Geist, der es beseelt. Nimmermehr hätten ein paar Regimenter ein Gebiet von 200 000 Quadratmeilen in der Gewalt haben, noch eine Handvoll Beamte eine Bevölkerung von 300 Millionen Eingeborener beherrschen können, wenn das Fundament des Staatsgebäudes nicht moralische Überlegenheit viel mehr als physische Stärke gewesen wäre.

Die wahre Macht Englands liegt in seiner geistigen Überlegenheit, und während der zwei Jahrhunderte, daß es Indien beherrscht, ist der Löwenanteil der Last von seelischen Kräften getragen worden. Denn ist es nicht schwerer, gegen die Überzeugungen einer Nation als gegen ihre bewaffneten Heere zu kämpfen? Ist es nicht leichter, eine Schlacht zu gewinnen, als den Fanatismus zu überwinden? Nur der Geist kann den Geist bewältigen. Es ist der britische Geist, der die Kolonie stark gemacht hat, der aber genährt und erhalten sein will; und hier ist es die Heimat, die eine so wichtige Rolle spielt. Mit Energie und Takt erfüllt sie ihre Mission. Von der Banketthalle des Gouverneurs, in der Tag für Tag die Gesundheit des Monarchen getrunken wird, bis zur bescheidensten Kinderstube, wo die Nationalhymne zu singen die erste Lektion ist, die man die Kleinen lehrt — überall ist das zugrunde liegende Prinzip dasselbe. Die Anglo-Inder sind eine kleine Nation für sich selbst geworden. Es gibt Familien, die seit mehr als hundert Jahren im indischen Dienst gewesen sind. Zuweilen haben drei oder vier Generationen nacheinander dasselbe Amt innegehabt. Gewisse Stellen gehen wie eine Erbschaft vom Vater auf den Sohn. Wenn vorgerückt in Jahren und pensioniert, kehrt der Vater in das Heimatland zurück; aber sein Leben hat er in der Kolonie gelebt. Dort ist er jung gewesen, dort hat

er gearbeitet, dort hat er seine Freundschafts- und Familienbande, dort seine liebsten Erinnerungen. Dorthin wandern vom heimischen Kamin seine Gedanken. Sein ganzes Wesen hat sich Indien angepaßt und wurzelt in dessen sonnigem Boden. In diesem Betracht steht die angelsächsische Rasse einzig da und in scharfem Gegensatz zu allen andern kolonisierenden Nationen. Die französische Kolonie z. B., wie glänzend auch ihre Städte und wie prachtvoll ihre natürliche Szenerie, hat doch immer ein trauriges und finsteres Aussehen; es liegt ein Gefühl der Verbannung in der Luft! Unbewußterweise werden wir stets an die Entfernung erinnert, die uns vom Mutterlande trennt. Jedermann spricht von der Heimat, denkt an die Heimat, sehnt sich nach der Zeit, in der er heimkehren kann. Von Stunde zu Stunde scheint das Heimweh zu wachsen, bis es unerträglich wird und der heiterste Himmel sich mit Wolken bedeckt, die so dunkel sind, daß kein lichter Strahl hindurchzudringen vermag.

Der Engländer dagegen fühlt sich wohl in seiner Adoptivheimat. Für ihn ist die Kolonie nur ein ferner Winkel seines eigenen geliebten Landes. Es ist in der Tat ein Land, eine Heimat, nur in verschiedener Zone. Das Wort „Kolonie" ist veraltet; in seiner eigentlichen Bedeutung hat es aufgehört, für Indien zu existieren und ist aus der amtlichen Nomenklatur gestrichen. Als „Kolonie" existiert Indien nicht mehr; es ist „das Land jenseits der See"; es ist eins mit der Nation geworden, ist in ihr aufgegangen.

Die Anglo-Inder haben, allgemein gesprochen, den großen Vorteil, dem gebildeten Mittelstande anzugehören. Die meisten derselben sind die jüngeren Söhne begüterter Familien vom Lande und hoher Staatsdiener. Im Elternhause haben sie, von frühester Kindheit an, alle Annehmlichkeiten und Vorrechte des Reichtums und guter Lebensart genossen. Ihre Erziehung ist genau dieselbe gewesen wie die ihrer älteren Brüder, der Erben des Landbesitzes. Der einzige Unterschied ist der, daß sie arbeiten gelernt haben. Sie sind die Gestalter ihrer Laufbahn, und wie glänzend immer das Ergebnis sein mag, sie mißbrauchen ihre hervorragende Stellung nicht, sie sind niemals „Parvenüs". Oder, wenn es ihr Los ist, bis ans Ende, vergessen von der Welt, Subalternbeamte zu bleiben, so werden sie darum nicht verdrossene Büreaukraten, oder wie man sie im Foyer des Unterhauses nennt: „hungerige Lateiner". Nein, sie behaupten denselben gesellschaftlichen Rang wie ihre begünstigteren Brüder, denen sie in Bildung und Erziehung gleich sind; ihr Umgang bewegt sich in denselben äußeren Formen. Die offizielle Welt von Indien bildet tatsächlich eine einzige große Gemeinschaft. Gouverneur und Distriktsmagistrat, General und Leutnant begegnen einander unter demselben Dach, in demselben Gesellschaftskreis. Der eine mag am Anfang, der andre am Ende seiner Karrière stehen: sie treffen sich wie alte Bekannte und grüßen einander wie Freunde. Sie sind die Söhne einer Nation, sie dienen derselben Sache. Dieses Zusammenhalten, dieser Ausdruck des „esprit de corps" verbindet alle Englisch-Sprechenden in Indien wie zu einer Familie; und das geheime Verstehen ist es, das die jedem von ihnen auferlegte Last so beträchtlich erleichtert.

Die Wohnstätten dieser weit zerstreuten Familie sind nicht leicht zu klassifizieren: es gibt sehr prächtige, sehr bescheidene und sehr einfache. Ebenso sind die Geschmacksrichtungen verschieden: einige widmen sich dem Sport und körperlichen Übungen, andre haben literarische oder künstlerische Neigungen. Dies sind alles Dinge von untergeordneter Bedeutung; die Wirkung auf die Eingeborenen, unter denen sie leben, ist unveränderlich dieselbe. In der politischen Ökonomie der Kolonie sind alle diese Elemente notwendig, und wenn sie nicht alle von der gleichen Wichtigkeit sind, so ergänzen sie doch einander.

X.

Das englische Heim ist immer durch dieselben charakteristischen Züge bezeichnet, mögen wir es in der Einsamkeit des Innern von Indien, unter den eingeborenen Stämmen finden, oder in großen Städten und Mittelpunkten der Zivilisation, wo es das soziale und Kulturbollwerk bildet. Es gibt Gegenden in diesem weiten indischen Reich, wo der englische Magistratsbeamte auf viele Tagereisen in der Runde der einzige Weiße ist. In dem Staat Rajputana gibt es außer dem Residenten und dem Arzt keine englischen Einwohner. Während der Regenzeit sind die Engländer, die in Nepal, Sikkim und Kaschmir wohnen, wochenlang, manchmal den ganzen Winter über von der Außenwelt abgeschnitten. Sie leben unter den primitivsten der eingeborenen Stämme, inmitten der wildesten landschaftlichen Umgebung. Alle ihre Diener sind Eingeborene, denen man nicht trauen kann; ihre persönliche Sicherheit hängt von dem Respekt ab, den sie einflößen. Kann man sich eine niederdrückendere Form der Verbannung als diese denken? Für alle diese Schattenseiten hat das Heim zu entschädigen, und musterhaft erfüllen die englischen Hausfrauen ihre Mission in diesem Betracht. Auf meinen Wanderungen bin ich in manchen dieser entlegenen „Bungalows" (Stationshäuser) Gast gewesen; von der schlichtesten Beschaffenheit, waren sie doch immer charakterisiert durch dieselbe Atmosphäre des Behagens und der Gemütlichkeit: in der Einfachheit des geringsten sowohl wie in der Pracht des glänzendsten, ja selbst im Gouvernementsgebäude war der Gedanke des „home" gewahrt. Entbehrungen können es so wenig seines Zaubers berauben, als Luxus diesen zu verdunkeln vermag. Überraschender als die roten Kaftans und Goldstickereien der indischen Dienerschar ist die anheimelnde englische Färbung des Intérieurs. Die feinen Einzelheiten der europäischen Zivilisation machen einen erschöpfenderen Eindruck als aller Prunk des Ostens.

Die Häuser vieler der Teepflanzer und Indigo-Kultivatoren enthalten nur zwei oder drei Zimmer. Nicht wenige haben ein Strohdach und getünchte Wände. Aber woran es sonst auch gebricht: Bad und Büchergestell fehlen nirgends, und Zeitungen und Zeitschriften liegen überall umher. Wo andre Mittel, das Haus zu verschönen, nicht vorhanden sind, ersetzt ein Büschel wilder Blumen den Mangel. Die Beamten haben eine Dienstwohnung, Bungalow oder Villa, wie der Fall sein mag, mit einem Stück dazu gehörenden Landes. Diese Residenzen erinnerten mich an die alten ungarischen Landhäuser oder „Curien", und vielleicht noch mehr ihre häuslichen Ein-

richtungen mit den vielen Dienern, den wohlgefüllten Speisekammern, vollen Ställen, offenen Türen und der herzlichen Gastfreundschaft.

Die Führung eines indischen Haushaltes erfordert großen Takt und viele Tatkraft. Außer in den nördlichen Distrikten ist der eingeborene Hindu von schwacher Körperbeschaffenheit und der Arbeit abgeneigt. Er ist auch sehr empfindlich und kann durch Gewalt nicht regiert werden. Indische Dienstboten sind daher schwer zu behandeln. Obendrein sind sie nachlässig und gedankenlos und haben mehr Anhänglichkeit an den Platz als an die Person. Es ist eine vielfach vorgekommene Tatsache, daß die Domestiken, nachdem ihre Herrschaft auf eine andre Station versetzt wurde, wie Katzen im Keller, in dem alten Hause blieben, die Ankunft der neuen Bewohner ruhig erwartend. Keinem dieser Leute darf man zumuten, zwei verschiedene Arten von Arbeit zu verrichten. Derjenige, der kocht, wäscht nicht die Schüsseln auf, und der, der bei Tisch bedient, kehrt kein Zimmer. Der eine macht die Betten, ein andrer besorgt die Toiletten und die Bäder. Auf den Zimmerkehrer wird mit Verachtung herabgesehen, und nicht einmal das übrige Gesinde pflegt Umgang mit ihm. Die Aushilfen nicht mitgerechnet, hat jeder Haushalt wenigstens sieben Dienstboten. Große Hauswesen haben deren eine Legion. Der Bedientenstab im Gouvernementshaus zählt 150—200 Personen, und in den Ställen sind mehr als 100 Pferde. Die Hofhaltungen der eingeborenen Fürsten sind noch größer. Es gibt einen Begriff der indischen Verhältnisse, daß der Herrscher von Jodhpur ungefähr 500 Pferde in seinen Ställen und jedes Pferd seinen eigenen Reitknecht und Wärter hat. Der Gouverneur von Jaipur hält Panther, Falken und unter andern Resten altorientalischer Höfe einige 50 Elefanten. Die Leibwache von Gwalior ist eine kleine Armee für sich selber.

Wenn ein indischer Fürst, ein Maharadscha, sich auf seine Rundreise begibt, so besteht das Gefolge aus etwa 30 Personen mit 120 Dienern und Kulis und 24 Pferden. Diese Reisen haben oft das Ansehen einer Auswanderung. Einerlei, ob er mit einer Karawane zieht oder auf der Eisenbahn fährt: sein halber Haushalt wenigstens geht mit ihm. Eines der ersten Worte, mit dem man in Indien vertraut gemacht wird, ist „Bandabas". Keine andre Sprache hat einen Ausdruck, der diesem entspräche. Das Wort bedeutet die ganze Ausrüstung, alle Anordnungen und Einzelheiten, die mit einem indischen Haushalt verknüpft sind. Es umfaßt alles, was eine solche Mobilmachung in sich begreift, und die Europäer haben das Wort angenommen und mit ihm die vererbte Gewohnheit, die es bezeichnet. Der „Bandabas" ist vom wirtschaftlichen Gesichtspunkt eine gute Einrichtung. Er gibt der Bevölkerung des Distriktes Arbeit und Brot; denn soweit möglich, wird alles an Ort und Stelle beschafft, da in vielen Fällen der Marktplatz Hunderte von Meilen entfernt liegt.

Der Anglo-Inder gibt sein Geld leicht aus, während er es verdient. Er versteht nicht die Notwendigkeit zu sparen. Seine Pension reicht für sein Alter aus, und für seine Söhne braucht er nicht vorzusorgen, denn sie werden ihm in seine Fußstapfen folgen. So lang er in diesen einsamen Regionen leben muß, ist sein einziger Gedanke, sich das Dasein so angenehm zu gestalten, wie die Umstände erlauben, und er macht sicherlich guten Gebrauch

von den Gelegenheiten. Es macht für seine Lebensweise keinen Unterschied, ob er auf seiner Station ein paar Monate oder viele Jahre bleibt. Wenn sein Aufenthalt kurz ist, werden sein „Bandabas", seine häuslichen Einrichtungen auf demselben großen Fuße sein, wie wenn er sich für immer niedergelassen hätte. Der Anglo-Inder des Innern von Indien lebt in der Tat das Leben eines schottischen oder englischen Landedelmannes. Er verbringt den größeren Teil des Jahres in seinem eigenen Dorfe, unter seinen eigenen Leuten und nimmt Anteil an allen lokalen Angelegenheiten. In seiner amtlichen Eigenschaft kommt er in Berührung mit allen Schichten der Gesellschaft, er sieht und hört vielerlei. Und wenn er mit seinen Dienstboten verkehrt, erhält er manche wertvolle Auskunft, die ihm von Nutzen sein kann und die auf anderm Wege nicht zu seiner Kenntnis gekommen sein würde. Er vergnügt sich mit Jagd, Gartenarbeit, Pferdezucht oder landwirtschaftlichen Versuchen; aber was immer er auch tun mag, alles strebt nach demselben Ziele hin, nämlich Eroberer und Eroberte einander näher zu bringen. Die Aufgabe der Frau ist eine schwierigere, denn die Hinduweiber sind unzugänglich, nicht nur für Fremde, sondern in vielen Fällen für ihre eigenen Leute. Die Schwelle ist unverletzlich. Kein Außenstehender weiß, was innen geschieht. Dies Volk, das den Gedanken des Harem dem Islam entlehnt hat, befolgt dessen Vorschriften viel hartnäckiger als die Moslems selber. —

XI.

Die englische Regierung läßt die bestehenden Verhältnisse gelten und respektiert auch das Kastensystem sowie alles, was es in sich begreift. Mögen die Frauen abgesperrt, die Kühe heilig, die Parias Parias bleiben bis ans Ende ihrer Tage — was kümmert es England? Die Brahminen, die das Regime der „Zenana" eingeführt, und ihre Vorfahren, die das Kastenwesen organisiert haben, wußten, was sie taten; sie verstanden die menschliche Natur. Ihre weltliche Weisheit und ihr Talent für die Verwaltung, wiewohl nicht frei von Machiavellismus, sind von praktischem Wert gewesen. England erkennt die Vorteile dieser altertümlichen Institutionen; ihre Aufrechterhaltung ist der sicherste Schutz der britischen Politik in Indien.

Diese alten Vorurteile und Überlieferungen sind den Hindus zur zweiten Natur geworden; sie sind ihnen sozusagen im Blute angeboren, und jeder Versuch, sie plötzlich und willkürlich zu beseitigen, würde sicherlich zur Empörung führen, während im Gegenteil ihre Anerkennung bis jetzt vor der Möglichkeit ernster Unzufriedenheit bewahrt hat; denn das Kastenwesen schließt die Gefahr ehrgeiziger Absichten aus. In dem Stand, in dem jemand geboren ist, stirbt er auch. Der Sohn des Soldaten wird Soldat, des Ackerbauers Sohn Ackerbauer. Der Sohn eines Handwerkers trachtet nicht danach, Advokat oder Arzt zu werden; sein einziger Ehrgeiz kann nur der sein, ein besserer Arbeiter in seinem speziellen Beruf zu werden, als sein Vater gewesen ist.

Es würde schwer zu entscheiden sein, inwieweit dieser Grundsatz sich rechtfertigen läßt. Das praktische Ergebnis ist, daß der Hindu durch Vererbung

einen hohen Grad von Fähigkeit besitzt, daß er als Handwerker im Verlaufe der Zeit sich eine Geschicklichkeit und Gewandtheit erworben hat, die ohnegleichen in irgendeiner Nation. Man sehe sich ein Schnitzwerk, eine Stickerei, einen durchbrochenen Zierat oder irgend etwas an, was Kunstfertigkeit erfordert, und man wird schwer begreifen, daß es durch Menschenhand gemacht sei. Denselben Ehrgeiz kann man beim Soldaten, beim Schreiber beobachten. Sogar die scheinbar komischen Traditionen haben ihre guten Seiten. Wäre z. B. die Kuh nicht für heilig erachtet, so würde man bei den ersten Anzeichen einer Hungersnot die Tiere töten und verzehren; und was sollte dann aus der Feldarbeit werden? Und wollte oder könnte man die Millionen Frauen, die jetzt im „Purdar" abgeschlossen leben, auf einmal befreien, würden sie dann glücklicher und zufriedener sein, als sie es jetzt in ihrer Abgeschiedenheit sind?

Trotz des strengen Gewahrsams, in denen die Hindufrauen gehalten werden, ist es englischen Damen gelungen, ihnen mit einigen nützlichen Neuerungen näher zu kommen. An erster Stelle möchten wir die weiblichen Ärzte und die von Lady Dufferin ins Leben gerufenen Frauenhospitäler nennen. Der Wirkungskreis dieser Institute wächst von Jahr zu Jahr, und die Zahl erfolgreicher Operationen und geretteter Leben ist bereits beträchtlich. Neuerdings sind auch Krippen, Säuglingsheime und andre wohltätige Anstalten begründet worden, in denen europäische Frauen ihren Einfluß zum besten der Eingeborenen geltend machen können. Natürlich sind es nur die großen Mittelpunkte und Städte, in denen dieses Werk mit sichtbarem Erfolg durchgeführt werden kann. In der Abgeschiedenheit des Innern beschränkt sich der Umfang solcher Tätigkeit auf den unmittelbaren Hausstand; aber auch da hat die englische Frau mannigfache Gelegenheit und ein reichliches Arbeitsfeld. Ihr erstes Bestreben geht dahin, Einigkeit und Harmonie zwischen den verschiedenen Elementen ihres Hauses herzustellen und dieses Haus für ihren Gemahl und ihre Kinder zu einem Heim im wirklichen Sinne des Wortes zu machen. Wenn sie dies vollbringt, hat sie ihre Aufgabe gut und schön erfüllt. Das Leben der Provinz in Indien erinnerte mich an das alte „Tafel-Richter"-System meiner ungarischen Heimat, und die Häuser auf den Bikanirer Heiden und an den Abhängen der Bohpal-Hügel riefen mir die altertümlichen Residenzen unsrer örtlichen Magistrate ins Gedächtnis.

Bombay, Madras und Calcutta folgen in jeder Hinsicht dem Beispiel der Londoner Gesellschaft, und selbst in den kleineren Städten, wie Bengalore, Ahmedabad und Karachi, ist der Tag nach dem Muster von Grosvenor Square und Belgravia eingeteilt: man frühstückt um zwei und diniert um acht Uhr. Die Stunden dazwischen werden mit gesellschaftlichen Pflichten und Vergnügungen ausgefüllt. Es fehlt nicht an „at home"-Abenden und Unterhaltungen verschiedener Art, oft zu wohltätigen Zwecken. Bei großen Gelegenheiten sind die Lokale überfüllt, denn der Angelsachse liebt das Vergnügen und die Abwechslung. Aus einfacher Gewohnheit ist es zur stehenden Regel geworden, Weihnachten und Neujahr in Calcutta oder Caos zu verbringen, den Rennen in Lucknow beizuwohnen, dem Polo-Match in Mirut,

und im Frühling nach Simla, Mount Abu oder sonst wohin in den Bergen zu gehen. Die Regierungsbeamten, in der Tat die ganze offizielle Welt, verlassen im Sommer die Stadt. Es ist ein großer Auszug, wenn das Aktenmaterial zusammen mit dem Mobiliar in den Sommeraufenthalt geschafft wird. Die Regierung von Bombay verbringt die heißen Monate in den Mahabaleshwar-Hügeln, die von Madras residiert sechs Monate des Jahres in Utacomond. Der dortige Palast des Vizekönigs, 3000 Fuß über dem Meere, ist erst vor kurzem vollendet worden.

Dieses System des Ortswechsels ist von praktischem Nutzen. Den Europäern wird dadurch ermöglicht, über den tropischen Sommer ohne Schaden ihrer Gesundheit hinwegzukommen. Den sonst verlassenen Berggegenden sichert es Handel und Verkehr, und den Mitgliedern der Regierung gewährt es nicht nur einen angenehmen Sommeraufenthalt, sondern auch die einzige Gelegenheit, mit den lokalen Bedingungen und Verwaltungen vertraut zu werden. Man tadelt Albions Söhne, daß sie die Schriften der Eingeborenen nicht studieren und darum nicht in ihre Art des Denkens eindringen können. Man wirft den Behörden vor, daß ihre Amtshandlungen auf unzulänglicher Kenntnis beruhten. Feindliche Meinungen schreiben ihre humanen und edlen Bestrebungen dem Nützlichkeitsprinzip zu. Aber die Frage, ob Vorbedacht und berechnende Überlegung ein Fehler oder eine Tugend seien, hat nur relativen Wert; die Tatsache bleibt, daß beides für die Verwaltung und Verteidigung Indiens eine zwingende Notwendigkeit war.

Calcutta ist der Sitz der Zentralregierung, und viele vornehme Bauten verschönen die Außenränder der Stadt. Das Gouvernementshaus ist ein Palast im Mittelpunkt der City, von herrlichen Blumengärten umgeben. Der Vizekönig repräsentiert die Krone oder, wie man in Indien sagt, die Person des König-Kaisers. Er hat einen glänzenden Hofstaat und hält Cour und Empfänge ab, wie sie im Buckingham-Palast abgehalten werden; vielleicht ist die Inszenierung noch effektvoller. Der Vizekönig nimmt die Huldigungen entgegen, indem er unter einem Baldachin auf den Stufen steht, die zum Throne führen. Er wird von seinen Adjutanten und einer stattlichen Leibgarde begleitet. Das Hofzeremoniell ist in jeder Einzelheit dasselbe wie in London, und in der prachtvollen weißen Marmorhalle kann man die feinste Auslese des Reiches sehen: die offizielle Welt in reichen Uniformen, mit glitzernden Orden, die Parsis in ihren gold- und silberdurchwirkten Gewändern, mit unschätzbaren Juwelen im Haar. Das Schauspiel ist in Wahrheit ein unbeschreiblich wirksames und muß so sein, denn für den Orientalen sind Glanz und Reichtum der Ausdruck für Macht und Herrschaft.

Dieser Prunk des Hofhalts der indischen Regierung ist für Handel und Industrie ein gewichtiger Antrieb. Mittelbar oder unmittelbar ziehen alle Klassen, selbst die niedrigen, Gewinn daraus. Festlichkeiten jeder Art, Verleihungen von Orden und Auszeichnungen, Errichtung und Enthüllung von Statuen, alles dies gibt Anlaß zu öffentlichen Freudenbezeigungen, trägt dazu bei, den nationalen Geist der Loyalität zu nähren und die verschiedenen Elemente der anglo-indischen Welt miteinander in Berührung zu bringen.

XII.

Eines der wichtigsten und eindringlichsten Probleme der indischen Verwaltung ist das der Erziehung. Wenn dieses Problem in einem verhältnismäßig kleinen, unabhängigen Staate schon schwer zu lösen ist, wie viel größer und verwickelter muß die Schwierigkeit in einem Staate sein, der wie Indien aus den ungleichartigsten Elementen zusammengesetzt ist. Die jährliche Frequenz der verschiedenen Schulen wird auf 4 Millionen geschätzt, und um diesem ungeheuren Bedarf zu genügen, sind einige hunderttausend Schulen errichtet worden. In Bengalen allein gibt es ihrer 73 000, deren Leistungen, was Lehrmethode und Fähigkeit der Lernenden und Lehrer betrifft, durch Prüfungen festgestellt werden; ihr wahrer Nutzen aber wird erst in der Zukunft zu sehen sein.

Die Kinder einer Bevölkerung von 300 Millionen zu erziehen, ist an und für sich ein hinreichend ernstes Unternehmen; aber die Kinder einer heterogenen Masse von 300 Millionen nach einem approbierten und angenommenen Grundsatz erziehen zu wollen, ist eine absolut hoffnungslose Arbeit. Während ein Teil der ursprünglichen Einwohner gewisser Bezirke gänzlich Wilde geblieben sind und sich bis auf diesen Tag noch auf der Kindheitsstufe menschlicher Entwicklung befinden, sind andre, die Brahminen, geborene Philosophen. Für die Kinder der ersteren genügt der elementarste Unterricht, wogegen die der andern solche Fragen, die die Schüler vorgeschrittener europäischer Schulen in Verlegenheit bringen würden, wie Spielzeug behandeln. Eine ererbte Neigung zur Beschaulichkeit, eine Empfänglichkeit für abstrakte Theorien haben wunderbar dazu beigetragen, den Hindugeist zu entwickeln. Es ist interessant zu beobachten, wie rasch ein Hinduschüler imstande ist, mathematische Probleme zu lösen oder logische Schlüsse zu ziehen, und ganz besonders, wie rasch er auswendig lernt. Wenn man sie beim Schachspiel sieht, hat man eine andre gute Gelegenheit, ihren Verstand zu beurteilen. Die Hindus sind nicht nur aufnahmefähig, sie sind auch unermüdlich und bis zum Übermaß betriebsam. Ihr Ehrgeiz und Eifer kennen keine Grenze. Freudig unterziehen sie sich den schwersten Aufgaben; nichts, was das Lernen betrifft, scheint sie abzuschrecken, und viele von ihnen widmen ihre freie Zeit dem Studium rein um des Genusses willen. Einmal, als ich den Erfrischungsraum einer großen Schule besuchte, bemerkte ich einen dieser dunkelhäutigen Schüler, der zu seinem Vergnügen Dante las. Andre unterhielten sich über die relativen Vorzüge lateinischer und griechischer Autoren.

Für solche außergewöhnlichen Schüler angemessene Lehrer zu beschaffen, ist eine andre große Schwierigkeit, der das Erziehungskomitee zu begegnen hat. Alle Schulen in Indien stehen unter der Oberaufsicht der Zentralorganisation. In jeder Präsidentschaft ist ein Direktor des öffentlichen Unterrichts, dem Schulinspektoren für jeden Distrikt oder Kreis beigegeben sind. Es gibt mehr Eingeborenen- als Staatsschulen, aber erstere, in denen der Unterricht im örtlichen Dialekt erteilt wird, genießen dieselben Vorrechte wie die letzteren und werden von einer durch die Regierung ernannten Kommission beaufsichtigt. Nur schriftliche Prüfungen werden zugelassen, die mündlichen sind abgeschafft.

Neben den Elementar- und Sekundär- oder Mittelschulen gibt es fünf Universitäten: in Calcutta, Bombay, Madras, Lahore und Allahabad. Neuerdings hat Rangun sich um eine beworben, das Gesuch ist aber als unzeitgemäß abgelehnt worden.

Die Elementarschulen bieten die stärksten Gegensätze zu den unsern. Noch immer sehen wir die weißbärtigen Derwische in einer Ecke des Basars oder dem Hof einer Moschee sitzen und die Kinder zusammengekauert ringsum, sich hin und her wiegend, indem sie ihre Lektionen in lauter Stimme aufsagen. Dieser Anblick erinnert an die Schulen von Damaskus und Marokko. Dicht daneben aber steht die neue nationale Schule, vollendet in jeder Einrichtung, mit Bänken nach dem neuesten schwedischen System, mit Oberlicht und elektrischen Ventilatoren. Die Babuschulen[1]) ahmen das englische Beispiel nach, aber die Buddhisten fahren fort, die Sanskritzitate zu studieren, die auf Palmblättern geschrieben sind.

Den Elementarschulen steht es frei, den Unterricht im Dialekt des Distrikts zu erteilen, in den Mittelschulen aber ist das Englische obligatorisch. Diese Mittelschulen, die unsern Gymnasien entsprechen, sind wiederum in verschiedene Gruppen geteilt. Außer den Staats- und Gemeindeschulen gibt es die der christlichen Mission, deren wichtigste und bestbesuchte die der katholischen Orden sind. Wenn man sich erinnert, daß der heilige Franz Xaver in der Mitte des 16. Jahrhunderts die erste Schule begründet hat, wird man sich nicht wundern, welche großen Resultate während der drei Jahrhunderte angestrengter Arbeit erreicht worden sind.

XIII.

Als Vasco de Gama und Albuquerque die portugiesischen Kolonien erobert hatten, wurden christliche Missionsstationen in großem Umfang errichtet. Die Missionskirche in Goa gehört zu den schönsten Schöpfungen der Spätrenaissance, die Seminarien und Schulen sind palastartige Bauten. Dem Beispiel von Goa folgten Mangalore, St. Thome und fast die ganze Südküste. Unter den Moguldynastien kamen die Franziskanermönche nach Agra, und als dies Territorium zum größeren Teil in die Hände der Ostindischen Kompanie gelangte, verblieben den dort bestehenden religiösen Instituten ihre Rechte unberührt. Seit Indien zum Kaiserreich proklamiert worden ist, sind ihr Wirkungskreis und ihr Einfluß stetig gewachsen. Die Regierung zu Calcutta erkennt die in diesen Erziehungsanstalten geleistete gute Arbeit dankbar an und unterstützt sie in ihren selbstlosen Bemühungen; denn in Indien gibt es keinen konfessionellen Haß, der den Fortschritt werktätiger Nächstenliebe hindert. Die bestbekannten Orden sind die der Franziskaner, die der Fremdenmission und die der Gesellschaft Jesu. Im Norden ist der erstere der am zahlreichsten vertretene, während die beiden letzteren in Burma und Mysore wichtige Stationen innehaben. In der St. Paulusschule zu Rangun werden gegenwärtig 250 Knaben erzogen, Europäer und Eingeborene miteinander, ohne daß irgendein Unterschied gemacht würde. Viele kommen vom Shandistrikt, und auch Chinesen sind unter ihnen. Ein Flügel des umfangreichen

[1]) Die Babus sind Hindus mit oberflächlicher englischer Bildung.

Gebäudes enthält das Konvikt des Kollegs, die Zahl der Pensionäre beläuft sich auf mehrere hundert.

Die ausgezeichnetsten Missionsschulen sind unzweifelhaft die St. Xaver-Kollegien in Bombay und Calcutta, in denen die Zahl der Schüler etwa 2000 beträgt, und der Stab der Lehrer entsprechend groß ist. Die St. Xaver-Schule in Bombay ist ein imposanter, künstlerisch entworfener Steinbau von edlen Verhältnissen. Die Schulzimmer und Laboratorien sind geräumig und tadellos eingerichtet. In Calcutta ist das alte Schulgebäude noch in Gebrauch, doch genügt es den Anforderungen nicht mehr. Die Gesuche um Zulassung steigen von Jahr zu Jahr, und zum Beweise des hohen intellektuellen Maßstabes dieser Anstalt reicht es hin, zu sagen, daß ihr Direktor der berühmte Naturforscher Lafond ist.

Die Mehrzahl der geistlichen Orden unterhält auch Schulen in den besuchtesten Sommeraufenthalten. Reiche Kaufleute, Offiziere und Staatsbeamte, denen ihre Pflichten nicht erlauben, die Stadt zu verlassen, sind froh, ihre Kinder während der Sommermonate ins Gebirge zu schicken. Von diesen Schulen, die sich zugleich als vortreffliche Sanatorien bewährt haben, ist die von St. Joseph in Darjiling die bemerkenswerteste. Dieses riesige Gebäudeviereck steht 7500 Fuß über dem Meere und blickt auf die schneebekrönte Himalayakette. Das Auge schwelgt in dem schönsten Bergpanorama, das die Welt besitzt, die Aussicht ist grenzenlos.

Diese ungewöhnlichen, durch die Natur gegebenen Bedingungen können nicht verfehlen, den Geist der 8—900 Schüler zu beeinflussen, die hier erzogen werden. Die reine, kräftige Luft sichert physische Tauglichkeit, ansteckende Krankheiten sind auf dieser Hochebene unbekannt. Die Kinder verbringen einen großen Teil des Tages im Freien. Stundenlang spielen sie Ball oder laufen umher. Großes Gewicht wird auf die Notwendigkeit solcher Übungen gelegt; und wenn es in England als ein Vorteil empfunden wird, daß die Erziehung, neben der Ausbildung des Geistes, auch die des Körpers einschließen soll, so ist diese Praxis doppelt notwendig unter den klimatischen Verhältnissen Indiens. Als die erfolgreichsten Preiskämpfer gelten die Schüler des Mayo-Collegs. Mayo ist das indische Eton. Die Söhne der Maharadjas und Nabobs werden dort erzogen, und die Ausbildung der Erben dieser einheimischen Fürsten ist eine schwere Verantwortlichkeit für die Regierung. Privatunterricht ist bis jetzt die beliebteste Methode gewesen. Sobald der Knabe das Kinderzimmer des Harems verläßt, übernimmt ihn ein englischer Offizier, und das Resultat war vielfach ein sehr günstiges.

Nicht wenige der gegenwärtigen einheimischen Herrscher sind in jedem Betracht hervorragende Männer, da ihre natürlichen guten Anlagen durch eine vernünftige Erziehung entwickelt worden sind. Aber das Prinzip des Privatunterrichts ist falsch und in Indien unhaltbar. Der junge Prinz, der an seinem eigenen Hof erzogen wird und unter seinen eigenen Höflingen aufwächst, kann die Außenwelt nicht in ihrem richtigen Lichte sehen. Innerhalb seines eigenen Gebietes erkennen alle in ihm ihren künftigen Herrscher, alle verbeugen sich vor ihm und reden ihn mit schmeichlerischen Worten an. Er hat keine Gelegenheit, mit andern Kindern seines Ranges zu verkehren. Um

diesen Unzuträglichkeiten zu begegnen, ist das Mayo-College begründet worden. Da werden die Söhne einheimischer Fürsten und andrer Magnaten verpflegt, und alle Einrichtungen entsprechen der Stellung und dem Reichtum der Schüler.

Das Schulhaus ist ein prachtvolles Gebäude, ganz aus weißem Marmor, mit vielen hohen Hörsälen und Unterrichtsräumen. Der Maßstab des Lehrplans ist nicht hoch, vielleicht kaum hoch genug für die Anforderungen der Zeit: die künftigen Herrscher von Indien sollten mindestens so viel, wenn nicht mehr wissen als das Volk, das sie regieren werden. Gegenwärtig indessen ist es das hauptsächliche Bestreben der Krone, die öffentlichen Schulen so anziehend wie möglich zu machen; und die Verwaltungsbehörden sind zufrieden, wenn sie auf die zerstreut liegenden Throne des Reiches zuverlässige und loyale Fürsten setzen können.

Nachdem der Unterrichtskurs im College beendet ist, treten die Zöglinge gewöhnlich in die Militärakademie von Mirut ein. Außer diesem und andern militärischen Instituten besitzt Indien auch vorzügliche Ingenieurschulen, unter denen die von Puna und Bombay bereits Erstaunliches geleistet haben, während die technischen Schulen von Jaipur, Delhi und Amritzar vielversprechend sind. Für die Erhaltung und Wiedererweckung altindischer Kunst und altindischen Handwerks sind mit beträchtlichen Kosten Industrieschulen errichtet worden. Die fünf Universitäten von Indien stehen im Range der von London gleich; außerdem rühmt Calcutta sich einer arabisch-persischen Universität und eines Sanskrit-Colleges.

Indien gibt für Unterrichtszwecke jährlich 50 Millionen aus. Diese Summe wird teils aus den Steuern bestritten, zum größeren Teil aber durch freiwillige Beiträge und den Tribut der Maharadjas gedeckt. Der Reiche spendet freigebig ohne Rücksicht auf Religion oder Rasse. Der öffentliche Unterricht ist im allgemeinen unentgeltlich, nur ganz ausnahmsweise wird Honorar verlangt. Die Zahl der gebildeten Untertanen wächst rasch und in Anbetracht dessen, daß die Regierung sich außerstande sieht, Anstellungen für alle zu finden, wird beabsichtigt, die Erleichterungen des Unterrichts einzuschränken, um das gefährliche halbgebildete Element der Eingeborenen zu unterdrücken. Meiner Meinung nach dürfte es sogar eine radikalere Maßregel sein, eine, die den öffentlichen Frieden wahrscheinlich besser sicherte, wenn, anstatt der Ausbildung Schwierigkeiten in den Weg zu legen, der Unterricht auf eine solche Höhe gebracht würde, um allen begreiflich zu machen, daß der Zweck der Erziehung nicht bloß ist, Regierungsbeamte zu züchten, sondern daß sie um des inneren Wertes der Kultur selbst zu erstreben sei. So sollten sie lernen, so gelehrt werden, bis anerkannt würde, daß der beste und vollste Lohn geistiger Arbeit im Wissen und in intellektueller Überlegenheit besteht.

Das Zeitalter der Königin Viktoria hat viel für die allgemeine Kultur getan. Aber die gegenwärtige Aufgabe der Krone ist von gleich großer Wichtigkeit. Die Gründung des indischen Reiches war schwierig, aber seine Erhaltung ist es nicht minder. Auf diesen Punkt werden wir in einem folgenden Abschnitt des näheren eingehen.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Auf der Werra und Weser.

Eine Bootfahrt.

Von

Marie von Bunsen.

Allendorf, 10. August 1908.

Es war sehr eindrucksvoll. Herr v. Sch. überreichte mir Rosen; die übrigen Hausgenossen und einige Herren der Nachbarschaft streuten Blumen auf mich und die „Formosa". So ruderte ich heute morgen von dannen, und die Giebelhäuser und Mühlen von Wanfried verschwanden hinter den Bäumen.

Von allem andern abgesehen, war Wanfried als Ausgangspunkt gegeben. Von hier aus gilt seit alters her die Werra für schiffbar, erst von hier aus ist sie ein ernst zu nehmender Strom.

Kalkhof ist nicht zu sehen, aber in Gedanken bin ich noch immer dort. In vielen Landhäusern vieler Länder bin ich zum Besuch gewesen, in wenigen verspürte ich eine so ausgesprochene Luft als in jenem weitläufigen hessischen Fachwerkhaus mit den unregelmäßigen, hohen Dächern, den großen, schattigen Bäumen. Neue und alte Bücher füllen die Schränke, liegen auf den eisenbeschlagenen Truhen; künstlerische Fragen werden lebhaft erörtert, an jedem Abend wird in dem getäfelten Saal getanzt, an jedem Abend setzt sich der eine oder die andre an den Flügel oder rezitiert ein Gedicht. Zum Geburtstag des Hausherrn spielte man Hoffmannsthals „Der Tod und der Tor".

Hinter diesem Vorsprung muß Kalkhof liegen . . .

Es läßt sich gar nicht sagen, wie ich mich freue, wieder auf der Wasserwanderung zu sein, wieder das rhythmische Plätschern am Kiel zu hören, das langsame Vorbeigleiten neuer, noch nie gesehener Ufer zu erleben.

Eine friedliche, sympathische Landschaft. Im Hintergrunde Waldberge, das Sonnenlicht fängt sich in den weichen Massen; unter den großen, weißen Wolken, die sie beschatten, sind blaugrüne Tiefen. Am Ufer die beglückende Anmut des hochwachsenden Schilfs, hier neigen sich die Halme, hier steigen sie schlank empor. Im Gras wuchert das Gold der gelben Rainfarren; es verschlingen sich die weißen Blumenkelche der Winden. Weidengestrüpp, einzelne Baumgruppen, einzelne Pappeln. Wird der traurige Tag noch

dämmern, an dem diese wundervolle, durch keinen andern nordischen Raum ersetzbare Linie unsrer Landschaft gebricht?

Die Werra sagt mir außerordentlich zu: ein frisches Temperament, das Wasser schwillt und rauscht und flutet. Da, zum ersten Male, es wiederholt sich öfters, kreischt der Kiel; sorgfältig stoße ich mich wieder frei. Ja, allerdings, sie ist wohl etwas seicht; man kann nicht alles verlangen, dafür ist sie noch unreguliert: die beschilfte, blumenbestandene Uferlinie hat noch ihren unberührten Reiz. Ich werde ja auch meistens bald wieder flott.

Ebenso befriedigt mich meine neue „Formosa"; Meister Kluge hat sie leicht gebaut, mit den Auslegern rudert es sich vorzüglich.

Freundliche, im Grünen liegende hessische Fachwerkhäuser treten an das Ufer; dann kommt Eschwege in Sicht; eigenartig, mit altertümlich gewerbefleißigem Gepräge. Interessante alte Speicher, hohe, schmale, fachwerkene Schuppen; prächtig der satte Farbenakkord vom Tiefbraun der Bretterverschläge, vom Tiefrot der Dächer.

Am Ufer Färbereien und Wäschereien, emsige Arbeit. Plötzlich bemerke ich, daß hinter mir an der Brücke gebaut wird. Ich muß mich platt hinlegen, um durchzukommen; dies interessiert die Bevölkerung, auch daß gleich darauf mein Heck sich in vorstehende Balken klemmt. In Schürzen und aufgekrempelten Hemdsärmeln eilen mehrere liebenswürdige Arbeiter herbei, stoßen das Boot ab.

Darauf kommt die erste Schleuse; dem Strommeister, einem gütigen Graubart, übergebe ich die „Formosa" und besehe mir die Stadt.

Am Ufer liegt die alte Residenz der Hessen-Rothenburgschen Fürsten, ein typisches deutsches Schloß des sechzehnten Jahrhunderts, mit geschweiften Giebeln, Türmchen und Erkern. Eigentlich ist es recht malerisch, aber es ist Amtsgericht und Landratsamt geworden, und das merkt man ihm etwas an. Hier lebte Landgraf Moritz von Hessen, der Gelehrte genannt, aber er war weit mehr noch als gelehrt. Er war eine der merkwürdigsten, der tragischsten Gestalten im Deutschland des siebzehnten Jahrhunderts. Eine überreiche Begabung, das höchste Streben, Glück und Glanz wurden ihm zuteil: schließlich entsagte er, gebrochen, schwer enttäuscht, dem Thron, zog sich nach Eschwege zurück und ist hier 1632 gestorben.

Dort in Kassel hielt er in seinen früheren Jahren glänzenden Hof, umgab sich mit Künstlern, Gelehrten, feierte phantastisch-allegorische Turnierfeste, unterhielt eine englische Schauspielertruppe, verdeutschte Dramen, pflegte das Singspiel und Ballett, noch leidenschaftlicher den Choralgesang. Sein Musikmeister Heinrich Schütz, der Vorgänger von J. S. Bach, war der erste seiner Zeit. Warm interessierte er sich für die bildende Kunst, besaß vorzügliche architektonische Kenntnisse, dabei eine gründliche, vielseitige, wissenschaftliche Bildung. Immer für das Wohl seines Landes bedacht, versuchte er es in jeder Weise zu heben, errichtete eine vorbildliche Erziehungsanstalt für die Söhne des Adels, förderte mit allen Kräften Handel und Wandel. Als die Kriegsnot hereinbrach, versuchte er ein gemeinsames Vorgehen der deutschen Fürsten zu erzielen, um sein Land zu schützen, erstrebte er auf volkstümlichster

Grundlage eine allgemeine Wehrpflicht. Es war ein genialer, sorgfältig und praktisch durchgearbeiteter Plan; so hat man denn auch Moritz den Landgrafen einen der größten Kriegstheoretiker aller Zeiten genannt.

Es war vergebens, er war seiner Zeit unendlich weit voraus und stand allein. Selbst in seiner Familie hat man nicht zu ihm gehalten. Nachdem der Dreißigjährige Krieg bereits zehn Jahre lang gewütet hatte, überließ er die Regierung seinem Sohn und zog sich nach Eschwege zurück. Damals war er Mitte der Fünfzige, hochgewachsen, hatte ein leidenschaftliches Temperament. Er lebte hier noch fünf Jahre, versenkte sich in metaphysische und alchymistische Studien, sah nach den Sternen, las seinen „Dante". Eine letzte Freude war der Siegeszug Gustav Adolfs; schon vor vielen Jahren hatte er dessen Bedeutung erkannt, ihn für die protestantische Sache zu gewinnen gesucht. Er schickte dem Helden einen Gruß ins Lager; ihn überbrachte sein junger Sohn, bat, unter dem Feldherrn dienen zu dürfen. Bald darauf starb Landgraf Moritz der Gelehrte.

Hier in Eschwege gibt es, wie in Wanfried, recht erfreuliche Häuser. Fachwerkbauten mit vorstehendem Stockwerk, mit Giebeln und Einfahrtstoren und niedrigen Nebengebäuden; Wohnhäuser, die den Eindruck kleiner Anwesen machen. Ich sehe mir den Marktplatz an; hier erhoben sich 1806 die Hessen gegen die französische Macht; der Sergeant Jakob Schumann war die treibende Kraft; auf diesem länglichen, lindenumstandenen Marktplatz ernannten sie ihren früheren Hauptmann, Herrn v. Uslar, zum Obristen aller Hessen.

Fast alle Häuser haben jene Tage erlebt. Aus diesen niedrigen Fenstern, zwischen den im Laufe der Zeit windschief gewordenen Balken jubelten die Warmherzigen ihnen zu, im Hintergrunde der kleinen Zimmer hielten sich die Vorsichtigen zurück. Diese behielten recht: der Aufstand wurde zu Boden geschlagen, und draußen vor dem Tor, auf dem „Werthchen" an der Werra, hat man die fünf Anführer erschossen. In diesen Giebelhäusern hat man um sie geweint, man erzählte sich, was sie gesagt, was sie getan, wie mutig sie in den Tod gegangen.

Auf der höchsten Stelle der Stadt erheben sich noch alte Gebäude und Türme, aber von dem Cyriakuskloster, dem Witwensitz der Byzantinerin auf dem deutschen Kaiserthron, der Theophano, sind nur die Fundamente verblieben. Keine frühromanische Apsis, nicht einmal gemmengeschmückte Reliquare zeugen von jener phantastisch interessanten Vereinigung zweier Welten. Unten fließt die Werra an den alten Speichern und Giebelhäusern vorbei, dort ist die Bleiche, das „Werthchen", eine grüne Wiese, auf der man seit vielen Jahrhunderten das Johannisfest feiert. Neben der Klosterstätte ist das „Hochzeitshaus", ein guter Renaissancebau. Es sind pittoreske Gedankenverbindungen, dort auf der Wiese, am Wasser das uralte heidnisch-christliche Volksfest, hier der stattliche Festtagspomp arbeitsfleißiger Bürger.

Unterdessen war die „Formosa" durchgeschleust worden, und ich fuhr an der Schloßterrasse vorbei. Große Baummassen spiegelten sich dunkelgrün im Strom, das zerbröckelnde Gemäuer war verwildert, umsponnen, dort ein hübsches, altes Turmhäuschen aus landgräflicher Zeit.

Hier ist der Hessenfürst, Moritz der Gelehrte, auf und ab gegangen. Er sann über den Weltenlauf nach und tröstete sich mit Dante. Mir ist es, als sähe ich die graubärtige, hohe, wenn auch gebeugte Gestalt.

Immer weiter, an bewaldeten Anhöhen und ruhig belebten Flächen vorbei.

Zu den intimen Reizen einer Bootfahrt gehört „der letzte Blick". Bei irgendeiner Wendung steigen auf kurze Zeit die Städte und Ortschaften und Türme noch einmal, zur Erinnerung, empor. So jetzt Eschwege mit dem satten Rot seines Dächergewirres, dem malerischen Aufbau des Schlosses und der Cyriakushöhe, dem blauen Hintergrund der hessischen Berge.

Es kommt Jestadt, die Heimat der liebenswürdigen und schönen Gräfin Gr., geb. v. Eschwege, Tochter dieses hier altangesessenen Geschlechts. Ich kann das Herrenhaus mit dem Frontgiebel, mit dem alten Dach nicht erkennen, nur die Bäume des Parkes.

Wundervoll gleitet es sich auf den flutenden Wassern dahin: kein Laut ist zu hören, kein Mensch ist zu sehen. Da erheben sich die Ufer, es kommen Steinabhänge mit felsigem Geröll, mit Wiesenstrecken und Bäumen. Und plötzlich erscheint oben, Fluß und Gegend auf weithin beherrschend, ein altes Burgschloß: der Fürstenstein. Ich lasse mich treiben und gleite ganz langsam vorüber, es ist still wie ein Traum. Hoch über mir das schmale, alte Gebäude mit seinem grauen Gemäuer, mit Balken und verwitterten Schindeln, ringsumher mächtige Bäume. Ein grandioser Umriß; und wie merkwürdig steigen all die strengen Wachholderbüsche den Abhang empor. Es ist weltverloren einsam, still wie ein Traum Die Felsen und Bäume spiegeln sich weich verschwimmend im Wasser.

Dann flache Ufer mit friedlichen Korngarben und blassen Weiden. Darauf treten üppige Waldberge hart an den Fluß; hier und da umspinnt die wilde Klematis mit ihrem hellen Flor die Bäume.

Ein Dorf, Klein-Vach; gefällt mir, am Wasser ein Anger mit weißen Gänsen und spielenden Kindern, einige niedrige Fachwerkhäuser, ein efeubedecktes, grausteinernes Schlößchen aus dem sechzehnten Jahrhundert.

In einer Schilfbucht binde ich die „Formosa" an und genieße Pfirsiche aus Kalkhof. Was steht ihnen besser, Silber und feines Porzellan, der helle Stimmenklang, oder das Rauschen der Schilfhalme, der schwankende Glanz des Wassers, der Duft sommerlicher Wiesen? Ich will mich nicht entscheiden.

Es geht weiter. Noch immer blüht der Rosenstrauch vor mir; er steckt im Mastloch vom Bug, das Loch scheint mir dazu gemacht; ich will mir jeden Morgen einen Strauch dafür schneiden.

Ketten bewaldeter Höhen ziehen sich an der Werra entlang, geben den Eindruck endloser Forsten, in denen man sich verlieren könnte, in denen selten ein Schritt ertönt. Am Schilfufer steht unbeweglich, wie ein Flurgott, ein langer, gewaltiger Förster mit einem Wotanbart; er betrachtet das ungewohnte Boot. Dann saftige Wiesen und Weiden, schattiges Weidenversteck in kleinen Buchten. Diese besehe ich mir interessenerfüllt, und dann, von Zweifeln zerrissen,

den Himmel. Ein Blaugrau am Horizont ist überaus verdächtig; nein, ich muß schon auf eine Nacht unter den Weiden verzichten.

Allendorf ist so ungewöhnlich hübsch, daß ich es nicht bereue. Eine alte Stadtmauer, eine hohe Kirche, Fachwerkhäuser, wuchernde Gärten mit Sonnenblumen und Phlox. Und zwischen üppig wachsenden Bäumen erscheint eine graufteinerne Bogenbrücke. Aus den dunklen, verwitterten Quadern sprießen Glockenblumen und Gräser.

Ich lasse die „Formosa" in der Hut des Schleusenmeisters und gehe über die Brücke in das Städtchen herein. Was ich sehe, ist verblüffend, nimmt mir den Atem. Nur schöne, alte Häuser, ein jedes anders, ein jedes interessant. Wohin bin ich denn geraten? Ein Giebelhaus nach dem andern, immer Fachwerk, öfter Erker, öfter eine gewölbte Haustür mit niedrig-breitem Fenster daneben. Fast immer sind die Balken geschnitzt, haben Konsolen und vorspringende Stockwerke; manchmal ist die Giebelfront mit Schindeln oder Platten bedeckt, manchmal hat die Firstlinie vergnügte Schnörkel. Alle Häuser sind bemalt, recht oft in gefälligen Farben. Hier ist eins weiß mit braunen Balken und lichtblauen Fensterrahmen und Läden, hier sind die Balken hell und dunkelgrün gehalten; dieses weiße Haus hat taubengraues Gebälk, bei andern ist es olivgrün oder rot. Hier unterhaltende, geschnitzte Gestalten und Köpfe, hier ein reiches, gewundenes Rankenornament.

Allendorf. Wer hat jemals von Allendorf gehört?

Im Dreißigjährigen Kriege wurde es verwüstet, dann bauten es die Bürger auf, trotz ihres Elends bauten sie liebevoll diese Häuser, nach eigenem Geschmack, mit Inschriften und mannigfachem Schmuck. Noch während des achtzehnten Jahrhunderts blieben sie dem Fachwerkhaus treu; im neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert sind schwerlich ein Dutzend Häuser errichtet. Nicht allzuviel Städte Europas bieten ein so wohltuend einheitliches Bild. In der Hauptstraße finde ich einen altfränkischen Gasthof mit einer umwachsenen Veranda. Abends werfen die Lichter unsicheren Schein auf die lange, belebte Reihe der Giebel; auf den Stufen der Haustüren stehen plaudernde Gruppen; Mädchen lehnen sich plaudernd aus den Fenstern unter den geschnitzten Balken.

Gasthof Frau Holle Berkathal, 9. August.

Morgens wandere ich durch die alten, stillen Straßen.

Ich trete in eine Schmiede, um etwas Draht zu kaufen, und während er gesucht wird, sehe ich mich um. Ein niedriger, dunkler Raum mit einer Balkendecke, mit großem, uraltem Herd und Walm. Neben der Herdplatte steht ein verwitterter, wassergefüllter Steintrog; aus diesem nimmt der Meister von Zeit zu Zeit einen Strohwisch und besprengt das schwelende Holzkohlenfeuer, in dem das Eisen erglüht. Vor ihm liegt Sand in einer kleinen Vertiefung der Platte. Der Griff all jener Meister, die seit Jahrhunderten hier standen, hat sie gehöhlt. Von Zeit zu Zeit faßt die kräftige Hand des Meisters herein und streut Sand auf das Feuer, dann dem Knaben kurze Worte; der glühende Bolzen wird mit rascher Bewegung auf den ver-

arbeiteten Amboß gelegt, und mit funkentreibendem Hammer schlagen abwechselnd Meister und Geselle auf das leuchtende Eisen. So ist es seit ungezählten Generationen hier zugegangen, dieselben Handgriffe, dieselben Geräte, dieselben Gesten. Hier Meister, hier Geselle.

Die Kirche erzählt von den Schicksalen der Gegend; unten stattliche Quader, hohe Fenster mit gutem gotischen Maßwerk, dann der traurige Notbehelf nach der Katastrophe, Bretterverkleidung, ein schlichtes Dach, eine Schieferturmhaube mit Galerie. Das dichte Laub einer großen Linde verdeckt fast die Kirche, die Strebepfeiler sind grün ummodert. Schützend zieht sich die alte Mauer entlang; in den Fugen der verwitterten, ausgelaugten Steine blüht Borretsch mit seinen hellblauen Blüten, zu denen der hellgraugrünliche Filz der Blätter, der rötliche Stengel so anziehend stimmt. Zwischen Mauer und Fluß liegen die Gärtchen, Obstbäume und Gemüsebeete von Ringelblumen, Georginen, Braut in Haaren und andern freundlichen Blumen umrändert. Die Lauben zeigen den sicheren Geschmack, den die Gärten „kleiner Leute" noch aufweisen, hier ist eine mit Birnenspalier und Kapuzinerkresse, rechts und links von einer andern wurden zwei zypressengleiche monumentale Eiben gepflanzt.

An der alten Brücke hören die Gärten auf; ihre Stelle nimmt der „Fischerstad" ein, in märkischen Flußstädtchen sagt man „der Kietz".

Auch in diesem schlichtesten Viertel sind geschnitzte Balken, und vorzüglich wirken die hohen, unregelmäßigen Dächer. Ein Lohgerber arbeitet an der sattbraunen Masse; Bottiche mit der tiefdunklen Flüssigkeit sind in die Lohhaufen eingelassen; die feuchten Ziegel werden aufgestapelt. Hier hat ein bescheidenes Giebelhaus bunte Blumenkasten an den Fenstern, weiße Lobelien mit purpurnen Balsaminen. Davor steht ein etwa vierjähriges Mädchen, einfacher Leute Kind. Ein zartrosa und weißes, ovales Gesichtchen, flachsblondes Haar, große, blaue Augen von geradezu ergreifender Schönheit.

Jenseits von der Werra liegt Sooden; obwohl ein Badeort, hat es sich den Stimmungsreiz der Vergangenheit bewahrt. Um diese uralte Salzstätte haben sich schon die Katten und Hermunduren gestritten. Seit dem frühesten Mittelalter hüteten die „Pfanner" ihre Rechte, haderten mit den Landesherren und schlossen „Lokationen". Die letzte, die „ewige Lokation" genannt, hat sich fast bis auf unsre Tage gehalten.

Von dieser alten Salzstätte erzählt das „Salzamt" hinter dem wappengeschmückten Tor: ein ansprechendes, einfaches Gebäude, davor ein von steinernen Pfosten umgrenzter Platz mit einem mächtigen, steinernen Tisch. Hier wurden die Abgaben gezahlt, dies war die „Pfennigstube". Es ist sehr anschaulich: man glaubt die Steuerzahler, die Schreiber vor sich zu sehen. Im großen Kreise ziehen sich weinberankte, altfränkische Häuschen, in der Mitte liegt, wie seit Menschengedenken, die unversiegbare Quelle.

Als ich mich zur Weiterfahrt rüste, verstauche ich mir die linke Hand. Das geht nicht an, zum Rudern sind beide Hände unbedingt nötig. So vertröste ich mir das Warten im „Berkathal", in einem mitten im Walde gelegenen Gasthaus.

Das Werra- und Wesergebiet ist „Urgermanien"; seine beiden gewaltigen historischen Momente sind die Kämpfe gegen die Römer und gegen die Franken. Diese beiden Heldengesänge der Geschichte haften an diesen Ufern; einige Tage im Wald sollen den Auftakt geben.

Frau Holle, Berkathal, 11. August.

Es regnet ziemlich häufig; dafür nimmt man sich Bücher mit. Zum raffinierten Reisen ist Luxus keineswegs nötig, wohl aber eine sorgsam ausgedachte Wahl der Bücher. Einige nehmen gar keine, sagen: Wozu? An Regentagen sitzen sie da in stumpfer Verzweiflung, blättern in uralten Heften der „Woche", versenken sich in die Anzeigen im Blättchen. Solche Reisende halten sich für praktisch.

Auf einer Bank im Walde, regnet es, am Fenster, angesichts der Bäume lese ich Tacitus, seine „Germania", seine „Annalen". Wie das hier wirkt. Auf jenem Westerberg bei Sooden brannten noch im neunzehnten Jahrhundert an jedem Ostertag große, weithin sichtbare Osterfeuer. Am dritten Tage warf man die schwelenden Scheite auseinander, trieb kriegerische Spiele und wählte sich einen Führer. In abgelegenen Walddörfern dieser Gegend sangen noch im achtzehnten Jahrhundert Frauen bei der Flachsbereitung Lieder in einer Sprache, von der man nur wenig mehr als den Namen der Frau Holle verstand. Es waren wohl Beschwörungen und Gebete, wie man sie zur Zeit der Varusschlacht sang; wären diese Lieder dieser Gegend erhalten, jede Literaturgeschichte brächte sie neben dem Wessobrunner Gebet, jeder Mythologie und Sprachforschung wäre sie wichtigste Quelle.

In der Nähe der Soodener Quelle fand eine Römerschlacht statt; hier in diesen Waldtälern sammelten sich die Mannen.

Es ist eigenartig, die stillen Waldtäler wirken fast unbewohnt, unberührt, und doch haben Tausende und aber Tausende hier gelebt, sind hier gestorben. Alle Bäume, alle Wiesen grünen auf ihrem Staub. Es war ein stark bevölkertes Land; auch hier werden sie sich „angesiedelt haben", wo gerade eine Quelle, eine Au, ein Gehölz. Auf den Weiden dieser rasch fließenden Berka grasten die Herden, „die Freunde der Germanen" in ihren Blockhütten, in diesem Tal wurden ihre alten Lieder von Kundigen gesungen. Vielleicht war dies die Heimstätte eines weithin bekannten Priesters; bei den öffentlichen Beratungen sprach er ein Gebet, im Namen der Gottheit das Todesurteil. Vielleicht war hier die Heimat eines ihrer großen Heerführer, von denen nach Hunderten von Jahren die Lieder erzählten. „Mehr Vorbild als Befehlshaber, immer auf dem Platz, immer rüstig, immer an der Spitze." Es sind herrliche Bilder, und herrlich schienen sie dem verbitterten, leidenschaftlichen Patrizier, als er in seinem Palast die ehernen Sätze fügte.

Heute, am Sonntagmorgen, spazierte ich das Tal hinauf. Jenseits von einer Brettermühle setzte ich mich auf einen Baumstamm, vor mir die weichwogende Masse eines Haferfeldes, dahinter der blaugrün bewaldete Meißner. Er beherrscht die ganze Gegend. Eine schlichte Frau in dunkelwollener Jacke, mit derbem, braunem Rock, kam, etwas aufgeregt umhersehend, des Weges,

setzte sich zu mir auf den Baumstamm und erzählte ihr Leid. „Ach Gott, es ist zu schrecklich, das Kind meiner Stieftochter ist gestorben. Ein so nettes, gutes, fleißiges Mädchen, so tüchtig in der Schule. Nur zehn Jahre alt, nun ist sie tot. Sie hatte Schmerzen und klagte, und der Krankenkassenarzt sagte, sie müsse nach Göttingen in die Klinik . . . Da ging es ihr sehr gut, und zu den Schwestern war sie sehr zutunlich und war Liebkind, besonders bei Schwester Emilie. Und die Eltern grämten sich sehr, und die Mutter sagte zu ihrem Mann, der Schreiner ist: ‚Geh noch vor deiner Arbeit zum Telephon und frage, wie es geht.' Und er ging ganz früh, ehe er was gegessen hatte, und da sagte man ihm: ‚Ihr Kind ist heute nacht gestorben.' . . . Der liebe Gott muß helfen. Am Sonntag war Prüfung in der Kirche, und das habe ich auch, als ich Kind war, gehabt, aber so viel brauchte man damals nicht zu wissen. Wie die Kinder antworteten, das ging mir durch Mark und Knochen, das war so schön. Nun wollten meine Nichten mich besuchen und mich etwas trösten, statt auf der Kirmes zu tanzen, und ich bin ihnen entgegengekommen, aber sie sind noch nicht hier." Unter dem schwarzen Kopftuch ein ernstes, gutes Gesicht, glattes, braungraues Haar, die Züge durchfurcht.

Nachmittags und abends kamen viele Ausflügler in das Tal, überall, auf allen Höhen wurde gesungen. Im Gasthof war reges Kaffeegetriebe, rührend grotesk ein „Kränzchen" einfacher, alter Kleinbürgerfrauen. Wahrscheinlich Freundinnen aus langverflossener Jugend. Wie sie schmunzelten, kicherten, was sie sich nicht alles eifrig pathetisch beim Einstippen erzählten. Als Jüngster eines größeren Kreises saßen ein kleiner Kadett und ein kleiner, weißgekleideter Backfisch am Ende eines langen Tisches. Sie waren einander anscheinend fremd, und er versuchte sie zu unterhalten: „Sehen Sie nur, da, unter der Bank, da ist eine tote Maus. Jetzt packt sie der Terrier, sehen Sie, die Eingeweide kommen schon heraus." Sie kreischte mit heller, spitzer Stimme: „Ach, hören Sie auf, das ist ja zu gräßlich." Innig freundeten sie sich an.

Höllental, Frau Holle, 12. August.

Höllental ist der jetzt gebräuchliche Name. Wohlfeile Romantik des neunzehnten Jahrhunderts, fast so schlimm wie „Holsteinische" oder „Märkische Schweiz". Dies grüne, stille Tal, in dem bei Tag und Nacht das leise Rauschen der Berka ertönt.

Von meinen Fenstern sehe ich die Koppe von Bilstein.

Nur wenig Trümmer erzählen von der Burg ihres mächtigen Herrn, des ältesten Adelsgeschlechts der Gegend. Als Kaiser Rudolf die Raubritter zu Boden warf, wurde auch Bilstein von seinen Truppen belagert. Sie wollten die Besatzung aushungern, es gelang nicht; als Hohn warf man ihnen eine lebende Forelle herunter. Da entdeckten sie einen geheimen Gang, durch den der unten an der Berka wohnende Müller die Eingeschlossenen mit Nahrung versorgte. Er wurde umgebracht; nun konnte sich die Burg nicht halten. Der Graf von Bilstein ergab sich nicht; mit Frau und Tochter bestieg er einen mit vier Rossen bespannten Wagen und raste dem steilen Abgrund zu, unten zerschellend. Natürlich nur eine Sage, aber Sagen sind ja geschichtlich wert-

voller als manche belanglose, zufällige Tatsache. Herrischer, trotziger Mut, Treue der Untergebenen, das war die Überlieferung, um welche die Sage sich schlang. Unterhalb der Ruine klappert noch heute die Mühle.

Witzenhausen, König von Preußen, 14. August.

Trotz Hunger und Durst — denn in den letzten vierundzwanzig Stunden habe ich nur Aufschnitt, Pumpernickel, Biskuit und kaltes Wasser genossen — schreibe ich vor der Tür, geduldig meinen Kaffee erwartend, über den wunderschönen Tag, über die wunderschöne Nacht auf der Werra.

Gestern früh zog ich wohlgemut von dannen. Schönes, warmes Wetter, immer Waldberge in Sicht, am Ufer Schilf in seiner nie genügend zu bewundernden Anmut, in seinem schlanken Adel. Gelbe und rosa Weidenröschen, hellrosa Wasserviolen, weiße Winden. Schmetterlinge schwirrten umher, auch metallblau schillernde Libellen, unwahrscheinlich durchsichtig und zart.

Hier lag Ellershausen mit seinem alten, nur teilweise sichtbaren Schloß. Am Wasser eine steinerne Terrasse, große, alte Speicher mit hohem Dach; auf der verwitterten Mauer wird das Wappen von einem Wassermann und einer Wasserfrau gehalten.

Dann plötzlich, unerwartet, ragten auf einer fernen Burg Türme empor. Es ist der Hanstein, ein imposanter Umriß. Und dann, ihm gegenüber, ebenfalls auf einem Bergkegel, der Ludwigstein. Dies war die Trutzfestung der Hessen, Hanstein war dagegen kurfürstlich mainzisch und seit sechs Jahrhunderten im tatsächlichen Besitz des noch jetzt blühenden Geschlechts derer von Hanstein. Vor kurzem war ich einigen Mitgliedern der Familie begegnet.

Ich beging eine große Torheit, ich war ungeduldig, vom Fleck zu kommen, wollte am andern Tage Schloß Berlepsch besuchen, zwei feudale Burgen hintereinander, das schien mir eine unkünstlerische Anhäufung der Eindrücke. So genügte es mir, während der langen Stromwindungen mich an dem immer neu sich verschiebenden malerischen Komplex der Feste, an dem kühnen Umriß der Türme zu erfreuen. (Seither höre ich schlimme Kunde; man spricht von dem Interesse eines gewissen Vereins, das verhängnisvolle Wort Hohkönigsburg ist gefallen; und ich fuhr an der noch verhältnismäßig echten Burg vorüber!)

Wie genußvoll war es auf dem Wasser; merkwürdig intensiv wirken die Spiegelungen, befindet man sich der Wasserfläche so nahe; am Ufer stehend, an Bord eines Schiffes haben die Farben, oft habe ich es beobachtet, einen weniger tiefen, weich vergehenden Glanz.

Eine unerwartete Freude, hier kommt eine gute Sandsteinbrücke, dann noch eine größere, die mächtig das ganze Tal umspannt. Und beide verhältnismäßig neu! Es läßt sich also doch noch heute leisten. Brücken sind landschaftlich von der allereinschneidendsten Bedeutung; das unselige, neue Monstrum in Glienicke hat die berühmte Schönheit jenes Havelbildes mit einem Schlag vernichtet. Diese große Eisenbahnbrücke stört nicht, im Gegen-

teil, die verschönert das Tal durch die Rhythmik ihrer ruhigen Bogen und Pfeiler. Hoch über mir die steinerne Wölbung; es ist immer eine kleine Aufregung, unter einer Brücke zu fahren, es strudelt und rast um die bewachsenen Pfeiler und Bollwerke, es hallt unter der dunklen Spannung.

Bald danach laufe ich gehörig auf. Es war schon oft geschehen; die Werra ist tatsächlich etwas seicht. Diesmal schien alle Mühe vergebens, ich mußte schon ins Wasser (vorsorglich trug ich meinen Schwimmanzug unter den Kleidern). Auch jetzt bekomme ich das Boot nicht los, mit jedem Augenblick scheint sich der Kiel tiefer in den Kieselgrund zu bohren. Der Strom flutet und rauscht; ich muß mich vorsehen, zu beiden Seiten ist tieferes Wasser. Mit aller Kraft schiebe ich und ziehe und hebe, immer vergebens. So übertrieben fest steht es sich auch nicht in so einem Fluß, die Steinchen schmerzen die an dergleichen nicht gewohnte Haut; das Wasser schießt vorüber; der Boden scheint sich unter einem zu verschieben. Endlich, endlich komme ich los, springe in das Boot, das schon ziemlich viel Wasser über Bord bekam. Ich lande am Wiesenufer, um auszuschöpfen, muß alles herausnehmen und trocknen. Mein geschnitzter norwegischer Dolch geht unter den Vergißmeinnicht und Kuckucksblumen verloren; wird man ihn nach vielen Generationen in dieser entlegenen Wiese finden, werden Hypothesen über die weite Verbreitung nordischer Ornamente vom „tollekniv" ausgehen.

Friedlich, abendlich wird das Bild; ich komme nah an dem Ludwigstein vorbei, ein baumbestandener Berg, einer alten Kirche gleichend, die Burg. Hier gefällt es mir, ich binde mich in einer kleinen Weidenbucht fest. Am andern Ufer ein von fernen Höhenzügen umsäumtes Tal; keine menschliche Wohnung ist zu sehen, nur dort oben, wie eine Dürersche Zeichnung, die Türme von Hanstein.

Da mein neuer Brennapparat auf Hartspiritus leider nicht eingehen will, muß ich mich mit kaltem Wasser begnügen — kalt ist vielleicht etwas viel gesagt. Die neue, zwischen den beiden kleinen Masten gehißte Zeltvorrichtung bewährt sich jedoch; das Baden in der Werra ist herrlich; auf dem Boden der „Formosa" habe ich diesmal, in sybaritischer Verweichlichung eine Reisedecke gefaltet, auch unterscheidet sich das glatte polierte Gefüge der zweiten „Formosa" vorteilhaft von den knorpligen Balken der ersten. Ich liege fast weich, es geht mir sehr gut; wie schön, zu Füßen der einen alten Burg zu liegen, durch die zurückgeschlagenen Zeltgipfel dort die andre zu sehen. Noch durchflimmert der letzte Abendnachtglanz die Luft über den dunklen Bergen. Beglückt genieße ich den Zauber der Nacht auf dem Wasser unter den Weiden; die reine Luft, den klagenden Ton der Vögel im Schilf, das plaudernde, bald schluchzende Plätschern dicht am Haupt. Über mir leuchten Sterne; die kleine Mondsichel ist wieder hinter den Bergen versunken, aber die Nacht ist nicht schwarz, ist dunkle Dämmerung, zartgraues Geheimnis. Im stillen Wasser spiegeln sich die Sterne. Selbst auf dem verhältnismäßig behaglichen Boden der „Formosa" schläft man nicht ununterbrochen, es wäre auch schade, eine Nacht draußen ist ein Ereignis. Ich will das Glück auskosten, nur ab und zu, nur bei schlechtem Wetter will ich mich unter Dach und Fach begeben.

Am Morgen die Erregung in der Natur, das Singen der Vögel, das anbrechende Licht.

In aller Frühe stehe ich auf; es dauert recht lange, auf dem nervös schwankenden Boot alles wieder unterzubringen. Das aus den Resten des Trinkwassers und Biskuiten bestehende Frühstück ging allerdings rasch vonstatten, in Witzenhausen will ich Entschädigung suchen, trinke, und sei es noch so spät, Kaffee. (Ich habe ihn indessen bekommen.)

Es war nicht so leicht, hierher zu gelangen. Nirgends eine Landungstreppe, auch nur ein Steg, auch nur ein Prahm. Mit Wasserverkehr wird nicht gerechnet, man kann selber zusehen, wie und wo es einem gelingt. Dabei schwierige Flußverhältnisse, abwechselnd Stromschnellen, Sandbänke und seichte Stellen. Endlich strande ich am andern Ufer an einem Garten, wo ein Brett und ein Pfosten Landungsmöglichkeit gewähren. Eine freundliche, einfache Frau, die dort ihr Gemüse bestellte, hilft mir; die Sachen werden in einem Schuppen untergebracht, das Boot befestigt.

Nach dem Mittagessen bestelle ich mir ein offenes Wägelchen und fahre nach Schloß Berlepsch. Eine hübsche Fahrt, alles bei der Ernte, alles in Hemdsärmeln, die Frauen in weißen Kopftüchern, oft spielen die mitgebrachten Kinder im Obstbaumschatten, während die Eltern goldene Garben binden und schichten. Freundliche Ortschaften, immer derselbe Häuserschlag, graugewordenes Fachwerk auf weißbeworfenem Grund, bunte Fensterläden und Einfassungen von Fenster und Tür, manchmal in einer geschmackvollen Verbindung von dunkelbläulichem und einem hellen Grün. Einige deftige Gebäude gehören anscheinend wohlhabenden Bauern, immer jedoch ist es das vergrößerte Fachwerkhaus.

Dann sehe ich oben, auf waldiger Höhe, eine große schöne Burg. Sie ist etwas bedenklich schön; unberührte deutsche Burgen sind meistens überaus einfach. Nachher sah ich auch ein Bild ihrer einstigen, weitaus schlichteren, darum nicht unvornehmeren Gestalt. Seit dem elften Jahrhundert kennt man die Ritter von Berlepsch, mit dem Sittich im Wappen, seit dem vierzehnten Jahrhundert erhebt sich hier, nach der braunschweigischen Grenze, die zu Hessen gehörige Berlepschburg.

Ihre jetzigen Mauern sind aus dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, immer verblieb sie der Familie, wurde immer bewohnt. Nur bei wenigen Burgen ist dies der Fall. An mächtigem Baumbestand vorbei führt der steile Weg, vor der letzten Schleife liegen die Gärtnerwohnungen, ein uraltes, entfärbtes Haus hat eine bedeckte Außentreppe aus verblichenen Balken. Dann kommt ein steinerner Torweg, daran schließen sich Mauern und schwere Strebepfeiler und Bastione, durch einen zweiten Torweg fährt man in den Schloßhof hinein. All dies ist unverfälscht, herzerfreuend echt. Hier sind Renaissanceteile mit dem charakteristischen kleinen Portal, an das sich die Wendeltreppe schließt. Heute wie damals vermittelt sie den ganzen Verkehr des Schlosses. Im Laufe der Jahrhunderte wurden die steinernen Stufen abgenutzt; sie haben die zaghaft leichten Fußtritte der kleinen Kinder, den frischen Schritt der Söhne und Töchter, den bedächtigen, endlich schwankenden all der Hausherren

erlebt. Unendlich viele Hochzeitszüge, Jagdgesellschaften und Leichenprozessionen kamen diese Stufen herunter.

Viel Verschönerung des neunzehnten Jahrhunderts, aber auch viel Altes. Dieser Flügel hat noch die echten Fensterrahmen, aus denen in jedem Frühling die Menschen freudig in den grünenden Wald hinuntersahen, dem Vogelsang lauschten. Die Gräfin B. ist eine feinfühlige, nachsinnende Frau; bei dem Grafen möchte man fast eine atavistische Beeinflussung vermuten. Seit über acht Jahrhunderten ist der Sittich mit dem Geschlecht verknüpft, jetzt ist dessen Oberhaupt vielleicht der erste Kenner von Sittichen und ähnlichen exotischen Vögeln. Nach dem Tee im großen, niedrigen Eßzimmer, er hat mächtige Mauern, wurde ich zur Sammlung geführt.

Was war das merkwürdig. Schränke wurden geöffnet, Fächer herausgezogen, und da leuchtete es und funkelte es, und all die toten Vögel, siebzigtausend an der Zahl, lagen da mit glänzend prächtigem Gefieder. Zierlich ausgestopfte Kolibrifamilien waren um ihre Nester vereinigt, es läßt sich gar nicht aussprechen, wie das glühte und schimmerte. Je nachdem das Licht einfiel, strahlte es im Braunrot oder Grünspangold, hier ein helles Blaugrün oder ein metallisches Violett, hier ein goldrötliches Braun oder ein intensives pflaumenfarbiges Lila.

Mit allen Weltteilen wird von hier aus in Vogelangelegenheiten korrespondiert; neulich kam eine deutsche junge Dame her, die an einem südamerikanischen zoologischen Museum angestellt ist und „fachsimpeln" wollte. Im Nebenzimmer ist der Arbeitsraum des jüngeren Sohnes, der sich für Käfer begeistert. Dann bestiegen wir den alten Söller und sahen rings umher, bis nach dem hannoverschen, bis nach braunschweigischem Gebiet, ein weites, waldiges, schön gegliedertes Land. Der Graf B. beschäftigt sich auch mit der Ortsgeschichte, bearbeitet die Archive der Gegend; er versicherte mir, daß weder die Hansteiner noch Berlepsche noch die andern Geschlechter hier herum geraubrittert hätten. Es waren Grenzburgen, Grenzfesten. Gewiß wurde mal, während einer Fehde, ein Kaufmann „ausgehoben"; das eigentliche Raubrittertum war hier unbekannt, gedeiht jedoch in den Erzählungen der Führer, in der Überzeugung aller Touristen.

Im Schloßhof war im Turm das Gefängnis, noch ist das untere „Loch" vorhanden. Wir betrachteten die alte Inschrift über dem Eingang, welche die Jahreszahl der Erbauung meldet. Ein altes Dokument erzählt von einem in diesem Hof stattgefundenen Auftritt. Heinrich Berlepsch, der Schreiber, — nur einer in der Familie war damals gelehrt — entzweite sich hier heftig mit einem Vetter. Er hielt jedoch an sich, „um nicht den Burgfrieden zu entweihen". Vom alten Torweg umrahmt, standen sie da und winkten dem abfahrenden Gast.

Nachher wanderte ich in Witzenhausen umher; in der Nähe vom alten Rathaus sind ansprechende Häuser, auch sonst kommt man auf hübsche Giebel, auf geschnitzte Balken. Ein solches Haus hat 1576 Wittekindus Meinhardus gebaut und mit einem besonders geschmackvollen Palmettenfries geschmückt. Die vielen gutaussehenden jungen Männer fallen mir auf, sie sind in einer

kleinen Stadt sonst nicht gerade häufig. Ach, natürlich, das sind die Zöglinge der Kolonialschule. Einige markieren den kommenden Wißmann und Götzen durch phantastisch verwegenen Anzug, es sind wohl die Jüngsten; so etwas gibt sich bald.

Auf dem Johannisberg, einer Anhöhe mit schönen alten Bäumen, aß ich auf der Veranda zu Abend. Vor mir das Tal, die Sandsteinfelsen, an denen ich morgens vorbeigerudert, dort hoch gelegen das Bodenhausensche Schloß Arnstein, ein altmodisch stattliches Gebäude mit wuchtigem Dach. Die Landschaft ist anziehend, hat edelgezogene Linien.

Im „König von Preußen" geht mein Zimmer auf die alte, schon von Merian gezeichnete Brücke.

Hannoversch Münden, Gasthof zur Blume, 15. August.

Ich glaube, daß ich mich noch am Ufer der Werra befinde, aber nur eben. Im Grunde genommen, werde ich sie ja nicht verlassen; im Mittelalter hat man die Bezeichnungen Weser und Wera beliebig gebraucht, es ist tatsächlich derselbe Strom; da er eine glänzende Allianz eingegangen ist, veränderte er seinen Namen.

Es war kein trockener, aber ein schöner Tag. Als ich nach neunstündigem ununterbrochenen Schlaf aufwachte, schien die Sonne hell, doch das Barometer stürzte herunter. Der etwa sechzehnjährige Hausdiener des Gasthofs brachte auf einem blauen Kinderwagen meine Sachen nach dem Boot. Ihn begleitete, von Neugierde erfüllt, der noch jugendlichere „zweite Kellner". „Nicht um hundert Taler", meinten beide, „würden sie sich mit ‚so einem Ding' einlassen, nein, niemals." Es ist ja wahr, gerade wegen ihrer leichten Eleganz schwankt sie ziemlich beim Ein- und Aussteigen. Arbeiter kommen neugierig heran, sie hatten mich gestern von ihrer „Alm" aus gesehen. Ich sei gewiß eine Ausländerin, und sie dächten sich, es handele sich um eine hohe Wette. Von freundlichen Worten und Hutschwenken begleitet, rudere ich weiter.

Der lebhafteste landschaftliche Eindruck ist der jener herrlichen, weißgeballten Wolkenzüge, die im Himmelsblau schweben, ruhig und doch belebt, in allmählicher Wandlung begriffen. Darunter ziehen blaue Bergketten sich hin.

Ermschwerd ist ein behäbiges Dorf, man sieht ihm nicht an, daß dort im frühen Mittelalter eine feierliche, kirchliche Zusammenkunft stattfand, daß dort Heinrich II. mit Erzbischöfen und Bischöfen sich beriet. Hier hatten die Buttlars ihren Wasserzoll. Sollten sie nicht auch dabei etwas geraubt haben, kam das hier tatsächlich nicht vor? Hinter Bäumen liegt das Herrenhaus, halb versteckt. Eine Herde Schafe wird vom Schäferhund zur Tränke an den Fluß getrieben. Wundervoll machen sich die Tiere, ihr warmes, sonnenbeschienenes, gelbliches Weiß, die bewegte Masse. Gleichzeitig schwimmt eine weißleuchtende Entenschar über die tiefgrünbraune Spiegelung des baumbestandenen Ufers. Wie herrlich sind all diese wechselnden Lichter und Reflexe.

Bei Blickershausen schieße ich plötzlich in stärkster Strömung auf ein spitz zulaufendes Wehr. Mühsam, langsam arbeite ich mich zurück, und bei der schwierigen, alle Kraft erfordernden Wendung um den des Aalfangs Pfosten

bleibt der Bootshaken hängen. Ein Landmann hatte zugesehen, holt sich rasch ein Boot und brachte mir den Haken, unterhalb vom Dorf, wo ich endlich antrieb. Er gab mir wichtige Weisungen, wie ich den kommenden Mühlendämmen auszuweichen hätte.

Es ist ja recht ansprechend, dort Boot zu fahren, wo es sonst keiner tut, wo man nie weiß, was kommt, wo eine Landung sich ermöglichen läßt. Immerhin muß man bei der Sache sein, hier sind Stromschnellen, hier weist langes, treibendes Seejungfernhaar, erinnerndes Flußgras an seichte Stellen, oft werden verdächtige, vom Wasser verdeckte Felsblöcke nur eben umgangen, oft höre ich das unheilvolle Knirschen unter dem Kiel, dann schwingt sich das Boot wohl plötzlich um. Bis jetzt ist jedoch alles gut verlaufen, und mir gefällt die Werra, ihr rasches Temperament.

Bei Hedemünden fuhr ich, den Weisungen gemäß, an der Insel links vorbei, hörte dann aber von einer kornschneidenden Frau, daß ich, um an dem Ort zu landen, bis zum Mühlendamm zurück müsse. Ich wollte in Hedemünden zu Mittag essen, kehrte also um, ein seichtes, schwieriges Wasser, in einem fort blieb ich stecken. Ein phlegmatischer Fischer meinte jedoch, es würde schon gehen, es ging auch, beim vierten Versuch.

Ich befestigte die „Formosa" an einem Fischerkahn, übergab ihn der Aufsicht einiger Kinder und ging ins Städtchen. Offen gestanden, eher Dorfcharakter, nette Fachwerkhäuser mit Schnitzereien und Sprüchen. Im Wirtshaus wurde „für die Herren" in der guten Stube gedeckt, und ich nahm in einer Ecke Platz. Der Herr, der auf dem Sofa saß, begriff nicht, wie man offene Fenster leiden könne, man freue sich doch, recht gemütlich warm zu sitzen (dabei draußen angenehm sommerliches Wetter). Dies berührte unsympathisch, nachher erzählte er jedoch ganz nett über König Jerome und den damaligen Jammer, über Bernadotte und seine Waldvernichtung und dergleichen mehr.

Dann ging es weiter. Im Westen eine tintige Wolkenwand, kein Zweifel, ein gehöriges Gewitter zieht heran. Ich steuere auf das dichte Weidengebüsch, finde dort etwas Schutz gegen den ansausenden Wind, binde mich fest, schlüpfe in meinen Autokapuzenmantel, und dann prasselt der Regen hernieder. Donner und Blitz, ein heulender Sturm, es dampft der gepeitschte Strom. Eine herrliche Luft, indigoschwarze Luftmassen, zerfließende Regenwolken, dazwischen helle Durchblicke mit fahlem Licht, dann wieder perlgrauer Nebel. Ich habe es im Weidenschlupfwinkel nicht übel, nach einiger Zeit langweilt mich jedoch die Sache, und ich mache mich auf den Weg. Der eine Sturm zieht vorüber, von jenen tiefdunkeln Höhen naht sich schon ein neues Gewitter, wieder kracht der Donner, funkeln die Blitze. Man muß Boot und Zubehör bei schlechtem Wetter ausprobieren; alles bewährt sich, der Mantel ist tadellos wasserdicht, nur Gesicht und Handschuhe werden naß. Was macht das aus.

Immer anziehender wurde die Gegend. In Hedemünden, sagte mir eine einfache Frau: „Ach, Sie wollen nach Münden, da haben Sie Prachtvolles vor sich, der Fluß ist wunderschön." Sie hatte recht. Ein herrlicher Hochwald trat dicht an das Ufer. Ich sah in tiefes Walddunkel hinein, in das

geheimnisvolle Aufsteigen der hohen Stämme. Alte Eichen, herrliche Buchen, zwischen grünen Bergen der sich windende Fluß.

Es war einsam, nur selten ein Fachwerkhaus im Grünen verloren. Dann verzog sich das Gewitter, nur ab und zu sein fernes Grollen. Über mir flogen leidenschaftliche Wolken, ein Lichtstrahl drang hindurch. Und aus den Baumgipfeln, aus den Talklüften wandte sich weicher, weißer Nebel, verwischte die Umrisse, verschmolz sich mit den Laubkronen, verging im Violettrot der Sandsteinfelsen, verflog als phantastisch blasses Gespinst.

Es war traumhaft schön. Das Boot glitt auf dem Fluß dahin zwischen den bewaldeten Höhen.

Eine große steinerne Brücke; hätte man sie nicht mit kleinlichen Türmchen „geschmückt", wäre auch diese — erstaunliche Gegend — tadellos gut. Leider kamen qualmende Fabriken, Steinbrüche schändeten die Berge, dazwischen war jedoch prächtiger Baumwuchs, der oft alles Häßliche verdeckte. Es erschien eine Kastanienterrasse mit alten Gartenhäuschen, die Bäume führten auf ein mächtiges, den Fluß überragendes Schloß des sechzehnten Jahrhunderts. Es ist die uralte Welfenburg, der Zugang zum Land der Welfen. Otto von Nordheim hatte hier seine Burg; „Otto von Nordheim," überall war ich dem Namen des gewaltigen Kriegsherrn begegnet, in Eschwege, in Bilstein, in Berlepsch. Hier hat er gelebt, seine weittragenden Pläne geschmiedet. Er, wie der Erbauer dieses Schlosses, der ritterliche Erich der Erste von Braunschweig, lebten hier. Es war reizvoll im Schatten der Kastanienterrasse des alten Renaissanceschlosses dahinzufahren, und das gegenüberliegende Ufer ist ebenso ansprechend in einer andern, kleinbürgerlichen Note. Unregelmäßige, schmale, rotdächige Fachwerkhäuser, sie spiegeln sich im Wasser. Dann fahre ich unter der uralten Weserbrücke, um das Jahr 1400 wurde sie gebaut, als Münden eine blühende Hansastadt war. Dann muß ich gut aufpassen, um dem rauschenden Wehr zu entgehen und gelange glücklich zur Schleuse.

Als Steuerzahlerin bin ich entrüstet, das Aussteigen ist unmöglich, keine erreichbaren Stufen, kein Ring, keine Vorrichtung zum Anbinden des Fahrzeuges. Da sitzt man. Nette Zustände! Wozu hält man sich eine kostspielige Regierung? Warum rudert der Regierungspräsident nicht, dann wüßte er doch, wie das hier zugeht. Kein Mensch ist zu sehen, wie soll man an den Schleusenmeister gelangen, warum hängt hier keine Glocke? Länger, als mir genehm ist, muß ich warten, endlich kommt ein kleines Mädchen, das mir den Betreffenden holt.

Dann öffnen sich langsam, eindrucksvoll die großen, dunklen Wassertore, und ich rudere hinein. Durch das andre Tor strömen aus regelmäßig angebrachten Löchern malerische Kaskaden, ein pomphaftes Wasserwerk, wie im Garten eines italienischen Neptunpalastes. Nur weil die Löcher in verschiedener Höhe, in regelmäßigen Abständen angebracht sind, das Geheimnis des Rhythmus! Trotz dieser rauschenden Wasserfülle sinkt langsam, unaufhörlich der Wasserspiegel, mit ihm das Boot. Ich bin gewiß ungewöhnlich dumm, wie das zusammenhängt, kann ich trotz eifrigen Nachdenkens nicht begreifen. Dann weiten sich die Pforten; hier ist wenigstens eine brauchbare

Treppe vorhanden, der Schleusenwärter übernimmt die „Formosa"; sein kleiner Sohn bringt die durchnäßten Segeltuchtaschen nach dem „Gasthaus zur Blume" (Standort für Radfahrer, also auch für Rudersleute der richtige Typus).

Eine größere Gymnasiastengesellschaft hat sich angemeldet, ich erhalte das einzige noch freie Zimmer, bin glücklich, unter Dach und Fach zu kommen, denn draußen gießt es, nicht gewitterhaft, sporadisch, sondern zielbewußt und erbittert.

Beckerhagen, Gasthof zum Anker, 16. August.

Dies hier ist das ländliche Absteigequartier, wie ich es mir zur Bootfahrt wünsche: eine Laube, Apfelbäume, freundliche Blumen, unter mir der Fluß. Es ist das Fahrhaus, alles einfach, aber sehr anständig und sauber. Die sechzehnjährige Tochter, anmutig und still, hellblond, mit einem feingeformten, länglichen Kopf — eine gotische Prinzessin. In diesen letzten Tagen sah ich mehrere Male diesen vornehmen Typus. Im Volk rassige Schönheit zu finden, ist in aller Herren Länder selten, herzlich selten in Deutschland.

Gestern abend kamen die Gymnasiasten, durchnäßt, aber seelenvergnügt, in Münden an. Wir aßen gleichzeitig zu Abend, sie waren aus verschiedenen Klassen und bald begannen sie sich Schul- und Lehrergeschichten zu erzählen ... „Neulich sagte er uns beim Singen: ‚Jungens, heute hat es geklappt, heute habt ihr mir wirklich mal Freude gemacht'. Im selben Augenblick steckt der Direktor den Kopf zur Tür herein und jammert: ‚Ihr singt ja systematisch daneben, selbst in meinem Arbeitszimmer habe ich die Unreinheiten vernommen.'" Der Älteste erläuterte die Pläne für den morgigen Tag, sprach gebildet über die Sehenswürdigkeiten der Stadt, die in Augenschein genommen werden sollten.

Auch ich nahm sie heute morgen in Augenschein. Behagliche, vorstehende Fachwerkhäuser, einige sehr stattlich und geschmackvoll. Tilly verwüstete in einer Maiennacht die reiche Stadt, sie hatte fünfzehntausend Bürger; als er fortzog, häuften sich Tausende von Leichen in den Straßen.

Nach Beendigung des Krieges blieben nur zweitausend Einwohner, auch jetzt werden noch nicht neuntausend gezählt. Dies berichtete oben auf der Tillyschanze ein Herr seinem Sohn.

Die im neunzehnten Jahrhundert innen verballhornte St. Blasienkirche hat einige interessante Sachen. Besonders fesselte mich das eherne Taufbecken, bezeichnet Niklaus von Stettin 1392. Bode nennt nicht den Meister, spricht wegwerfend von norddeutschen Taufbecken jener Zeit.

Ich kann mir nicht helfen, diese behäbigen Gestalten um das runde Becken schienen mir beachtenswert. Aus den groben, niedersächsischen Zügen spricht ein gutmütiger Humor. Unter dem Becken sitzen originell groteske Gestalten, vielleicht Flußgötter auf stilisierten Meerungeheuern, welche die Köpfe verdrehen. Kennt Bode den Niklaus von Stettin?

Dort ist das Denkmal vom Herzog Wilhelm von Braunschweig, eine jener ergreifenden, liegenden Rittergestalten, wie es viele in Deutschland gibt, zu den Füßen Löwen, zu Häupten kleine Engel, der Helm beschattet die strengschönen Züge des toten Herrn

Ein Marmordenkmal redet vom ersten Herzog Ernst von Braunschweig, dem Erbauer des Schlosses. Er war Freund und Kampfgenosse von Maximilian, rettete ihm in einer Schlacht das Leben. Er blieb der katholischen Religion getreu, ließ jedoch seiner zweiten Gattin Elisabeth in ihrer eifrigen Verbreitung der neuen Lehre freie Hand. Sie war eine brandenburgische Prinzessin, und das Schloß erinnert etwas an das an der Spree in Berlin. Die besterhaltenen Teile sind jedoch vom Nachfolger, Erich II. von Braunschweig, nach einem Brand erneuert.

Einige Räume sind erst kürzlich von der Tünche befreit. Das „römische Zimmer" erzählt in rohen Fresken von Krassus und Lukullus und andern Helden, eine schöne Balkendecke, ein großer Kamin. Im tiefen Erker hat man gewiß oft und behaglich um den Tisch gesessen, sah auf den Fluß, auf die Türme und Giebel der Stadt, rings umher die bewaldeten Höhen. Die Aussicht hat sich wohl wenig verändert, die alte Spindeltreppe führt noch herauf. In einem Flügel sind Sammlungen untergebracht, auch das Eberlein-Museum. Herr Professor Eberlein ist hier in der Nähe geboren. Interessant die Erinnerungen aus Napoleonischer Zeit. Wir beschäftigen uns gern mit Napoleon, uns ist er nicht der „Bluthund", sondern einer der Großen. Doch frischt es die geschichtliche Empfindung auf, wenn gelegentlich leidenschaftliche Pamphlete und Kundgebungen aus jener Zeit einem vor die Augen treten.

Das alte Welfenschloß ist von der Regierung maßvoll instand gesetzt, Gott sei Dank nicht eigentlich restauriert. Die englisch-hannoverschen Könige hatten es schmählich behandelt; vollständig verwahrlost, wurde es als Kornspeicher benutzt. Manchmal überrascht einen die zähe Treue, mit der die Bevölkerung an diesem, ihnen oft so wenig treuen Herrscherhause hängt.

Ich wandere durch die Stadt, dort an der alten Ägidienkirche ruht der Fürst aller Wunderärzte, der Doktor Eisenbart. Von Markt zu Markt ziehend, wahrscheinlich mit suggestiver Kraft, mit groteskem Humor seine Zuhörer fesselnd, erreichte ihn der Tod im Gasthof jener malerischen alten Straße.

Das Rathaus ist bezeichnend für das Gedeihen dieser Lande, bis der Dreißigjährige Krieg, Wohlstand und Kultur niederstampfend, sich hier erging. Wie viele ähnliche Schlösser und Rathäuser sollte ich noch sehen. Imposante Gebäude mit harmonischen Verhältnissen und geschmackvoller Verteilung. Doch freut es mich, daß Bode ebenfalls der Ansicht ist — ein unangenehmer Stil, dieser so beliebt gewesene, der sogenannten „deutschen Renaissance", mit seiner halbverstandenen, verkümmerten Bearbeitung niederländischer und italienischer Motive. In der Kleinkunst herrlich; anziehend die auch in der Architektur vorkommenden vegetabilischen Flachmuster, die phantastisch grotesken Ornamente. Doch kommen gerade diese in der Gegend seltener vor, unvermeidlich ist hingegen der spillerige „Schreiner"- und „Metall"-schmuck, die schmale Pyramide auf den Giebelabsätzen und Portalen, das Knorpelornament, das Rollwerk. Handelt es sich jedoch nicht um Schmuck, sondern einfach um die Erfordernisse stattlicher Gebäude, sind sie erfreulich mit ihrer vornehm gegliederten Wucht. Wie schön ist der graue Stein mit

dem getönten Hauch der Jahrhunderte, wie angenehm die ruhige Fläche des hohen Taches, sei es dunkler Schiefer, seien es jene unvergleichlichen grauen Steinplatten vom Solling.

Wie in Eschwege fanden die Volksfeste auf der Flußwiese statt, der Tanzwerder von Münden hat jedoch seine eigenartige Bedeutung. Werra und Fulda fließen zu beiden Seiten der weidenbestandenen Wiese; an ihrer Endspitze vereinigen sie sich, wird die Weser geboren. Hier vorn steht eine große, einsame Kastanie, sie beschattet einen Inschriftenstein, er verkündet die Geburt: „Deutsch bis zum Meer der Weserfluß." Dies ist keine wohlfeile Phrase, nirgend wirken Land und Leute so unberührt deutsch.

Als ich mit der „Formosa" vorbeiruderte, aus der immer rascher, aufgeregter werdenden Werra in die ruhig befriedigte Weser gelangte, lag Münden in seltener Schönheit da. Die Fabriken, die Eisenbahnbrücken und Schuppen waren nicht mehr sichtbar, im Hintergrund reichbewaldete Berge, jenseits von malerischem Mühlenkomplex mit dichtgedrängten Giebeldächern die alte Stadt.

Es war eine genußreiche, nur allzu kurze Fahrt. Draußen konnte ich nicht übernachten, das Wetter war unsicher, das Boot feucht und Karlshafen zu weit. Auch will ich mich ja nicht beeilen, will in langsamem Genuß „en le savourant" des Weges ziehen.

Die Wälder waren unglaublich schön, traten oft dicht an das Ufer, dann kamen leuchtend grüne Wiesen mit weiß und schwarzen Holländerkühen, mit einem Hintergrund violett beschatteter Berge. Eine Kompagnie Pioniere übte mit ihren Pontons; ich will nichts gesagt haben, aber wieviel malerischer wirkten die Schafe und Gänse bei Ermschwerd. Die Linien der langen Hosen zerstören jede ästhetische Wirkung.

Wundervoll war die Beleuchtung, graue, verfließende Wolken, Sonnenstrahlen durch zarten Dunst. Am Ufer liegt ein altes verschlossenes Herrenhaus, hohe Stufengiebel, eine verwitterte Wassermauer, weiche Laubmassen, ein verwilderter Garten mit großen, brennend gelben Sonnenblumen; sie spiegeln sich im Wasser. Daran grenzend eine Pächterwohnung mit Fachwerk, grünbemalten Fensterläden; im freundlichen Wirrwarr des Gartens erhob sich eine romanische Säule mit dem bekannten Würfelkapitell.

Ich lande in Beckerhagen; die Laube über dem Strom tut es mir an. Das früher landgräfliche Barockschloß hat Mauern, an denen Kapuzinerkresse und rotgelbe Georginen blühten; es gab behagliche, echt niedersächsische Bauernhäuser mit Blumenbrettern, Weinstöcken oder Spalierobst. Herz erfreulich ein Garten mit stolzblühenden goldroten Feuerlilien hinter einem blaugrünen Gatter. Sonderbarerweise waren die in ostelbischen Dörfern und Landstädtchen anheimelnden Bänke vor der Haustür nur spärlich vertreten. Inschriften waren dagegen üblich. „Alle, die mich kennen, denen gebe Gott, was sie mir gönnen . . . Trink und Eß, Gott und die Armen nicht vergeß."

Große Holzstöße waren überall aufgestapelt, verbreiteten einen kernigen Duft. Die Scheite wurden zerkleinert und zu kunstvollen Rundhaufen geschichtet. Im Nachbardorf Laake lag Haus neben Haus am Wasser, unten große Steinquadern, um dem Hochwasser zu widerstehen, darüber Fachwerk;

die alte, steinerne Kirche hatte einen niedrigen, breiten Turm; an der Kirchhofsmauer erhob sich eine Gruppe mächtiger Bäume. Das ehemals „letzte Haus" war das Haus des Hirten. Wie ich eben aus Elard Meyers „Deutsche Volkskunde" ersehen hatte — hier liest es sich gut —, war das alter Brauch. Auf den grauen, ausgelaugten Balken stand der Spruch: „Die Gemeinde hat Gott vertraut und dies Hirtenhaus erbaut. Nun hütet treu ihr Hirten eure Herden. Anno 1752."

Alles war draußen auf dem Feld; wie bedeutungsvoll anziehend sind die einfachen Vorrichtungen des Landbaues. Ich konnte mich vom Anblick des pflügenden Ochsenpaares nicht trennen; ruhig schritt der Bauer dahin, schritt das schwere, prächtige Vieh, eine Furche neben der andren zog sich in der fruchtbaren, fattbraunen Erde.

Lippoldsberg, 17. August.

Während mein Mittagsmahl bereitet wird, schreibe ich in der Gaststube, unter den alten Balken, am niedrigen Fenster.

Eingerahmte Buntdrucke zieren die Wände: an einer schneebedeckten Parkbalustrade werden Rehe von vornehmen kleinen Mädchen gefüttert; diese tragen pelzverbrämte Samtkleider, haben kornblumblaue herzige Augen. Diese Verkörperung von Luxus, Schönheit und kindlicher Einfalt erfreut gewiß, und der künstlerische Schaden ist gering.

Eine typische Landchaise, mit typischem Landkutscher in grüner Livree, mit sehr vielen, wappengeschmückten Knöpfen, fährt vorbei; die Insassen werden von allen vorbeigehenden gegrüßt. Vielleicht komme ich einmal irgendwo mit ihnen zusammen; dann heißt es erstaunt: . . . „und Sie waren in Beckerhagen, haben dort im Wirtshaus zu Mittag gegessen?"

Eine Reiseannehmlichkeit dieser Gegend — überall sind halbe Flaschen Apfelwein erhältlich, und ich kenne doch nichts Besseres nach einer Ruderfahrt oder Fußwanderung als dieses schwach alkoholische, gelind stimulierende Heimatserzeugnis.

Heute morgen verließ ich Beckerhagen, blieb noch lange in Sicht der weiten, bewaldeten Höhen. Wald, überall Wald. Daß dem römischen Heere unsre deutschen Urwälder grauenhaft erschienen, behohnlächeln wir gern. Vielleicht ist der Wald diesen Verächtern der lateinischen Volksseele nur einseitig vertraut? Sie kennen ihn vielleicht vor allem aus der Sommerfrische, liegen dann begeistert im grünen Schatten, wandern auf bezeichneten Wegen, „Wer hat dich, du schöner Wald" singend, nach dem Aussichtspunkt, wo blaue Fernblicke und Kaffee sie erwarten. Haben sie sich jemals auch nur in einem unsrer geforsteten Wälder verirrt? Kennen sie das Gefühl der Verlassenheit, der Hilflosigkeit in dieser unübersehbaren Baumwildnis, in denen jede Richtung sich verliert, jeder Pfad versagt, in denen man kaum den Himmel über sich sieht, nichts als Bäume, Bäume in unfaßbarer Zahl? Laßt Euch einmal damit ein und rodet auch nur Waldgestrüpp aus. Wie alles fest umwuchert, zusammengeklettet, das Vordringen erschwert, wie schrittweise, mit mühevollen Schlägen die Bahn erkämpft werden muß. Damals waren überall Sümpfe. Kennt Ihr diese, kennt Ihr die Todesangst, wenn der Boden unter den Füßen

schwankt, das lähmende Entsetzen, wenn alles weich unter einem vergeht? Furchtbar, grauenvoll war der Urwald dieser Gegend, schrecklich das mühsame Sichdurcharbeiten in diesem unerforschten Waldland mit seinen Morästen und Mooren, dem schier undurchdringlichen Gewirr der riesenhaften Stämme und Wurzeln, der Licht und Luft verwehrenden Wipfel. Wir alle lieben den Wald, ich weiß nicht, ob unsre Vorfahren ihn liebten. Er war ihnen geheimnisvoll heilig; hier wohnten die Götter; er war ihnen notwendig als Jagdgrund, als Versteck vor dem Feind. Lieben denn arme Nordseefischer das Meer? Es ist ihnen der vertraute Schauplatz der Arbeit, der nächste Umgang, ist ihre entsetzliche, tägliche Gefahr.

Mitten im Hochwald, hart am Ufer erhob sich die Bramburg, ein rötlichbrauner runder Turm, darüber graue Luft, ein lebendig gewordener Ruysdael am einsamen Fluß. Es kommen wohlhabende, rotdächige Dörfer mit rührenden Namen: „Gewissensruh," „Gottestreu"; vertriebene Hugenotten haben sie errichtet. In der grün bewegten Landschaft erheben sich zwei romanische Türme, sie gehören zu Kloster Bursfelde. Der Weserdampfer faucht heran; wenn so ein Ungetüm wasseraufwirbelnd vorbeirauscht, weichen bescheidene Bootsleute behutsam aus. So in feudaler Zeit der schlichte Hirt, sprengten stahlbewappnete Ritter und Roß klirrend und gefahrdrohend heran. Zur Freude der Fahrgäste erfaßt das Kielwasser die „Formosa", sie schaukelt und schwankt. Dann befestige ich sie an dem Prahm, turne herauf und erreiche den Steg. Ach, diese romanischen Türme sind aus dem zwanzigsten Jahrhundert. Die vermutlich, aber wer will es nach dieser Restaurationsarbeit bestimmt sagen, alten Mauern sind sauber verputzt, nur das runde, säulengeschmückte Portal überzeugt. Innen edle Verhältnisse; vermutlich waren die gotischen Malereien aus der Zeit jener späteren Maßwerkfenster interessant. Sie sind nachgezeichnet, übermalt, haben einem jetzt nichts mehr zu sagen. Zwei Restaurationsmethoden verheeren die deutschen Lande. Die eine konsistorialrätlich korrekt und nüchtern; um ein Beispiel zu nennen, hat sie auf das systematischste und gründlichste den herrlichen Ulmer Münster aller Poesie beraubt. Die andre Richtung ist malerischer Kitsch, arbeitet mit angedeuteten verblasenen Farben, läßt die historische Stimmung zu, ist eine noch perfidere Fälschung. Hier blüht letztere Schule.

Ich fahre weiter. Es spiegelt sich eine überaus malerische Gruppe heller Fachwerkhäuser und großer Bäume im Wasser; gleich daneben fließt die Schwuhne leise plätschernd in den Weserstrom; sie ist von prächtigen Rüstern umstanden. Wundervoll komponiert sich das Bild.

Ich sitze noch immer im kleinen Honoratiorenzimmer; es regnet energisch. Glücklicherweise habe ich Zigaretten und einen Band Goethe.

Karlshafen, 17. August.

Als ich gegen vier Uhr, immerhin etwas niedergeschlagen, mir Kaffee bestellte, klärte sich das Wetter auf, und vergnügt zog ich von dannen.

Herrlich die mit Feuchtigkeit durchtränkte Luft, der leuchtendgrüne Wald. Es ist mir, als wäre er noch nirgends so schön gewesen. Der sonst feste Be-

stand hatte sich hier gelockert, einzelne mächtige Eichen, einzelne zart poetische Birken, einzelne Pappeln in ihrer strengschönen Linienführung traten hervor. Hier war eine Lichtung mit feinem Gewirr von bunten Stauden, mit einzelnen, gewaltig ausladenden Bäumen, und oben, auf der Luftlinie, weithin sichtbare Gruppen. Gelegentlich lagen feuchtduftende Wiesen am Fluß, gelegentlich rieselten kleine Bäche unter großblättrigem Huflattich und Vergißmeinnichtblumen von den Waldhöhen hernieder, brachten ihr quellklares Wasser in den großen Strom. Das ist immer eine Freude; sie haben einen besonderen Laut, eindringlich leises Geplätscher.

Tief und verschwiegen waren die Wälder, ernst stiegen all die Stämme aus dem unbestimmten Baumdunkel empor. In dieser Waldeinsamkeit ließ ich mich langsam treiben; so schön hat man es nicht oft.

Der Abend nahte, als ich Karlshafen erreichte; ich legte an der Schleuse an. Ein würdiger Seebär, der Besitzer des Wirtshauses, versprach, auf die „Formosa" zu achten, Karl, der Knecht, sollte sie an geschützter Stelle anbinden. Dem Karl gelang es nicht recht; er behauptete, „so was Wippliches und Kippliches" gäbe es nicht wieder. Zuschauer drängten sich heran, hofften, Karls Umschlagen zu erleben; schließlich drechselte er die Sache richtig und trug mir meine Sachen nach dem „Schwan". Sein Herr und er hielten dies für den geeigneten Gasthof. Aus der malerischen Gartenwirtschaft mit ihren gestutzten Bäumen, altmodischen, hellgrünen Tischen und Stühlen heraustretend, über den Schleusensteg gehend, hatte ich vor mir ein feinstilisiertes, eigenartiges Bild. Ein ovales, steingefaßtes Kanalbecken, ringsherum im feierlichen Oval altfränkische, weiße Häuser, mit Bäumen und einem einfachen Rathaus-Blaß und verträumt spiegelte sich das Bild im regungslosen, dämmernden Wasser; hier und dort brannten die Laternen in einem nebligen Dunst. Landgraf Karl von Hessen hatte den Hugenotten diesen Zufluchtsort erbaut, ohne „Architektur" noch „Stil", aber der schlichte Grundriß ist geschmackvoll, die Verhältnisse sind richtig gesehen, und ans Fenster gelehnt, kann ich die Augen nicht davon lassen. Es kommen die Sterne, rings umher blaß vergehende mattdunkle Waldberge, vor mir die weißen Häuser um das schweigsame Wasser.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Charles W. Eliot,

Präsident der Harvard-Universität 19. Mai 1869 bis 19. Mai 1909.

Von

Eugen Kühnemann.

Kaum hatte sich im November 1908 mit der Wahl des neuen Präsidenten der Vereinigten Staaten die diesmal nicht besonders große politische Aufregung des amerikanischen Volkes beruhigt, da wurde die Nachricht zuerst in Cambridge und Boston bekannt, daß Charles W. Eliot, der Präsident der Harvard-Universität, im Mai des Jahres 1909 sein Amt niederlegen werde. Am 19. Mai 1909 wurden es vierzig Jahre, seit er die Leitung der ältesten Universität Amerikas übernahm. Man sagt nicht zu viel, daß diese Nachricht zunächst in den gebildeten Kreisen Neu-Englands, dann aber auch im ganzen Lande die Aufmerksamkeit genau so beschäftigt hat wie das politische Ereignis. Ja, es waren nicht wenige, die unter dem Gefühl einer eigentlich noch größeren Wendung der Dinge standen. Seit Eliot sein Amt antrat, haben die Vereinigten Staaten acht Präsidenten gehabt. Die Harvard-Universität behielt ihren großen Führer und wurde durch ihn, so wie sie das älteste College des Landes war, die leitende Universität Amerikas.

Das Wort sagt unter den amerikanischen Verhältnissen mehr, als es vielleicht in Deutschland bedeuten würde. Die Idee der Universität war hier nicht gegeben, so daß es sich nur um die mehr oder minder vollkommene Erfüllung einer feststehenden Aufgabe gehandelt hätte. Der ganze Gedanke der Universität war erst zu entwickeln, — nicht nach einem fremden Vorbild, z. B. dem deutschen, sondern für die besonderen Bedürfnisse Amerikas. Die amerikanische Universität ist im vollsten Sinne eine neue Schöpfung, die bei weitem noch nicht vollendet ist. Gerade darum aber wurde die Entwicklung des neuen Universitätsgedankens wichtig für das gesamte Erziehungswesen des Landes. Als der Gestalter der Harvard-Universität wurde Präsident Eliot zugleich die einflußreichste Persönlichkeit in der gesamten Geschichte des Erziehungswesens in Amerika. Es gibt vielleicht kein Volk in der Welt, das in allen seinen Teilen so tief durchdrungen ist von dem Glauben an die Bedeutung und an die Macht der Erziehung wie das amerikanische. Ein geradezu fieberhaftes Verlangen nach Unterricht und Bildung erfüllt alle Schichten. Die Arbeit der Erziehung wird verstanden als das wesentliche Mittel im Aufbau der Demokratie. Erziehung und Selbsterziehung bedeuten das Heranbilden der ihrer selbst gewissen unabhängigen Persönlichkeiten, durch die allein die freien Institutionen eine Möglichkeit werden. Das Erziehungswesen also ist

vielleicht das wesentlichste Stück in der sozialen Arbeit Amerikas. Von hier aus allein versteht man die nationale Bedeutung, die der Arbeit Eliots zukommt. Er hat sich als Leiter der Harvard-Universität stets im Dienste seines Volkes und der Demokratie gewußt. Er hat in diesem Sinne den allerweitesten tätigen Anteil genommen an den großen öffentlichen Fragen des amerikanischen Lebens. Ohne jemals ein Staatsamt zu bekleiden, als das Haupt eines reinen Privatunternehmens, wie es die Harvard-Universität ist in ihrer völligen Unabhängigkeit von lokalen, Staats- und Bundesbehörden, ist er durch Jahrzehnte eine öffentliche Macht gewesen. Immer wieder hört und liest man über ihn in Amerika: „Er ist unser erster Bürger als Privatmann", oder auch: „Er ist unsre größte moralische Kraft als einzelne Person".

Die Entwicklung der Harvard-Universität bildet eins der interessantesten unter jenen Kapiteln der amerikanischen Geschichte, die im Ausland weniger beachtet werden. Die Gestalt Eliots gehört seit langem nicht nur Harvard, nicht nur Neu-England, sondern seinem ganzen Land an. Ein solcher Mann hat vollen Anspruch auf Würdigung in Deutschland und in der Welt.

I.

Charles W. Eliot war fünfunddreißig Jahre alt und Professor der analytischen Chemie am Institute for Technologie in Boston, als ihn der Verwaltungskörper der Harvard-Universität, die Corporation, damals gerade eine Gruppe alter Männer, zum Präsidenten der Universität erwählte. Die Wahl bedurfte der Bestätigung durch eine Art Oberaufsicht führenden Ausschusses, die Overseer. Die Bestätigung wurde versagt, endlich aber, da die Corporation fest blieb, doch gewährt.

Die älteste Hochschule des Landes, 1636 gegründet, in erster Linie um gebildete Geistliche für die Kolonie zu erziehen, befand sich im Jahre 1869 in einem unentwickelten und einigermaßen chaotischen Zustande. Das College als der älteste und wichtigste Teil des Ganzen war in allen wesentlichen Zügen eine höhere Schule mit Gymnasialcharakter. Die Studienzeit betrug wie jetzt vier Jahre. Die Bedingungen für die Zulassung waren sehr bescheiden. Die Studien für die ersten zwei Jahre waren so gut wie ganz, die für die beiden letzten Jahre etwa bis zur Hälfte vorgeschrieben. Es gab also einen obligatorischen Lehrplan. Den Kern der Studien bildeten Lateinisch, Griechisch und Mathematik. Etwas Naturwissenschaft gliederte sich an. Alles andre befand sich im Zustand erster Anfänge. Das College aber galt als die hohe Schule der allgemeinen Bildung, der höheren freien Kultur. Es war das Mittel für die Entwicklung der feineren Menschlichkeit in Amerika.

An das College lehnten sich einige Fortbildungsschulen für die gelehrten Berufe. Das Eigentümliche war der völlige Mangel an Zusammenhang zwischen dem College und diesen Schulen. Mit andern Worten: wer ein Geistlicher, ein Arzt, ein Rechtsanwalt oder Richter werden wollte, bedurfte nicht der vorhergehenden Bildung im College. Die Theologieschule nahm ihre Zöglinge mit der gewöhnlichen High-School-Bildung, die wir, besonders für die damalige Zeit, mit Sekunda- oder gar Primareife sicher viel zu günstig umschreiben. Die Medizinschule machte so gut wie keine Anforderungen

an die Vorbildung. Nicht viel besser verfuhr die Rechtsschule. Ungleichartig und unsicher stand es mit der gleichen Frage in der Ingenieurschule und den verschiedenen Gebieten der angewandten Naturwissenschaften, praktischer Chemie, Bergbauwesen usw. Die zahnärztliche Schule hatte einen schweren Stand. Die landwirtschaftliche Schule und die Tierarzneischule waren noch nicht da. Diese sämtlichen Berufsschulen waren nicht viel mehr als praktische Drillanstalten, die so schnell und so bequem wie möglich ihre Zöglinge zustutzten für das Geschäft ihres Lebens. Der Zusammenhang zwischen ihnen allen war wie der mit dem College der loseste. Einige hatten eigene Verwaltungskörper, eigene Vermögensverwaltung, eine Art persönlicher Unabhängigkeit auch dem Präsidenten gegenüber. Sogar Lehrzeiten und Ferien waren verschieden.

Die Reform, die hier einsetzte, mußte eine Reform an Haupt und Gliedern sein. Nicht nur galt es, diese zerstreuten Fragmente gänzlich ungleichartiger Bildungsanstalten, in denen alles zusammenkam von der höheren Schule bis zu allen erdenklichen Möglichkeiten der Berufsschulung, in eine einheitliche Organisation umzuschaffen. Es galt in allen Teilen eine völlige Erneuerung des Geistes, der Methoden und der Aufgaben. Ja noch mehr, es galt durchgehends eine Erhöhung der Bildungsforderungen für alle Teile des Studiums. An die Stelle des lässigen Lernens vorgeschriebener Wege sollte das wirkliche Studieren treten aus eigenem Entschluß und unter eigener Verantwortung. An Stelle der schnellen Abrichtung für praktische Zwecke wurde wissenschaftliche Durchbildung entsprechend dem ganzen Ernst der gelehrten Berufe das Ziel. Vor allem aber war das Verhältnis der allgemeinen Bildung und der Berufsbildung endgültig zu bestimmen. Nur wer im College allgemeine Kultur in selbständigem Studium sich angeeignet, sollte in die Fachschulen zugelassen werden. Dies war der letzte Zielpunkt. Man darf sagen, daß in jenem Augenblicke der Begriff der amerikanischen Bildung selber zur Entscheidung stand. Nur an der Universität konnten diese Dinge entschieden werden. Die Universität aber, die hier die Führung nahm, hier den Maßstab aufstellte für alle, sie wurde damit die Trägerin des amerikanischen Bildungsbegriffs. Sie setzte das Ideal an die Stelle der Nützlichkeitsrücksichten, den Ernst und die Tiefe wahrhafter, selbsterrungener Bildung an die Stelle schnell erraffter Fertigkeiten. Sie erreichte aber dies alles durch eine einzige entscheidende Wendung, sie führte den Geist wahrer Bildung, den Geist der Freiheit und Selbständigkeit an Stelle des Schuldrills in das amerikanische Universitätswesen ein. Diese geistige Umbildung des Ganzen ermöglichte auch allein die Einheit der äußeren Organisation. Um diese durchzuführen, brauchte man einen großen Verwaltungsbeamten und Organisator, einen Minister großzügiger Unterrichtspolitik. Um sie hervorzubilden aus jener Revolution der Gesinnung, Arbeitsweise und Denkungsart, das verlangte einen wahren Minister des Geistes.

II.

Das gesamte amerikanische Universitätswesen ist in einem gewissen Sinne bestimmt durch das Ziel, auf das seine Arbeit gerichtet ist: das Erreichen des sogenannten Grades. Der Zweck, mit dem die College-Arbeit schließt, ist der A. B., der baccalaureus artium. Die Forderungen, an die die Erteilung

des A. B. geknüpft wird, bedingen durchaus die Höhe und den wissenschaftlichen Wert der Lehre im College, die Höhe und den Wert der Arbeit und der Leistung.

Da also lag der Ansatzpunkt für die ganze Reform und Organisation, deren Grundgedanke von hier aus mit einem Satze ausgesprochen werden kann. Alle Berufsschulen mußten mit der Zeit Schulen für Graduierte werden, d. h. nur denjenigen zugänglich sein, die den A. B. zuvor erworben hatten. Die Anforderungen aber für den Grad waren so zu erhöhen, daß man sicher war, in den Graduierten Männer von vollwertiger allgemeiner Kultur in wissenschaftlichem Geiste zu erhalten.

Hiermit hing ein andres untrennbar zusammen. Stiegen die Forderungen für den Grad, so stiegen notwendig auch die Zulassungsbedingungen schon für das College. Mit andern Worten: es ergaben sich neue und höhere Forderungen auch für die Arbeit der Schulen, die in ihren Abiturienten die Studenten des College stellen.

Damit ergriff die Harvard-Universität die Führung für eine allgemeine Aufwärtsbewegung im Unterrichtswesen des Landes. —

Das Zaubermittel, das zunächst das College in all seinen Teilen belebte, war die entschlossene Durchführung des Wahlsystems fast für das ganze Gebiet des Studiums, — d. h. die Wahl der Vorlesungen, die er hören wollte, wurde dem Studenten überlassen. Schon seit dem Jahre 1865 hatte man hier die aufrichtige und gründliche Reform begonnen. Eliot brachte sie zu ihrer äußersten Folgerichtigkeit. Der vorgeschriebene Lehrplan verschwand mit den Jahren ganz bis auf einige wenige Stunden im ersten Jahre. Dies bedeutete im Prinzip offenbar den Übergang vom Schulunterricht zum akademischen Studium. Der Kreis der Unterrichtsfächer dehnte sich fast bis ins Unendliche aus. Immer neue Spezialisierungen erwiesen sich als notwendig. Das College stellte nach und nach den gesamten Umfang des menschlichen Wissens mit Ausschluß der Fachstudien für Recht, Theologie und Medizin in sich dar.

Ebenso aber verlangte der neue Lehrbetrieb gebieterisch eine neue Art von Lehrern. Der schulmäßig für alle in gleicher Weise vorgeschriebene Betrieb bleibt immer bis zu einem gewissen Grade elementar. Wenn aber die Hörer aus eigenem Trieb mit freier Wahl die Studiengegenstände aussuchen, so verlangen sie mehr. Sie wollen eindringen in das Leben der Sache. Sie wollen teilnehmen an der Arbeit der Forschung. Sie wollen selbsttätig ein Verhältnis zu den Problemen gewinnen. So wachsen die Forderungen an die Unterrichtsweise. Das Wahlsystem verdrängt mit Notwendigkeit den bloßen Lehrer und bringt allmählich und sicher den Forscher auf alle Katheder des weit ausgedehnten Betriebes.

Mit gleicher Notwendigkeit tritt die Rückwirkung auf den Hörer ein. Er ist nicht länger ein Schuljunge, sondern beginnt in geistigem Sinne ein akademischer Bürger zu werden. Das Lebensblut alles höheren Unterrichtes ist das selbsttätig arbeitende eigene Interesse. Hier war einem jeden die Möglichkeit gegeben, sich den Dingen zuzuwenden, zu denen sein natürlicher Anteil ihn trieb, oder in einer Reihe von Versuchen die Richtung des eigenen Wesens

erst zu entdecken. Eine höhere Intensität des geistigen Lebens mußte die unausbleibliche Folge sein.

Die höhere geistige Selbständigkeit gab dem College-Mann auch eine größere Würde. Es war nicht möglich, ihn länger unter enger und bevormundender Disziplin zu halten wie den früheren Schulbuben. Freiheit, Selbstzucht, Selbstregierung nahmen zu. Auch in dieser Beziehung wurde er unserm deutschen Studenten ähnlicher. Die Harvardstudenten haben dies in dankbarem Verständnis begriffen. In einer Adresse mit 9300 Unterschriften, die dem Präsidenten am siebzigsten Geburtstag (20. März 1904) von den früheren Studenten überreicht wurde, heißt es: „Sie haben von Anfang an fest an dem Glauben gehalten, daß Lehrer und Student in gleicher Weise stark werden durch Freiheit. Mit Ihnen und für Sie arbeiten voll Eifer Männer, deren Glaube, in Sachen der Erziehung oder Religion, weit von dem Ihrigen abweicht, aber die wissen, daß sie im Aussprechen ihrer Überzeugungen nicht mehr sich selber treu sind als Ihnen. Durch Ihren Glauben an den rechten Gebrauch geistiger und sittlicher Freiheit in jungen Männern haben sie dem Leben des College-Studenten eine neue Würde gegeben."

Dies alles zusammen liegt in der Idee jenes unbeschränkten Wahlsystems für die Studien. Wir verschweigen nicht, daß in der Durchführung manche schwere Unzuträglichkeiten mit ihm verknüpft waren, und daß die Einwürfe und Bedenken bis heute keineswegs verstummt sind. Aber es sind das die Schwierigkeiten und Einwürfe, die bei jeder Einrichtung des Studienbetriebes in Freiheit gelten. Sie wiegen natürlich um so schwerer, je weniger gleichartig vorgebildet und diszipliniert die Studenten die Hochschule beziehen. Disziplin und Freiheit verhalten sich im Erziehungswesen wie Voraussetzung und Folge. Die Bedenken werden daher stärker in einem Lande, das im Sinne des Unterrichts doch noch Pionierland ist.

Dennoch — das Eliotsche Mittel allein konnte den Weg zum wirklichen Fortschritt bahnen. Man bedenke, daß dies College in seiner neuen Freiheit und Weite nun die Vorschule zu allen höheren Berufen ward. Der Geschäftsmann so gut wie der Arzt, Theologe, Ingenieur usw. bekamen hier den Grund ihrer wissenschaftlichen Vorschulung. Dies gibt wenigstens in der Möglichkeit eine ungemeine Höhe der allgemeinen Kultur vor dem fachmäßigen Drill für die eigentlichen Berufe. Es besagt eine seltene Ausbreitung akademischen Geistes im ganzen der beruflichen Arbeit der Nation.

III.

Aber die Entwicklung der Berufsschulen und ihre Gründung auf das vollendete College-Studium verlangte eine sehr langsame und geduldige, manchmal gefährliche, stets zielbewußte Arbeit. Hier ist der Ort nicht, sie durch alle Stadien hindurch zu verfolgen. Überall war die Richtung die gleiche: die Erhöhung der Forderungen und Leistungen, die immer anspruchsvollere Gestaltung des Lehrplans, die Einführung strenger Examina an Stelle einer bequemeren und gleichsam automatischen Art der Anerkennung.

Zunächst wäre das höhere Leben im College doch ohne Ziel und Halt geblieben, wenn man nicht in seinem gesamten Gebiete, d. h. also dem Gebiete

dessen, was bei uns etwa philosophische Fakultät heißen würde, die Möglichkeit rein wissenschaftlicher, selbständiger, fachmäßiger und beruflicher Studien geboten hätte. Bis dahin war der einzige Grad, den man nach dem A. B. noch erreichen konnte, der A. M., der magister artium. Dieser wurde ohne Examen oder irgendwelchen sonstigen Ausweis den Graduierten des College erteilt, die noch drei Jahre nach vollendetem College-Besuch in Cambridge einwandfrei gelebt hatten. Hier vor allem lag jene automatische Erwerbung der Ehren vor, die an einer Studienuniversität unmöglich wurde. Auf diesen Punkt richtete sich daher der Angriff. Mit dem Jahre 1872 bereits hörte dies unwillkürliche Erreichen des M. A. auf. Ein Examen wurde die Vorbedingung. Dies Examen bot den Ausweis selbständiger wissenschaftlicher Studien. Hierin lag die Notwendigkeit einer immer vollständigeren Ausgestaltung derjenigen Abteilung des College, die für die Studien der Graduierten bestimmt war. Diese Entwicklung ist erst im Jahre 1890 unter unermüdlichen Versuchen zu einer Art endgültiger Form gekommen. In diesem Jahre wurde die eigene Graduate School for Arts and Sciences gegründet. Die Lehrer dieser richtigen Forschungsschule waren aber natürlich im wesentlichen zugleich die Lehrer im College, dessen Unterricht gleichfalls mehr und mehr zu einem Unterricht durch Forscher sich entwickelte. Daher wurde die Errichtung chinesischer Mauern zwischen dem College und der Graduate School undenkbar. Mit Ausnahme der kleinen Kurse für hochentwickelte Spezialistenarbeit wurde eine große Anzahl der Vorlesungen den College-Studenten zugleich mit Graduierten geöffnet. Die bis dahin stark betonten Unterschiede der Klassen, d. h. der Jahrgänge, hörten in den Auditorien auf. Durch alle die verschiedenen Bestandteile der Studentenschaft verbreitete sich die wohltätige Anregung der gemeinsam verfolgten wissenschaftlichen Interessen.

Ebenso sanken künstliche Schranken insbesondere gegenüber dem Gebiet naturwissenschaftlicher Studien nieder. Diese waren in einer eigenen Schule, der Lawrence Scientific School, organisiert. Der S. B. (baccalaureus scientiarum) konnte bereits nach drei Jahren des Studiums bei bescheidenen Bedingungen der Zulassung zur Schule erreicht werden. Er galt also für leichter als der B. A., und die Arbeit bestand in einem einseitig naturwissenschaftlichen und technischen Drill. Um nun hier das Ziel vorwegzunehmen, so muß es darin bestehen, daß die Lawrence Scientific School als eigener Teil der Universität verschwindet und im College mit seiner Graduate School for Arts and Sciences aufgeht. Die Bedingungen der Zulassung, die Anforderungen an den Grad werden die gleichen. Auch hier wird vom wissenschaftlichen Geiste durchdrungen, was bis dahin bloßes Einüben und Drillen war. Die Abgrenzung aber der Schulen gegeneinander hört auf. Die Studenten haben freien Zutritt zu jeder Abteilung der Universität.

Für die Berufsschulen des Arztes, des Geistlichen und des Juristen ist das Ziel bereits genannt: sie werden allmählich Schulen für Graduierte, d. h. sie setzen die Vollendung des College als Grundlage voraus. Bedenkt man, daß bis dahin so gut wie keine Bedingungen für die Zulassung gestellt waren, so bedeutet schon dies eine beträchtliche Hebung und Erschwerung des Studiums.

Dazu aber kamen in jeder der Schulen die immer vollkommenere Ausgestaltung des Lehrplans und die größeren Forderungen der Examina am Ende. Eine solche Reform verlangte Außerordentliches an Energie und Mut von dem Präsidenten, der doch auch für den äußeren Erfolg seiner Universität verantwortlich war. Überall galt es eine völlige Neugestaltung, nur daß ihr Umfang in den einzelnen Fällen verschieden war.

So entwickelte sich die Divinity School, seit 1886 Graduiertenschule, die Theologieschule, bis dahin nur eine Drillanstalt für künftige Geistliche und selbst als solche von zweifelhaftem Wert, zu einem Studienplatz für das große Feld der Theologie, zu einer vollwertigen Universitätsfakultät. Nach dreijährigem Studium entläßt sie ihre Hörer auf Grund eines umfassenden Examens mit dem Grad des B. D., des Baccalaureus der Theologie. Verloren hat sie jeden konfessionellen Charakter. Sie ist nicht unitarisch, wofür sie früher galt, sondern hat Professoren von allen Schattierungen des protestantischen Bekenntnisses. Sie ist, der theologischen Wissenschaft gewidmet, eine unparteiische Schule der Forschung.

Am glänzendsten hat die Rechtsschule den Mut der Reformen gelohnt. Der anfängliche Rückgang an Studenten war bedeutend, da sie, ursprünglich kaum mehr als ein großes Rechtsanwaltsbureau, zur juristischen Fakultät sich entwickelte und bei fortwährender Steigerung der Eintrittsbedingungen schließlich im Jahre 1896 zur reinen Graduiertenschule wurde. Aber sie gab das Vorbild für das ganze Land und ist jetzt auch in der Zahl der Besucher eine der stärksten Abteilungen der Universität. Entscheidend wirkte die völlige Reform der Unterrichtsmethode, die Einführung des sogenannten „Systems der Fälle", die zu charakterisieren hier nicht der Ort ist. Der dreijährige Kurs, der den früher zweijährigen ersetzt hat, endet auch hier in einem ausgedehnten Fachexamen.

Die Medizinschule, die seit 1900 nur College-Graduierten offen steht, hat sich von dem Rückschlag in der Hörerzahl, wie er mit der Forderung der College-Vorbildung eintrat, noch nicht erholt. Nirgends aber ist die Reform des ganzen Betriebes gründlicher gewesen, nirgends war sie notwendiger. Die graduierten Studenten, die ihre naturwissenschaftliche und allgemeine Vorbildung im College erhalten, haben nach einem vierjährigen Kurs ihr eingehendes Examen zu bestehen. Der ganze Unterricht, der früher in einem sehr bequemen dreijährigen Kurse fast ausschließlich theoretisch war, ist jetzt auf die Entwicklung der praktischen Selbsttätigkeit im anatomischen Institute, Laboratorium und Klinik gerichtet.

Mit den vier Fakultäten in unserm Sinne, die hiermit gegründet waren, hatte die amerikanische Universität ihren Abschluß noch nicht erreicht. Sie ist, ungleich ihrer deutschen Schwester, ein Gewächs, das in beständiger Entwicklung sich befindet und immer neue Zweige ansetzt. Teils handelte es sich hier um Entwicklung vorher vorhandener, aber in ihrem Charakter nicht recht definierter Institute, teils aber auch um wirklich neue Schöpfungen. So wurde die landwirtschaftliche Abteilung, das Bussey Institute, neu organisiert als Hochschule für Spezialisten in angewandter Biologie, als ein Teil der Hoch-

schule für angewandte Naturwissenschaften, die im Jahre 1906 ins Leben trat. Bis dahin hatte die Technik in Harvard nicht recht den Platz gehabt, der ihr gebührt. Dem konnte abgeholfen werden infolge einer sehr bedeutenden Stiftung, die zu diesem Zwecke gemacht wurde. Die Ingenieurwissenschaften im weitesten Sinne des Wortes haben ihre Stätte in dieser School for Applied Sciences, die auch eine Graduierten-Schule ist. Die letzte Schöpfung ist die der Graduate School for Business Administration im Jahre 1908. Sie ist gedacht als Hochschule für die künftigen Führer der amerikanischen Industrie und des Handels. Auch ihre Zöglinge müssen das College-Studium vollendet haben. Sie haben also, ehe sie die nationalökonomische, juristische und politische Fachbildung für ihren Beruf erhalten, in unserm Sinne etwa zwei Jahre des Studiums an einer philosophischen Fakultät hinter sich. Wir übergehen die kleineren Institute.

So baute in immer größerer Sicherheit der Gedanke der amerikanischen Universität sich aus. Hatte James Bryce früher einmal bemerkt, daß Harvard nicht eigentlich eine Universität sei, sondern ein schwankendes College mit unsicheren Beziehungen zu Bildung und Forschung, lose verbunden mit einer Ansammlung von Berufsschulen, so war der Begriff jetzt völlig bestimmt. Die amerikanische Universität unterscheidet sich dadurch von dem englischen College, daß sie im deutschen Sinne Studien- und Forschungsuniversität und als solche die Bildungsstätte für die gelehrten Berufe ist. Es unterscheidet sie von der deutschen Universität, daß sie, nicht wie bei uns die höheren Schulen, sondern das College zur Grundlage ihrer gesamten Arbeit hat, das College als eine Schule bereits für akademische Bürger, als die Schule für Kultur und Disziplin, als das große Mittel der Erhebung zu freier und allgemeiner Bildung. Die Berufsschulen sollen ihre Studenten aus dem College als Männer von Kultur empfangen und sie als geschulte Spezialisten entlassen. Die amerikanische Universität blickt unablässig umher, wo etwa die neuen Bedürfnisse amerikanischen Lebens eine neue Art wissenschaftlich geschulter Männer von der Universität verlangen. Sie muß sich in jedem Augenblicke wissen als die höchste Bildungsstätte in einer Demokratie, sich erweisen in ihrer Unentbehrlichkeit für die geistigen Notwendigkeiten des ganzen Volkes.

Die Arbeit, die vor Eliot lag, konnte nicht getan werden durch Verfügungen eines absoluten Monarchen. Es galt eine unablässige mühselige Arbeit der Überredung. Echt amerikanisch war hier die freie und rückhaltlose Diskussion das Lebenselement des Schaffens, so sehr, daß, wo die geeigneten Beratungskörper fehlten, Eliot selber sie hervorrief oder für diesen Zweck umbildete, wie das Academic Council, das in den Kampfesjahren den Präsidenten und den gesamten Lehrstab der Universität umfaßte. Mehr und mehr schloß er in diesen Vertretungskörpern die lebendigen Glieder der Universität zu einem einheitlichen Leibe zusammen. Die Medical School, die so etwas wie ein Privatbesitz der Professoren war, wurde in ihrer gesamten Vermögensverwaltung der leitenden Behörde der Universität, der Corporation, unterstellt. Die Rechtsschule erhielt ihre Fakultät und ihre Fakultätssitzungen seit dem September 1879, die getrennten Schulen, die mehr und mehr ins

College zusammenwuchsen, bekamen zusammen mit der Graduate School for Arts and Sciences ihre Leitung in der Fakultät dieses Namens. Ferien und Arbeitszeiten wurden in allen Abteilungen übereinstimmend gemacht. Mit verschwindenden Ausnahmen hat Eliot in den sämtlichen Fakultätssitzungen aller Teile der Universität den Vorsitz geführt. In den Fakultäten bestimmen sich die Linien der Unterrichtspolitik. Die Gesamtverwaltung ist in der Corporation zusammengefaßt, die für Harvard etwa unserm Kultusministerium entspricht, mit dem Unterschied, daß die sechs Mitglieder, die außer dem Präsidenten und dem Schatzmeister die Corporation bilden, ohne jedes Gehalt, wie im Ehrenamt, dienen. Die Aufsichtsbehörde der Overseers, die aus alten Zöglingen der Universität bestehen und von der Gesamtheit der Zöglinge gewählt werden, hat kein Gleichnis in der deutschen Universität, da diese nicht wie jene amerikanischen Stiftungsuniversitäten in dem lebendigen Anteil der alten Zöglinge den letzten Grund ihres ganzen materiellen, geistigen und moralischen Daseins hat. Der Präsident einer solchen Universität ist in einer Person Kultusminister, dauernder Rektor und Vorsitzender in sämtlichen Fakultätssitzungen.

Das Wachstum von Harvard malt sich in den immer neuen Bauten, die in dieser Zeit aus dem Boden gewachsen. Zahlreiche neue Wohngebäude für Studenten wurden notwendig. Ebenso erstanden neue Auditorien- und Arbeitshäuser für neuere Sprachen, Philosophie, Architektur, für Physik, für Ingenieurwissenschaften. Neu sind die Gebäude der Rechtsschule. Die Medizinschule hat gar bereits zum zweiten Male ein eigenes Heim bezogen. Ihre Bauten sind als die zuletzt vollendeten (1906) die prächtigsten von Harvard, vielleicht die prächtigsten in ihrer Art. Aus weißem Marmor, Glas und Eisen vom Fuß bis zum Haupte erheben sie sich in ihren strengen griechischen Linien. Die mächtige Memorial Hall enthält die Aula der Universität (Sanders Theatre) und die große Speisehalle, die bei den Mahlzeiten einen beträchtlichen Teil der Studentenschaft zu gemeinsamem Leben vereinigt. Auch das Gymnasium, d. h. die Turnhalle, die Bootshäuser und vieles andre sind neu. Fast alle alten Gebäude sind umgebaut und erweitert. Eine solche Universitätsentwicklung macht freilich gewaltige finanzielle Anforderungen. Es hat an großen Schwierigkeiten nicht gefehlt. Die Jahre 1903, 1904, 1905 endeten mit schwerem Defizit. Aber Mut und Vertrauen haben nicht einen Augenblick gewankt. Der Grundgedanke der Politik war, jede neue Einnahme sofort in neuen Professuren und Unterrichtsmöglichkeiten fruchtbar zu machen. Gerade in den Zeiten finanziellen Niederganges erging der Aufruf des Präsidenten an Freunde und Alumni, daß 2500000 Dollars (10000000 Mark) zur Erhöhung der Gehälter durchaus notwendig seien. Bis zu diesem Augenblick sind 2200000 Dollars für diesen Zweck eingezahlt und 88000 weitere gestiftet, die noch zu zahlen sind. Ebenso in schwierigen Zeiten (1900 und 1904) wurden zwei so weitausblickende Unternehmungen ins Leben gerufen wie die Sommerschulen für Lehrer in Cuba und Porto Rico. Die jährlichen Berichte des Präsidenten legen mit vollkommenster Offenheit den gegenwärtigen Stand, die Absichten und die Bedürfnisse in Universitätsangelegenheiten dar und

schaffen sich in dem Vertrauen und der Kenntnis der Alumni und Freunde den stets bereiten Rückhalt opferwilliger Unterstützung.

Wir wollen, um für dies Bild auch äußerlich die volle Klarheit zu gewinnen, hier am Ende ein wenig der amerikanischen Vorliebe für Zahlen, jedoch mit deutschen Maßen, frönen. Die Gesamtzahl aller Studenten von Harvard im Jahre 1869 betrug 1043; im Jahre 1908/09 sind es 3918. Davon kamen auf das College im Jahre 1869 529, im Jahre 1909 2238. Die Zahl der Lehrer im Jahre 1869 war 63, sie ist jetzt 623. Damals kam ein Lehrer je auf 16,5 Studenten, jetzt auf 6,41. So sehr hat der Unterricht sich ausgebreitet, individualisiert und spezialisiert. Die Rechtsschule hatte damals drei Professoren. Jetzt sind es zusammen mit den Instruktoren 16. Es ist bemerkenswert, daß vor der Reform der Rechtsschule von Harvard das Lehren des Rechts als ein eigener, ein Mannesleben voll ausfüllender Beruf in den englisch sprechenden Ländern unbekannt war. Der gesamte Lehrstab der Medizinschule zählte damals 19 Männer. Jetzt besteht die Fakultät allein (ohne Assistenten und Hilfskräfte) aus 56. Mit den Hilfskräften sind es 161. Die Theologieschule hatte vier Professoren, von denen zwei Geistliche waren. Der Lehrstab besteht jetzt aus 17 Kräften. Die Zahl der Bücher in den verschiedenen Bibliotheken ist von 168000 auf 803800 gestiegen, wobei Broschüren und Karten nicht mitgezählt sind. Der Wert der Gebäude wird mit 7 Millionen Dollars gering veranschlagt. Das Vermögen in Geld war am 31. August 1869 2257989 Dollars, am 31. Juli 1907 19892649 Dollars. Stiftungen und Vermächtnisse haben seit zwölf Jahren jährlich mindestens 1400000 Dollars im Durchschnitt ausgemacht. Das Einkommen betrug 212388 Dollars im Jahre 1869 und im Jahre 1907 1827788 Dollars, außer besonderen Stiftungen von 165791 Dollars für augenblicklichen Gebrauch. Manchem wird interessant sein, zu hören, daß die Einnahmen bei den verschiedenen Sportsbetätigungen der Harvardstudenten im Jahre 1907 08 127318 Dollars (beträchtlich mehr als eine halbe Million Mark) betragen haben, die Ausgaben 101227 Dollars [1]).

(Ein Schlußartikel folgt.)

[1]) Die oben erwähnten jährlichen Berichte des Präsidenten stellen die große Quelle für die Geschichte Harvards in diesem Zeitraume dar. Beim fünfundzwanzigjährigen Jubiläum Eliots hat das Harvard Graduate Magazine in seinem II. Bande einen vorzüglichen Aufsatz von Professor Dunbar über die Entwicklung jener fünfundzwanzig Jahre gebracht (Juni 1894), mit wertvollen Nachträgen über die Rechts- und Medizinschule im besonderen und sehr interessanten vergleichenden Bemerkungen des Herausgebers William Rodoen Thayer. Diese Arbeiten sind in dem Märzheft des Jahres 1909 in derselben Zeitschrift weitergeführt, wodurch die gesamte Entwicklung bis heute dargestellt wird. Die Fortsetzung des Dunbarschen Artikels ist — gleich vortrefflich — von Professor Taussig. Der Dunbarsche Artikel ist in diesem Märzheft wieder abgedruckt.

Das Mädchen vom Moorhof.

Von

Selma Lagerlöf[1]).

(Schluß.)

V.

Es war bestimmt, daß Gudmund und Hildurs Hochzeit am zweiten Pfingstfeiertage auf Älvakra gefeiert werden sollte. Am Freitag vor Pfingsten fuhr Gudmund in die Stadt, um einige Einkäufe für einen Begrüßungsschmaus zu machen, der am Tage nach der Hochzeit auf Närlunda stattfinden sollte. In der Stadt traf er mit einigen andern jungen Burschen aus seinem Kirchspiel zusammen. Sie wußten, daß dies Gudmunds letzter Stadtbesuch vor der Hochzeit war und nahmen dies zum Anlaß, ein großes Trinkgelage zu veranstalten. Alle legten es darauf an, daß Gudmund trinke, und es gelang ihnen schließlich, ihn ganz bewußtlos zu machen.

Am Samstag morgen kam er so spät nach Hause, daß sein Vater und der Knecht schon zu ihrer Arbeit gegangen waren, und er schlief bis tief in den Nachmittag. Als er aufstand und sich anziehen wollte, sah er, daß sein Rock an mehreren Stellen zerrissen war. „Das sieht ja aus, als wenn ich heute nacht in einer Schlägerei gewesen wäre," sagte er und versuchte, sich zu besinnen, was er vorgehabt hatte, erinnerte sich jedoch nur, daß er gegen elf Uhr das Wirtshaus in Gesellschaft der andern verlassen, aber wohin sie sich dann begeben hatten, das konnte er sich nicht zurückrufen. Es war, als versuchte er, in eine große Dunkelheit hineinzustarren. Er wußte nicht, ob sie sich nur auf den Straßen herumgetrieben hatten, oder ob sie noch irgendwo eingekehrt waren. Er konnte sich auch nicht erinnern, ob er selbst oder irgendein andrer sein Pferd eingespannt hatte, und er hatte gar keine Erinnerung an die ganze Heimfahrt.

Als er in die Wohnstube trat, war sie der Feiertage wegen gescheuert und gefegt. Alle Arbeit war beendigt, und das Hausgesinde trank Kaffee. Niemand sagte etwas über Gudmunds Ausbleiben. Es schien ein stillschweigendes Übereinkommen zu sein, daß er in diesen letzten Wochen die Freiheit haben sollte, so zu leben, wie es ihm behagte.

Gudmund setzte sich an den Tisch und bekam seinen Kaffee wie die andern. Während er so dasaß und ihn aus der Schale in die Untertasse und dann wieder in die Schale goß, um ihn auskühlen zu lassen, wurde Mutter Ingeborg

[1]) Einzig autorisierte Übersetzung von Marie Franzos.

mit dem ihren fertig, nahm die Zeitung zur Hand, die eben gekommen war und begann zu lesen. Sie las Spalte für Spalte vor, und Gudmund, der Vater und die andern saßen da und hörten zu.

Unter anderm, was sie las, war der Bericht über eine Schlägerei, die in der vorhergehenden Nacht auf dem großen Marktplatz zwischen einer Schar betrunkener Bauern und einigen Arbeitern stattgefunden hatte. Sobald die Polizei sich zeigte, entflohen die Streitenden; nur einer von ihnen lag leblos auf dem Marktplatz. Man trug den Gefallenen auf die Polizeistation, und da man keine äußere Verletzung an ihm entdecken konnte, begann man Belebungsversuche zu machen. Alle Bemühungen waren jedoch vergebens, und schließlich entdeckte man, daß eine Messerklinge in seinem Kopf stak. Es war die Klinge eines ungewöhnlich großen Taschenmessers, die durch die Hirnschale ins Gehirn eingedrungen und dicht am Kopfe abgebrochen war. Der Mörder war mit dem Messerschaft entflohen, aber da die Polizei diejenigen, die an der Schlägerei beteiligt waren, genau kannte, hatte man Hoffnung, ihn bald zu finden.

Während Mutter Ingeborg dies las, stellte Gudmund die Kaffeetasse hin, fuhr mit der Hand in die Tasche, zog sein Messer hervor und warf einen gleichgültigen Blick darauf. Aber mit einem Male zuckte er zusammen, drehte das Messer auf die andre Seite und steckte es dann so hastig in die Tasche, als hätte er sich daran verbrannt. Er rührte den Kaffee dann nicht mehr an, sondern blieb lange ganz still mit einem nachdenklichen Ausdruck sitzen. Die Stirn legte sich in tiefe Falten. Es war deutlich zu sehen, daß er mit aller Macht versuchte, etwas zu durchdenken.

Endlich stand er auf, streckte sich, gähnte und ging langsam auf die Tür zu. „Ich muß mir ein bißchen Bewegung machen. Ich bin den ganzen Tag nicht aus gewesen," sagte er und verließ das Zimmer.

Ungefähr gleichzeitig erhob sich auch Erland Erlandssohn. Er hatte seine Pfeife ausgeraucht und ging nun in die Kammer, um neuen Tabak zu holen. Als er da drinnen stand und die Pfeife stopfte, sah er Gudmund vorübergehen. Die Kammer hatte die Fenster nicht auf den Hof, wie die Wohnstube, sondern auf ein kleines Gärtchen, in dem ein paar hohe Äpfelbäume standen. Unterhalb des Gärtchens lag ein Sumpfland, wo um die Frühlingszeit große Wasserpfützen waren, die aber im Sommer fast ganz austrockneten. In diese Richtung pflegte selten jemand zu gehen. Erland Erlandssohn fragte sich, was Gudmund da wohl zu suchen habe, und folgte ihm mit den Blicken. Da sah er, wie der Sohn die Hand in die Tasche steckte, einen Gegenstand herauszog und ihn in den Morast warf. Dann ging er durch das kleine Gärtchen, sprang über einen Zaun und entfernte sich in der Richtung der Straße.

Sowie der Sohn außer Sehweite war, verließ Erland ebenfalls das Haus und begab sich wie dieser zum Morast. Hier watete er in den Schlamm hinaus, beugte sich zu Boden und hob etwas auf, woran er mit dem Fuß gestoßen war. Es war dies ein großes Taschenmesser, dessen größte Klinge abgebrochen war. Er drehte es nach allen Seiten und besah es genau, während er noch immer im Wasser stehen blieb. Dann steckte er es in die Tasche, zog es aber noch ein paarmal heraus und betrachtete es prüfend, ehe er wieder ins Haus zurückging.

Gudmund kam erst heim, als alle sich schon niedergelegt hatten. Er ging sofort zu Bett, ohne das Abendbrot zu berühren, das in der Wohnstube aufgetischt stand.

Erland Erlandssohn und sein Weib schliefen in der Kammer. Ums Morgengrauen glaubte Erland Schritte vor dem Fenster zu hören. Er stand auf, zog die Gardinen zurück und sah, daß Gudmund zum Morast hinunterging. Er legte Strümpfe und Schuhe ab, ging ins Wasser hinaus und wanderte hin und her wie jemand, der etwas sucht. Damit fuhr er lange fort, dann ging er wieder an das Ufer, so, als wollte er seiner Wege gehen, kehrte aber bald um und suchte weiter. Eine ganze Stunde stand der Vater da und sah ihm zu, dann begab sich Gudmund ins Haus und legte sich wieder schlafen.

Am Pfingsttag sollte Gudmund zur Kirche fahren. Als er das Pferd einzuspannen begann, kam der Vater über den Hof. „Du hast vergessen, das Geschirr zu putzen," sagte er, als er vorbeiging. Denn Geschirr und Wagen waren schmutzig und ungescheuert. — „Ich habe an andre Dinge zu denken gehabt," sagte Gudmund mürrisch und fuhr davon, ohne etwas dergleichen zu tun.

Nach dem Gottesdienst begleitete Gudmund seine Braut nach Älvkra und blieb dann den ganzen Tag dort. Es kam eine Menge junges Volk zusammen, um Hildurs letzten Jungfernabend zu feiern, und man tanzte bis tief in die Nacht hinein. Es gab auch viel zu trinken, aber Gudmund rührte nichts an. Den ganzen Abend sprach er kaum ein Wort zu irgend jemandem, aber er tanzte wild und lachte zuweilen laut und schrill auf, ohne daß jemand wußte, worüber.

Gudmund kam nicht vor zwei Uhr nach Hause, und sobald er das Pferd in den Stall geführt hatte, ging er zu dem Sumpf hinter dem Hause. Er streifte die Schuhe ab, krempelte die Hosen hinauf und watete ins Wasser. Es war eine helle Sommernacht, und der Vater stand in dem Kämmerchen hinter der Gardine und sah dem Sohne zu. Er sah, wie er tief über das Wasser gebeugt einherging und suchte wie in der Nacht zuvor. Von Zeit zu Zeit ging er wieder an das Ufer, so als verzweifelte er, etwas zu finden, aber nach einer Weile watete er wieder in das Wasser hinaus. Einmal ging er in den Stall und holte einen Eimer und begann Wasser aus den kleinen Pfützen zu schöpfen, als wollte er sie trockenlegen, aber fand es sicherlich zwecklos und stellte den Eimer wieder weg. Er versuchte es auch mit einem Sieb. Er durchsuchte den ganzen Sumpf damit, aber schien nichts andres heraufzubekommen als Schlamm. Erst um die Morgenstunden kam er herein, als die Leute im Hause sich schon zu rühren begannen. Da war er so müde und übernächtig, daß er im Gehen schwankte, und warf sich aufs Bett, ohne die Kleider abzulegen.

Als die Uhr acht schlug, kam der Vater und weckte ihn. Gudmund lag auf dem Bett, die Kleider voll Schlamm und Lehm; aber der Vater fragte nicht, was er angestellt habe, sondern sagte nur, es sei jetzt Zeit aufzustehen, und verschloß die Tür. Nach einer Weile kam Gudmund in die Wohnstube herunter, mit den feinen Hochzeitskleidern angetan. Er war bleich, und die Augen brannten in unruhigem Glanz, aber niemand hatte ihn je so schön

gesehen. Die Züge waren wie von einem inneren Schein verklärt. Man glaubte einen zu sehen, der nicht mehr aus Fleisch und Blut bestand, sondern nur aus Wille und Seele.

Unten in der Wohnstube sah es festlich aus. Die Mutter hatte ihr schwarzes Kleid angelegt und einen schönen Seidenschal über die Schultern gehängt, obgleich sie nicht mit zur Hochzeit sollte. Alle Dienstleute waren auch in ihren besten Kleidern. Im Herde stak frisches Birkenlaub, auf dem Tische lag eine schöne Decke, und viele Schüsseln standen darauf.

Als sie gegessen hatten, las Mutter Ingeborg einen Psalm und ein Stück aus der Bibel. Dann wandte sie sich an Gudmund, dankte ihm, weil er ihr ein guter Sohn gewesen war, wünschte ihm Glück für sein zukünftiges Leben und gab ihm ihren Segen. Mutter Ingeborg wußte ihre Worte gut zu setzen, und Gudmund war sehr gerührt. Immer wieder traten ihm die Tränen in die Augen, aber es gelang ihm doch, das Weinen zu unterdrücken. Auch der Vater sprach ein paar Worte. „Es wird schwer für deine Eltern sein, dich zu verlieren," sagte er, und Gudmund war wieder nahe daran, in Schluchzen auszubrechen. Auch alle Dienstleute traten vor, schüttelten ihm die Hand und dankten ihm für die Zeit, die gewesen. Beständig hingen Gudmund die Tränen in den Wimpern. Er räusperte sich und machte ein paar Versuche zu sprechen, brachte aber kaum ein Wort über die Lippen.

Der Vater sollte ihn in das Haus der Braut begleiten und der Hochzeit beiwohnen. Er ging in den Hof, spannte das Pferd ein und kam dann wieder, um zu sagen, daß es Zeit sei, sich auf den Weg zu machen. Als Gudmund sich in den Wagen setzte, merkte er, daß alles so spiegelblank war, wie er es selbst immer gern haben wollte. Zugleich sah er auch, wie fein der Hof herausgeputzt war; der Zufahrtsweg war frisch geschottert; alte Holzhaufen und andres Gerümpel, das Zeit seines Lebens dort gelegen, war fortgeschafft. Zu beiden Seiten der Eingangstür standen ein paar abgehauene Birken als Triumphpforte, an der Wetterfahne hing ein großer Blumenkranz, und aus allen Fensterluken guckten lichtgrüne Birkenreiser. Wieder war Gudmund nahe daran, in Tränen auszubrechen. Er drückte dem Vater, als dieser eben das Pferd in Gang setzen wollte, heftig die Hand. Es war, als wollte er ihn abhalten, zu fahren. „Willst du etwas?" sagte der Vater. — „Ach nein," sagte Gudmund. „Es ist wohl am besten, wenn wir uns auf den Weg machen."

Ehe sie sich noch weit vom Hof entfernt hatten, mußte Gudmund noch einmal Abschied nehmen. Es war Helga vom Moorhof, die an der Stelle, wo der Waldpfad aus ihrem Heim auf den Weg mündete, stand und wartete. Der Vater, der kutschierte, hielt an, sowie er Helga erblickte. „Ich habe auf euch gewartet, weil ich Gudmund Glück wünschen möchte," sagte Helga. Gudmund beugte sich aus dem Wagen und schüttelte Helga die Hand. Er glaubte zu sehen, daß sie abgemagert war, die Augen waren rot geändert. Sie lag wohl nachts und weinte und sehnte sich nach Närlunda. Aber jetzt trachtete sie fröhlich auszusehen und lächelte ihm zu. Er war wieder sehr gerührt, aber konnte nichts sagen. Der Vater, der ja in dem Rufe stand, nicht zu sprechen, ehe die Not am höchsten war, fiel ein: „Ich glaube, über

diesen Glückwunsch freut sich Gudmund mehr als über irgendeinen andern." — „Ja, das ist sicher," sagte Gudmund. Sie schüttelten sich noch einmal die Hand, und dann fuhr der Vater weiter. Gudmund beugte sich aus dem Wagen und sah Helga nach. Als sie von ein paar Bäumen verdeckt wurde, riß er plötzlich den Fußsack fort und erhob sich, als wollte er aus dem Wagen springen. — „Willst du Helga noch etwas sagen?" fragte der Vater. — „Nein, ach nein," antwortete Gudmund und setzte sich wieder zurecht.

Sie fuhren noch eine kleine Strecke. Der Vater fuhr sehr gemächlich. Es war, als machte es ihm Freude, so mit dem Sohne neben sich zu fahren. Er machte keinerlei Anstalten, rasch ans Ziel zu kommen.

Plötzlich ließ Gudmund den Kopf auf die Schulter des Vaters sinken und brach in heftiges Schluchzen aus. „Was ist dir?" fragte Erland und zog die Zügel so plötzlich an, daß das Pferd mit einem Ruck stehen blieb. — „Ja, alle sind so gut gegen mich, und ich verdiene es nicht." — „Du hast doch wohl nichts Böses getan?" — „Doch, Vater, das habe ich." — „Das wollen wir doch nicht glauben." — „Ja, ich habe einen Menschen erschlagen."

Der Vater holte tief Atem. Es klang beinahe wie ein Seufzer der Erleichterung, und Gudmund hob erstaunt den Kopf und sah ihn an. Der Vater setzte das Pferd wieder in Trab, dann sagte er still: „Ich bin froh, daß du es selbst gesagt hast." — „Wußtet Ihr es denn schon, Vater?" — „Ich sah schon Samstag abend, daß irgend etwas nicht in Ordnung war. Und dann fand ich dein Messer im Morast." — „Ach so, Ihr habt das Messer gefunden!" — „Ich habe es gefunden, und ich sah, daß die eine Klinge abgebrochen war."

„Ja, Vater, ich weiß, daß die Klinge ab ist. Aber ich kann mir doch nicht denken, daß ich es getan haben soll." — „Es war wohl im Rausch." — „Ich weiß nichts, ich kann mich an nichts erinnern. Ich sehe es an den Kleidern, daß ich in einer Rauferei gewesen bin, und ich weiß, daß die Messerklinge fort ist." — „Ich verstehe, daß du es verschweigen wolltest," sagte der Vater. — „Ich dachte, die andern waren gewiß ebenso sinnlos betrunken wie ich und können sich an nichts erinnern. Es liegt vielleicht kein andrer Beweis gegen mich vor als das Messer, und darum warf ich es fort." — „Ich kann mir denken, daß du dir die Sache so zurechtgelegt hast." — „Ihr versteht, Vater: ich weiß nicht, wer der Tote ist, ich habe ihn vielleicht nie im Leben gesehen. Ich kann mich nicht erinnern, daß ich es getan habe. Und da sagte ich mir, ich müßte doch nicht für etwas leiden, was ich nicht mit Willen getan. Aber bald wurde es mir klar, daß es eine Tollheit gewesen, das Messer in den Sumpf zu werfen. Er trocknet doch im Sommer aus, und da kann es ein jeder finden. Darum wollte ich es gestern nacht und heute nacht suchen." — „Hast du gar nicht daran gedacht, zu gestehen?" — „Nein, gestern dachte ich nur, wie ich es geheimhalten könnte, und ich versuchte zu tanzen und vergnügt zu sein, damit mir niemand etwas anmerke." — „War es deine Absicht, vor den Traualtar zu treten, ohne zu gestehen? Das ist eine große Verantwortung. Sahst du nicht ein, daß du Hildur und ihre Familie mit in dein Elend ziehst, wenn man dich entdeckt?" — „Ich dachte, daß ich sie am besten verschonte, wenn ich nichts sagte."

Sie fuhren im Galopp über den Weg. Der Vater schien es jetzt sehr eilig zu haben, ans Ziel zu kommen. Die ganze Zeit sprach er zu dem Sohne. Er hatte ihm vorher sein ganzes Leben lang nicht so viele Worte gesagt.

„Ich wüßte gerne, wie du andrer Meinung geworden bist," sagte er. — „Dadurch, daß Helga kam und mir Glück wünschte. Da brach etwas Hartes in mir. Ich war so gerührt über sie. Ich war auch heute morgen über Mutter und über Euch gerührt, und ich wollte sprechen und sagen, daß ich eure Liebe nicht verdiene, aber das Harte war damals noch in mir und leistete Widerstand. Aber als Helga kam, da war es mit mir aus und geschehen. Ich meinte, daß sie mir eigentlich böse sein müßte, da ich doch schuld daran bin, daß sie von daheim fort mußte."

„Nun, denke ich, wirst du mit mir einig sein, daß wir dies gleich den Amtmann wissen lassen müssen," sagte der Vater. — „Ja," antwortete Gudmund mit leiser Stimme. „Ja gewiß," fügte er gleich darauf lauter und fester hinzu. „Ich will Hildur nicht in mein Unglück hineinziehen. Sie würde es mir nie verzeihen." — „Die Älvåkra-Leute halten ihre Ehre hoch, sie wie andre," sagte der Vater. „Und das magst du wissen, Gudmund, als ich heute morgen von daheim fortfuhr, da sagte ich mir, ich muß es dem Amtmann erzählen, wie es um dich steht, wenn du dich nicht entschließest, es selbst zu tun. Wie hätte ich schweigend zugesehen und Hildur sich einem antrauen lassen, der jede Stunde wegen Mordes angeklagt werden kann."

Er klatschte mit der Peitsche und fuhr in immer rasenderem Galopp. „Das wird das Schwerste für dich sein," sagte er. „Wir müssen es so einrichten, daß es bald überstanden ist. Ich denke, der Amtmann und seine Familie werden es recht von dir finden, daß du dich selbst angibst, und sie werden freundlich gegen dich sein."

Gudmund antwortete nichts. Er sah immer gequälter aus, je mehr sie sich Älvåkra näherten. Der Vater fuhr fort zu sprechen, um ihm Mut zu machen.

„Ich habe einmal eine ähnliche Geschichte gehört," sagte er. „Ein Bräutigam hatte einen Kameraden auf der Jagd erschossen. Es war nicht seine Absicht gewesen, und man hatte nicht entdeckt, daß er es war, der den tödlichen Schuß abgefeuert hatte. Aber ein paar Tage später sollte er heiraten, und als er in das Hochzeitshaus kam, da ging er zur Braut und sagte: ‚Aus der Hochzeit kann nichts werden. Ich will dich nicht in das Elend hineinziehen, das mich erwartet.' Aber sie stand schon fertig geschmückt da, in Krone und Schleier, und sie nahm ihn bei der Hand und führte ihn in den Saal, wo die Gäste versammelt waren und alles für die Trauung bereit war. Und sie erzählte allen mit lauter Stimme, was ihr der Bräutigam eben gesagt hatte. ‚Dies erzähle ich, damit alle wissen, daß du nicht falsch gegen mich gewesen bist', sagte sie dann und wandte sich dem Bräutigam zu. ‚Aber jetzt will ich mich gleich mit dir trauen lassen. Denn du bleibst der, der du bist, wenn du auch ins Unglück gekommen bist, und was dich auch erwartet, ich will es gemeinsam mit dir tragen.'"

Als der Vater mit seiner Erzählung zu Ende war, waren sie gerade bei der langen Gasse angelangt, die nach Älvåkra führte. Gudmund wandte sich ihm mit einem wehmütigen Lächeln zu. „So wird es uns nicht ergehen,"

sagte er. — „Wer weiß," sagte der Vater und richtete sich im Wagen auf. Er sah den Sohn an und mußte wieder staunen, wie schön er an diesem Tage war. „Es sollte mich nicht wundern, wenn ihm etwas Großes und Unerwartetes widerführe," dachte er.

Es sollte eine Kirchenhochzeit sein, und eine Menge Leute hatte sich schon im Hause der Braut versammelt, um im Hochzeitszuge mitzufahren. Viele Verwandte des Amtmanns waren auch von weit und breit gekommen. Sie saßen in ihrem besten Staat in der Diele, bereit für die Fahrt zur Kirche. Wagen und Kutschen standen im Hof, und man hörte, wie die Pferde im Stalle stampften, während sie gestriegelt wurden. Der Dorfspielmann saß allein auf der Scheuertreppe und stimmte die Fiedel. An einem Fenster im oberen Stockwerk stand die Braut fertig angekleidet und blickte hinaus, um den Bräutigam zu sehen, ehe er sie noch erspäht hatte.

Erland und Gudmund stiegen aus dem Wagen und sagten sogleich, daß sie mit Hildur und ihren Eltern allein sprechen müßten. Bald standen sie alle in einem kleinen Zimmer, wo der Amtmann sein Schreibpult hatte.

„Ich denke, Herr Amtmann, Sie haben in den Zeitungen von jener Schlägerei in der Stadt in der Nacht vom Freitag auf Samstag gelesen, bei der ein Mensch ermordet wurde," sagte Gudmund so rasch, als leierte er eine Lektion herunter. — „Ja freilich habe ich davon gelesen," sagte der Amtmann. — „Ich war nämlich in jener Nacht in der Stadt," fuhr Gudmund fort.

Jetzt kam keine Antwort. — Es wurde totenstill. Gudmund schien es, daß alle ihn mit einem solchen Entsetzen anstarrten, daß er nicht weitersprechen konnte. Aber der Vater kam ihm zu Hilfe. — „Gudmund war von ein paar Freunden eingeladen. — Er hat wohl in jener Nacht zu viel getrunken, denn als er heimkam, wußte er gar nicht, was mit ihm geschehen war. Aber man merkte es ihm an, daß er in einer Rauferei gewesen war, denn seine Kleider waren zerrissen." Gudmund sah, daß das Entsetzen, das die andern empfanden, mit jedem Worte zunahm, aber selbst wurde er ruhiger. Ein Gefühl des Trotzes erwachte in ihm, und er ergriff wieder das Wort: „Als nun am Samstag abend die Zeitung kam und ich von der Schlägerei las und von der Messerklinge, die in der Hirnschale des Mannes steckte, da zog ich mein Messer hervor und sah, daß eine Klinge fehlte." — „Das sind schlimme Neuigkeiten, die du da bringst, Gudmund," sagte der Amtmann. „Es wäre richtiger gewesen, uns das gestern zu sagen." — Gudmund schwieg, und da kam ihm der Vater wieder zu Hilfe. — „Es war nicht so leicht für Gudmund. Die Versuchung, das Ganze zu verschweigen, war sehr groß. Er verliert sehr viel durch dieses Geständnis." — „Ja, wir müssen noch froh sein, daß er jetzt gesprochen hat, so daß wir nicht in das Elend hineingezogen worden sind," sagte der Amtmann bitter.

Gudmund hielt seine Augen die ganze Zeit auf Hildur gerichtet. Sie trug Krone und Schleier, und nun sah er, wie sie die Hand hob und eine der großen Nadeln herauszog, die die Krone festhielten. Sie schien dies ganz unbewußt getan zu haben. Als sie merkte, daß Gudmunds Blicke auf ihr ruhten, steckte sie die Nadel wieder hinein.

„Es ist ja noch gar nicht bewiesen, daß Gudmund der Schuldige ist," sagte der Vater, „aber ich begreife, Ihr wollt, daß die Hochzeit aufgeschoben wird, bis wir alles aufgeklärt haben." — „Es hat wohl wenig Zweck, von Aufschub zu sprechen," sagte der Amtmann. „Ich denke, Gudmund ist seiner Sache recht sicher, und wir können uns darüber einigen, daß es zwischen ihm und Hildur ein für allemal aus ist."

Gudmund antwortete nicht gleich. Er ging zu seiner Braut hinüber und streckte die Hand aus. Diese saß ganz regungslos da und schien ihn nicht zu sehen. „Willst du mir nicht Lebewohl sagen, Hildur?" Jetzt sah sie auf, und ihre großen Augen blitzten ihn kalt an. — „Hast du mit dieser Hand das Messer geführt," fragte sie. Gudmund antwortete ihr keine Silbe, sondern wandte sich dem Amtmann zu. — „Ja, jetzt bin ich meiner Sache sicher," sagte er. „Es hat gar keinen Zweck, die Hochzeit aufzuschieben."

Damit war die Unterredung beendet, und Gudmund und Erland gingen ihrer Wege. Sie hatten durch mehrere Stuben und Kammern zu gehen, ehe sie hinauskamen, und überall sahen sie Vorbereitungen zur Hochzeit. Die Tür in die Küche stand offen, und sie sahen, wie eine Menge Menschen in eiliger Geschäftigkeit durcheinanderlief. Der Duft von Braten und Backwerk drang heraus, der ganze Herd war voll kleiner und großer Töpfe, die Kupferkasserollen, die sonst die Wände schmückten, waren heruntergenommen und im Gebrauch. „Ach, daß sie all diese Zurüstungen für meine Hochzeit machen!" dachte Gudmund, als er vorüberging.

Er bekam Einblick in all den Reichtum dieses alten Bauernhofes, wie er so durch das Haus wanderte. Er sah den Eßsaal, wo große Tische mit langen Reihen von Silberbechern und Kannen gedeckt waren. Er kam durch die Kleiderkammer, wo auf dem Boden große Truhen standen und an den Wänden Kleider in unendlicher Reihe hingen. Als er dann in den Hof hinaustrat, sah er eine Menge alter und neuer Wagen, prächtige Pferde wurden aus dem Stall geführt und schöne Wagendecken in die Kutschen gelegt. Er sah über ein paar Höfe, die von Scheunen, Ställen, Schuppen, Vorratskammern und noch vielen andern Gebäuden umgeben waren. „All das hätte mein sein können," dachte er, als er sich in den Wagen setzte.

Mit einem Male kam bittere Reue über ihn. Er wäre am liebsten aus dem Wagen gesprungen und hineingelaufen, um ihnen zu sagen, es sei nicht wahr, das, was er erzählt hatte. Er hatte ja nur mit ihnen spaßen und sie erschrecken wollen. Es war doch unerhört töricht von ihm gewesen, zu bekennen. Was nützte es, daß er gestanden hatte? Dadurch wurde es für niemanden besser. Der Tote war ja tot. Nein, dieses Geständnis hatte nichts andres zur Folge, als daß auch er ins Verderben gestürzt wurde.

In den letzten Wochen hatte er diese Heirat nicht mehr so eifrig gewünscht; aber jetzt, da er darauf verzichten mußte, fühlte er erst, was sie wert war. Es bedeutete viel, Hildur Erikstochter und alles, was an ihr hing, zu verlieren. Was hatte es zu sagen, daß sie eigenwillig und selbstherrlich war? Sie war doch die erste von allen in der Umgegend, und durch sie wäre er zu großer Macht und Ehre gekommen.

Er trauerte jetzt nicht nur um Hildur und ihr Hab und Gut, sondern auch um kleinere Dinge. In diesem Augenblick wäre er zur Kirche gefahren, und alle, die ihn sahen, hätten ihn beneidet. Und heute hätte er zu oberst an der Hochzeitstafel gesessen. Heute wäre er mitten in Tanz und Fröhlichkeit gewesen. Es war sein großer Glückstag, der ihm nun entging.

Erland wandte sich einmal ums andre dem Sohne zu und sah ihn an. Er war jetzt nicht so schön und verklärt, wie er am Morgen gewesen, sondern saß stumpf und schwerfällig da mit erloschenem Blick. Der Vater hätte wohl gerne gewußt, ob der Sohn sein Geständnis bereute, und er wollte ihn danach fragen, hielt es aber doch für richtiger zu schweigen.

„Wohin wollen wir jetzt fahren?" sagte Gudmund nach einer Weile. „Wäre es nicht das beste, gleich zu Gericht zu gehen?" — „Du mußt zuerst nach Hause, damit du ruhen und dich ausschlafen kannst," sagte der Vater. „Du hast in den letzten Nächten wohl nicht viel Schlaf gefunden." — „Mutter wird erschrecken, wenn sie uns sieht." — „Sie wird nicht so erstaunt sein," sagte der Vater, „sie weiß ebenso viel wie ich. Sie wird sich freuen, daß du gestanden hast." — „Ich glaube, Mutter und ihr alle miteinander daheim seid froh, mich ins Gefängnis zu bringen," sagte Gudmund bitter. — „Wir wissen, daß du viel verlierst, weil du recht gehandelt hast," sagte der Vater. „Wir können nicht anders, wir müssen uns freuen, daß du dich selbst überwunden hast."

Gudmund glaubte es nicht aushalten zu können, nach Hause zu fahren und all diese zu hören, die ihn rühmen würden, weil er seine Zukunft vernichtet hatte. Er suchte einen Vorwand, um niemanden treffen zu müssen, ehe er sich mehr Ruhe erkämpft hatte. Nun fuhren sie an der Stelle vorbei, wo der Pfad zum Moorhof abbog. „Wollt Ihr hier halten, Vater? Ich denke, ich gehe zu Helga hinauf und spreche mit ihr." —

Der Vater hielt bereitwillig das Pferd an. „Komme nur, sobald du kannst, nach Hause, damit du dich ausruhst," sagte er.

Gudmund schlug den Weg in den Wald ein, und war bald zwischen den Bäumen verschwunden. Er dachte nicht daran, Helga aufzusuchen. Er war nur froh, allein zu sein, so daß er sich keinen Zwang aufzuerlegen brauchte. Er fühlte eine unvernünftige Wut gegen alles, stieß Steine fort, die ihm im Wege lagen, und blieb zuweilen stehen, um einen großen Ast abzubrechen, nur weil ein Blatt sein Gesicht gestreift hatte. Er schlug den Weg zum Moorhof ein, ging aber an der Hütte vorbei und kletterte den Berg hinauf. Hier wurde es ihm bald schwer, vorwärts zu kommen. Er hatte den Pfad verlassen und um den nächsten Gipfel zu erreichen, mußte er über ein breites Flußbett voll kantiger Felsblöcke gehen. Es war eine gefährliche Wanderung über die scharfen Felskanten, und er konnte sich Arme und Beine brechen, wenn er einen Fehltritt machte. Das wußte er sehr wohl, aber er ging doch weiter, so als machte es ihm Freude, sich einer Gefahr auszusetzen. „Und wenn ich mich zuschanden falle, so findet mich hier oben niemand," dachte er. „Aber was tut das? Ich kann ebensogut hier liegen und sterben wie jahrelang hinter Gefängnismauern zu sitzen."

Doch alles ging gut ab, und ein paar Minuten später stand er auf der Anhöhe. Über den Berg war einmal ein Waldbrand hingegangen. Die oberste Spitze war noch kahl, und von dort hatte man eine meilenweite Aussicht. Er sah Täler und Seen, dunkle Wälder und fruchtbare Äcker, Kirchen und Herrenhöfe, kleine Bauernhütten und große Dörfer. Weit in der Ferne lag die Stadt, in einen weißen Schleier von Sonnenrauch gehüllt, aus dem ein paar funkelnde Türme ragten. Durch die Täler schlängelten sich Wege, und ein Eisenbahnzug rollte am Waldessaum vorbei. Es war ein ganzes Reich, was er da sah.

Er warf sich zu Boden, hielt aber den Blick noch immer auf die große Fernsicht geheftet. Es war etwas Stolzes und Großes in dieser Landschaft vor ihm, und er empfand sich selbst und seine Sorgen als klein und unbedeutend.

Er erinnerte sich, daß, als er ein Kind war und gelesen hatte, daß der Versucher Jesus auf einen hohen Berg geführt und ihm alle Herrlichkeit der Welt gezeigt, er immer geglaubt habe, sie hätten hier auf der höchsten Spitze gestanden, und er wiederholte die alten Worte: All dies will ich dir geben, wenn du niederfällst und mich anbetest.

Da kam es ihm plötzlich vor, daß ihm selbst in diesen letzten Tagen eine solche Versuchung entgegengetreten war. Wahrlich, hatte ihn nicht der Versucher auf einen hohen Berg geführt und ihm alle Herrlichkeit der Macht und des Reichtums gezeigt? „Verschweige nur das Böse, das du getan," sagte er, „und ich will dir alles dies geben", und indem Gudmund daran dachte, kam ein klein wenig Befriedigung über ihn. „Ich habe ja Nein geantwortet," sagte er, und plötzlich begriff er, um was es sich für ihn gehandelt. Wenn er geschwiegen, hätte er dann nicht all sein Lebtag den Versucher anbeten müssen? Ein scheuer, mutloser Mann wäre er geworden, ein Sklave seines Hab und Gutes. Die Furcht vor der Entdeckung hätte stets auf ihm gelastet. Nie mehr hätte er sich als ein freier Mann fühlen können.

Eine große Ruhe kam über Gudmund. Er wurde ganz glücklich, weil er einsah, daß er recht gehandelt hatte. Wenn er an die vergangenen Tage zurückdachte, da schien es ihm, daß er in einer großen Dunkelheit getappt hatte. Es war wunderbar, daß er sich doch zuletzt zurechtgefunden. Er fragte sich selbst, wie es zugegangen sein konnte, daß er nicht in die Irre gegangen war. „Das war, weil sie alle daheim so gut gegen mich waren," dachte er, „und die beste Hilfe war doch die, daß Helga kam und mir Glück wünschte."

Er blieb noch eine Weile oben auf dem Gipfel liegen, aber bald sagte er sich, daß er heim zu Vater und Mutter gehen und ihnen sagen müsse, daß er Frieden mit sich selbst gefunden hatte. Als er nun aufstand, um zu gehen, bemerkte er, daß ein Stück weiter unten Helga auf einem Felsenvorsprung saß.

Sie hatte dort nicht die große weite Aussicht, sondern nur ein kleines Stückchen des Tales war für sie sichtbar. Es war die Gegend, wo Närlunda lag, und sie sah vermutlich einen Teil des Hofes. Als Gudmund sie erblickte, fühlte er, wie das Herz, das den ganzen Tag mühsam und ängstlich gearbeitet hatte, leicht und fröhlich zu klopfen begann, und zu gleicher Zeit

durchzuckte ihn ein solches Glücksgefühl, daß er stehen blieb und über sich selbst staunte.

„Was ist mir denn? Was ist das? Was ist das?“ dachte er, während das Blut durch den Körper strömte und das Glück ihn mit solcher Macht packte, daß er es beinahe schmerzhaft empfand. Endlich sagte er mit erstaunter Stimme zu sich selbst: „Aber ich habe ja sie lieb! Nein, daß ich das bisher gar nicht wußte!“

Es packte ihn mit der Stärke eines losgelassenen Wasserfalls. Er war die ganze Zeit, solange er sie kannte, gebunden gewesen. All das, was ihn zu ihr hingezogen, hatte er zurückgedrängt. Jetzt erst war er frei von dem Gedanken, eine andre zu heiraten, frei, sie lieb zu haben.

„Helga!“ rief er und begann zugleich den Abhang zu ihr hinunterzuklettern. Sie wandte sich mit einem erschreckten Ausruf um. „Hab keine Angst! Ich bin es nur.“ — „Aber bist du denn nicht in der Kirche und wirst getraut?“ — „Ach nein, aus der heutigen Hochzeit wird nichts. Sie will mich nicht haben, Helga.“

Helga richtete sich auf. Sie preßte die Hand aufs Herz und schloß die Augen. Sie dachte wohl in diesem Augenblick, daß es nicht Gudmund war, der da kam. Ihre Augen und Ohren waren wohl hier im Walde verhext worden. Aber schön und herrlich war es doch, daß er sich zeigte, wenn auch nur als Traumerscheinung, und sie schloß die Augen und blieb regungslos stehen, um das Trugbild noch ein paar Augenblicke festzuhalten.

Aber Gudmund war wild und toll von der großen Liebe, die in ihm aufgelodert war. Sobald er zu Helga heruntergekommen war, schlang er die Arme um sie und küßte sie, und sie ließ es geschehen; denn sie war ganz betäubt und benommen vor Überraschung. Es war ja zu wunderbar, daß er, der jetzt gerade in der Kirche stehen sollte, zur Seite seiner Braut, wirklich hierher in den Wald gekommen war. Dieser Geist oder Doppelgänger von ihm, der zu ihr gekommen war, mochte sie immerhin küssen.

Aber in dem Augenblick, in dem Gudmund Helga küßte, wachte sie auf und stieß ihn von sich. Und nun begann sie ihn mit Fragen zu überschütten. War er es wirklich selbst? Was hatte er im Walde zu tun? War ein Unglück geschehen? Warum hatte man die Hochzeit aufgeschoben? War Hildur krank? Hatte den Pfarrer in der Kirche der Schlag gerührt?

Gudmund wollte mit ihr von nichts anderm auf der Welt sprechen als von seiner Liebe; aber sie zwang ihn zu erzählen, wie alles zugegangen war. Während er sprach, saß sie still da und hörte mit tiefer Andacht zu.

Sie unterbrach ihn nicht, bis er von der abgebrochenen Klinge erzählte. Da fuhr sie auf und fragte, ob es sein gewöhnliches Messer sei, das, welches er hatte, als sie noch auf Närlunda diente.

„Ja, gerade das war es,“ sagte er. — „Wieviel Klingen waren denn abgebrochen?“ fragte sie. — „Nicht mehr als eine.“

In Helgas Kopf begann es zu arbeiten. Sie saß mit gerunzelter Stirne da und suchte sich an etwas zu erinnern. Wie war es doch? Ja gewiß. Sie entsann sich deutlich, daß sie sich dieses Messer an dem Tage, bevor sie fortging, von ihm ausgeliehen hatte, um Holz zu spalten, da hatte sie es

zerbrochen, aber sie war nicht dazu gekommen, es ihm zu sagen. Er war ihr damals immer ausgewichen, und hatte nicht mit ihr sprechen wollen. Und nun hatte er wohl das Messer seitdem in der Tasche gehabt und gar nicht bemerkt, daß es zerbrochen war.

Sie hob den Kopf und wollte ihm dies eben sagen; doch er erzählte weiter von seinem Besuch im Hochzeitshaus an diesem Morgen, und sie wollte ihn zu Ende kommen lassen. Als sie hörte, wie er von Hildur geschieden war, schien ihr dies ein so furchtbares Unglück, daß sie ihn mit Vorwürfen überhäufte. „Das ist deine eigene Schuld," sagte sie. „Da kommt ihr, du und dein Vater, angefahren, und erschreckt sie zu Tode mit der furchtbaren Botschaft. So hätte sie nicht geantwortet, wenn sie bei Sinnen gewesen wäre. Ich will dir eines sagen, ich glaube, sie bereut es schon in diesem Augenblick." — „Meinethalben mag sie bereuen, soviel sie will," sagte Gudmund. „Ich weiß jetzt, daß sie solch eine ist, die immer nur an sich selbst denkt. Ich bin froh, daß ich sie los geworden bin."

Helga preßte die Lippen aufeinander, damit ihr das große Geheimnis nicht entschlüpfe. Sie hatte viel zu denken. Es handelte sich nicht nur darum, Gudmund von dem Morde reinzuwaschen. Es war ja nun auch Feindschaft zwischen Gudmund und seiner Braut. Konnte sie nicht versuchen, mit Hilfe dessen, was sie wußte, diese beizulegen?

Wieder saß sie stumm da und grübelte, bis Gudmund davon zu sprechen begann, daß er nun seinen Sinn ihr zugewandt hatte.

Aber das erschien ihr als das größte Unglück, das ihm an diesem Tage widerfahren war. Schlimm war es schon, daß die vorteilhafte Heirat zu scheitern drohte, aber noch schlimmer, wenn er um eine solche, wie sie, werben wollte. „Nein, so etwas darfst du mir nicht sagen," rief sie und sprang plötzlich auf. — „Warum soll ich es dir nicht sagen?" fragte Gudmund und erblaßte. „Ist es mit dir vielleicht gerade so wie mit Hildur? Hast du Angst vor mir?" — „Nein, nicht deshalb." Sie wollte ihm erklären, daß er in sein eigenes Verderben renne, aber er hörte ihr gar nicht zu. — „Ich habe gehört, daß es früher einmal Frauen gab, die den Männern zur Seite standen, wenn sie in Not kamen; aber heute trifft man solche nicht mehr." Helga erzitterte. Sie hätte die Arme um seinen Hals schlingen wollen, aber sie verhielt sich still. Heute mußte sie vernünftig sein. — „Es ist ja wahr, ich hätte dich nicht an demselben Tage, an dem ich ins Gefängnis soll, bitten dürfen, mein Weib zu werden. Aber ich dachte, wenn ich wüßte, daß du auf mich warteſt, bis ich wieder frei bin, dann könnte ich all das Schwere mit leichtem Mut erdulden." — „Ich bin nicht die, die auf dich warten soll, Gudmund." — „Alle Menschen werden mich jetzt als einen Missetäter betrachten, als einen, der sich besäuft und mordet. Aber wenn es nur eine gäbe, die mich mit Liebe ansehen könnte! Das würde mich besser aufrechterhalten als alles andre." — „Du weißt, daß ich nie etwas andres als Gutes von dir denken werde, Gudmund."

Helga war sehr still. Gudmunds Bitten wurden fast zu viel für sie. Sie wußte gar nicht, wie sie ihm entkommen sollte. Aber Gudmund verstand

nichts, sondern begann zu glauben, daß er sich geirrt habe. Sie konnte nicht dasselbe für ihn empfinden wie er für sie. Er kam ganz dicht an sie heran und sah sie an, als wollte er mitten durch sie hindurchsehen. „Sitzest du nicht gerade auf diesem Felsen hier, um nach Närlunda hinunterzusehen?" — „Ja, das tue ich." — „Sehnst du dich nicht Tag und Nacht hin?" — „Ja. Aber ich sehne mich nicht nach einem Menschen." — „Und mich magst du gar nicht?" — „O ja, aber ich will dich nicht heiraten." — „Wen hast du denn gern?" — Helga schwieg. — „Per Martensson?" — „Ja, ihm hab ich gesagt, daß ich ihn gern habe," sagte sie, und war ganz zermartert.

Gudmund blieb ein Weilchen stehen und sah sie mit ergrimmtem Gesicht an. „Dann also lebewohl! Jetzt gehen wir getrennte Wege, du und ich," sagte er, und damit machte er einen gewaltigen Sprung von dem Stein zum nächsten Felsabsatz und verschwand unter den Bäumen.

VI.

Kaum war Gudmund verschwunden, als Helga auf einem andern Wege den Berg hinuntereilte. Sie lief am Moorhof vorbei, ohne stehen zu bleiben und eilte dann, so rasch sie konnte, über die Waldhügel hinunter auf den Weg. Im ersten Bauernhof, den sie erreichte, bat sie die Inwohner, ihr Pferd und Fuhrwerk zu leihen, damit sie nach Älvakra fahren könnte. Sie sagte, es gälte das Leben, daß sie hinkäme und versprach, für die Hilfe zu bezahlen. Die Dorfleute waren schon heimgekommen und hatten von der unterbliebenen Hochzeit erzählt. Alle waren sehr bewegt und mitleidig, und man wollte Helga die verlangte Hilfe nicht verweigern, da sie eine wichtige Botschaft für die Leute auf Älvakra zu haben schien.

In Älvakra saß Hildur Erikstochter in einer kleinen Kammer im oberen Stockwerk, wo sie ihr Brautkleid abgelegt hatte. Die Mutter und ein paar andre Bäuerinnen waren um sie. Hildur weinte nicht, aber sie war ungewöhnlich still und blaß, so daß es aussah, als sollte sie jeden Augenblick krank hinsinken. Die Frauen sprachen die ganze Zeit von Gudmund. Alle tadelten ihn und schienen es als ein Glück für Hildur anzusehen, daß sie von ihm frei war. Einige meinten, Gudmund habe wenig Rücksicht auf die Schwiegereltern gezeigt. Er hätte es ihnen schon am Pfingsttage sagen müssen, wie es um ihn stand. Andre sagten, wem ein so großes Glück bevorstand, der hätte besser auf sich achten müssen. Und einige beglückwünschten Hildur, daß sie dem Schicksal entging, einen zu heiraten, der sich so sinnlos betrinken konnte, daß er nicht mehr wußte, was er tat.

Mitten unter diesen Reden schien Hildur ungeduldig zu werden, und sie stand auf, um das Zimmer zu verlassen. Sowie sie zur Tür draußen war, kam ihre beste Freundin, ein junges Bauernmädchen, und flüsterte ihr zu: „Unten ist jemand, der mit dir sprechen will." „Ist es Gudmund?" fragte Hildur, und ein Strahl des Lebens leuchtete in ihren Augen auf. — „Nein, aber ich glaube, eine Botschaft von ihm. Sie will das, was sie zu berichten hat, niemandem als nur dir selbst sagen." Nun hatte Hildur den ganzen Tag dagesessen und gedacht, daß jemand kommen müsse, der diesem Elend ein Ende machte. Sie konnte es gar nicht begreifen, daß ein so schreck-

liches Unglück sie treffen sollte. Sie meinte, es müsse etwas geschehen, so daß sie wieder Krone und Kranz aufsetzen könne, der Hochzeitszug zur Kirche führe und die ganze Hochzeit zustande käme. Als sie nun von einer Botschaft von Gudmund hörte, wurde sie ganz eifrig und lief eilends zu Helga hinaus, die vor der Küchentür stand und auf sie wartete.

Hildur wunderte sich wohl, daß Gudmund Helga zu ihr schickte, aber sie dachte, daß er vielleicht heute am Feiertag keine andre Botin gefunden habe und begrüßte sie freundlich.

Sie winkte Helga, ihr in die Milchkammer zu folgen, die quer über dem Hof lag. „Ich weiß keinen andern Ort, wo wir allein sprechen können," sagte sie. „Wir haben noch das ganze Haus voll Leute."

Sobald sie drinnen waren, trat Helga dicht an Hildur heran und sah ihr ins Gesicht. „Bevor ich etwas sage, muß ich erst wissen, ob du Gudmund lieb hast, Hildur." Hildur zuckte vor Empörung zusammen. Es war ihr eine Qual, mit Helga auch nur ein einziges Wort wechseln zu müssen, und sie hatte wahrlich keine Lust, sie zu ihrer Vertrauten zu machen. Aber nun war die Not am höchsten, und so zwang sie sich, zu antworten: „Warum, glaubst du, hätte ich ihn sonst heiraten wollen?" — „Ich meine, ob du ihn noch lieb hast, Hildur?" — Hildur wurde wie zu Stein, aber unter dem forschenden Blick der andern konnte sie nicht lügen. — „Vielleicht habe ich ihn noch nie so lieb gehabt wie heute," sagte sie, aber so leise, daß man glauben konnte, es täte ihr weh, die Worte auszusprechen.

„Dann komm gleich mit mir," sagte Helga. „Ich habe drunten auf der Straße einen Wagen stehen. Du brauchst dich nur fertig zu machen, dann können wir gleich nach Närlunda fahren." — „Wozu soll es gut sein, daß ich hinfahre?" fragte Hildur. — „Du mußt hinfahren und sagen, daß du Gudmund angehören willst, Hildur, was er auch getan habe, und daß du treu auf ihn warten wirst, während er im Gefängnis sitzt." — „Warum soll ich das sagen?" — „Damit alles zwischen euch wieder gut wird." — „Aber das ist ja unmöglich. Ich will doch nicht einen heiraten, der im Gefängnis gesessen hat."

Helga prallte ein paar Schritte zurück, so als hätte sie sich an eine Mauer gestoßen. Aber sie faßte rasch wieder Mut. Sie konnte ja begreifen, daß, wer so mächtig und reich war wie Hildur, so denken mußte. „Ich wäre nicht hierher gekommen und hätte dich gebeten, nach Närlunda zu fahren, wenn ich nicht wüßte, daß Gudmund unschuldig ist," sagte sie. Jetzt war es Hildur, die einen Schritt von Helga forttrat. — „Weißt du das, oder ist es nur etwas, was du glaubst?" — „Es wäre besser, wenn wir uns gleich in den Wagen setzten, dann könnte ich es dir auf dem Weg erzählen, Hildur." — „Nein, erst mußt du mir alles sagen. Ich muß wissen, was ich tue." Helga war so voll brennenden Eifers, daß sie kaum stillstehen konnte, aber sie mußte sich doch bequemen, Hildur zu erzählen, woher sie wußte, daß nicht Gudmund der Täter sei. „Hast du das Gudmund nicht gleich gesagt?" — „Nein, ich sage es jetzt dir, Hildur. Kein andrer weiß es." — „Und warum kommst du mit dieser Nachricht zu mir?" — „Damit es zwischen euch wieder gut werde. Er wird wohl auch bald erfahren, daß er nichts Böses getan

hat, aber ich will, daß du wie von selbst zu ihm kommst, Hildur, und es gut machst." — „Ich soll nicht sagen, daß ich weiß, daß er unschuldig ist?" — „Du sollst ganz von selbst kommen, Hildur, nie verraten, daß ich mit dir gesprochen habe. Sonst verzeiht er dir nie, was du ihm heute morgen gesagt hast."

Hildur hörte schweigend zu. Es lag etwas in diesen Worten, was ihr noch nie im Leben begegnet war, und sie war bemüht, es sich klarzumachen. „Weißt du, daß ich es war, die verlangte, daß du aus Närlunda fortkommst?" — „Das weiß ich wohl, daß es nicht die Leute auf Närlunda waren, die mich forthaben wollten." — „Ich kann gar nicht verstehen, daß du heute zu mir kommst und mir helfen willst." — „Wenn du jetzt nur mitkommst, Hildur, so kann alles gut werden!" Aber Hildur sah Helga an, noch immer in dieselben Grübeleien versunken. — „Vielleicht hat Gudmund dich lieb," warf sie hin. Aber nun riß Helga die Geduld. — „Was hätte er denn an mir," sagte sie heftig, „du weißt doch, Hildur, daß ich nichts andres bin als eine arme Häuslerdirne, und das ist noch nicht einmal das Allerschlimmste."

Die beiden jungen Mädchen schlichen sich unbemerkt aus dem Haus und saßen bald im Wagen. Helga kutschierte, und sie schonte das Pferd nicht, sondern ließ es rasch traben. Sie waren beide stumm. Hildur saß da und sah Helga an. Es war, als könnte sie sich nicht genug über sie wundern, und als dächte sie mehr an sie als an irgend etwas andres.

Als sie in die Nähe des Hofes kamen, übergab Helga Hildur die Zügel. „Jetzt sollst du allein hinfahren, Hildur, und mit Gudmund sprechen. Ich komme in einer Weile nach und erzähle die Geschichte mit dem Messer. Aber du darfst Gudmund kein Wort sagen, Hildur, daß ich dich geholt habe.

Gudmund saß in der Wohnstube auf Närlunda neben Mutter Ingeborg und sprach mit ihr. Der Vater saß etwas abseits und rauchte. Er sah zufrieden aus und sagte kein Wort. Man merkte, daß er meinte, jetzt gehe alles wie es sollte, so daß er nicht einzugreifen brauchte.

„Ich wüßte wohl gerne, Mutter, was Ihr gesagt haben würdet, wenn Ihr Helga als Schwiegertochter bekommen hättet," sagte Gudmund. Mutter Ingeborg hob den Kopf und antwortete mit fester Stimme: „Ich werde jede Schwiegertochter mit Freuden aufnehmen, wenn ich nur weiß, daß sie dich so lieb hat, wie eine Frau ihren Mann lieb haben soll."

Kaum war dies gesagt, als sie Hildur Erikstochter in den Hof einfahren sahen. Sie kam gleich darauf ins Haus und war ganz anders als sonst. Sie trat nicht in ihrer gewöhnlichen zuversichtlichen Art in das Zimmer, sondern es sah fast aus, als wollte sie unten an der Tür stehen bleiben wie ein armes Bettelmädchen.

Sie kam jedoch heran und gab Mutter Ingeborg und Erland die Hand. Dann wandte sie sich an Gudmund. „Mit dir will ich ein paar Worte sprechen." Gudmund stand auf, und sie gingen in die Kammer. Er stellte Hildur einen Stuhl hin, aber sie setzte sich nicht. Sie war ganz rot vor Verlegenheit, und die Worte kamen langsam und scheu über ihre Lippen: „Ich war wohl — — ja, es war vielleicht zu hart, das, was ich heute morgen sagte." —

„Ach, wir sind so plötzlich über dich gekommen," sagte Gudmund. Sie wurde noch röter und beschämter. „Ich hätte es mir besser überlegen sollen. Wir könnten — es sollte doch — —" — „Es ist schon am besten, wie es ist, Hildur. Darüber ist nichts mehr zu reden; aber es ist schön, daß du gekommen bist."

Sie schlug die Hände vors Gesicht, holte sehr tief Atem, daß es klang wie ein Schluchzen, aber hob dann den Kopf wieder. „Nein," sagte sie. „Es geht nicht. Ich will nicht, daß du mich für besser hältst als ich bin. Jemand kam zu mir und sagte, daß du unschuldig bist, und riet mir, hierher zu eilen und alles wieder gutzumachen. Und ich sollte nicht sagen, daß ich schon weiß, daß du unschuldig bist. Denn dann würdest du nicht so viel daran finden, daß ich komme. Jetzt sage ich dir, ich wünschte, ich wäre selbst auf den Gedanken gekommen. Doch das bin ich nicht. Aber ich habe mich den ganzen Tag nach dir gesehnt und gewünscht, daß es wieder gut zwischen uns werden könnte. Und wie es auch kommen mag, eins will ich dir sagen, ich freue mich, daß du unschuldig bist."

„Wer hat dir denn diesen Rat gegeben, Hildur?" fragte Gudmund. — „Das darf ich nicht sagen." — „Ich wundere mich, daß es jemand weiß. Vater kommt eben jetzt vom Bürgermeister. Er hat in die Stadt telegraphiert. Und es ist die Antwort gekommen, daß der wahre Täter schon gefunden ist."

Als Gudmund dies sagte, fühlte Hildur, wie die Beine unter ihr zitterten, und sie setzte sich rasch nieder. Es wurde ihr ganz angst, weil Gudmund so ruhig und freundlich war, und sie begann zu verstehen, daß er ganz außerhalb ihrer Macht war. „Ich sehe schon, du kannst es nicht vergessen, Gudmund, wie ich heute vormittag gewesen bin." — „O doch, das kann ich dir schon verzeihen, Hildur," sagte er in demselben ruhigen Ton. „Davon wollen wir nie mehr sprechen."

Sie erzitterte, schlug die Augen nieder und saß da, als wartete sie auf etwas. „Es ist nur ein großes Glück, Hildur," sagte er und kam heran und ergriff ihre Hand, „daß es zwischen uns aus ist. Denn heute ist es mir klar geworden, daß ich eine andre lieb habe. Ich glaube, ich habe sie schon lange lieb, aber ich weiß es erst seit heute." — „Wer ist die, die du lieb hast, Gudmund," kam es tonlos von Hildurs Lippen. — „Das kommt ja auf eins heraus. Ich werde sie nicht heiraten, denn sie hat mich nicht lieb. Aber eine andre kann ich nicht nehmen."

Hildur hob den Kopf. Es war nicht leicht, zu sagen, was in ihr vorging. Aber sie fühlte in diesem Augenblick, daß sie, die Großbauerstochter, mit all ihrem Reiz und all ihrem Hab und Gut nichts für Gudmund bedeute. Und sie war stolz und wollte nicht von ihm scheiden, ohne ihm zu zeigen, daß sie Wert an sich hatte, abgesehen von all dem Äußern.

„Ich will, Gudmund, daß du mir sagst, ob es Helga vom Moorhof ist, die du gern hast."

Gudmund stand schweigend da. „Denn wenn es Helga ist, dann weiß ich, daß sie dich lieb hat. Sie kam zu mir und lehrte mich, was ich tun sollte, damit es zwischen uns wieder gut würde. Sie wußte, daß du un-

schuldig bist, aber sie sagte es nicht dir, sondern ließ es zuerst mich wissen." — Gudmund sah ihr fest in die Augen. „Findest du, daß das darauf deutet, daß sie eine große Liebe für mich hat?" — „Dessen kannst du sicher sein, Gudmund. Das kann ich bezeugen. Niemand in der Welt kann dich lieber haben als sie." Er ging hastig durch das Zimmer. Dann blieb er vor Hildur stehen. „Aber du? Warum sagst du mir das?" — „Ich will doch Helga an Edelmut nicht nachstehen." — „Ach, Hildur, Hildur!" sagte er, legte die Hand auf ihre Schultern und schüttelte sie, um seiner Rührung Luft zu machen. „Du weißt nicht, nein, du weißt nicht, wie gut ich dir in diesem Augenblick bin. Du weißt nicht, wie glücklich du mich gemacht hast — — —"

Helga saß am Wegrand und wartete. Sie saß da, das Kinn in die Hand gestützt und sah zu Boden. Sie sah Gudmund und Hildur vor sich und dachte, wie glücklich sie jetzt sein mußten.

Während sie so dasaß, kam ein Knecht aus Närlunda vorüber. Als er sie sah, blieb er stehen. „Du hast doch von Gudmund gehört, Helga?" — Ja, das hatte sie. — „Die ganze Geschichte ist ja gar nicht wahr. Der richtige Täter ist schon verhaftet." — „Ich wußte, daß es nicht wahr sein könne," sagte Helga.

Dann ging der Mann, aber Helga blieb am Wegesrand sitzen wie zuvor. Ja so, drüben wußten sie es schon. Sie brauchte gar nicht nach Närlunda zu gehen, um es zu erzählen.

Sie fühlte sich so wunderlich ausgeschlossen. Zuvor erst war sie so eifrig gewesen. Sie hatte gar nicht an sich selbst gedacht, nur daran, daß Gudmund und Hildurs Hochzeit zustande kommen mußte. Aber jetzt stand es ihr erst vor Augen, wie einsam sie war. Und es war schwer, für die, die man lieb hatte, nichts sein zu dürfen. Jetzt brauchte Gudmund sie nicht, und ihr eigenes Kind hatte die Mutter zu ihrem gemacht. Sie gönnte ihr kaum, es anzusehen.

Sie dachte daran, daß sie aufstehen und nach Hause gehen mußte. Aber die Hügel schienen ihr so steil und schwer. Sie wußte gar nicht, wie sie hinaufkommen sollte.

Da kam ein Wagen aus Närlunda. Hildur und Gudmund saßen darin. Jetzt fuhren sie wohl nach Älvåkra, um zu sagen, daß sie sich ausgesöhnt hätten. Und morgen fand dann die Hochzeit statt.

Als sie Helga entdeckten, hielten sie an. Gudmund gab Hildur die Zügel und sprang heraus. Hildur nickte Helga zu und fuhr weiter.

Gudmund blieb auf dem Wege vor Helga stehen. „Ich bin froh, daß du hier sitzest, Helga," sagte er. „Ich glaubte, ich müßte in den Moorhof hinaufgehen, um dich zu treffen."

Er sagte dies heftig, beinahe hart, und dabei hielt er ihre Hand fest umklammert, und sie sah es seinen Augen an, daß er jetzt wußte, wie es um sie stand. Jetzt konnte sie ihm nicht mehr entfliehen.

Alfred Messel †.

Der Frühling 1909, dessen erste laue Tage sich in trüben Regenschleiern verhüllten, spannt Trauerflore im Reiche der Kunst. Matkowsky, Gottschall und nun — Messel. An Messels Bahre trauert die Kultur unsrer Gegenwart. Unwiederbringliches ist mit ihm verloren. Er war der klarste und helläugigste in der Zunft. Aus seinen Werken schaut uns etwas an, was wir den großen Goetheaugen vergleichen möchten. Keine Reflexion und keine Neigung zu Kompromissen. Ein Neuklassizist, mit scharf abwägendem Gefühl zwischen dem Recht des Klassizismus und dem Recht der Moderne. Und ein Ästhetiker von unvergleichlichem Reichtum an Geschmack und Takt.

Für Berlin insbesondere ist sein Verlust groß. Die Reichshauptstadt erhielt ein neues Profil durch ihn. Seit Schlüter hat keine künstlerische Persönlichkeit mehr so entscheidend in das Stadtbild eingegriffen.

Aus dem entarteten Geschmack der Gründerzeit hob Messel die Riesenmetropole fast plötzlich wieder in die Sphäre der alten, feinen, märkischen Residenzstadt, aus der sie herausgekommen war. Das alte, gestrenge Berlin des 18. Jahrhunderts mit seinen freundlichen Mansardendächern, seinen ernsten Fenstern, seinen lisenenreichen Fassaden bietet eine Fülle von Anregungen und Anknüpfungspunkten — für die durch Messel herangebildete Architektengeneration. Wie das immer so ist: was einer einmal gesehen, sehen dann alle. Aber Messel war der erste. Wie der Knabe, der am Jahrestage in den Berg blickt, der sich nur alle hundert Jahr einmal öffnet, so sah Messels Künstlerauge durch das sich ihm geheimnisvoll teilende Gewoge der Großstadt das schlafende Altberlin. Er fand es in seinen alten Resten, er fand es in verstaubten Plänen und Bildern. Und da bot sich ihm die Anknüpfung. Und von da dann weiter in das moderne Leben, in die modernen Ansprüche hinein. Größer und stolzer werden die Formen. Und vor allem, einem neuen Typus muß Rechnung getragen werden: dem Warenhaus, dem Geschäftshaus. Dieser Typus war das Wichtigste. Er ist so wichtig wie einst in der mittelalterlichen Stadt das Rathaus.

Was Messel hier geleistet, ist zu bekannt, als daß es noch einmal gesagt zu werden brauchte. Es war eine schöpferische Tat, für die ihm Jahrhunderte danken werden.

Sein charakteristischer Stil ist ein bis zu den äußersten Konsequenzen durchgeführtes Vertikalsystem. Einen Vertikalismus in dem Maße kannte vorher nur die Gotik. Aber diese unter ganz andern Bedingungen und nur im Sakralbau. Dort Strebetendenz, hier ein ruhiges Fließen. Aus dem Klassizismus gewann Messel diesen Stil; aber wo dort noch das „antikische" Abwägen von Vertikale und Horizontale herrschte, ging Messel gleich auf einen konsequenten Vertikalismus über. Die Entwicklung, die er durchmachte, ist an einer seiner früheren Schöpfungen, dem bekannten Wohnhaus in der Tauenzienstraße in Berlin, ersichtlich. Hier, noch Konzessionen an den italienischen Barock, die Aufteilung in zwei horizontale Hauptmassen.

Ein in Parterre und Hochparterre geteiltes Untergeschoß und ein auf kräftigem Kaffgesims aufruhender dreigeschossiger Oberbau. Das Portal, dessen Säulen bis zu dem Kaffgesims emporgeführt sind, gibt das Untergeschoß als einheitliche Masse zu erkennen.

In der starken Pfeilergliederung verrät sich schon der spätere Messel. Aber noch gibt das Kaff- und das parallel laufende Dachgesims sowie die breit unter und über den Fenstern hingeführten Ornamentreliefs horizontales Gegengewicht. Mit dem Warenhaus Wertheim brach Messel endgültig mit diesem Stile und wandte sich völlig dem Vertikalsystem zu, damit in den vollgermanischen Baucharakter einmündend.

Vielleicht war es gerade Messel, der unserm Volke das im Stilmischmasch des letzten Jahrhunderts ganz verloren gegangene Bewußtsein germanischer Bauweise wieder zurückgewann, der uns als lebendige Anschauung vorführte, was Jahrzehnte lang als tote Weisheit in den Büchern stand: daß sich der eigentliche Wesensunterschied von Antike und Germanismus in der Baukunst als Horizontalismus und Vertikalismus offenbart und daß dieser Wesensunterschied auch für die deutsche und italienisch-französische Architektur gilt. Wir wissen, wie im romanischen Stil früh ein Strebesystem durchbricht, wie es sich im Übergangsstil schon siegreich entfaltet; wie die deutsche Gotik, im Gegensatz zur französischen, den Vertikalismus nahezu ins grenzenlose steigert, wie auch der deutsche Barock und Klassizismus mit ungleich stärkerer Energie als der gleiche Stil in den Nachbarländern nach der Betonung der vertikalen Linie treibt. Dieses Prinzip der Gegenwart wieder zu retten und ihr somit wieder eine bodenständige Architektur zu geben, war Messels großes Verdienst.

Vielleicht malerisch am schönsten konnte er es in der Landesversicherungsanstalt zu Berlin durchführen. Ein Bau von unvergleichlicher Harmonie. Messel ging wie immer zunächst von der notwendigsten Forderung aus. Diese heißt für ein Bureauhaus viel Räume mit möglichst starker und gleichmäßiger Lichtzufuhr. Er löste daher die ganze Front in Pfeiler und Fenster auf. Pfeiler, Fenster, Pfeiler, Fenster, — wie ein Vers mit gleichmäßigen Hebungen und Senkungen liest sich diese Fassade ab. Höchst einfach und dabei von einem wunderbaren melodischen Rhythmus. Dieser Rhythmus gehöht und bereichert durch die feingestimmte Farbengebung. Die tragenden Pfeiler sind in Backstein, dem norddeutschen Vorzugsmaterial aufgeführt, dessen rotgelbe Farbe mit dem grauen Ton der Hausteinbrüstungen der Fenster vorzüglich zusammenklingt. Diese Brüstungen hangen teppichartig zwischen den Pfeilern, ein vornehmes, unaufdringliches Schmuckwerk. Der Mittelteil des Baues ist risalitartig vorgeschoben, wodurch Eintönigkeit vermieden wurde. Weich flutet das Licht an der ruhigen Fassade nieder, die stille Schönheit atmet, in unzähligen verborgenen Brechungen die vorspringenden Pfeiler, die zurückfliehenden Fenster und wechselvollen Schmuckbrüstungen umschmeichelnd. Wir begreifen vor diesem Anblick, daß dieser Stil ein echtes Kind des Nordens ist und alle seine Ahnen im Norden hat. In der Sonne des Südens würde er nie zu dieser Wirkung kommen.

Messel war ein Darmstädter: seiner Schule nach Berliner. Er hat beides nie verleugnet. Norddeutscher Ernst und rheinfrantisches Schönheitsgefühl bestimmten seine künstlerische Entwicklung. Bei aller Unerbittlichkeit seiner statischen Tendenzen doch nirgends eine Nüchternheit, ein ermüdender Gleichklang. Immer Leben, Farbe, Rhythmus. Messel trieb in seiner Jugend Musik, spielte Cello. Etwas von dem weichen Vollton dieses Instruments klingt in seinen Bauwerken weiter. Musik, reiner, tiefer Herzenston eines reichen Lebens.

Dieser satte, innere Reichtum spricht auch aus den kleineren Bauten des Meisters, den reizenden Landhäusern, den vornehm prachtigen Berliner Großbürgerhäusern. Auf allen Gebieten spürte man in den knapp zwei Jahrzehnten, in denen Messel seine Tatigkeit entfaltete, belebenden Schaffenshauch. Er gab der Architektur neue Werte, führte ihr Kraft und Selbstbewußtsein zu.

Ein besonderes Verdienst erwarb er sich schließlich noch auf dem Sondergebiet des Museumsbaues. Das Darmstadter Museum ist eine für die erst seit kurzer

Zeit auf das Programm unsrer Kultur gesetzte Museumskunst vorbildliche Leistung. Hier galt es zunächst, dem geschichtlichen Geist der Umgebung gerecht zu werden. Auf einem ungeheuren Terrain erheben sich verhältnismäßig wenige Bauten. Auf der einen Seite schließt die festgegliederte Schloßgruppe den Platz malerisch ab, im Osten dominiert der in einfachen, klassischen Formen gehaltene Theaterbau, im Westen ist in dem schlichten, die Formen der neueren Schloßteile wiederholenden Zeughaus eine malerische Platzwandung gegeben. Auf dieses beinahe dreieckige Terrain, dessen Folie nach Norden hin der prächtige, alte Schloßgarten bildet, war es gewiß nicht leicht, einen freistehenden, charakteristischen und doch in allen Teilen dem architektonischen Charakter der Nachbarschaft sich anfügenden Neubau hinzustellen. Die Lösung derartiger Aufgaben erfordert die äußerste Konzentration künstlerischen Könnens und Wollens, man möchte fast sagen: Geistesgegenwart in allen Momenten. Denn tatsächlich drängt sich jeden Augenblick etwas Störendes in die eigenen Ideen herein, zwingt zur Umformung und oft zur völligen Vernichtung derselben. Ist dann das Werk endlich fertig, so erscheint es selbstverständlich, daß es in den Rahmen paßt, und nur die wenigsten wissen die eminente Leistung des Architekten zu schätzen. Je harmonischer die Formen zusammenklingen, desto eher wird der Laie versucht zu denken, daß es gewiß ein ganz Leichtes war, den Neubau in den ihn umgebenden Rahmen älterer Gebäude stilgerecht hineinzustimmen. Bei Bauten, die in eine Häuserreihe eingegliedert werden, mag dies auch gelegentlich der Fall sein, gewiß nie aber bei einem freistehenden Gebäude. Denn hier ist wiederum eine souveräne Eigenart Bedingung, die nicht selten wider die unbedingte Einführung in den bestehenden Kanon streitet. Die vollendetste Lösung aber ist gewiß die, wo dieser Streit offen zum Ausdruck gebracht wird. Eine völlig sklavische Angliederung an das vorhandene ist ebensowenig von Wert, wie das taktlose Herausfallen aus dem Rahmen. Mit einem Wort: solchen Aufgaben wird nur ein großer Künstler Herr. Für einen solchen bietet ihre Lösung aber auch den denkbar größten Reiz.

Messel hat hier mit seinem außerordentlichen historischen Feingefühl alle Forderungen erfüllt. Er führte seinen Neubau als einen edlen Gast ein, dessen vollendetes Benehmen sogleich gewinnt. Wie im Kreise einer feinen Gesellschaft ein Neuhinzugekommener sich gern in das Gespräch der andern ziehen lassen wird, um bald dieses und jenes von den andern begonnene Thema aufzugreifen und zu erörtern, dabei seine eigene Art zur Geltung zu bringen, so hat sich dieses neue Gebäude zu den andern gesellt und erscheint schon ganz als ein alter Bekannter unter ihnen. Wie ein liebenswürdiger Gesellschafter nimmt es die Motive, die die andern gegeneinander ausspielen, auf, gibt sie, wie im Wechsel anmutigen Gespräches, in geistvoller Umformung wieder zurück und läßt dabei, ohne sich nach irgend einer Seite hin aufzudrängen, die Note persönlicher Eigenart voll und ruhig ausklingen.

Gilt somit von dem Gesamteindruck, was im Grunde genommen von allen Bauten Messels gilt: Vornehmheit und edle Kraft, hier nur noch gesteigert nach der Seite einer delikaten Reserve hin, so überrascht uns das Innere des Baues durch das verständnisvolle Eingehen auf die modernen Ansprüche. Hier wird Messel groß und frei. Das prachtige Foyer atmet gewaltige Schönheit. Und in den einzelnen Räumen nun ist eine Arbeit geleistet, die ihresgleichen sucht. Jeder Raum wurde im Hinblick auf die Kunstgegenstände, die er umschließen sollte, geschaffen. Welch ein Gegensatz zu dem alten System einer Aufreihung von Sälen, in die man dann die Kunstwerke kunterbunt hineinstopfte!

Ein strenges Prinzip lag zugrunde: Das Museum kein Magazin, vor dessen gehäuftem Inhalt der Laie ratlos steht und sich ohne Nutzen müde sieht; sondern eine an sich befriedigend wirkende Schausammlung. Hierzu mußte eine passende Umgebung für die einzelnen Kunstwerke geschaffen werden, eine kulturhistorische und überhaupt ästhetische Stimmung. Die Lösung dieses Problems konnte naturgemäß nur durch das Zusammenwirken zweier Kräfte ermöglicht werden. Neben den Architekten mußte der beratende Kunsthistoriker treten. Glücklicherweise war dieser

in dem Direktor des Museums, Professor Back, der denkbar geeignetsten Persönlichkeit für ein derartiges Zusammenarbeiten, zur Stelle. Aber es kann nicht genug betont werden, wie verständnisvoll Messel das Gemeinsame der Arbeit auffaßte. „Museumsbaumeister und Museumsdirektor", sagte er einmal, „müssen wie Mann und Frau zusammenarbeiten." Museumskunst und Museumsbaukunst waren für ihn eins. Er wollte beides als ein Gesamtkunstwerk organisch ausgestattet wissen. Wie es ihm gelang, dafür gibt das Darmstädter Museum ein glänzendes Zeugnis.

Was hätte Messel noch schaffen können, jetzt, da ihm in dem Erweiterungsbau der kgl. Museen zu Berlin eine ungleich größere Aufgabe winkte! Mit welcher Freude begrüßte man die Berufung Messels zu diesem Werk!

Es war anders bestimmt. Über die schaffenden Träume, über die wirkende Hand, über das neuen Siegen entgegenpochende Herz zogen graue Märztage ihre dunklen Flore, fester und fester, bis das Herz zu schlagen aufhörte, die Hand erkaltete, die Träume erloschen wie Kerzen im Luftzug.

Dunkle Trauer umschreitet das Grab. Tatenmutige Jugend hält schweigend im Schaffen inne. Umflorter Blick folgt mit ernstem Gruße dem Toten.

Mela Escherich.

Die Berliner Theater.

5. April 1909.

Über die deutsche Bühne ist durch den Tod Ernst von Wildenbruchs ein trüber Schatten gefallen, der, wie die Dinge nun einmal liegen, zunächst von keinem Sonnenschein vertrieben werden wird. Wildenbruch war für das deutsche Theater auf die Dauer hin gewiß keine unersetzliche, für die Gegenwart aber eine unentbehrliche Kraft. Er hielt der Hochflut der Seichtigkeit und Leichtfertigkeit, die unsre Bühnen überschwemmt, mit der starken Eigenart seiner Persönlichkeit und dem mächtigen Pathos seiner Darstellung das historische Drama, die Verschmelzung der Kunst und der vaterländischen Geschichte, deutsches Wesen und deutsche Gesinnung aufrecht. Der außerordentliche Erfolg seines Schauspiels „Die Rabensteinerin" — es ist im Jahre 1908 neunhundertachtzehnmal aufgeführt worden — war gleichsam ein Protest des Publikums gegen die Moderne von Ibsen bis Shaw, von Gerhart Hauptmann bis Wedekind, künstlerisch, moralisch und national. Inmitten dieses Triumphes ist Wildenbruch, der seit Jahren an einem schleichenden Herzleiden litt, von einem raschen plötzlichen Tode am Freitag den 15. Januar in den Mittagsstunden seinen Freunden und seinem Volke entrückt worden. In ihm wie einst in Schiller verkörperte und verschmolz sich der Held und der Dichter. Seit dem 6. März 1881, wo im Hoftheater zu Meiningen sein Trauerspiel „Die Karolinger" zum ersten Male erfolgreich aufgeführt worden war, hatte das historische Drama, das Erbe Schillers und Kleists, wieder einen Vertreter gefunden. Man muß sich die Zustände des deutschen Theaters in den beiden Jahrzehnten von 1860 bis 1880 zurückrufen, um die Bedeutung dieser Tatsache zu würdigen. Ganz verstummt war die tragische Muse selbstverständlich auch in dieser Zeit nicht auf unsrer Bühne, aber die Dichtungen Lindners, Kruses, Mindings, Wilbrandts weckten kein stärkeres Echo, sondern blieben im Achtungserfolg stecken. Von Hebbels Dichtungen erschienen gelegentlich, in langen Zwischenräumen, der erste Teil der „Nibelungen" und das bürgerliche Trauerspiel „Maria Magdalene", mehr von einem leisen und scheuen Mißbehagen, als von dem freudigen Zuruf der Zuschauer begleitet. Ich entsinne mich noch der eisigen Kühle und des ironischen Lächelns, vor denen 1869 sein „Demetrius" und 1874 „Herodes und Mariamne" im königlichen Schauspielhause dahingingen. Die deutsche Bühne war, während die Nation Geschichte im großen machte und in Krieg und Sieg, in Politik, Volkswirtschaft und Technik emporwuchs, zu der guten alten Kleinstädterei der Ifflands und Kotzebues versimpelt. Selbst die Behandlung gesellschaftlicher Fragen, die Darstellung sozialer Kämpfe mußten wir bei den Dramatikern der Franzosen, bei Augier, dem jüngeren Dumas und Sardou suchen gehen. Auf der andern Seite — wer von uns Alten gedächte nicht noch heute in heiterer dankbarer Erinnerung der glücklich-harmlosen Stunden, die uns die alte Berliner Posse, die uns die Lustspiele von Moser und L'Arronge, von Wichert und Paul Lindau bereiteten. Nur daß die Nichtigkeit dieser Stücke uns zuweilen mit Sorge über die Zukunft unsrer dramatischen Kunst beängstigte und den Wunsch nach einem

kühnen Erschütterer der Szene lebendiger erregte. Gegenüber dem Geiste und der frischen Unmittelbarkeit, mit der die Franzosen, ihrem Molière und Beaumarchais folgend, die Gegenwart und die Gegensätze innerhalb der Gesellschaft, zwischen Mann und Weib, in der bürgerlichen Komödie darzustellen wußten; gegenüber der uns neuen, national begrenzten und gebundenen, aber doch einen Blick in ungeahnte Tiefen des Gemüts und der menschlichen Schicksale eröffnenden Welt, die uns die beiden Norweger Björnson und Ibsen erschlossen, konnten wir nur in der hohen Kunst, in dem historischen Drama ein Gleichgewicht finden und zugleich unsre Eigenart bekräftigen. Denn nur selten ist unserm Genius auf dem Gebiet des bürgerlichen Schauspiels ein Kunstwerk ersten Ranges gelungen, die Kraft unsrer dramatischen Dichtung beruht in der Fülle und Hoheit unsrer historischen Schauspiele und Trauerspiele. Schiller, Kleist, Grillparzer, Hebbel wurzeln hier, Lessings „Emilia Galotti" — „Minna von Barnhelm" — „Nathan der Weise" wachsen gerade durch ihre historischen Anklänge und Beziehungen über das bürgerliche Drama hinaus, von Goethes dramatischen Dichtungen haben „Götz von Berlichingen", „Egmont", „Faust" allein dauernden Fuß auf der Bühne gefaßt.

Wildenbruch nun wurde der Nachfolger dieser Großen. Aus der Verkümmerung und Geringschätzung hat er das historische Drama wieder zu seiner Würde, zu seiner Bedeutung für die deutsche Bühne, zum Höhepunkt der dramatischen Kunst erhoben. Von seinen siebenundzwanzig Theaterdichtungen überwiegen weit an Zahl und noch mehr an Gehalt die historischen die modernen Gesellschaftsstücke. In dieser Gattung hat er nur mit dem Schauspiel „Die Haubenlerche" einen bleibenden Erfolg erzielt, die übrigen: „Opfer um Opfer" — „Die Herrin ihrer Hand" — „Meister Balzer" — „Das heilige Lachen" — „Der unsterbliche Felix" haben sich auf den Brettern nicht lebenskräftig genug erwiesen. Selbst das Schauspiel „Der Mennonit", das ihm als seine Erstlingsschöpfung, als schwer erkämpfte Erstaufführung besonders warm am Herzen lag, kommt, weil es zu sehr in der Enge und Bedürftigkeit sektiererischer kleiner Leute steckt, nicht zur starkeren Wirkung. Wildenbruch mit seinem leidenschaftlichen Temperament, das unter jedem Eindruck der Außenwelt erzitterte, war ein geborener Tatmensch der Geschichte, in früheren Jahrhunderten — und er hing gern dem Geheimnis der Seelenwanderung nach — wäre er ein streitbarer Held und Kämpfer gewesen. Seine Persönlichkeit, sein Drang, sich an der Erörterung der Zeitfragen zu beteiligen, seine Vaterlandsliebe wiesen ihn gleichsam von der Natur auf die Darstellung der Völkerschicksale, der Entwicklung Deutschlands, der Schilderung Brandenburgs, märkischer Zustände und märkischer Männer hin. Wie Kleist und Fontane umwitterte ihn der Bodengeruch der Mark. Nicht bloß „Der Prinz von Homburg", auch „Die Quitzows" und „Der neue Herr" sind aus unserm Boden gewachsen, märkisches Wesen für immer auf der Bühne lebendig zu erhalten. Das wahrhaft Große und Entscheidende in unsrer nationalen Geschichte hat er in seinen Dramen zu gestalten gesucht: den Gegensatz zwischen der altgewordenen antiken Kultur und der Jungkraft der Germanen in dem Trauerspiel „König Laurin" — für mein Gefühl neben „Christoph Marlow" und den „Liedern des Euripides" die schönste und tiefsinnigste Dichtung Wildenbruchs, der leider der unverständliche und für den Inhalt ungeeignete Titel die Wirkung raubt — den Zusammenbruch des Frankenreichs in dem Trauerspiel „Die Karolinger", die Kämpfe zwischen dem Kaisertum und dem Papsttum in den Schauspielen „Das neue Gebot" und „Heinrich und Heinrichs Geschlecht", die Reformation in dem Drama „Die Tochter des Erasmus", den Anfang des Dreißigjährigen Krieges in dem Trauerspiel im deutschen Vers: „Der Generalfeldoberst", den Aufschwung Preußens unter Friedrich dem Großen in der Tragödie „Gewitternacht", die Niederlage und die Wiedererhebung des Deutschtums am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts in dem Trauerspiel „Der Mennonit" und dem Schauspiel „Vater und Söhne", die Begründung des Reichs und der politischen Einheit des deutschen Volkes in der dramatischen Legende „Willehalm". Sein letztes Drama „Der deutsche König", das

er im Herbst des Jahres 1908 vollendete und das bis jetzt mir nur im Theatermanuskript vorliegt (Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung), behandelt die stürmischen Anfänge des alten Reiches unter Konrad dem Franken und Heinrich dem Finkler in einer Handlung voll mächtigster Effekte, in einer wundersamen Mischung historischer und sagenhafter Züge, von phantastischer Waldpoesie und Geschichtsphilosophie, in einer gewissen symbolischen Umgestaltung und Umdeutung jener uns so fern liegenden, noch halbbarbarischen Zustände, nicht ohne die Sprünge und Risse, die der Wildenbruchschen Motivierung anhaften, aber von einem starken Schwunge des Gefühls und der patriotischen Begeisterung wie von einem Frühlingssturm dahingerissen, der aus der eigentümlichen Behandlung der Sprache uns ergreifend entgegenrauscht. Außerhalb der Reihe der deutschen Schauspiele liegen dann noch zwei Dichtungen: „Harold" und „Der Fürst von Verona", die erste hat den letzten angelsächsischen König Harold zum tragischen Helden, der auf dem Schlachtfelde bei Hastings Land und Leben gegen den Normannenherzog Wilhelm verlor, die zweite schildert die mittelalterlichen Parteikämpfe in Verona. In „Harold" überwiegt nach den beiden ersten vortrefflichen Akten der epische Gegensatz zwischen den beiden Stämmen und der politische Zwiespalt zwischen Harold und Wilhelm zu sehr die romantischen Elemente der Handlung und ihre dramatische Führung, und dem Trauerspiel „Der Fürst von Verona" steht trotz seines dramatisch bewegten und originell erfundenen ersten Aktes — in der Klosterschule ergreift plötzlich inmitten heiteren Spiels der eingeborene, unausrottbare Hader der Geschlechter die jungen Mädchen — die Erinnerung an Shakespeares „Romeo und Julia" im Wege.

In Wildenbruchs Talent vereinigten sich der Blick und der Sinn für das Große und das Pathos der eigenen Empfindung mit der Fähigkeit, die Massen auf der Bühne zu bewegen und die Fabel in raschen Stößen zur Höhe zu führen. Hierin liegen, hieraus entspringen die Vorzüge und die Schwächen seiner dramatischen Kunst. In jedem Stoff, in jedem Helden, den er sich zur Behandlung wählt, sucht er den eigentlichen Kern auf, den historischen Grundgedanken, der in ihm lebt, und schält diesen Kern rücksichtslos aus allen Einzelheiten und Nebensächlichkeiten, die ihn in der Wirklichkeit einst umhüllten, heraus. Tatsachen, die ihm nicht passen, wirft er beiseite, Weitentlegenes zieht er zusammen, statt des realistischen gibt er der Handlung den symbolischen Zug. Stoff und Held werden auf ein Gefühl gestimmt, die Szene wächst in das Gigantische, der Mensch in das Heroische. Seine Dichtungen sind Alfreskomalereien, seine Figuren wandeln auf dem Kothurn. Selbst die Vorgänge, die intimeres Leben schildern und idyllische Bilder vorführen, wie das Vorspiel zu „König Heinrich", stehen im Bann des Monumentalen. Diese Einheit seiner Dichtungen in Farbe und Ton, der mächtige Umriß der Gestalten, die Verständlichkeit und Eindringlichkeit der Fabel und die Leidenschaft, die darin stürmt, machen ihren künstlerischen Wert aus und erobern sich gewaltsam die Teilnahme auch des widerstrebenden Zuschauers. Aber auf der andern Seite reißt das Pathos des Dichters ihn zu Ausschreitungen und Verstiegenheiten im Ausdruck und in der Bewegung seiner Helden hin, und der zum Ziel stürmende Gang der Handlung zwingt ihn zu Abenteuerlichkeiten, bald in der Erfindung der Ereignisse, bald in der Motivierung. Seine Naivetät kennt psychologische Feinheiten und Bedenken nicht und seine nachtwandlerische Sicherheit nicht das Gefühl des Schwindels und des Grauens, unter dem der Magus des Nordens steht; es ist die Schlichtheit und Reinheit einer ungebrochenen Natur und der Adel der Gesinnung, die uns anziehen und festhalten. Wildenbruchs Dramen sind keine Thesen- und keine Problemstücke, die Schicksale gewaltiger Persönlichkeiten, die religiösen und politischen Entwicklungen des deutschen Volkes, Heldengeschick und Volkssturm wollen sie darstellen und Stimmung erwecken, für das Vaterland, für das Erhabene — „und um der Menschheit große Gegenstände, um Herrschaft und um Freiheit wird gerungen." Die männlichen Charaktere herrschen vor, nur als ihre Begleiterinnen treten die Frauen auf: einzig in den Dramen „König Laurin" und „Die Rabensteinerin" sind

die Frauen die Trägerinnen der Handlung und an Geisteskraft und Willensenergie den Männern ebenbürtig oder überlegen. Noch in seiner letzten Dichtung „Der deutsche König" bildet die Selbstbefreiung des jungen Heinrich aus den Banden der Liebesleidenschaft und seine Umkehr zur Herrscherpflicht und zu Herrschergedanken das entscheidende Moment. Die Jahre der Jugend lagen hinter Wildenbruch, als er, ein Sechsunddreißiger, von der Bühne Besitz ergriff: als Mann hat er auf ihr gestanden und gewaltet, als Mann ist er von ihr geschieden, hoher Gedanken und Entwürfe voll. Um eine Reihe kostbarer Werke hat er den bleibenden, den Einflüssen der Mode unnahbaren Schatz der deutschen Bühne vermehrt und neben Schiller und Kleist sich seinen Ehrenplatz auf ihr für immer gesichert.

Wie die vergangene hat auch die gegenwärtige Spielzeit der Berliner Theater seit dem 1. September 1908 bei aller Fülle und Mannigfaltigkeit der Darbietungen literarisch nur eine Mißernte gebracht. Ohne die Zufuhr aus der Fremde hatten die Theater mit dem heimischen Ertrag ihren Bedarf überhaupt nicht zu decken vermocht. Die törichte Behauptung, daß die Vorherrschaft der Franzosen auf unsrer Bühne durch Ibsen endgültig gebrochen sei, hat einmal wieder gründlich Fiasko gemacht. Selbst im Heiligtum Ibsens, im Lessing-Theater, feiert eine französische Komödie Triumphe, und die boshaften Spötter lästern, daß die Kosten des berühmten Zyklus der Ibsenvorstellungen von den ausverkauften Häusern getragen würden, die diese Posse macht. Mit der Energie, die ihn auszeichnet, mit dem Fleiß, der alle Hindernisse überwindet, hat der Direktor Otto Brahm vom Freitag, den 22. Januar bis zum Montag, den 1. März in mustergültigen Aufführungen die dreizehn bürgerlichen Dramen Ibsens von der Komödie „Der Bund der Jugend" bis zum dramatischen Epilog: „Wenn wir Tote erwachen" gespielt: eine künstlerische Tat, die volle Anerkennung verdient und gefunden hat. Ibsens Schaffen zerfällt bekanntlich in zwei Hälften: in eine norwegische, möchte ich sagen, und in eine europäische. Ich für mein Teil ziehe die erste, die Werke des jungen Ibsen: „Die nordische Heerfahrt" und „Die Kronprätendenten", „Brand", „Peer Gynt" und „Julianus Apostata" denen seines späteren Alters, seiner Verbitterung, Grämlichkeit und Greisenhaftigkeit vor, aber Brahm hat, sie zusammenfassend, in vorzüglicher Weise die Welt und die Menschlichkeit, wie sie sich in diesem eigensinnigen und grüblerischen Kopfe spiegelte, zum Ausdruck gebracht. Wenn in der Tat der burleske Schwank in vier Akten von den drei französischen Poeten Caillavet, Flers und Arène „Der König," der am Sonnabend, den 16. Januar zum ersten Male auf den Brettern erschien, durch seine Kassenerfolge die Durchschnittseinnahmen der Ibsen-Vorstellungen verbessert haben sollte, so würde dies nur beweisen, daß auf der Bühne die Posse überall und immer den Vorsprung vor der ernsten Kunst hat. Und was nun die Ibsenschen Stücke im besondern betrifft, so glaube ich nicht, daß sie jemals auf der deutschen Bühne den Wettkampf mit einer guten Posse siegreich bestehen werden. „Der Raub der Sabinerinnen" — „Einer von unsre Leut" werden ihnen über sein, bis wir Tote erwachen. „Der König" ist eine lustige und witzige Posse mit „temperierter" Frivolität, die im Rahmen des Gefälligen bleibt, und einem Stich in das Phantastische, wodurch sie noch annehmbarer wird. Ein König von Serdanien Johann IV. amüsiert sich in Paris und beglückt den reichen sozialistischen Abgeordneten Bourdier durch seine Freundschaft und seine Besuche. Seine Majestät unterhält nämlich zu gleicher Zeit ein angenehmes Verhältnis mit der Gattin und der Geliebten Bourdiers. Der doppelt betrogene Bourdier ist in der Befriedigung seiner Eitelkeit, einen König als Gast an seinem Tische zu sehen, der glücklichste Mensch auf Frankreichs Erde, vor der Sonne der Majestät schmelzen seine sozialistischen Grundsätze wie Wachs, und der Lohn bleibt nicht aus. Die Regierung bietet ihm einen Platz im Ministerium an, da nur er als der geeignete Mann erscheint, mit Serdanien einen günstigen Handelsvertrag abzuschließen. „Oh, wie ich mein Frankreich liebe!" seufzt mit zärtlichem Augenaufschlag jede der beiden Damen, wenn sie dem König in die Arme fällt.

Gegen die Wirkung dieser Scherze hat auch Gerhart Hauptmanns „Griselda" vergebens anzukämpfen versucht. Neben dem Ibsen- pflegt Otto Brahm den Hauptmann-Kultus mit einer durch Mißerfolge und Niederlagen unerschütterten Standhaftigkeit, in dieser Hinsicht gibt er allen deutschen Theaterdirektoren ein Beispiel künstlerischer Prinzipientreue. Wie das Lustspiel „Die Jungfern vom Bischofsberg" und das Legendenspiel „Kaiser Karls Geisel" hat auch „Griselda" — das Stück ging zum ersten Male am Sonnabend, den 6. März in Szene — eine unzweideutige Ablehnung erfahren. Selbst die Verehrer des Dichters mußten die Schwäche der Handlung und das Fragmentarische der Ausführung zugestehen. Man kann die Geringschätzung des Publikums kaum weiter treiben, als es in dieser letzten Arbeit Gerhart Hauptmann getan. Wie sie in dem Buche (Berlin, S. Fischer Verlag) vorliegt, mutet sie mich wie ein flüchtig hingeworfener Szenenentwurf an: zehn Szenen oder Bilder, von denen drei auf dem Gehöft des Bauern Helmbrecht, sieben im Schloß des Markgrafen Ulrich spielen, nicht einmal eine Einteilung in Akte ist versucht worden. Von jeder feineren Durchführung, auch in sprachlicher Hinsicht, ist abgesehen, alle Figuren sprechen in demselben Ton des Ungeschlachten und Unausgeglichenen und stehen skizzenhaft da, grob aus Holz geschnitzt, in greller Bemalung. Obwohl gelegentlich von Mailand, Bergamo und Saluzzo geredet wird, hat das Ganze doch den rauhen deutsch-bäurischen Charakter mit schlesischem Grundton. Das Motiv der Griseldissage, wie es in der Novelle Boccaccios und in dem deutschen Volksbuche zum Ausdruck kommt — die Geduld und Sanftmut des Weibes überwindet den herrischen Trotz des Mannes —, ist von Gerhart Hauptmann in sein Gegenteil verkehrt: die in ihrer urwüchsigen Gesundheit, Roheit und Kraft strotzende und trotzende Bauernmagd zwingt den Markgrafen zur reuigen Umkehr. Mich erinnert dieser Kampf der Geschlechter an die Geier-Wally und den Bärenjoseph in dem Roman der Frau Wilhelmine von Hillern. Der Markgraf Ulrich, der wohl seiner Geburt nach ein Edelmann, seinem Wesen und seinen Neigungen dagegen ein Bauer im plumpen Sinn des Wortes ist, bricht in der ersten Szene in den Hof Helmbrechts ein und gerät sogleich mit Griselda, der einzigen Tochter — „die eine wahre Gudrungestalt ist" — in Hader, Liebes- und Krafthader. Sie gießt ihm einen Topf Wasser über den Kopf, und er packt sie und trägt sie ins Haus. „Ich beiße, ich würge — ich schlage euch nieder," schreit Griselda. Beide „hört man im Hause herumpoltern". Die Eltern, die Zeugen des Vorgangs gewesen sind, beschließen die Szene. „Das Mädel hat den Verstand verloren," sagt die Mutter und der Vater: „Na ja und er und der alte Graf, die haben niemals, Gott weiß, welchen gehabt." Die Umgebung des Markgrafen, um ihn seinen bäurischen Gewohnheiten zu entreißen, und die Stände des Landes, der Erhaltung seiner Unabhängigkeit wegen, verlangen indessen von Ulrich immer dringender, daß er sich vermähle. So heiratet er halb gezwungen, wiederum in gewalttätiger Weise, Griselda. Aber er will das Weib für sich allein haben, der Gedanke, ihre Liebe mit einem Kinde teilen zu müssen, erregt ihm Pein und Ingrimm. Während der Stunde ihrer Entbindung gebärdet er sich wie ein Verrückter, die Sorge um die Geliebte, die in Schmerzen und Nöten stöhnt, und die Gewißheit, daß er fortan in dem Kinde einen unüberwindlichen Nebenbuhler haben werde, zerreißen sein Herz und verwirren ihm den Sinn. Er läßt der Mutter den Knaben unmittelbar nach der Geburt entreißen und flüchtet selbst aus dem Schloß in die Wildnis des Gebirges. Griselda ihrerseits sieht in dem Raub ihres Kindes und in der Entfernung ihres Gatten eine Verstoßung und die tiefste Kränkung ihrer Bauernwürde: der Bauern-Stolz und -Trotz erwacht in ihr, sie wirft Prunkgewänder und Schmuck von sich, zieht ihren kurzen Bauernrock wieder an und geht aus dem Schloß: „Da ist ein Ring, den bringt meinem gnädigen Herrn zurück", und sie gibt den Trauring dem Schloßpropst. Alle Versuche der Hofgesellschaft, sie zur Rückkehr zu bewegen, weist sie ab, nur auf Befehl des Grafen, um die Treppen zu scheuern, „auf zwei ehrlichen Füßen und mit zwei ehrlichen Händen ehrliche Arbeit zu tun", will sie das Schloß wieder betreten: einen Hofherrn, der sie gewaltsam

fortführen will, wirft sie über den Zaun ihres Gehöftes. In der letzten Szene sehen wir sie dann auf den Knieen die Schloßtreppe scheuern und im Wortwechsel den Scheuerlappen einer andern Magd um den Kopf schlagen: aber gleich darauf gibt es ein rührendes und erschütterndes Wiedersehen: die alte Dame, in deren Obhut das Kind gegeben worden ist, erscheint mit ihm, und der Markgraf Ulrich steigt die Stufen herab und sinkt in die Arme der Gattin — das alles in wenigen Worten, mehr ein Gestammel als sinnvolle Rede. „Sage mir, wie ich büßen muß?“ ruft der Markgraf, und Griselda antwortet: „Du mußt mich weniger lieben, Geliebter!“

Gerhart Hauptmann hat nicht versucht, die Widersprüche und den jähen Wechsel in dem Auftreten, dem Gebaren und den Äußerungen des Grafen und der Bauernmagd zu erklären, die sich plötzlich aus der Dumpfheit ihres bisherigen rein animalischen Lebens in die Sphäre der Ibsenschen Adelsmenschen erheben, und dem Zuschauer und dem Leser die Auflösung des Rätsels und die Ergründung ihrer Wiederversöhnung überlassen. Nun können wir uns wohl hinter der rauhen Schale ein goldenes Herz und hinter der Wild- und Wüstheit Ulrichs und der scheuen Ungebärdigkeit Griseldas die tiefste Innigkeit des Gemüts denken, aber es ist doch die Pflicht des Dichters, uns diesen Kern in Worten und Handlungen sichtbar zu machen. Wenn wir an die reine Menschlichkeit der beiden glauben sollen, muß sie uns doch einmal entgegentreten und der „Schweinehund“, wie Griselda den Grafen nennt, und „das junge Rind“, wie er sie liebkost, müssen uns beweisen, daß sie trotz ihrer Tierheit Menschen sind. Diesen poetischen Notwendigkeiten ist Gerhart Hauptmann aus dem Wege gegangen, sei es, daß er die Schwierigkeit der Aufgabe nicht zu bewältigen vermochte, sei es, daß er sie bei der Flüchtigkeit der Arbeit und bei seiner Gleichgültigkeit gegen die Gesetze der Kunst gar nicht bemerkte. Wohl verdiente die Gewalttat, eine der lieblichsten und sanftmütigsten Märchengestalten in den Staub und Schmutz des Naturalismus herabzuzerren, einen schärferen Tadel, hätte nicht das Publikum durch seine Ablehnung des Machwerks schon die genügende Strafe ausgeübt. Wenn Gerhart Hauptmann seit Jahren von Niederlage zu Niederlage schreitet, darf er die Hälfte der Schuld auf seine blindwütigen Verehrer abwälzen, sie haben ihn um die Selbstzucht und die Selbsterkenntnis, sie haben ihn um die Achtung vor dem Publikum gebracht, daß er uns jetzt die dürftigen Entwürfe und Kritzeleien seiner eiligen Feder als vollendete Werke vorzuführen wagt.

Einen ähnlichen Mißbrauch gegen eine freundliche und herzige Sage hat Wilhelm Schmidtbonn in seinem Schauspiel „Der Graf von Gleichen“ begangen, das am Dienstag, den 22. Dezember 1908 in den Kammerspielen des Deutschen Theaters zum ersten Male aufgeführt wurde und sich wegen seiner poetischen Schönheiten und des melancholischen Hauches, der es umweht, bis jetzt im Repertoire behauptet hat. Jeder kennt die thüringische Sage von dem Grafen von Gleichen, der während der Kreuzzüge aus der Gefangenschaft der Sarazenen durch die Sultanstochter befreit wurde, mit ihr entfloh, glücklich mit ihr nach seiner Burg in der Heimat zurückkehrte und mit seiner Gattin und seiner Retterin in ungetrübter friedlicher Gemeinschaft lebte. Noch Musäus hat zwischen Schalkhaftigkeit und Rokoko Frivolität in seiner „Melechsala“ die Geschichte liebenswürdig erzählt. Warum Schmidtbonn die Sage in das Tragische gewandt hat, weiß ich nicht: ich für mein Teil vermute, daß sie in jenen Zeiten eine sich oft wiederholende Wirklichkeit war, und daß mehr als ein Graf von Gleichen ein Mädchen aus Syrien oder Ägypten mit sich nach Frankreich oder Sizilien, England oder Deutschland brachte, ohne Eifersucht und Mord am häuslichen Herd zu finden. Doch soll auch der tragische Verlauf der Geschichte nicht bestritten werden. Es mag immerhin eine eifersüchtige Furie gegeben haben, die eine Fremde nicht neben sich dulden konnte. Aber der moderne Dichter wurde, wenn er diesen Fall vorzieht, nur um so freier und selbständiger dastehen, schüttelte er die Fesseln der alten Sage ganz von sich ab. Wie Schmidtbonn die Begebenheit auffaßt und darstellt, mit dem starken Einschlag in das Symbolische, verläßt er durchaus den Boden der Naivetät

und der Wirklichkeit. Im Vorspiel hängt der Graf von Gleichen mit den Händen an den Gitterstäben des sarazenischen Gefängnisses. Er erwartet den Aufgang des Mondes und das Nahen seiner Retterin. Alle Einzelheiten, wie er in die Gefangenschaft geraten, wie er das Mädchen kennen gelernt, übergeht der Dichter; er schildert nur im großen Umriß die Situation. Plötzlich gewahrt der Graf einen fremden Kriegsknecht im Kerker. „Wer bist du?" — „Einer, den du oft gerufen hast, jetzt bin ich da." Der Tod ist es, aber in dem Augenblick, wo ihm die Freiheit winkt, will der Graf nichts von ihm wissen; mit allen Muskeln, Nerven und Sinnen klammert er sich an das Leben. „Heute fliehe ich mit der Tochter des Hauses, ich nehme sie zum Weibe." — „Aber du hast ja daheim Weib und Kind." — „Ja, ich schwor falsch, denn frei will ich werden, leben, und halte mich an kein Bedenken. An irgendeinem Wegrand laß ich sie zurück." — „So muß ein andres Leben für dich verderben. Laß ich dich frei, gehört mir das andre Leben." — „Das Mädchen mag dein sein bei der ersten Gelegenheit." Da öffnet sich die Tür, Naëmi, die Türkin, tritt ein, schließt die Kette, die den Graf fesselt, auf, er nimmt sie in die Arme und eilt mit ihr die Treppe hinauf. „Müd bin ich," seufzt der fremde Knecht. „Möchte mich auf die Erde hinwerfen und schlafen. Aber ich muß weiter — weiter!" Und so treffen wir ihn denn im ersten Akt, bei der Heimkehr des Grafen, als den neu eingetretenen Knecht Regen unter dem Gesinde wieder. Zunächst ist alles eitel Freude bei der unerwarteten Ankunft des Herrn nach so langer Abwesenheit. Auch die Türkin, die der Graf auf der Reise, in ihren Gefahren und Beschwerden liebgewonnen hat, wird von der stolzen und leidenschaftlichen Gräfin Notburg liebevoll aufgenommen. Aber allmählich verbittert sich das Zusammenleben der beiden Frauen trotz der Güte, Sanftmut und Schmiegsamkeit Naëmis. Im zweiten Akt bricht der Konflikt aus: die Türkin will, von Notburg gekränkt, das Haus verlassen, und der Graf in einem heftigen Ausbruche des Zornes und der Liebe zu Naëmi erzwingt von der Gattin und dem Kaplan die Doppelehe. Aber Notburg hat sich nur aus Furcht gefügt, in ihrem Herzen fressen Eifersucht und verletzte Eitelkeit fort, und entschlossen stürzt sie im dritten Akt die Nebenbuhlerin vom Felsen. Ihre Tat hat sie von einem schweren seelischen Druck befreit: hochgemut, in sinnlich herausfordernder Erregung gesteht sie dem Grafen: „Ich mordete, stieß sie vom Felsen ins Gras, tot lag sie unten. Doch keine Schuld erkenn ich an. Mir ward kein Recht, von dir nicht, nicht von ihr: so nahm ich mir's, das allen Frauen der Welt gehört — allein des Mannes Weib zu sein." Der Graf jedoch wendet sich von ihr ab; er beschließt, sein Haus auf immer zu verlassen, und während Notburg trotzig und ungebeugt nach dem Schlosse zurückgeht: „Allein geh ich und ohne Glück für immer. Und doch: hätt ich noch einmal dies zu tun — ich tät's noch einmal!" bricht er in einem wilden Aufschrei gegen Gott und die Vorsehung aus und besteigt sein Roß; Regen, der Knecht, begleitet ihn. „Ich kenne dich," sagt ihm der Graf. „Du bist ein Abgesandter dessen, der im Kerker bei mir war, sein Bruder oder auch er selbst, wenn du geträumt nicht bist. Sei, ruf ich dich, bereit." Willkürlich hat Schmidtbonn durch die moderne Note die mittelalterliche Sage in ihr Gegenteil verkehrt, aber diese Umwandlung hält sich wenigstens innerhalb des Wahrscheinlichen und tastet nicht wie die Hauptmannsche Umgestaltung der Griseldissage die Figuren und die zeitlichen und örtlichen Umstände in ihrem innersten Wesen an. Trefflich wahrt sie das deutsch-mittelalterliche Lokalkolorit und findet charakteristische Züge zu seiner Ausmalung. Die drei Hauptgestalten des Dramas, Engelbrecht, Notburg und Naëmi, sind kraftvoll gezeichnet und stehen plastisch vor uns da: der Graf mit seinem heißen Lebenshunger und Durst nach der langen Gefangenschaft, die Gräfin in ihrem berechtigten Stolz, in ihrem Drang nach dem Alleinbesitz des geliebten Mannes, in dem brünstigen Verlangen der reifen Frau, das durch die Ahnung der Zurücksetzung noch mehr gereizt wird, die Türkin in dem unbewußten Hochgefühl ihrer Jugend und Schönheit, voll Anmut und Hingebung, eine reizende, farbenschimmernde, duftige, exotische Blume auf der deutschen Wiese:

sie fesseln in lebendigster Weise unsre Teilnahme und sprechen zu unsern Herzen. Dabei ist durch das Hineinspielen phantastisch-symbolischer Beziehungen, zwischen Leben und Tod, zwischen der Vorsehung der Welt und dem Geschick des einzelnen, das Ganze kunstvoll in die Märchensphäre entrückt und die Schroffheit der Mordtat gemildert. Eine gedrungene, rasch fortschreitende Handlung, eine etwas schwerfallige, aber gedankenvolle Versprache heben das Drama über das Durchschnittsmaß unsrer Theaterstücke hinaus und haben ihm in den Kammerspielen des Deutschen Theaters neben Bernard Shaws Komödie „Der Arzt am Scheideweg" im Repertoire einen Ehrenplatz verschafft.

Seit einer Reihe von Jahren gehört der Irländer Bernard Shaw halbwegs zu den deutschen Theaterschriftstellern, in jeder Spielzeit erscheint er auf unsern Bühnen und meist mit Glück. Dank seines eigenen, originalen Talents und dank der geschickten Übersetzung und Bearbeitung seiner Stücke durch Siegfried Trebitsch. Vor kurzem ist er nun auch mit seiner lustigen Verspottung der bulgarischen und serbischen Helden und Heldentaten durch die Musik siegreich in die Welt der Posse eingezogen. Als Dramatiker schätze ich Bernard Shaw nur gering ein: seine Handlungen sind dürftig und bar jedes stärkeren theatralischen Effektes, seine Figuren Marionetten ohne Seele und Leidenschaft, aber er hat Geist, Witz und Bosheit und die derbe Unverfrorenheit, dem Publikum seine Herausforderungen gegen die herrschenden Sitten, Anstandsrücksichten und Lebensformen mit der Miene, bald des privilegierten Spaßmachers von Gottes Gnaden, bald des unschuldigen Kanadiers, „der Europens übertünchte Höflichkeit nicht kennt", ins Gesicht zu schleudern. Mit seiner Komödie in fünf Akten: „Der Arzt am Scheidewege," die in den Kammerspielen zum ersten Male am Sonnabend, den 21. November 1908 aufgeführt wurde, hat er einmal wieder ins Schwarze getroffen, nachdem sein Lustspiel: „Der Liebhaber", eine Satire gegen die emanzipierten Frauen, im Hebbel-Theater am Freitag, den 4. September, eine Niederlage erfahren hatte. Auch in dieser Komödie der Ärzte finden sich noch spöttische und prickelnde Plaudereien, die nicht zur Handlung gehören, und Reden des Autors an das Publikum — Parabasen des Aristophanes in Lilliputformat — übergenug vor, aber es ist doch eine dramatische Verwicklung mit Steigerung und Lösung da, und die Figuren sind nicht durchaus Träger Shawscher Ideen, sondern haben einen und den andern individuellen Zug. Sir Colenso Ridgeon ist ein berühmter Arzt in London: er hat ein neues Mittel gegen die Schwindsucht entdeckt und ist dafür in den Adelsstand erhoben worden. In seiner Klinik hat er gerade noch einen einzigen Platz frei. Soll er darin einen Kollegen, einen ehrenwerten, sich in seiner Tätigkeit aufreibenden, mit Glücksgütern nicht gesegneten Armendoktor oder einen jungen, talentvollen, aber leichtfertigen Maler Louis Dubedat, einen Spieler und Schuldenmacher, aufnehmen? Sir Colenso Ridgeon steht am Scheidewege: nicht nur, weil es sich um die Entscheidung der Frage handelt, ob das Leben eines hervorragenden, moralisch minderwertigen Künstlers oder das eines wackeren Durchschnittsmenschen für die Gesamtheit kostbarer und der Erhaltung würdiger ist, sondern weil er in die hübsche und anmutige Frau des Malers trotz seiner fünfzig Jahre verliebt ist. Wenn er Dubedat nicht in seine Behandlung nimmt, wird er aller Wahrscheinlichkeit nach sterben und Frau Jennifer Witwe werden. Der Maler erweist sich nun als ein liebenswürdiger frecher Schlingel: bei einem Gastmahl, das Ridgeon seinen Kollegen gibt, zu dem er auch Dubedat und seine Frau eingeladen hat, zeichnet er mit rascher Hand glänzende Karikaturen und pumpt einen der Gäste nach dem andern an, selbst dem gutmütigen Armendoktor nimmt er seine letzten Groschen für die Fahrt nach Hause ab. Ja noch mehr, ein Stubenmädchen des Gasthauses, in dem die Gesellschaft stattfindet, stellt sich den Herren als Dubedats Frau vor: er hat sie vor einem Jahre geheiratet, eine Sommerreise mit ihr gemacht; als sie beide kein Geld mehr hatten, ist sie in ihre frühere Stellung zurückgekehrt und er in London untergetaucht. Als die würdigen Ärzte dem Künstler ihren Unwillen darüber ausdrücken, lacht er sie mit der ironischen

Überlegenheit des Talents und des Vagabunden aus. Ridgeon aber weigert sich, ihn in seine Klinik aufzunehmen, er überläßt ihn der Behandlung des Sir Ralph Benington, eines in der Hofgesellschaft sehr beliebten Arztes. Was Ridgeon vorausgesehen, tritt ein: während der Armendoktor in seiner Klinik geheilt wird, stirbt Dubedat unter den Händen des Charlatans Sir Ralph, der das Heilmittel Ridgeons nicht geschickt anzuwenden weiß. Aber der Maler stirbt glorreich und beschämt durch seine Heiterkeit im Angesicht des Todes, durch die Liebe, die er seiner Frau erzeigt, und die Begeisterung für die Kunst, die in seinen letzten Reden ausklingt, die philisterhaften Ärzte, die um ihn stehen. Shaw ist in sein Geschöpf verliebt, spricht Dubedat doch nur seine eigene Lebensanschauung aus, und er muß ihn sterbend über die moralische Heuchelei und die Ohnmacht der Wissenschaft triumphieren lassen. Und Ridgeon entgeht denn auch seiner Strafe und Beschämung nicht. Nach einem Jahre ist in einer Kunsthandlung eine Ausstellung der Bilder und Skizzen Dubedats veranstaltet, seine Witwe hat seine Biographie veröffentlicht: Ridgeon und Frau Jennifer treffen sich in der Ausstellung, seit dem Tode des Malers haben sie sich nicht wieder gesehen. Es kommt zu einer Aussprache zwischen beiden. „Warum haben Sie Sir Ralph erlaubt, Louis mit Ihrem Mittel zu behandeln, wenn Sie wußten, daß er es nicht anzuwenden verstand?" fragt sie. Und er darauf: „Ich habe es getan, weil ich Sie liebte!" In unbeschreiblichem Erstaunen blickt sie ihn an: „Sie — Sie! Ein Mann in Ihren Jahren!" Und weiter erfährt er, daß sie wieder verheiratet ist: „Louis mochte Witwen nicht leiden, und Frauen, die glücklich verheiratet waren, heiraten immer wieder." Ridgeon erhebt, wie vom Donner gerührt, die Hände zum Himmel: „Dubedat, du bist gerächt!" In seiner satirischen Laune, in der trefflichen Durchführung des Grundgedankens und der überraschenden Lösung zählt das Stück zu den feinsten und gelungensten Schöpfungen Shaws: diesmal ist ein geistreicher Inhalt nicht Rederei geblieben, sondern zum dramatischen und theatralischen Ausdruck gekommen.

Im Deutschen Theater hat Max Reinhardt verschiedene Neu-Einrichtungen mit gewohntem Geschick und Erfolg aufgeführt, „König Lear" — „Die Verschwörung des Fiesko" — gegen Ende der Spielzeit, am Donnerstag, den 25. März, noch den ersten Teil des „Faust" mit dem Prolog im Himmel, zum größten Vergnügen und unter dauernder Teilnahme des Publikums aber, das sich nicht satt daran sehen kann, die lustige Posse von Johann Nestroy „Revolution in Krähwinkel" im Biedermeier-Kostüm, die sich seit Sonnabend, den 14. November, bis heute auf dem Repertoire erhalten hat.

Auch das Kleine Theater unter der Leitung des Direktors Barnowsky hat mit dem Lustspiel in drei Akten von Ludwig Thoma „Moral" am Freitag, den 20. November, einen Treffer gehabt, wie in der vergangenen Spielzeit mit der Komödie des Dänen Gustav Wied: „2 × 2 = 5", mit weitreichender Wirkung. Denn es erfreut sich noch immer des allgemeinen Zuspruchs. Ludwig Thoma, aus dem Kreis der Satiriker des „Simplicissimus" hervorgegangen, ist trotz seiner zweiundvierzig Jahre auf der Berliner Bühne ein Neuling. Sein Lustspiel ist eine lustige Verspottung der gesellschaftlichen Heuchelei, der Sittlichkeitsfanatiker, die sich öffentlich in hohen Reden gegen die Unsittlichkeit und die freie Liebe ergehen und heimlich ihnen huldigen. Die Residenzstadt eines kleinen Fürstentums besitzt einen Sittlichkeitsverein, an dessen Spitze der Rentier Fritz Beermann und der Gymnasiallehrer Otto Wasner stehen. In ergötzlicher Weise werden uns die Gesellschaft der Honoratioren vorgeführt und die Grundsätze des Sittlichkeitsvereins erörtert: eine alte muntere Frau und ein skeptischer Justizrat übernehmen den Fanatikern gegenüber die Verteidigung der Natur und des gesunden Menschenverstandes. Da platzt eine Bombe in die Debatte: eine junge hübsche Französin, Ninon de Hauteville, die seit einiger Zeit in der Stadt wohnt und ein sehr gastfreies Haus führt, ist plötzlich über Nacht verhaftet und ein Tagebuch bei ihr mit Beschlag belegt worden. Die Sittlichkeitsapostel fahren zusammen. Sie haben alle

der Dame Besuche gemacht und fürchten nun, daß ihre Namen im Buche stehen. In der Tat hat das Fräulein den Namen und Stand ihrer Besucher, das Datum verzeichnet und damit eine unbezahlbare Anklageschrift gegen den Sittlichkeitsverein geliefert. Auf Grund eines anonymen Briefes, den sich der Oberlehrer in seinem Sittlichkeitsdrange geleistet hat, läßt ein junger Polizei-Assessor im Übereifer das Tamchen verhaften und Haussuchung bei ihr halten. Bei dem Verhör erklärt Ninon entrüstet, daß sich bei ihrer Verhaftung ein gewisser Jemand im Kleiderschrank vor den Schutzleuten habe verstecken müssen. Dieser Jemand ist, wie der Präsident gleich darauf erfährt, der Erbprinz Emil gewesen, der mit seinem Adjutanten das Fraulein besucht hat. Der Assessor droht in die Erde zu sinken: Ungnade von oben, und das Fräulein verlangt fünfzehntausend Mark Entschädigung, wenn sie die Stadt ohne Aufsehen verlassen soll. Sonst will sie es auf eine Verhandlung vor Gericht ankommen lassen. Da erklärt der Vorsitzende des Sittlichkeitsvereins Beermann, der inzwischen das Tagebuch von dem Polizeitische entwendet hat, um es in Sicherheit zu bringen, daß der Verein die Bezahlung der Summe übernehme. „Herr von Beermann," sagt der Adjutant, „ich kann nur sagen: Sie haben honett gehandelt. Es gibt einen Hausorden Emils des Gütigen!" und reicht ihm die Hand. Und Beermann mit Überzeugung: „Herr Baron, glauben Sie mir, ich habe es nicht deswegen getan." Der Humor, mit der die leichtfertige Geschichte vorgetragen, und das Feingefühl, mit dem bei allem Übermut die Grenze des Schicklichen gewahrt wird, die Natürlichkeit und Lebensfähigkeit der freilich nur flachen Figuren und der leichte Fluß der Szenen vereinigen sich zum Gelingen des munteren Stückes: seinen literarischen Wert wird niemand allzuhoch bemessen. Es ist gute Hausmannskost, nach dem modernen Geschmack etwas reichlich mit Paprika gewürzt.

Ungleich bedeutsamer als Dichtwerk, aber als Theaterstück von geringerer Wirkung erwies sich Karl Schönherrs „Komödie des Lebens" in drei Akten: „Erde", die am Donnerstag, den 12. November zum ersten Male im Hebbel-Theater dargestellt wurde. Es hatte zwei Tage vorher zusammen mit dem Drama „Tantris der Narr" von Ernst Hardt den kaiserlichen Schiller-Preis erhalten, so wie schon früher in Wien den Bauernfeld-Preis. „Erde" ist eine Bauernkomödie im Anschluß an Anzengruber mit kraftvollen Gestalten und gedrungener Handlung, aus dem Wesen des Bauerntums, dem Hunger nach der Scholle, der Zähigkeit im Festhalten des Besitzes geboren. Trotz seiner zweiundsiebzig Jahre beherrscht der alte Gruß noch in Rüstigkeit des Leibes und des Geistes klug und tyrannisch den großen Hof, immer voran bei der Arbeit, auf dem Felde wie im Walde. Er denkt nicht daran, sich auf das Altenteil zu setzen: den sechsundvierzigjährigen Sohn hält er wie einen Knecht. Hannes ist eine weichmütige, schlaffe Natur, seit Jahren schleppt er sich in einer aussichtslosen Liebschaft mit der Magd Trine hin. Einmal hat er daran gedacht, mit ihr auf und davon zu gehen, aber er hat die Willenskraft dazu nicht gefunden, die Scholle Erde, die ja doch einmal die seine werden muß, hat ihn zauberisch festgehalten. Und nun ist eine Wirtschafterin ins Haus gekommen, noch in jüngeren Jahren, Mena, eine richtige vollsaftige Bauerin, welche die armselige Trine rasch bei ihm aussticht und seine Trägheit anspornt. Die Hoffnung auf das Ende der langen Knechtschaft erwacht wieder — ein wutendes Pferd hat dem alten Gruß einen Hufschlag gegen die Brust versetzt, der ihn auf das Bett geworfen hat. Es scheint fur ihn zum Sterben zu gehen: das Totenweibele, der Totengraber und der Dorfarzt sind überzeugt davon, und der Alte selbst fühlt sich so elend, daß er den Tischler kommen läßt und seinen Sarg bestellt. Mena triumphiert, als der Schnee abzutauen beginnt und der Vorfruhling stürmisch durch das Land braust; sie trägt ein Kind von Hannes unter dem Herzen. Da erhebt sich plötzlich der Alte von dem Bette, in dem er während des ganzen Winters teilnahmlos gelegen, steht auf, steht fest auf den Beinen, tritt herrisch unter das Gesinde, ist gesund und wohlbehalten und wieder der Besitzer des Hofes. Mena muß das Haus verlassen und heiratet den

Eisbauer, der oben am Gletscher in der Wildnis ein kleines Anwesen hat, denn sie will nicht mit dem armen Hannes in die Welt laufen, sondern „am eignen Fleck Erd unter den Schuhsohlen haben, und soll's dös vermaledeite Eisloch sein". Hannes sinkt gebrochen auf der Bank zusammen, und der Alte nimmt die Axt, um seinen Sarg zu Brennholz aufzuhacken. Mit ungewöhnlicher charakterisierender Kraft sind die Figuren der Komödie hingestellt, jede rund und voll ein Mensch für sich, nichts ist verschwommen, unklar oder ins Symbolische verzogen. Die Handlung entwickelt sich lebendig und folgerichtig, ohne romantische Zutaten in bewegter Steigerung, in dem Reichtum einzelner, der Dörflichkeit abgelauschter Züge. Dennoch wird weder der Zuschauer bei der Aufführung noch der Leser bei der Lektüre des Buches innerlich warm: die Figuren sind wie ihre Umgebung wenig sympathisch, das Ganze atmet eben nicht den frischen, gesunden Hauch des Lebens, sondern den Dunst des Greisentums und der Krankenstube aus. Niemand kann an dem alten Grutz seine Freude haben oder Furcht im tieferen Sinne vor ihm empfinden, denn schließlich sind die Tage eines Zweiundsiebzigjährigen trotz aller Kraftmeierei gezählt. Der herbe Humor des Dichters und die unerbittliche Wahrheit seiner Schilderung verstärken die Unerfreulichkeit des Werkes: ich zähle es wie Hebbels „Maria Magdalene", Ludwigs „Erbförster" und Ibsens „Gespenster" zu den Stücken, bei denen das Publikum aus einer Art Erstarrung aufatmet, wenn der Vorhang zum letzten Mal gefallen ist.

Auch dem zweiten preisgekrönten Drama von Ernst Hardt „Tantris der Narr" wird im allgemeinen auf der deutschen Bühne kaum ein glänzenderes Los beschieden sein, obwohl es neben dem kaiserlichen auch noch den volkstümlichen Schiller-Preis des Goethe-Bundes gewonnen hat; übrigens ein Beweis, wie spärlich im Garten der deutschen Dramatik die Hesperidenäpfel reifen. Schönherr ist ein Realist, Hardt ein Romantiker, der die blaue Blume sucht: seine Dichtung behandelt die Sage von Tristan und Isolde. Tantris der Narr ist der verkleidete Herr Tristan. Die Vorzüge des Dramas liegen in einem phantastisch grauslichen Akt, wo Frau Isot von dem eifersüchtigen König Marke den Siechen, Bettlern und Aussätzigen preisgegeben wird, und in der schönen und eigentümlichen Versprache. Auch der Grundgedanke, daß Untreue den Liebenden äußerlich und innerlich verwandelt und der Geliebten unkenntlich macht, entbehrt nicht eines gewissen poetischen Reizes, der leider auf der Bühne in das komische Gegenteil umzuschlagen droht, aber die Unwahrscheinlichkeit der Fabel, die Unklarheit der Motive, welche die Handlungen der Figuren bestimmen, das Marionettenhafte derselben, die Verstiegenheit in den Liebesgesprächen Tristans und Isots sind einer stärkeren Wirkung hinderlich. Eine Aufführung des Dramas im Burgtheater zu Wien hat denn auch nur einen mäßigen Erfolg gehabt: hier will es der Direktor Otto Brahm in der nächsten Spielzeit in Szene setzen.

Andre bewährte und beliebte Dramatiker haben dagegen die Hoffnungen, die das Publikum auf ihre neuen Schöpfungen setzte, enttäuscht. So ist Max Halbes Komödie in vier Akten „Blaue Berge", die im Neuen Schauspielhause am Freitag, den 20. November zur ersten Aufführung gelangte, an der Unwahrscheinlichkeit und Wirrnis der Handlung, trotz des gefälligen Gedankens, daß wir alle uns nach den blauen Bergen sehnen und sie niemals, durch eigene Schuld und Unzulänglichkeit, erreichen, gescheitert; der Schwank in drei Akten von Richard Skowronnek und Richard Wilde: „Bretzenburg" — die Verspottung der guten Gesellschaft in einem ostpreußischen Provinzialstädtchen, die nach außen hochanständig, innerlich aber angefault ist — den das Lessing-Theater am Freitag, den 25. Dezember aufführte, und das Schauspiel in drei Akten von Heinrich Lilienfein: „Der schwarze Kavalier", das am Sonnabend, den 7. November das Schiller-Theater spielte, hatten dasselbe Schicksal. Lilienfeins Drama behandelt einen Vorwurf aus dem dreißigjährigen Kriege in volkstümlichen Versen und setzt phantastisch und gruselig ein. Bauern und ein versprengter Trupp Soldaten unter dem jungen Hauptmann Hans

von Busch, bald in Eintracht, bald in Zwiespalt zueinander, sind die Träger einer abenteuerlichen Handlung. Hans ist mit der Tochter des Dorfschultheißen verlobt, fällt aber am Vorabend der Hochzeit einer alten Liebe, einer ehemaligen Marketenderin Nella, die plötzlich in das weltferne Bergdorf hineinschneit, wieder in die verlangend geöffneten Arme. Die eifersüchtige Braut klagt die fremde Dirne als Hexe an, mit Mühe gelingt es dem Hauptmann, Nella freien Abzug zu verschaffen, aber als sie den Berg hinaufeilt, schießt Brosi, der Bruder der Braut, sie nieder. Aus Rachsucht und Liebesschmerz begibt sich der Hauptmann in die nächste Stadt, um seinen besten Freund, einen vornehmen Herrn, zur Hochzeitfeier einzuladen: es ist der schwarze Kavalier, in der Stadt wütet die Pest, und der schwarze Gast tanzt dann den ersten Tanz mit der Braut. Das Ganze ist ein Balladenstoff mit dem Stich in das Grauen, aber die Pest, auch in eine Gestalt verdichtet, ist kein dramatisches Motiv. Das Stück vermochte darum keine rechte Teilnahme zu gewinnen und verschwand nach wenigen Vorstellungen wieder von den Brettern. Lilienfeins Versuche, die Bühne zu erobern, scheitern meinem Gefühl nach an seinem Mangel an Naivetät und an dem Übermaß seiner Tüftelei. Lyrische Schönheiten, symbolische Tiefsinnigkeiten sind nicht imstande, die fehlende, einfache, allen verständliche, alle ergreifende Handlung zu ersetzen.

Von den ausländischen Zuflüssen für unsre Theater erwies sich der französische am ergiebigsten. Im Residenz-Theater herrscht seit Sonnabend, den 17. Oktober uneingeschränkt die Komödie: „Kümmere dich um Amélie!“ von Georges Feydeau; im Trianon-Theater haben sich der Schwank „Der Satyr“ von Georges Beer und Marcel Guillemand und der Schwank „Liebesgewitter“ von Leon Xanrof abgelöst. Das Lessing-Theater hat, wie ich schon bemerkte, in der Komödie „Der König“ seinen eigentlichen Kassenerfolg gefunden. Das „Neue Theater“ hat eine Komödie von Henri Lavedan „Der Prinz d'Aurec“ am Sonnabend, den 12. September, ein Schauspiel von Henry Bernstein in drei Akten „Israel“ — ein antisemitisch gesinnter junger Prinz beleidigt im Klub einen jüdischen Bankier und erhält eine Forderung zum Duell, aber der Jude ist nach dem Geständnis seiner Mutter sein Vater, und der Sohn vergiftet sich; — am Dienstag, den 1. Dezember und am Freitag, den 22. Januar ein Schauspiel von Alexander Bisson „Die fremde Frau“ aufgeführt: ein Advokat verteidigt eine ihm persönlich vorher nicht bekannte Frau, die einen Erpresser niedergeschossen hat, und erfährt schließlich, daß sie seine Mutter ist. Daneben erschienen die Tänen im Berliner Theater und im Hebbel-Theater. Gustav Wied, der mit seiner Komödie „2 × 2 = 5“ eine Anziehungskraft für die deutsche Bühne geworden ist, gleich mit drei Stücken. Zwei von ihnen wurden am Donnerstag, den 8. Oktober im Berliner Theater unter der Leitung des Direktors Bernauer gespielt: ein Schauspiel in einem Akt: „Ein Erinnerungsfest“, das sich in vier Zimmern, Speisezimmer, Boudoir, Toilette und Rauchzimmer bildmäßig und nicht ungefällig abspielt — der Hofjägermeister und der Kammerherr feiern preisend und erzählend das Gedächtnis der jung verstorbenen Frau des Jägermeisters, die, ahnungslos für den Gatten, die Geliebte des Kammerherrn war — und ein Lustspiel in drei Akten „Erotik“, in dem ein Antiquitätenhändler, um einen Empireschrank und einen Rokokospiegel zu erwerben, zwei Paare zusammenbringt. Im Inhalt und in der Ausführung bedeutsamer tritt die Komödie in vier Akten auf: Thummelumsen; sie wurde im Hebbel-Theater am Freitag, den 11. Dezember in einer trefflichen Einrichtung durch Björn Björnson, den Sohn des Dichters und früheren Direktor des Nationaltheaters in Christiania, zum ersten Male aufgeführt. Ein armer Teufel in einer kleinen dänischen Stadt, der Pfennig auf Pfennig in niedrigster Knechtsarbeit zusammenscharrt, in der Absicht, den Gutshof wieder zu erwerben, das Erbe seiner Vorfahren, um den ihn die Verschwendungssucht seines Vaters gebracht hat, wird plötzlich durch einen Lotteriegewinn zum wohlhabenden Manne. Der Ehrgeiz packt ihn, sich in die Gesell-

schaft der reichen Leute einzudrängen, die ihn solange als Schuhputzer mißbraucht hat; kein Wunder, daß er von ihr gehänselt und schließlich an die Luft gesetzt wird. Darüber hat er auch die Gelegenheit verpaßt, den Hof zu kaufen: eine Witwe mit fünf Kindern ist ihm zuvorgekommen, und er muß sie heiraten, um in den Besitz seines Erbes zu gelangen. Die Handlung ist dünn, die Figuren sind nicht anziehend, und die Kleinstadt-Atmosphäre und der Dunst, der von dem Klub der „dänischen Freßsäcke" — er spielt eigentlich die Hauptrolle im Stück — ausgeht, legen sich erdrückend auf Gehirn und Gemüt. Die Komödie Wieds ist denn auch in ihrer Wirkung weit hinter dem Drama eines andren jungen dänischen Schriftstellers Sophus Michaelis „Revolutionshochzeit" zurückgeblieben, das ebenfalls im Hebbel-Theater unter Björn Björnsons Regie am Donnerstag, den 21. Januar in Szene ging. Drei melodramatische Akte aus dem Vendéekriege. Am Hochzeitstage, wo ein Fräulein von L'Estoile mit ihrem Verlobten, einem Marquis, verbunden wird, besetzt die Revolutionsarmee das Schloß. Ihr Führer verliebt sich in die junge Frau und sie in ihn: er läßt den gefangenen Gatten entfliehen und wird nach einer Liebesnacht als Verräter auf Befehl des Kommissars des Konvents erschossen. Die theatralischen Effekte setzen sich mit einer gewissen Urwüchsigkeit und Wildheit durch, ohne sich um feinere Seelenmalerei zu kümmern, und die einfache, leidenschaftliche Handlung, deren großer Zug und Schwung die Frage nach ihrer Wahrscheinlichkeit beiseite drängt, trägt das Publikum mit sich fort.

Das königliche Schauspielhaus hat durch den Tod seines Heldendarstellers Adalbert Matkowsky am Mittwoch, den 17. März einen herben Verlust erfahren. Der Künstler, der schon seit Monaten durch eine schwere Krankheit seinem Berufe entzogen war, ist vor der Zeit gestorben; am 6. Dezember 1908 hatte er sein fünfzigstes Lebensjahr vollendet. Zweiundzwanzig Jahre hat er der Hofbühne angehört, nachdem er sie zuerst 1887 in einem Gastspiel als Don Cäsar in der „Braut von Messina" betreten hatte. Er spielte damals noch den Ferdinand in „Kabale und Liebe", den Max Piccolomini und den Prinzen in der „Emilia Galotti". Von dieser Gestalt hab ich eine unvergeßliche Erinnerung bewahrt: er war der beste Darsteller dieser schwierigen Rolle, den ich gesehen. Noch steht er vor mir, wie er die vor den angeblichen Banditen gerettete Emilia mit bestrickender Liebenswürdigkeit durch die Zimmer seines Lustschlosses im dritten Akt geleitete. Allmählich ist er dann die Zierde und die mächtigste Stütze der klassischen Aufführungen unsers Schauspielhauses geworden. Durch die Schönheit und Stattlichkeit seiner Erscheinung wie durch die Fülle und den Wohlklang seines Organs war er der geborene Heldenschauspieler. Mich hat er, so oft ich ihn sah, immer am lebendigsten an Hermann Hendrichs erinnert. Wie er war auch Matkowsky zuerst und zuletzt ein naiver Künstler, kein von des Gedankens Blässe angekränkelter; er ging voll und ganz in seiner Rolle auf und wollte nicht sich, sondern die Gestalt, die er darstellte, zur Geltung bringen. Der Sigismund in Calderons Drama „Das Leben ein Traum" und der Götz von Berlichingen sind für mich die Höhepunkte seiner jugendlichen und seiner männlichen Kunst gewesen. Zu den schauspielerischen Genies möchte ich ihn ebensowenig wie Hendrichs zählen; aber er gehörte zu jenen sympathischen und geliebten Künstlern, welche die Idealfiguren der Dichter gleichsam sinnfällig und leibhaftig vor uns hinstellen und die Begeisterung für das Schöne und Erhabene erwecken, weil sie selber davon erfüllt sind.

Das Schauspielhaus hat seinen Direktor Ludwig Barnay verloren, der als Leiter des Hoftheaters in Hannover zu einer freieren und selbständigeren Tätigkeit berufen worden ist, als sie ihm hier die Verhältnisse gestatteten, und hat in Paul Lindau einen neuen Dramaturgen erhalten. Seine Aufgabe wird es vor allem sein, die Engherzigkeit zu überwinden, die bisher zum künstlerischen wie zum materiellen Schaden des Schauspielhauses fast die gesamte moderne Dichtung von ihm fernhielt und das Repertoire zur Minderwertigkeit und Rückständigkeit herabdrückte. Denn von den klassischen Dramen allein kann keine Bühne leben, die Zeit fordert

überall gebieterisch ihre Rechte. Paul Lindau sucht vorsichtig einen Übergang: er hat am Donnerstag, den 18. Februar Gerhart Hauptmanns Märchendrama „Die versunkene Glocke" zur Aufführung gebracht. Ich glaube jedoch kaum, daß sich das Publikum des Schauspielhauses je inniger mit Ibsen oder Hauptmann befreunden wird. Viel eher mit Sudermann oder Fulda.

Von den Darbietungen der königlichen Schauspiele war die Pantomime: „Sardanapal", die seit dem 1. September noch immer gelegentlich als Prachtstück im Opernhause zur Darstellung kommt, die originellste. Die assyrische Vergangenheit, auf Grund der neuesten Ausgrabungen, bildete nach den Angaben des Professors Friedrich Delitzsch die Grundlage; zwei symbolischen Frauengestalten, Vergangenheit und Wissenschaft, hatte Josef Lauff die Erläuterung der Vorgänge in poetischer Rhetorik in den Mund gelegt und eine feierliche und rauschende Musik von Josef Schlar begleitete sie. Das Ganze lehnte sich an Paul Taglionis einst viel bewundertes und gern gesehenes Ballett „Sardanapal" aus dem Jahre 1865 an, das seinerseits wieder auf Lord Byrons Drama „Sardanapal" beruhte. Der Stoff ist an sich so poetisch und phantastisch, daß ihn auch das Schwergewicht der modernen Gelehrsamkeit und Forschung nicht ganz um seine Wirkung bringen konnte. Das Vorspiel Otto Ludwigs zu seinem geplanten historischen Schauspiel „Friedrich II. von Preußen", das nie zur Aufführung gelangte, „Die Torgauer Heide", am Montag, den 14. September gespielt, bewies nur seine Ohnmacht auf der Bühne, wenn er sich mit Schiller in den Wettkampf einlassen will. Trotz des vaterländischen Stoffes ging das Stück eindruckslos vorüber. Länger erhielt sich Christian Grabbes Hohenstaufendrama „Kaiser Heinrich der Sechste", das am Montag, den 9. November zum ersten Male aufgeführt wurde, wie gering auch sein dramatischer Wert ist, in der Gunst der Zuschauer. Die Neigung für das historische wie für das romantische Schauspiel ist sichtlich in weiten Kreisen verbreitet, schon als Rückschlag gegen die Flachheit und Dürftigkeit des Naturalismus. Die komische Muse kam in zwei Stücken, einem deutschen „Der Schlagbaum" von Heinrich Lee und einem englischen: „Mrs. Dot" von Somerset Maugham, zur Geltung. Das deutsche ist schon vor dreizehn Jahren im Berliner Theater gespielt worden, aber hat seine Lustigkeit und Volkstümlichkeit noch nicht verloren. Es ist ein fröhliches Bild aus dem guten alten Berlin in der Biedermeierzeit, aus den dreißiger Jahren des vergangenen Jahrhunderts, als wir noch an den altertümlichen Toren Mehl und Brot und Fleisch versteuern mußten und natürlich die Maut auf jede Weise zu betrügen suchten. Das englische Lustspiel führt uns in ein englisches Heim, das noch keine Dreadnoughts und keine Panik vor einem plötzlichen Überfall der Deutschen kennt.

Diese Chronik würde keinen richtigen Umriß von der Mannigfaltigkeit des Berliner Theaterlebens geben, wenn sie nicht auch der verschiedenen Gastspiele gedachte, die immer eine frische Note in das Alltagsgetriebe bringen. Die beiden großen romanischen Schauspielerinnen und Nebenbuhlerinnen, Frau Eleonore Duse und Frau Sarah Bernhardt erschienen wieder: die Duse in den Kammerspielen des Deutschen Theaters, die Bernhardt im Hebbel-Theater, beide während des Oktobers 1908; leider sind die Gesellschaften, die sie mit sich bringen, so ungenügend, und sie selber besitzen nicht mehr den Reiz und Duft ihres ersten Auftretens. Frau Duse spielt jetzt mit Vorliebe Ibsensche Gestalten, Hedda Gabler und Ella Rentheim; Frau Bernhardt führte drei neue Stücke auf: Sardous „Hexe", auf mittelalterlich spanischem Hintergrund, ein Schauspiel aus dem modernen Gesellschaftsleben „Vergangenheit" von Porto Riche und ein Drama, das von ihr selbst zusammengestellt in sechs Akten Liebe und Tod der Adrienne Lecouvreur schildert. Im Januar 1909 machte Josef Kainz das Neue Schauspielhaus am Nollendorfplatz wochenlang zum Wallfahrtsort für seine Verehrer: er spielte seine berühmten Bravourrollen: den Marcus Antonius und den Hamlet, den Mephisto und den Kuchenjungen Leon in Grillparzers Lustspiel „Weh dem, der lügt!"

Weitaus die interessanteste und anregendste Darbietung auf diesem Gebiete aber war das Gastspiel der sizilianischen Schauspieler im Oktober 1908: zwei Theatergesellschaften wetteiferten miteinander, die eine in dem ehemaligen Wolzogen-Theater in der Köpenikerstraße, die andre im Neuen Theater am Schiffbauerdamm. Giovanni Grasso zog vor Jahren mit seinem Marionettentheater in den Dörfern Siziliens umher, Ernesto Rossi entdeckte damals sein Talent und führte ihn der Schauspielkunst zu. Aus Landsgenossen bildete er sich seine Gesellschaft, zu der auch Mimi Aguglia gehörte, die sich jetzt von ihm getrennt hat und an der Spitze einer eigenen Gesellschaft steht. Grasso wie die Aguglia sind Naturschauspieler, ihr Temperament und das theatralische Geschick ihrer Rasse überwiegen durchaus ihre Kunst. Die Stücke, die sie darstellen, sind aus dem sizilianischen Dorfleben gegriffen: realistisch erfaßt und ausgeführt. Vergas „Cavalleria rusticana“ ist das Musterstück der Gattung. In einem andern, „Feudalismo“ betitelt, verheiratet ein verschuldeter Gutsherr, als er eine reiche Erbin freit, seine frühere Geliebte Rosa mit dem Hirten Vanni. Als aber dann Don Carlo sich Rosa wieder zu nähern sucht, bringt ihn der Hirt mit einem Biß in die Kehle um: vor einem Jahre hat er so einen Wolf getötet, der in seine Herde fiel. „La Zolfara“ — Die Schwefelmine — ist ein soziales Drama mit Mord und Brand. Zwei Bergarbeiter lieben dasselbe Mädchen: der brave heiratet sie, der schlechte verführt sie. Die treulose Gattin wird aus dem Hause geworfen, der Ehebrecher getötet. Allein die Liebesgeschichte ist nur eine Episode in diesem Gemälde. Die Unterdrückung der Arbeiter, ihre Empörung, die Vertreibung der Besitzer, die Anzündung des Bergwerkes bilden den bedeutsameren Hintergrund. In den Schauspielen, welche die Gesellschaft der Aguglia vorführte, herrschte die Frau vor; „La Malia“ — Die Behexte — hieß das eine: ein Bauernmädchen wird von einer unbezähmbaren Leidenschaft zu dem Verlobten ihrer Schwester ergriffen; „La Peccatrice“ ein andres: Nella ist vor Jahren ihren Pflegeeltern entlaufen und eine Tänzerin geworden. Krank kehrte sie in das Vaterhaus zurück, hat mit dem Pflegevater ein Liebesverhältnis und stirbt, als es von der Frau entdeckt wird, in Reue und Liebe eines schönen Todes. Auch Sudermanns Schauspiel „Stein unter Steinen“ brachte Grassos Gesellschaft in ei er italienischen Bearbeitung temperamentvoll zur Darstellung. Alles in einer gewissen Urwüchsigkeit und Wahrheit der Natur, in den grellsten Farben und im leidenschaftlichsten Spiel und um so ausdrucksvoller, je unbewußter sich Dichter und Schauspieler geben, aus dem innersten Wesen ihres Volkstums heraus.

Karl Frenzel.

Zum Briefwechsel Brahms-Spitta im Aprilheft.

Durch ein Versehen ist vergessen worden, zu bemerken, daß der gesamte Briefwechsel zwischen Brahms und Spitta im Verlag der Deutschen Brahms-Gesellschaft erscheinen wird, und daß der Abdruck der Brahmsschen Briefe mit Genehmigung dieser Gesellschaft erfolgt ist.

Ferner ist bei der Kürzung des ursprünglich längeren Artikels fälschlich eine Anmerkung die bleiben sollte, gestrichen, und eine andre, die fallen sollte, stehen geblieben. Man wolle deshalb auf S. 37 bei Anm. 1 gütigst lesen: „Bezieht sich auf den Abdruck einiger Abschnitte aus ‚Die Manier, höflich und wohl zu Reden und zu Leben usw.‘ von Hunold-Menantes. Hamburg 1710, in der ‚Allgemeinen Musik-Zeitung‘ 1880, Nr. 47—49.“

Endlich bitte ich noch einen Druckfehler zu verbessern: Karl Johann Spitta war von 1837—1847 (nicht 1887) Pfarrer in Wechold (S. 15).

Carl Krebs.

γ. **Bismarck und Shakespeare.** Von Arthur Böhtlingk. Stuttgart, J. G. Cotta. 1908.

Ein geistvoller deutscher Historiker spricht in diesem Buch den Leitsatz aus, daß Bismarck unser „Shakespeare-Mann", daß er der erste Mensch gewesen sei, der Gigant genug war, im Geist des englischen Dichterkönigs zu leben und zu handeln. Wie Shakespeare ohne Luther nicht denkbar ist, so Bismarck nicht ohne diese beiden: mag man seine politischen Großtaten noch so hoch bewerten, seine geistige Persönlichkeit wiegt noch ungleich schwerer. Carlyle wollte lieber Indien fahren lassen, als Shakespeare missen: ähnlich äußerte Franz von Lenbach über Bismarck: so ein Mann ist ein Triumph der Menschheit; er ist mehr wert als ein ganzes Reich. Das Geheimnis aber seiner souveränen Geistesmacht ist seine urwüchsige Verwandtschaft mit Shakespeare; beide sind unzertrennlich. Nachdem zwei Kapitel über Shakespeares Weltauffassung und Bismarcks Zitate aus Shakespeare vorausgegangen sind, wird die Ähnlichkeit der Beiden an ihrem Verhältnis zur Natur, zur Religion, zu Hof und Monarchie, zum Staat, zur Menschheitsidee dargelegt: beiden bleibt das Menschliche letzten Endes immer das Ausschlaggebende, wie sich an Bismarcks Verhältnis zu König Wilhelm I., an Shakespeares Verhältnis zu seinen Helden zeigt. Das Buch macht auf den Leser einen großen Eindruck: auch wenn dem Ergebnis die scharfen bestimmten Linien, die man erwartet, fehlen, so wird man doch es nicht bereuen, sich in Böhtlingks Betrachtungen zu vertiefen.

ρσ. **Goethe und Jerusalem.** Von R. Kautzsch-Riedeck. Gießen, Münchowsche Hof- und Universitätsdruckerei. 1908.

Der Titel des Buches konnte vielleicht zu der Annahme verleiten, es handle sich um eine Auseinandersetzung des Verhältnisses zwischen Goethe und Karl Wilhelm Jerusalem während ihrer Wetzlarer Zeit. Das ist nicht der Fall. Vielmehr finden wir in der Schrift eine monographisch gehaltene Lebensgeschichte Jerusalems, die ja allerdings sich auch mit der Goethes berührt. Der Verfasser stellt auf Grund der ihm erreichbaren Urkunden den Lebenslauf Jerusalems dar: Geburt in Wolfenbüttel, Kindheit und Jugend in Braunschweig, Studium in Leipzig und Göttingen, erste Dienstzeit als Assessor der Justizkanzlei in Wolfenbüttel, Versetzung als Legationssekretär nach Wetzlar 1771. Die dienstlichen Schwierigkeiten unter dem vorgesetzten Gesandten Höfler nahmen für ihn einen so ernsten Charakter an, daß der Abt Jerusalem in Braunschweig die verschiedensten Versuche machte, dem Sohne zu einer andern Stellung zu verhelfen. Genau und umständlich empfangen wir auch die äußeren Verhältnisse und Umstände bei Jerusalems freiwilligem Tode. Daran schließt sich eine Übersicht über die nun einsetzende Werther-Schwärmerei und die Stimmen der Freunde, unter denen sich Lessing befand: er gab seines jungen Freundes Jerusalem „Philosophische Aufsätze" 1776 heraus, die der Verfasser abdruckt. Das Verdienstliche des Buches ist, daß man erforderlichen Falles über Jerusalem alles, was man braucht, bequem und geordnet beisammen hat.

ρσ. **Justinus Kerner als Romantiker.** Von Dr. Franz Heinzmann. Tübingen, Laupp'sche Buchhandlung. 1908.

Der gute Justinus Kerner, er hatte sein Leben lang einen rechten Ingrimm gegen die Gelehrten und die Rezensenten, denen beiden er nun doch, wie der vorliegende Fall beweist, rettungslos preisgegeben ist. In seiner Eigenschaft als „Romantiker" hat er zu gelehrtem Zwecke über sich und seine Dichtungen eine Reihe von sprachlichen und sonstigen Beobachtungen ergehen lassen müssen, die, aneinander geschoben, in zwei Abschnitten als „romantische Technik bei Kerner" und „Kerner und die Aufklärung" zunächst als Doktordissertation herauskamen, worauf dann ein Abschnitt, der Kerners Bekanntschaft mit den Romantikern aufzählt, vorangestellt und ein paar andre Abschnitte hinten angereiht wurden: eine Art der literarischen Arbeit, die heute leider zu oft begegnet. Ein „Buch" kann natürlich auf solche Weise nicht entstehen, und ist auch die vorliegende erweiterte Dissertation über Kerner nicht, sondern sie bleibt eine ungeschichtete Sammlung von fleißigen Bemerkungen mit Vor- und Nachteilen, die davon unzertrennlich sind, auch mit sonderbar elementaren Fehlern, wie daß (S. 15) der „unglückliche Franzose ꝛc." von Clemens Brentano sei, und Arnim (S. 101) in Heidelberg „Altdeutsche Volks- und Meisterlieder" herausgegeben habe. Vielleicht aber bergen diese Beobachtungen die allerersten Keime zu einem umfassenden literarhistorischen Buche über Kerner, als solche wären sie am ehesten zu begrüßen.

γ. **Bibliothek deutscher Klassiker für Schule und Haus.** Mit Lebensbeschreibungen, Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben von Prof. Dr. Otto Hellinghaus, Gymnasialdirektor. Freiburg i. Br., Herder. 1908.

Der Herdersche Verlag zu Freiburg i. Br. ist dafür bekannt, daß alle seine Veröffentlichungen streng den Gesichtspunkten der katholischen Kirche angepaßt sind, was nicht ausschließt, daß vieles davon auch von Protestanten gewürdigt werden kann. Das achtbändige Konversations-Lexikon dieses Verlags ist ein in seiner Art mustergültiges Werk, das man mit großem Nutzen gebrauchen wird; von der „Bibliothek deutscher Klassiker" gilt dasselbe. Ohne Engherzigkeit ist hier eine Auswahl des Besten unsrer Literatur geboten; von Lessing z. B. eine Anzahl Gedichte und die drei Meisterdramen, wobei der „Nathan" recht unbefangen aus der Zeit der Aufklärung heraus interpretiert wird. Daß von Wieland nichts gegeben wird als der „Oberon", wird man begreifen; höchstens hätten wir ein oder zwei Kapitel aus den „Abderiten" gewünscht, die heute noch nicht abgestorben sind. Die andern Bände, die uns vorliegen, enthalten die Romantik, Chamisso, Platen, die schwäbischen und österreichischen Dichter. Wenn man manches vermißt, so muß man bedenken: es handelt sich um eine Auswahl.

γ. **Wilhelm v. Christs Geschichte der griechischen Literatur.** Fünfte Auflage, erster Teil: klassische Periode. Von Wilhelm

Schmid, o. Prof. an der Universität Tübingen. München, C. H. Beck. 1908.

Die griechische Literaturgeschichte von Wilhelm Christ, die erstmals 1888 erschien, hat sich als ein vorzügliches und in ihrer Art unentbehrliches Hilfsmittel für Studierende wie für Gelehrte dermaßen bewährt und eingebürgert, daß sie noch zu Christs Lebzeiten nicht weniger als viermal aufgelegt worden ist: und man fragte sich, als Christ 1906 starb, mit Sorge, ob nun das Werk nicht liegen bleiben werde. Glücklicherweise ist das nicht der Fall: vielmehr hat der Verlag das Glück gehabt, in Professor Wilhelm Schmid in Tübingen einen Mann zu finden, der mit derselben Begeisterung für die hellenische Bildung und ihre Schätze, mit demselben tiefen Wissen und einer ähnlichen Gabe der Darstellung wie Christ ausgestattet, es auf sich genommen hat, das Werk fortzuführen, es da, wo es nottut, umzugestalten und im übrigen alle Fortschritte der Forschung gewissenhaft zu verzeichnen; er hat auch da und dort bei der Charakteristik von Richtungen und Personen der Darstellung etwas mehr Fülle gegeben. Der Umfang des Buches ist dadurch so gewachsen, daß es in zwei Bände zerlegt werden muß; das wird aber nur mit Zustimmung begrüßt werden. Die christliche Literatur der Griechen, die im zweiten Bande an die Reihe kommt, wird Prof. Otto Stählin in München behandeln.

γ. **Katholizismus und Protestantismus.** Von Karl Sell. Leipzig, Quelle & Meyer. 1908.

Der protestantische Kirchenhistoriker in Bonn unternimmt es in diesem Buche, auf einem Raum von nicht ganz zwanzig Bogen die Entstehung, den Gegensatz und die mögliche Versöhnung der beiden Hauptformen des abendländischen Christentums zu schildern. Er tut es als ehrlicher Protestant, aber auch als ehrlicher Historiker, der darauf ausgeht, das Wesentliche und Wertvolle beider Formen zur Anschauung zu bringen. Die eigentliche Kraft des historischen Katholizismus beruht nach Sell darauf, daß seine Angehörigen in Priester und Laien, in produktive und empfangende Glieder zerfallen, von denen die einen die Ziele der Kirche aufstellen, die andern ihre Schlachten schlagen. Der Protestantismus aber setzt an die Stelle der Autoritätskirche die Gemeinde derer, die das Evangelium, das Wort der Gnade, innerlich angenommen haben; sie sind alle Priester, haben vor Gott den gleichen Wert. Eine Versöhnung der Gegensätze selber ist nicht möglich, wohl aber eine Verständigung, bei der die römische Kirche der evangelischen einen irgendwie christlichen Charakter zuerkennen müßte; der Protestantismus würde ihr seinem toleranten Wesen nach mehr gewähren, die christliche Gleichberechtigung, die Gleichberechtigung vor Gott. Nach der Entwicklung Roms ist freilich der Weg bis zu jenem Zugeständnis noch ein weiter; das schließt nicht aus, daß man des Zielpunktes sich bewußt werde.

γ. **August Bebel.** Ein biographischer Essay. Von H. v. Gerlach. München, Albert Langen. 1909.

In knappen Zügen wird hier der bekannte Sozialistenführer geschildert als das Herz seiner Partei, wie Liebknecht ihr Kopf war; impulsiv, voll von Leidenschaft für die von ihm vertretene Sache, jeder Abschwächung des revolutionären Feuers tödlich feind, daher der eigentliche Urheber des Dresdener Parteiskandals von 1903, der den Kredit der Partei untergrub, aber immer ehrlich und subjektiv wahr. Sein ganzes Leben ist ein einziges „J'accuse", und in manchen Vermerken sprach er nicht bloß namens seiner Partei, sondern für die ganze Nation, wenn er gegen Soldatenmißhandlungen, Kolonialgreuel, Klassenjustiz und Polizeiwillkür zu Felde zog. Der Essay enthält viel Wahres, ist aber unsres Ermessens doch gegen manche Seite von Bebel viel zu mild: so gegen seine leichtfertigen Bezichtigungen namentlich kolonialpolitisch hervorragender Männer, wo er mehr auf blindes Vorurteil hörte als auf Billigkeit und Wahrheit. Einen Feuerkopf, gewiß, mag man ihn nennen, aber einen mit allen Fehlern eines solchen.

γ. **Das deutsche Land.** Von Kurtzen-Steinecke. Fünfte Auflage. Breslau, Ferdinand Hirt. 1908.

Professor Dr. J. Kurtzens schönes Werk liegt hier in einer neuen, von Dr. Viktor Steinecke besorgten Ausgabe vor, die neben dem Text mit 179 Bildern und Figuren und 12 farbigen Karten und Tafeln geschmückt ist. Die Einteilung des Ganzen ist so entworfen, daß zunächst vom deutschen Lande im allgemeinen die Rede ist, dann von den Alpen, hierauf vom Alpenvorland, vom deutschen Mittelgebirge, endlich vom norddeutschen Tiefland. Der Text hat in der Bearbeitung Steineckes entschieden gewonnen, insofern er nicht bloß überall nach den Fortschritten der Wissenschaft umgestaltet, sondern auch in engere Beziehung zu den Bildern gebracht ist; überall, wo wir ihn geprüft haben, hat er sich als wohl abgewogen und zutreffend erwiesen. So ist das Ganze ein echtes deutsches Hausbuch, und daß seine Haltung von warmem nationalen Gefühl getragen ist, rechnen wir ihm als einen seiner Hauptvorzüge an; unser Vaterland verdient eine solche von Herzen kommende, mit guten Gründen gestützte Darstellung.

γ. **Meyers Kleines Konversations-Lexikon** in sechs Bänden. Fünfter Band: Nordkap bis Schönlein. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1908.

Der fünfte Band dieses Werkes ist genau wie die vier ersten ein unübertreffliches Meisterwerk. Von den großen Artikeln, die er bringt, nennen wir Nordpolarländer (mit einer Karte), Norwegen, Notenschrift, Obst (mit drei wundervollen Farbentafeln), Orden (mit einer farbigen und einer schwarzen Tafel), orientalische Fauna (mit einer farbigen Karte, die den Elefanten, Königstiger, Orangutang, Gibbon, Goldfasan, Gavial, das Spitzhörnchen, die Warzenschlange darstellt), Ornamente (mit vier herrlichen Farbentafeln), Österreich (mit zwei wirtschaftlichen, einer historischen und einer politischen Karte), Ostindien, Ozean, Palmen, Panzerschiffe, Päpste, Paris (mit Stadtplan), Pensionen, Peru, Pfahl-

bauten, Pferd, Pflanzen, Photographie, Physik, Pilze, Planeten, polynesische Völker, Portugal, Post, Preußen (mit drei Karten), Pumpen, Raubvögel, Recht, Religion (mit Karte), Renaissance, Rom, Rußland, Rüstzeug, Säemaschinen, Sahara, Salz, Sankt Petersburg (mit Stadtplan), Säulenordnungen, Schädlinge, Schiff (mit drei Karten), Schlangen, Schmetterlinge, Schnellpressen. Auch da, wo wir es des Raumes wegen nicht angeben konnten, sind überall Illustrationen mit freigebiger Hand ausgestreut, sofern es das leichtere Verständnis des Textes irgend wünschenswert macht. Die Bevölkerungszahlen für das Deutsche Reich sind überall auf Grund der Zählung von 1905 gegeben. Jedem Artikel ist eine kurze Bibliographie angehängt, die das Wesentliche mitteilt; bei Numantia sind die Ausgrabungen von Professor Schulten-Erlangen, die 1905 begannen, bereits vermerkt. So hat man Grund zu großem Dank.

g. **Évolutionnisme et Platonisme.** Mélanges d'Histoire de la Philosophie et d'Histoire des Sciences. Par René Berthelot. Paris, Alcan. 1908.

Das Buch, in dem der französische Metaphysiker eine Reihe zerstreuter Arbeiten um zwei leitende Grundgedanken — Evolution und Dialektik — gruppiert, bildet einen wertvollen Beitrag zur Geschichte der Philosophie überhaupt und zur Geschichte der zeitgenössischen französischen Philosophie insbesondere. Neben einer Kritik des Darwinschen und Spencerschen „mechanischen" Evolutionismus enthält es eine lesenswerte Studie über die Entstehung des „romantischen" Evolutionismus der Bergsonschen Schule, die mit um so mehr Interesse in Deutschland aufgenommen werden dürfte, als die beiden Hauptwerke Henri Bergsons nunmehr auch in deutscher Übersetzung erschienen sind. Auf klare und scharfsinnige Weise weiß der Verfasser die psychologische Methode Bergsons an den Idealismus der Freiheit unsrer romantischen Philosophen anzuknüpfen, die innere Verwandtschaft dreier Denker wie Guyau, Nietzsche und Bergson aufzudecken und somit eine der wesentlichsten Richtungen des französischen philosophischen Gedankens unsrer Tage in ihren historischen Anfängen zu beleuchten. Das Kapitel „Nietzsche" gibt überdies in knapper Darstellung einen zum Verständnis der metaphysischen Substruktur der Nietzscheschen Kritik nicht unerheblichen Beitrag. — Von wirklich bleibendem Wert erscheint uns des Verfassers Aufsatz „Über den Sinn der Hegelschen Philosophie". Schon an sich interessant, als Beleg für die Gründlichkeit der französischen Hegel-Forschung, enthalten die Berthelotschen Ausführungen überdies eine Fülle fruchtbarer Ideen zur Erläuterung einiger Hegelscher Grundgedanken. Einen besseren Beweis dafür, wie lebendig der Hegelsche Gedanke auch heute noch jenseits des Rheins weiterlebt, konnte es kaum geben als das vorliegende Buch, das uns wie ein glücklicher Versuch erscheint, den Begriff der Vernunft zu erweitern, neu zu modeln, ohne von der inneren Rationalität des wirklichen Lebens etwas aufzugeben.

h. **Dante e la Francia dall' età media al secolo di Voltaire.** Di Arturo Farinelli. 2 Vols. Milano, Ulrico Hoepli. 1908.

Die Titel von nur einigen der Bücher, Abhandlungen und Vorträge des Verfassers genügen, um die erstaunliche Vielseitigkeit seiner Produktion zu kennzeichnen. Er hat unter anderm über Dante und Goethe, über Petrarca, Boccaccio und Tasso in Spanien, über Wilhelm v. Humboldt und Spanien, über Spaniens Anteil an der deutschen Literatur im 16. und 17. Jahrhundert, über Grillparzer und Lope de Vega, über Herders Humanitätsideal und den Begriff der Rasse mehr oder weniger eingehende Studien und überdies in verschiedenen Sprachen veröffentlicht. Die vorliegenden zwei Bände behandeln Dante und Frankreich von des Dichters Zeitalter bis zu dem von Voltaire. So eingehend wie hier ist der Stoff noch niemals verwertet worden. Ein eigener Abschnitt ist der Zerstörung der „Legende" eines Aufenthaltes Dantes in Paris gewidmet: er schließt mit der Behauptung, niemals habe der Dichter der „Commedia" die italienische Erde verlassen. Seine letzten Biographen großen Stils, F. X. Kraus in Deutschland, Zingarelli in Italien, die beide an Dantes Besuch der Pariser Hochschule festhalten, werden als unkritisch gescholten, weil sie von „Boccaccios Fabeln" sich irreleiten ließen. — Farinelli selbst ist auf seinem Gang durch die Jahrhunderte französischen Denkens und Dichtens beim Anbruch jedes neuen Säkulums zum Geständnis veranlaßt, es wisse von Dante so gut wie nichts. Die Ausnahmen von der Regel hätten in einigen Kapiteln untergebracht werden können. Sein Buch enthält statt dessen nichts weniger als eine ganze Geschichte der französischen Literatur. Sie strotzt von Wissen, und die erstaunliche Quellenkenntnis des Verfassers überfließt in Noten, weil der Text nicht ausreicht, sie unterzubringen. In seiner Weise bestätigt er das berühmte und berüchtigte Urteil von Voltaire: „Les Italiens appellent le Dante le divin, mais c'est une divinité cachée ... sa réputation s'affermira toujours, parcequ'on ne le lit guère." Die denkbar tiefste Kluft trennt den typischen Vertreter des 18. Jahrhunderts, für den Dantes Visionen nur ein Gegenstand des Spottes waren, vom melancholischen Propheten, der hundert Jahre später die „Paroles d'un Croyant" dichtete. Felicité de Lamennais war vielleicht unter allen Franzosen der Dante verwandteste Geist. Die beste Übersetzung des „Inferno" ist sein Werk. Dennoch klagt auch er über die Dunkelheit verworrener Allegorien, deren Deutung niemals gelingen werde. Farinelli hat allen geistigen Fäden nachgespürt, die zwischen Dante und Frankreich gesponnen worden sind. Er hat das Echo seiner Stimme in d'Aubignés „Tragiques" zu vernehmen geglaubt und bei Pascal oder Fénelon schmerzlich vermißt. Aber nicht der Genius einzelner großer Menschen, der Genius der Rasse ist es, der Dante sich verschließt. „Tout ce qui n'est pas clair, n'est pas français" sagt Rivarol, ein Dante-Übersetzer auch er.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. April zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Abel. — Michelangelo. Historie in fünf Aufzügen. Von Hans Karl Abel. Zweite Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1909.

Adam. — Die Geschichte des Ali ibn Bekkar mit Schams an-Nahar. Eine Komödie von Robert Adam. Wien, Hugo Heller & Cie. 1909.

Alt. — Das „Künstlertheater". Kritik der modernen Stilbewegung in der Bühnenkunst von Dr. Theodor Alt. Heidelberg, Carl Winter. 1909.

Aus Natur und Geisteswelt. Nr. 231. Korallen und andere gesteinsbildende Tiere. Von Prof. Dr. Walther May. Mit 45 Abbildungen im Text. — Nr. 245. Herbert Spencer. Von Dr. Karl Schwarze. Mit einem Bildnis Spencers. — Nr. 247. Johann Calvin. Von Dr. G. Sodeur. Mit einem Bildnis Calvins. — Nr. 248. Die Psychologie des Verbrechers. Kriminalpsychologie Von Dr. Paul Pollitz. Mit fünf Diagrammen. — Nr. 250. Pestalozzi. Sein Le en und seine Ideen. Von Prof. Dr. Paul Natorp. Mit einem Bildnis und einem Brief-Faksimile. — Nr. 251. Die Geschlechtskrankheiten, ihr Wesen, ihre Verbreitung, Bekampfung und Verhütung. Für die Gebildeten aller Stände bearbeitet vom Generaloberarzt Prof. Dr. Schumburg. Mit vier Figuren im Text und einer mehrfarbigen Tafel. — Nr. 254. Geschichte der deutschen Lyrik seit Claudius. Von Dr. Heinrich Spiero. Leipzig, Teubner. 1909.

Berg. — Momentaufnahmen. Gesammelte Skizzen von Dr. Berg. Leipzig, B. Volger. 1909.

Beth. — Urmensch, Welt und Gott. Von Prof. Dr. Karl Beth. Groß Lichterfelde, Edwin Runge. 1909.

Bie. — Das Fest der Elemente. Von Oscar Bie. Mit zwei farbigen Tafeln und zehn Tafeln in Tondruck. Von Oscar Bie. — 50. Band der „Kunst", herausgegeben von Rich. Muther. Berlin, Marquardt & Co. O. J.

Bord. — Les énigmes de l'histoire. La fin de deux légendes: l'affaire Léonard, le baron de Batz. Par Gustave Bord. Paris, H. Daragon. 1909.

Brandes. — Voltaire in seinem Verhältnis zu Friedrich dem Großen und Jean Jacques Rousseau. Von Georg Brandes. Berlin, Marquardt & Co. O. J.

Busse. — Gedichte von Carl Busse. Sechste und siebente Auflage. Mit dem Bilde des Dichters. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 1909.

Castelot. — La synthese de l'or. L'unité et la transmutation de la matière. Par F. Jollivet Castelot. Paris, H. Daragon. 1909.

Dammann. — Der Sieg Heinrichs IV. in Kanossa. Eine kritische Untersuchung von Dr. Albert Dammann. II. Teil. Braunschweig, Benno Goeritz. 1909.

Deutsche Charakterköpfe. Begründet von Wilhelm Capelle. Band 3: Heinrich Pestalozzi. Eine Auswahl aus seinen Briefen und kleineren Schriften herausgegeben und eingeleitet von Hermann Maliemann. Mit 19 Abbildungen. — Band 4: Joachim Nettelbeck, Bürger zu Kolberg Eine Lebensbeschreibung von ihm selbst aufgezeichnet. Aus der Hafenschen Ausgabe in Auswahl herausgegeben von Max Schmitt-Hartlieb. Mit 15 Abbildungen. — Band 5 6: Goethes Freundinnen. Briefe zu ihrer Charakteristik, ausgewählt und eingeleitet von Gertrud Baumer. Mit 12 Bildnissen. Leipzig, B. G. Teubner. 1909

Eckart. — Der Erbgraf. Schauspiel in drei Aufzügen von Dietrich Eckart. Berlin, Eduard Bloch. 1907.

Eckert. — Der leidende Roland. Von Erich Eckert. Mit Buchschmuck von Gustav Tischer. Berlin, Otto Baumgärtel. 1909.

Eder. — Um Scholle und Glauben. Novellen aus der Zeit des oberösterreichischen Bauernkrieges von Franz Eder. Leipzig, B. Volger. 1909.

Egelhaaf. — Politische Jahresübersicht für 1908. Von Gottlob Egelhaaf. Stuttgart, Carl Krabbe. 1909.

Elsner. — Moderne Dramatik in kritischer Beleuchtung. In Einzeldarstellungen herausgegeben von Dr. Richard Elsner. Heft 5: Gerhart Hauptmann, Griselda. Berlin, L. M. Barschall. 1909.

Esmund. — Aufklärung? Lyrische Erzählung von Esmund. Zweite veränderte Auflage. Dresden, Pierson. 1909.

Erhardt. — Gedichte von Louis Erhardt. Aus dem Nachlaß des Verfassers. Buchschmuck von Rich. Eoßmann. Dresden, Pierson. O. J.

Erk. — Gesangbuch für Freimaurer mit mehrenteils volkstümlichen Melodien und ausgewählten neuen Texten. Zusammengestellt und arrangiert von Br. Friedrich Erk. Zwölfte, vermehrte und verbesserte Auflage. Essen, G. D. Baedeker. 1909.

Fischer. — Die höheren Schulen. Ratgeber für Eltern. Von Gymnasialdirektor Dr. Albert Fischer. Groß-Lichterfelde, B. W Gebel. O. J.

Foerster. — Lebensführung. Ein Buch für junge Menschen von Fr. W. Foerster. Berlin, Georg Reimer. 1909.

Frye. — Literary reviews and criticisms. By Prosser Hall Frye. London, G. P. Putnam's sons. 1908.

Gibbon. — Was Vrouw Grobelaar erzählt. Von Perceval Gibbon. Einzig berechtigte Übersetzung aus dem Englischen von Marie Franzos. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütten & Loening. 1909.

Gimler. — Die Herkunft des Ichs nach dem Gleichungsschlusse für die Trennung der Form vom Inhalt. Von F. Gimler. Lissa i. P., Oskar Eulig. O. J.

Goldene Klassiker-Bibliothek. Leibings Werke. Auf Grund der Hempelschen Ausgabe neu herausgegeben, mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Julius Petersen. In Verbindung mit F. Budde, W. Oehlke, W. Olshausen, W. Riezler und E. Stemplinger. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. O. J.

Guhlke. — Religion und Volksseele. Studie von Max Guhlke. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik. 1908.

Hausmusik. — Herausgegeben vom Kunstwart. Nrn. 223—225. Joseph Haydn, Sieben Tanzmenuette. Nach den Originalstimmen für Klavier bearbeitet von Ferdinand Scherber. München, Kunstverlag G. D. W. Callwey. O. J.

Herzberg. — Mittagsgewölk. Eine Komödie in vier Akten von G. Herzberg. Berlin, Theaterverlag Eduard Bloch. O. J.

Herzberg. — Am roten Brook. Dramatische Dichtung in zehn Bildern mit einem Vorspiel von G. Herzberg. Berlin, Theaterverlag Eduard Bloch. O. J.

Humboldt. — Wilhelm von Humboldts Briefe an eine Freundin. Zum ersten Male nach den Originalen herausgegeben von Albert Leitzmann. Zwei Bände. Leipzig, Inselverlag. 1909.

Jahrbuch der Musikbibliothek Peters für 1908. Fünfzehnter Jahrgang. Herausgegeben von Rudolf Schwartz. Leipzig, C. F. Peters. 1909.

Jodl. — Was heißt Bildung? Von Prof. Dr. Friedr. Jodl-Wien. — Wissen für Alle. Nr. 1. Wien, Hugo Heller & Co. 1909.

Jones. — Malaria and Greek history. By W. H. S. Jones. To which is added The history of Greek therapeutics and the Malaria theory. By E. T. Withington. Manchester, University Press. 1909.

Joussain. — Le fondement psychologique de la morale. Par André Joussain. Bibliothèque de philosophie contemporaine. Paris, Félix Alcan. 1909.

Klein. — Suleika. Ein Liebesleben in Gedichten von Ernst Klein. Leipzig, B. Volger. 1909.

Kleinschrod. — Die Erhaltung der Lebenskraft. Eine neue Lehre vom Leben. Von Dr. Kleinschrod. Berlin, Otto Salle. 1909.

Kobylanski. — Problem des gewerblichen Mittelstandes. Von Dr. jur. u. phil. Helios Kobylanski. Erster Band: Anarchische Produktion. Czernowitz, H. Pardini. 1909.

König. — Die Lösung des Lebensrätsels. Von Dr. Emil König. Mit zahlreichen Abbildungen im Text und zwei kolorierten Tafeln. Stuttgart, Max Kielmann. 1909.

Kotze. — Aus einer neuen Literatur. Antiratliches. Gesammelt und bearbeitet von Stefan von Kotze. Berlin, F. Fontane & Co. 1909.

Kühne. — Gesammelte dramatische Werke von Julie Kühne. Leipzig, B. Volger. 1909.

Kühne. — Gedichte und Sprüche. Von Julie Kühne. Leipzig, B. Volger. 1907.

Kuno. — Frische Naturen. Drei Novellen von H. Kuno. Zweite Auflage. Dresden, E. Pierson. O. J.

Lamping. — Maßeinheiten eines Musikanten. Von Willy Lamping. Leipzig, Bruno Volger. 1908.

Laske. — Unter den Maklern. Von Paul Laske. Berlin, Phönix Verlag. O. J.

Lehmann. — Akabjah. Von Paul Lehmann. Halle, Otto Hendel. 1909.

Levenstein. — Aus der Tiefe. Arbeiterbriefe. Beiträge zur Seelen Analysis moderner Arbeiter. Herausgegeben von Adolf Levenstein. Berlin, Morgen Verlag. O. J.

Lüders. — Die demokratische Bewegung in Berlin im Oktober 1848. Von Gustav Lüders. Heft 11 der Abhandlungen zur mittleren und neueren

Geschichte. Herausgegeben von Below, Finke und Meinecke. Berlin, Dr. Walther Rothschild. 1909.

Maitre. — Les régions Moi du Sud Indo-Chinois. Le plateau du Darlac par Henri Maitre. Avec une carte et des gravures. Paris, Librairie Plon. 1909.

Martin. — Die Lage und Einteilung des Kongobeckens. Von Bezirksamtmann Dipl. Dr. A. Martin. Mit einer Karte der Umgebung nach Dr. P. Ebert. Berlin, Verlag der Tropenpflanzer. C. J.

Michelagniolo Buonarroti. — Dichtungen von Michelagniolo Buonarroti, übertragen von Heinrich Nelson. Jena, Eugen Diederichs. 1909.

Moores. — Über den rasenden Stillstand des Verkehrs. Von Dr. A. J. P. Moores. Fünfte vermehrte Auflage. Mit einem Vorwort und dem Attentat des Verfassers. Berlin, Carl Duncker. 1909.

Morison. — Reginald Pecock's Book of faith. A fifteenth century theological tractate. Edited from the Ms. with an introductory essay by Prof. J. L. Morison. Glasgow, James Maclehose & sons. 1909.

Naumann. — Asien und Japan. Von Friedrich Naumann. Zehnter Band der Gesammelten Werke. Berlin, Georg Reimer. 1909.

Obst. — Banken und Bankpolitisch. Von Dr. Georg Obst. Leipzig, Carl Ernst Poeschel. 1909.

Olden. — Die Gesetzmäßigkeit im Werke einzelner Dichter und Zeiten. Stuttgart, Carl Krabbe. 1909.

Orient. — Lieutenant Graf Oeynhausen. Roman von Leutnant Graf von Oriola und Altenberg. Erster Band. Dresden, Minden. C. A.

Petits mémoires. — Les petits mémoires de Paris, contenant quatre eaux-fortes originales par Henri Boutet. II. Rues et intérieurs. Paris, Berlon Fainé. 1909.

Politisches Handbuch für Frauen. Herausgegeben vom allgemeinen Deutschen Frauenverein. Leipzig, C. B. Teubner. 1909.

Preitz. — Gottfried Kellers dramatische Bestrebungen. Von Dr. Max Preitz. Nr. 17 der Beiträge zur deutschen Literaturwissenschaft, herausgegeben von Prof. Dr. Ernst Elster. Marburg, N. G. Elwert. 1909.

Quandt. — Die Schlacht bei Lobositz (1. Oktober 1756). Von Franz Quandt. Charlottenburg, Max Pfeifer. 1909.

Rausch. — Elemente der Philosophie. Ein Lehrbuch auf Grund der Schulwissenschaften von Rektor Dr. Alfred Rausch. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1909.

Ri. di. — Sultan Tut Ankhamen. Ein dramatisches Gedicht in zwei Teilen. Von Peter Ri. di. Prag, Gustav Aanda Nachf. 1909.

Sabatier. — Notes d'histoire réligieuse contemporaine. Les modernistes. Par Paul Sabatier. Paris, Librairie Fischbacher. 1909.

Sammlung Goschen. Nr. 415—417. Allgemeines Staatsrecht. Von Prof. Dr. Julius Hatschek. I. Teil: Das Recht des modernen Rechtsstaates. II. Teil: Das Recht der modernen Zweckstaaten. III. Teil: Das Recht der modernen Staatsverbindungen. — Nr. 4.2. Die deutschen Kolonialgesetze. Textausgabe mit Einleitung und Erläuterungen. Von Dr. Ernst Seligmann. — Nr. 418—420. Deutsche Literaturgeschichte. Von Prof. Dr. Benjamin W. Wells. Leipzig, G. J. Göschen. 1909.

Schaer. — Die dramatischen Bearbeitungen der Tyrannus Thiebe Sage in Deutschland im 16. und 17. Jahrhundert. Von Dr. Alfred Schaer. Schleswig, W. Schäfer. 1909.

Schmidt. — Schopenhauer und die Mystik. Vortrag, gehalten auf dem III. internationalen Kongreß für Philosophie von Dr. Erich Ludwig Schmidt. Halle, Carl Marhold. 1909.

Schriften des Litterarischen Vereins in Wien. IX. Mit 14 Tafeln illustrierte Ausgabe. Eingeleitet und herausgegeben von Otto Pniower. Goethes Novelle. X. Band. Mit 22 Tafeln illustrierte Ausgabe. Eingeleitet und herausgegeben von Rudolf Payer von Thurn. Zum Besten des Litterarischen Vereins. 1909.

Seidel. — Wie erlerne ich eine fremde Sprache. Von A. Seidel. Stuttgart, Otto Maier. 1909.

Seidel. — Reform-Esperanto. Abriß der Grammatik, Sprachproben und Wörterverzeichnis von A. Seidel. Stuttgart, Otto Maier. 1909.

Simon. — William Godwin und Mary Wollstonecraft. Eine biographisch-soziologische Studie von Helene Simon. Mit drei Porträts. München, Oskar Beck. 1909.

Spitz. — Begegnungen. Aus dem Tagebuche eines Schiffsarztes. Von Eduard Elias Spitz. Wien, Hugo Heller & Cie. 1909.

Theilmann. — Gummiblumen und Palmen. Blattbilder. Gedichte von Georg Theilmann. Mit einem Vorwort von Hans Benzmann. Eisenberg, Schulzesche Hofbuchhandlung. C. J.

Toll. — Die russische Polarfahrt der „Zarja“, 1900—1902. Aus den hinterlassenen Tagebüchern von Baron Eduard von Toll. Herausgegeben von Baronin Emmy von Toll. Mit einem Porträt, vier Tafeln und 47 Textabbildungen. Berlin, Georg Reimer. 1909.

Tovote. — Fräulein Grimbach. Roman von Heinz Tovote. Berlin, S. Fontane & Co. 1909.

Ungewitter. — Nackt. Eine kritische Studie von Richard Ungewitter. Mit 67 Abbildungen. Stuttgart, Leo Ungewitter. 1909.

Vecchio. — Il sentimento giuridico. Di Giorgio de Vecchio. Seconda edizione. Roma, Fratelli Bocca. 1908.

Vogt. — Der Bedeutungswechsel des Wortes edel. Rede beim Antritt des Rektorats gehalten von Friedrich Vogt. Marburg, N. G. Elwert. 1909.

Walther. — Die burgundischen Zentralbehörden unter Maximilian I. und Karl V. Von Dr. Andreas Walther. Leipzig, Duncker & Humblot. 1909.

Weilen. — Julie Rettich, Erinnerungsblätter zum Gedächtnisse ihres hundertsten Geburtstages. Von Alexander von Weilen. Wien, Manz. 1909.

Weinberg. — Sagen der Juden. Erläuterungen des Talmuds und der rabbinischen Literatur nebst Fabeln, Parabeln und Sagen teilweise übersetzt von Max Weinberg. Halle a. S., Otto Hendel. C. J.

Wildenbruch. — Neues und Heiteres aus seinem Leben. Von Ernst Zander. Mit einem ungedruckten Festspiel, ungedruckten Briefen und unveröffentlichten Gedichten Hermann Lingg's. Berlin, Hermann Lingg. 1909.

Wilhelmi. — Ibsens Zukunftsreich. Ein Vortrag von Kurt Wilhelmi. Magdeburg, R. Zacharias. 1909.

Witten. — Nach Ostland wollen wir reiten! Geschichtlicher Roman aus vergangener Zeit. Zwei Bände. Von L. v. Witten. Lüneburg, Heinr. Stern. 1909.

Wohlgemuth. — Gesammelte dramatische Werke von Anna Wohlgemuth. Band II: Frau von Staël. Drama in fünf Aufzügen. Erste Auflage. Leipzig, E. Volger. 1909.

Wohlrabe. — Deutsches Land und Volk. Herausgegeben von Lehrer Dr. Wohlrabe. Erstes Heft: Die Provinz Posen in Natur- und Kulturbeschreibung. Zweites Heft: Die Provinz Posen. Natur- und Kulturbeschreibung. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke Druckerei und Verlag m. b. H. C. J.

Zacher. — Im Lande der Giljaken. Vom Verfasser zum Druck bearbeitet und herausgegeben. Die ostsibirischen Naturvölker von Dr. Albert Zacher. Stuttgart, Julius Hermann. 1909.

Zenker. — Kirche und Staat. Unter Berücksichtigung der Verhältnisse in Österreich. Von Ernst Viktor Zenker. Wien, A. Hartleben. 1909.

Zepelin. — Der Ferne Osten. Seine Geschichte, seine Entwickelung in der neuesten Zeit und seine Lage nach dem russisch-japanischen Kriege. Von Generalmajor C. von Zepelin. II. Teil: Der russische Ferne Osten und seine Besiedelung. Der Amur innerhalb der russischen Grenzen. Die Amurbahn. Schilderung des Amurgebietes. Mit Skizzen. Berlin, Zuckschwert & Co. 1909.

Zimmermann. — Niederländische Bilder des XVII. Jahrhunderts in der Sammlung Helscher-Stumpf. Von Max Gg. Zimmermann. Band II der Kunstwissenschaftlichen Studien. Leipzig, Klinkhardt & Biermann. 1909.

Zimmermann. — Der Geiger von Laufenburg. Eine Spielmannssmär vom aargauischen Rhein. Von Arthur Zimmermann. Berlin, Curt Wigand. 1909.

Zoellner. — Gedichte von Margarethe Zoellner. Köln, Albert Ahn. O. J.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. **Bruno Hake** in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Die arme Margaret.

Ein Volksroman aus dem alten Steyr

von

E. von Handel-Mazzetti.

(Fortsetzung.)

„Leut und Kinder, kummts, schaugts, losts zua, kaiserlich Mandat ist kummen!"

Die Hämmer, die in jedem dritten Haus der Vorstadt trommeln, setzen aus, die rüstigen Mannen, Scherschmied, Schwertschmied, Ahlschmied kommen für die Tore, aus denen glühend Eisen rot wie die Hölle leuchtet; die Frauen und Mädel hängen aus den Fenstern; was gibt's? „Mandat aus Wien?" Trara! Ratata! Da kommen sie, kommen sie schon, auf ihren wilden belgischen Rossen kommen sie daher, vorauf der Trompeter im gelben Rock, Pedarma[1]) zur Seiten, schaut frech um sich wie ein Chiaus[2]) aus Türkenland und schmettert: Ratata! Rataplan! daß die Fenster der Armleuthäusln schebbern und die Krähenvögel mit heiserm Gekreisch von den Armleutdächern in die Lüfte fahren. Hinterm Trompeter, in voller Waffung, grinsend wie ein übler Teufel, trabt der Furier, hat den Brief in Handen, ihm folgen sechs Mannen, reutender, gewaffnet bis an die Zähn. Durch die Sierningerstraße geht's zum Sierningertörl hinan, das die Bauern halb zusammengeschossen haben weiland; mit ein paar Pechföhrenstämmen ist's zur Not gepölzt.

„Achtung!" Seine Stimme wie eine alte Heerpauke hebt der Furier, indes Dutzende glitzernder Augen an seinen Lippen hangen:

„Des Herrn Leutenanten von Herliberg ein Befelch! Achtung!"

„Ich, Herliberg, Leutenant in Cavalleria der kurfürstlichen bayrischen Armee, erkläre die Rebellin Margarete Mayr, die dem Befelch des Statthalters halsstarrig widersteht, außer Recht und Gesetz sein, und will alle euch Steyrdorfer verwarnet haben, diesem Weib im mindesten Vorschub wider mich und meine Soldateska zu leisten. Wer ihr wider mich auf welche Art

[1]) Seitengewehr. [2]) Militärischer Würdenträger.

immer beisteht, ihr zur Flucht hilft, Unterkunft in seinem Hause gibt oder sonstwie ihrer sich annimmt, den lasse ich, sei er wer er immer wolle, ohne Formalität und Prozeß exequieren mit Pulver und Blei, und wenn ein Torwartel sie laßt bei welchem Tor immer entwischen, den laß ich ohne Formel inner seines Tors aufhenken. Ihre, der Mayrin, Straf aber für solchen Fall behalt ich mir persönlich vor. Geben Steyr, unserm Quartier, Herliberg, Leutnant." Ratata! Tarata!

„No hörts, ghenkt wern mir, derschossn!"

„Und es ist gar nit einmal vom Kaiser!"

„Ein Leutnant tut uns Mandat geben!"

Dumpfes Gerede murrt es die Sierningerstraße auf und ab, indes die Patrull davonreitet.

„Das gibts nit! So ein Gesind seind wir nit!" rief der alte, graue Zweckschmied vom Leichberg, „daß uns ein Küriſſerbueb sollt lassen henken können, der Kaiser kann uns henken, item der Statthalter, item der Waldbot, sunst keiner!"

„Wir kin si aa wehrn!" ballte der Schwertschmied Resch, der Villacher, die Fäuste. „Die Losstoaner hand eahna aa gewehrt im Eismond, wißts es nimmer, ausgjagt habens die Hübnerreuter."

„Jaha!" tat Florl Hienerspacher, der Mautner, „davor liegend irzten ihr zwanzig auf den Hals in der Burg."

„Aber wir seind Bürger von Steyr," der Villacher hob seinen roten Arm voller schwarzer Brandmale in die Luft. „Zum Till hinauf soll einer, es vermelden."

„Die Moarin ist ein Stützige und ihr Mann war ein hochfärtiger. Aber was dieser Leutnant treibt mit ihr, das ist zu viel; was zu viel ist, ist zu viel!" redete einer von des Villachers Gesellen.

„Wana ghört hab is auf d' Nacht so bitterli!" sprach des Tuchscherers Renk Weib aus dem Fenster, und Apollonia, die Kurzmesserin, rief gedämpft zu ihr hinauf: „Den wird Gott bsuachen, den! Ein Witfrau mit ein Brustkinderl martern, das ist teufliſch!"

„Sie soll katholisch werden!" brummten die Mannen. „Wie kummen wir dazu, daß der uns henken und derschießen laßt zwegen dem Mensch."

„Gehts zum Viertelmaster," ließ sich der Villacher über dem dumpfen Gemurr wieder vernehmen.

„Geh du selben! Hol dir ein Nasen, wider an Offizierm klagen, der Kerl spinnt! Kennst denn unser Herrnen nit, Offizier seind alles, und wenns aa die größten Lumpen — — —"

„Halts Maul, Löcker!" ziſchte der Mautner. Von der Schuhbodengasse flogen die Fanfaren herüber. „Han wir nit Elend gnua ghabt vom Krieg, drei Taler vom an jedn Haus, fünfhundert Goldgulden dem Lobl, von Blut und Tränen han wir glebt, und die Pest darzue; fads stad[1], laßts gschegen, das Weib hats selbsten verschuldt, sie geht uns nix an."

[1] seid still.

Eine Stimme redete: „Der Zettl föllts wissen! Das ist ein gerechter Mann, und ein geldiger; hat schon manche Ungstund von der Stadt gewendet, auf den hörens."

„Der Zettl ist gestert auf Gleink. Und sein Knecht sagend, heunt fahrt er no auf St. Florian, kämb nit vor dem Freitag hamb. Wird aa der Zettl wider ein Pappenheimber nix kinnen anfahen. Kummts Leut! Leiden und schweigen!"

Dumpfe Stille ward im Steyrdorf, und in der Stille jetzt rechts, jetzt links, jetzt am Wasser, jetzt gen den Tabor, fünfmal hört man die Trompete schmettern und den Mordbefehl erschallen, zuletzt in der Gleinkerstraße vorm Mayrhäusl.

Da blies der Trommeter Charge, und der Furier brüllte, als wolle er die Toten am Leichberg wachschreien.

Düster und schweigend stand das Volk ringsum. Im Mayrhäusl aber lacht der Leutnant bei jedem Wort seines „Mandats" fröhlich auf, und sein wildes Herz hat nur den Wunsch, daß die oben bei den Mäusen es recht genau hören soll, was er ihr hat zubereitet, und daß der Schrecken sie alsobald herunterjagt zu ihm, daß sie um Gnade bettelt mit ihrer süßen Stimme . . . sie wollte jetzt gehorsamen . . .

Aber sie kommt nicht. Gehört wohl hat sie alles, da kann er schon zufrieden sein; wie Messer sind ihr seine Worte aufs Herz zugangen.

Denken hat sie müssen, wie vor Jahr und Tag ihr Herzgespann sie auf Liebesarmen getragen hat, jeden Wunsch ihr hätt erfüllet, und jetzo ist er tot, und der fremde Mann, dem sie nie Böses tat, tritt auf ihr herum, wie auf giftigem Gewürm. Wer ihr hilft in ihrer Not, den laßt er henken.

„Wolfibubi, ein armi Mutter hast. Ja dein Muetter ist ein armer Narr!" klagt sie, schmiegt ihre bleiche Wange, auf der rote Tränenmale brennen, an das weiche Bäcklein des Kindes. „Nimma lang wer i's dermachen!" schluchzte sie auf. „O Leutnant, du wilder Herr, hast ja auch einmal ein Muetter ghabt, warumb tust ein Muetter so plagen?"

Die Zeit geht herum, von den Türmen läuten die Elferinnen. Die Hämmer ruhen, die Steyrdorfer setzen sich zu Tisch. Die Luft zittert schwül über den Dächern; von den Schornsteinen der Mittagrauch schleicht in die Gassen hinunter. Im Wetterwinkel über Rosenegg schwimmt ein kleines Wölklein, und man hört die gesprungene Glocke klagen von Neuzeug. „Das ist schlecht. Wild kommts," reden die Steyrer, „gestert hats es nit zsammbracht, aber heunt kommts."

Die Steyrer haben Fisch, Fleisch und Geislitz[1]), die arme Margaret in der elenden Kammer, wo sie gleichsam gefangen liegt, hat nichts. Das Kind hat bei ihr getrunken, hat nicht viel gehabt, aber ist doch satt. Lachender liegt's jetzt in der Wiege und schaut, wie die Mäus aus ihren Löchern fahren, ganz zart singt es: „Lalala." Seine winzigen Finger spielen mit der

[1]) Hafer in Milch oder Wasser gekocht, zu jener Zeit ein landlerisches Nationalgericht.

Mutterhand, die lind auf seinem Herzlein rastet. Die Mutter ist vor Mattigkeit eingenickt, ihr Haupt lehnt zurück an einen Pfosten, die halbgeflochtenen Zöpfe hangen ihr über die Brust, die beklommen steigt und sinkt, je und je öffnet sich ihr blasser Mund, und sie lallt: „Tut Euch — tut Euch — erbarmen — - -"

Knarr ächzt die eichene Tür in den Angeln. Eisen klappert, ein halbgerüsteter Mann schaukelt auf weit ausgebogenen Beinen in die Kammer.

„Mayrin, der Herr Leutenamt schickt mich." Sie ermunterte sich. Schreckensvoll sah sie den Lümmel an, ihre weißen Lippen bewegten sich lautlos.

„No, no, i tu dir nixö," beruhigte sie der Mensch. Es war des Leutnants Dienstbursche. „Herr Leutenamt laßt fragen, ob du jetzt gscheiter bist und dem Statthaltern willt gehorsamben, du *mußt* gehorsamben," redete er ihr dringend zu.

Sie legte die Hand an die Stirn.

„Er weiß eh alles," lallte sie leis wie im Traum. „Bäum tun nit blühen auf Befelch . . . und dieses Lied ging so: O Gott wahrhaftiger! . . . hats mein Vater gesetzt. Und die Frau ist tot hingefallen, die dem Apostel hat gelogen. Ich kann nit lügen — nit lügen — sagt es Ewern Herrn, aber er weiß es schon."

„Also," murmelte der Mensch, sah sie bedauernd an — „ist das ein arme Kreatur!" — und ging.

Der junge Herliberg zürnt mächtig. Sie kommt nicht, sie unterwirft sich nicht. Die Sturmtrommeten haben umsonst geblasen, und der Mordbefehl war vor den Teufel. Wohl die Steyrer sind in Angst und Furcht, rund um das Mayrhäuschen lauern sie wie Eichhorn, Füchs und Waldkater um den Wechsel des Edelhirschen, scheusam, und trauen sich nichts.

Alle fürchten sie den Zorn des Gewaltigen, nur *eine* trotzt.

„Den Wisch da kann ich vermutlich am jüngsten Tag abschicken!" Wütend reißt Herliberg den Brief an den Statthalter in Stücken.

Er war fürhin unten bei seinen Kerlen, hat mit ihnen Soldatensuppe gegessen, ihnen erzählt dabei, wenn er die Kompagnia bekommt, zahlt er Löhne nur in Gold, das hat den Mordmannen baß gefallen, evviva unser Herr Leutenant!

Ja, Kompagnia — Schand und Spott wird er haben. — Der Teufel mit neun Jungen könnt einen! . . . Er setzt sich auf sein Bett, nimmt den verbogenen Spanner und reckt das zähe Leubner Eisen, der Zorn reckt mit, in bloßen Händen kerzengerad.

„Dazu bin ich nach Steyr kommen, daß ein Weib mich spotten soll. O pfui! Wie stehe ich da! Für dem Statthalter! Für dem alten Esel, dem Begoy, und seinem Hauptmann, diesem Jesuiten! Was wird der Beriner sagen?

Kompagnia, was Kompagnia, pfeif auf die Kompagnia, mein Offiziersehr ist auf dem Spiel."

Ja, sein Wort hat er geben, in einem Tag wollt er die Ketzerin katholisch machen. Wann er sein Wort nicht einlöst, muß er sich schamen bis auf die Knochen.

Offensive, defensive, fallata, curvata, acuta, jede Schlachtordnung ist ihm geläufig. Und Spott, Spott, Spott, vor einer armseligen Weibsperson, die ihr Kind trinken laßt, versagt ihm Kriegskunst und Valeur.

„Ganz gemeine Person," knirscht er. Und dabei hebt sich seine wilde, junge Brust verlangend. Teufel, wer der nur ist, der ihn fortwährend anraunt so wunderlich? Ihm fürspiegelt, ihre Stirn wäre blütenweiß und ihr Haar pures Gold, und ihr Leib müßte noch wunderbarer sein, weiß wie Schnee, wonnig . . .

Da steht er auf, reckt sich zu seiner vollen Größe: Fort, da zaubert was! Allo! Reuter sein, Herliberg! Reuterstück machen! Ich lieg nimmer da müßig herum. Laß Charge blasen für dieser Krahenhütten, und zum Exerzitium kommandier ich mein Leut. Herfür mein Eisenkleid, meine liebe Korazza, seit ich dich gestern ausgetan, ist's nicht richtig mit mir; ich zeuch dich wieder an, meine eiserne Braut, und gleich bin ich ein verfluchter Kerl und rechter Kavallierer. So sprechend, gürtet er sich das pfundschwere Rückenstück von blauem Stahl an, legt sich das Brustst ück auf die Brust und verhakt es in das vorgenannte; dann hängt er die Taschetten ein und versieht die Hüften mit der sechsmal genieteten Schiene.

An der Tür klopft es. Er hört aber nichts. Er schüttelt sich wie ein kampflustiger Löwe, läßt das Eisen an seinem tapfern Leib erklingen, zieht den Pallasch und führt einen Meisterhieb, Kopf, Flank, Kopf, wider den unsichtbaren Feind:

„Komm mir noch einmal mit blondem Weib, Kerl du; wer du seist, wird dir der Herliberg die Meinung sagen." Es klopft von neuem und stärker an der Tür.

„Wer da!" rief Herliberg.

„Der Oberviertelmeister Till von Steyrdorf wünscht mit Herrn Leutenanten zu parlieren," antwortete es von draußen. Zugleich geht die Tür auf, ein stämmiger Mann in Zobel steht an der Schwelle; des geharnischten Helden und bloßen Schwertes ansichtig, fällt er einen Schritt zurück.

„Avanti!" kommandierte Herliberg. „Wer mit mir parlieren will! Hier bin ich, der Leutnant!"

Der Oberviertelmeister Till tritt ein. Eine feine Brabanterkrause umsäumt sein rohes Metzgergesicht, seine unförmlichen Hände sind in weißtuchene Handschuhe gepreßt, und auch die grobe Wirtshausstimme quetscht er nach Vermögen zusammen bei dem respektvollen Gruß: „Meines tapfern und berühmten Herrn Leutenanten Diener, meines Herrn —"

Aber der wilde bayrische Bube schneidet ihm die Floskeln vom Mund weg. „Zum Zweck, Herr Eulenspiegel, ich reit alsogleich auf Exerzitium."

Der Zobelmann ward ob des „Eulenspiegels" rot bis unter sein falbes straffes Haar. Doch hält er den Steyrerzorn mit beiden Händen nieder. Dieser Boden glimmt, ein Widerschlag und der Vulkan bricht aus. Wohlfürsichtig sein!

Wohlfürsichtig redet er zur Sache.

Er, Till, schwebe in großer Sorge ob seiner ihm anbefohlenen Kinder, maßen er als aufgesetzter Obervierteimeister von Steyrdorf aller Steyrdörfler, des ersten wie des letzten, Vormund und Vater figurative nec non effective sei. Seine Sorge aber käme von E. E. G. G. Herrn Leutenanten seinem procedere her, wider welches er, Till, in mehreren Punkten adpellationem ergreifen müsse.

Da lachte der riesige eiserne Gesell, während es in seinen Augen kampflustig wetterleuchtete. Dieser Eulenspiegel vielleicht hätt Kuraſch? Wöllt die Mayrin erledigen? Das wär Spaß!

„Mein schneidig procedere steht Euch nit an? Avanti, heraus mit den Punkten!"

„Vors erst, Herr Leutenant, das Zündeln von die Soldaten ist höchst gefahrlich. Der Herr woll es ihnen verbieten. Offen Lagefeuer, wie sie gestern angezünden haben mitten unter die geschindelten Häuser benebenst in Stadeln habendem Heu und Stroh. Das ist höchst verderblich, braucht nur ein Funken zu verfliehen, so gibt es Großfeuer, da wir alle könnten unser Leben einbüßen."

„Mein Seel! Das wär schade! Besonders um Euch, Herr Eulenspiegel; was tät das Steyrdorf ohne seinen effektiven Vater? Terribile! Aber seid ruhig. Wann meine Kerls zündeln, ist immer Bier zum Löschen da."

„Sakra, ist das ein Bueb, ein frecher," denkt der Zobelmann, verdrückt aber nochmals die Galle und fährt würdevoll fort:

„Dann Eure Soldateska, Herr, hat sich auch noch diese Unbür erlaubt, beim Hechten, Ochsen und auch bei mir Fleisch, Brot, Wein und Bier zu requirieren und nichts zu zahlen; wohin soll das führen, wenn katholische Soldaten die katholischen Bürger ohne Scheu plündern tun, wir bitten um reparaturam vel remeduram."

„Der Ochs und Ihr und der Hecht sollen froh sein, wenn wir ohn Interesse bei euch zu leihen nehmen. Das ist vor euch eine Ehr, verstanden! Meine Leute müssen essen und trinken, was! Übrigens soll ja die Mayrin, die Rebellin, für unsre Verpflegung aufkommen. Meiner Seel, der geht's schlecht, die kuranzen wir höllisch!"

Auf seinen Pallasch gelehnt sah Herliberg den Viertelmeister mit großen erwartungsvollen Augen an. Na los! Die Mayrin, die ist ja doch das Hauptgravamen, versteht sich! Los! Zum . . .! Leimsieder!

„Und drittens," sagte Till, „ist nicht zu vergessen die grausame und erschröckliche Bedrängung der armen Leute in Steyrdorf mit Henken und Erschießen. Herr Leutnant!" Die bislang gemäßigte Stimme schwoll an und ward grob, „wie kommen denn wir dazu, daß wegen eines rebellischen Mensch Sie uns am Leben bedrängen! Was könnt der Torwartel davor, wann sich das Mensch hinaus tät stehlen? Wie käm der dazu, daß man ihn henkt! Ich bin ein Vater meines Viertels, Herr, ich kann solches nit dulden! Wir seind nimmer im Krieg, wo der Soldateska alles erlaubt ist. Ich hab die christlichen Soldaten in Ehren, ich war selbst einer unter dem Herzog von

Materuz, aber jetzt, wo Frieden ist, sollt ihr Herrn nit kriegsweis mit uns spielen, sunst geht's schief!"

„Krieg ist!" rief der Leutnant donnernd und stieß den Pallasch so mächtig wider den Boden, daß das Zimmer erzitterte und der zornrote Grimmbart erbleichend zurückwich.

„Mein Blutfahn hängt fürm Fenster, wir liegen hier als Feind, und nit als Freund! Hier hats nit golten ein Fürst wider einen Fürsten, sundern wider Rebellen hat man uns zuhilf gerufen, und solang noch ein Rebell im Lande ist, solang ist Krieg, und daß Rebellen seind, das wißt Ihr; seind wir nicht hier und kuranzen ein rebellisch Weib? — Hölllisch, wie ich Euch schon sagte. Wir haben ihr das ganze Haus verwüstet, jetzt liegt sie mit ihrem Kinde unterm Dach elendig. — Kriegsrecht!"

Einen Augenblick hielt er aus, Gegenrede erwartend, und als diese ausblieb, fragte er den Wohlfürsichtigen gradenwegs: „Was sagt Ihr zu diesem procedere, Herr Viertelmeister? Tessek, bitte zu appellieren!"

„Gewißlich nit," entgegnete Till. „Das Weib ist eine Rebellin, und wenn sie Strafe leiden muß, so ist es rechtens, und wir wissen, es ist von hohem Ort verfügt."

„Aber sie ist doch eine Steyrdörferin, und die Steyrdörfer vom ersten bis zum letzten sind Eure Kinder?" fragte der Leutnant mit ganz offenem Hohn.

„Sie ist keine Steyrerin nicht," erklärte Till und gab dem Worte durch heftiges Schütteln der weißtuchenen Hände Nachdruck.

„So — wo ist sie her?"

„Von Efferding. Aber ihr Vater war ein Wirtenberger."

„Prädikant, was?"

„Ein Kantor an der hiesigen Schulkirch. Wie das Luthergesindel obenauf war, unterm Weichselberger, haben sie ihn berufen. War ein rechter schwabischer Duckmäuser der."

„Wirklich?" lachte der Leutnant auf und wilde Verachtung sprühte aus seinen dunklen Augen. „Das wundert mich, Herr Eulenspiegel! Jedenfalls ist ihm sein Tochter dann nicht nachgeraten! Die duckmäusert nit! Die bietet mir rechtzu den Kopf! Das fuchst mich hölllisch! Kurasche hat sie! Aber ich," er schlug sich mit der Faust auf den Herzpanzer, „hab auch verdammt Kurasche! Ich werde sie noch überwinden, sacre de ma pauvre vie! Im übrigen, Herr effektiver besorgter Vater von Steyrdorf, habe ich gute Lust, heunt abend ein großes griechisches Feuer anzuzünden und Pulverfrösche springen zu lassen; was das Henken betrifft, so mögen sich allerhand Duckmäuser hüten. Nämlich Duckmäuser sind mir noch ein größerer Greuel als Ketzer. — Addio."

Der Zobelmann machte keinen Diener, brachte keinen berühmten und tapfern E. E. G. G. mehr heraus, sondern trachtete so schnell als möglich die Stiege zu gewinnen. Ihm nach tollte das Hohngelächter des Leutnants. —

Heiß worden ist ihm, dem Leutnant. Gemeiner Hund, dieser Till! Schuftiger Kerl! Die Dächer und die Stadeln und die Ochsen! Und die

Torwartels! Staatsaktionen! Und das Weib kann sterben und verderben. Und wie er das denkt, geht ihm das Herz so mächtig, daß der Küraß kreischt.

„Ich? — Altro paio di maniche. Ich bin der gewaffnete Arm! Ich darf sie züchtigen, aber der Duckmäuser soll sie schützen! Sie ist ihm auch anbefohlen! Vom ersten bis zum letzten?"

Er schritt heftig im Zimmer hin und her. Dann tat er einen Pfiff, ähnlich einem Bussard, das Zeichen für seinen Dienstburschen.

Der war im Nu zur Stelle. Der Leutnant ließ sich von ihm fertig rüsten. „Die Kerls sollen alsogleich in ihr Waffung," befahl er, „Rohrs mit blinden Patronen laden und aufsitzen." Er wollt mit ihnen vor den Toren exerzieren. „Dich und den Linko und den Braunauer, euch laß ich zurück als In- und Auswacht. Ihr gebt mir Obacht, daß das Weib nich echappiert ... sollt sie aber nit quälen."

Wie ein Sturm sind die Kerle in ihren Armaturen. Schon wimmelt die Straße von Rossen und Mannen. Jetzt erscheint der Leutnant, schwer gewappnet wie zur Schlacht. Hoffärtig besteigt er seinen ungarischen Schecken.

„Scharitt, marsch! Mir nach!"

Er zieht den Pallasch, hebt ihn gen West, wo die Sonne glühend aus Wolkenbergen blickt; da springen Bündel von Blitzen aus seiner Klinge, sein Helm und seine Rüstung sprühen Flammen. Stolz läßt er seine Augen kreisen rechts und links: „Bin ich ein Kerl, was?"

Und alle schauen an den herrlichen Mann, Schmiede für den Toren, Altväter und Altmütter beim Fenster, unterm Tach das Aschenbrödel und die Katz. Stolz reitet er fürs Schnallentor beim Hochklang der Trommeten. Die aber, denen er entreiten wollt, die seltsamen Geister, die ihn umgaukeln seit der Nacht, die reiten mit ihm; und von dem Weibe, immer von dem Weibe raunen sie ihn an. Den Ungarhengst regierst zwischen deinen Schenkeln stramm, zwanzig Mordkerls mit einem Blick regierst du, das Weib kannst du nit zwingen, etsch. Und dann wieder raunen sie von ihren blauen Augen, von ihrem rosenschönen Mund. Toll ist das, toll! — Knapp vor dem Schnallentor steht eine Wegkapelle, und darin ist das Kreuz in Übermannsgröße, sind die Schächer, ist Maria, Johannes und Magdalena, von Holz geschnitzt zu sehen, und Herliberg sieht nur Magdalena an und denkt sogleich: „Solche Haare hat sie." Und dann erzürnt er sich mächtig, tut einen Reiterfluch und gibt dem Pferd die Sporen, daß es einen kapitalen Satz macht und ihn in wilder Karriera durchs Schnallentor hinaus aufs freie Feld trägt. Und mit Donnerklang ihm nach sprengen seine Treuen. Nun wird ihm wohl. Die Stadt Steyr, die verwunschene, liegt hinter ihm in Dunst und Rauch, vor ihm breiten sich Felder, nur Felder, in blauen Fernen von Tannengründen umsäumt. Hier ist das wahre Terrain zum Exerzieren; mit Kavalleristenmut geht er es alsogleich an.

„In offener Bataillien! Posto fatzt! Gemeine Distantia! Doppelte Distantia! Dreifache Distantia! Glieder schließen, Reihen öffnet! Econtra! Reihen duplieren! Glieder duplieren! Mit Reihen recht umbkehrt. Econtra! Rechts schwenkt! Links schwenkt!" Fröhlich erschallt seine Stimme, und

trefflich parieren ihm die Kerls, und wohlgefällt dies alles den Steyrern, zumal den Schmied- und Messererbuben, die von der Arbeit weg den Reitern nachgerannt sind und sich an Rainen und in Wiesen aufgestellt haben, das wundre Spiel zu sehen. Hoch geht's her! Wenn in Steyr Laufplatz wär, die Werbetrommel tät erklingen, die würden all noch Pappenheimbisch.

Immer höher geht's her. Nun kommt erst das Beste. Charge bläst der Trompeter. Der Leutnant weist mit dem Pallasch nach West, wo es schwarz und schwärzer aufzieht: „Dort rückt ein Trupp Lanzierers an!" Und gegen Ost sich kehrend: „Dort kommen Dragoner," und gegen Gleink: „auch von dem Nest dort haben wir ein anhauend Feind zu erwarten, in corpo stellt euch Rück an Rück. Erwartet den Feind. Mit einer Salva ihn empfangt. Schießen: Fertig! An! Feuer!" Pumm . . . kracht es über die Felder.

Die jungen Messerer jauchzen vor Lust, die Hasenfüße ergreifen das Hasenpanier und von der Weiten kommen Bauernlümmel gerannt: „Wos gibt's dann?"

„Krieg! Schaugts, daß enk salviert[1]), die Pappenheimer schießen!" johlt das junge Volk.

Der Leutnant unterm Geschmetter der Trommeten ruft weithin ins Feld: „Also, die Hund sein total verhauen. Da seht ihr die gelobte Präeminenz der Lanze[2]). Jetzt aber, ihr Feldteufels, wollen wir erweisen, daß die Korazza nicht bloß defensiv, sondern auch offensiv gute Anschläg macht. Von dorten, dem Walde, kombt angeritten ein Kompagnia schwarzer Bauern, die lassen wir an unser Standfassung nicht gelangen, sundern wir werfen uns entgegen; ordiniert euch! Vier Trüppleins, ihr die Tête, rechts ihr, links ihr, ihr die Queue. Los auf die Rottierer, die lutherischen! Mir nach! Jesus, Maria!"

Ha, wie die Rosse brausen gen das Holz, wie in Lüften hoch der Pallasch des Leutnants blitzt, wie das Feldgeschrei der Mannen tost über die Felder hin: Jesus, Maria! Und wie die Rohrs knallen mörderisch, und aus dem Wald das Echo klagt, als lauerten dort Gespenster der schwarzen Bauern und riefen Wehe über den Sieger von Efferding.

Der Lärm der Scheinschlacht dröhnt bis in die Steyrerstadt hinein, da wird den Steyrdörflern bang.

Die Hasenfüßigen verkünden in allen Gassen, fürm Freithof wird scharf geschossen, seien schon Leut erschossen, der Leutnant ein ganzer Teufel ist, Gott schütze Steyr!

Auch in die Kammer der armen Margaret dringt der Lärm. Sie hat das Kind auf dem Schoß und lockt es: „Hörst es, Wolfibubi? Pumm, pumm, das tut mein Wolferl gfallen," und dann hebt sie singen an mit zitternder, schluchzender Stimme: „Wer will zu die Soldaten gehn, mueßt ihm mit Kraut und Lot versehn." Ihr Dränger ist draußen für der Stadt, darum traut sie sich singen, und dabei wiegt und schaukelt sie das Kind.

[1]) Schaut, daß ihr euch salviert.

[2]) Herliberg gibt hier wieder der Verachtung des Küraſſiers gegen die Lanze Ausdruck.

Das hat den Jammertag, der seiner Mutter fast das Herz brach, verschlafen und mit den Engelein verspielt; hat auch zweimal satt gehabt bei seiner Mutter, die Milch, die ihr der Leutnant zu Nacht vergönnte, tat dies Wunder noch bei Tag. Aber jetzt ist das Kind zuwider und quält und weint; die arme Mutter weiß auch warum und hat Lust und Schmerz davon; fürhin beim Stillen merkte sie etwas Hartes in des Knäbleins Mund, mit dem Finger tat sie ihm zart die Lippen voneinander und da sah sie zwei perlfarbene Spitzen im Kieferlein; der Wolfi bekommt sein erstes Zähnl.

Davor nun wiegt und lockt sie ihn und tragt ihn in der Kammer um, zeigt ihm, was sie nur Kurzweiliges findet, die närrisch Spinnerin an langem Faden, die Fledermaus, die sich zum Schlafen bei den Füßen aufhängt, und den Bilch[1]) im Loch; heißt ihn losen, wie die Soldaten schießen, und singt: „Wer zu die Soldaten fein will nach Salzburg fahren."

Singt und dabei ist ihr herzenselend, sterbensangst, um das Kind, weil es Hitzen hat, und die Kammer ist so kalt, und weil ihre Brust leer wird, und der Leutnant ihr keine Milch mehr schicken wird, dann sie ihm nicht gehorsamt hätt, ihn auch beleidigt hat mit ihrer Rede: sein Bilde wär ein Aberglaub . . . Mein Gott, es ist ihr leid, sie täts ja nimmermehr sagen, aber er glaubt ihr nicht und verzeiht ihr nicht. Und teurer Herr Gott im Himmelreich, was kommen denn vor seltsame Schatten in die Kammer, wird es denn schon Nacht? Sie wankt mit dem Kind zur Bodenluke und erschrickt. Jesu! Pechschwarz steht es über den Häusern, hangt es über der Burg, nur ein schmaler Streif roten Himmels glost unter der wilden Finsternis herfür. Heiligster Jesu! Ein Wetter, ein Wetter kommt herauf, da steht es, bei Nacht wirds losgehend, und das Dach zerlechzt, reguets herein auf mein Wolfikindi, Hitzen hat das Kind, todkrank wird es mir, barmherzigster Gott! Heiße Tränen preßt ihr diese neue Qual aus den Augen.

Und jetzt auf einmal fühlt sie sich so erschwachen, daß es ihr vor den Augen dunkelt und sie nicht mehr weiß, wo sie ist, und das ist kein Wunder, denn sie hat den ganzen Tag nichts genossen außer etwas Regenwasser, das sie mit der hohlen Hand aus der Kufe schöpfte. Zu allen Angsten nun kommt ihr noch die allerschreckbarste, wenn sie müßet sterben und das Wolfi, das arme, verlassen blieb unter die Soldaten . . . wie ein Peitschenhieb treibt sie der fürchterliche Gedanke auf, daß sie vergißt den Leutnant und seine Knecht und alles, und ihr Kind Gott befehlend, ihr Gefängnis verläßt, um im Haus Nahrung zu suchen, nur so viel, daß sie nicht Hungers stirbt.

Das Haus ist öde. Die Auswacht klirrt vorm Tore hin und her. Der Ilzstädter und der Braunauer sitzen unten auf der Stiege beisammen und schwatzen. Der Ilzstädter zeucht einen großen Seufzer: „Ah, weh, wiari hab die Kerzen anzunden, als Laibruder bei die Karmeliter — war denna fein!"

Sagt der Braunauer, der ist raufend, weil ihm der andre beim Würfeln vier Kreuzer abgewonnen hat: „Warumb bist dann zu die Soldaten, du Rechtbeter, meinzwegen kunntst Kerzen anzünden bis zum jüngsten Tag."

[1]) Bilch, Bilchmaus oder Siebenschläfer, ein dem Eichhorn ähnliches kleines Nagetier.

Darauf der Ilzstädter laßt sich vernehmen: „Das Bier war z'weng und der Prior z'streng und die Kutten z'eng. Und hineingegangen war i nia, aber bald der Teufi [1]) als oan muhrnschwarza Goasbock den Buckelfranzen geholt hat und ih es leibli gesehen, hat mich ein Forcht genommen und aus Forcht und Schröcken bin ins Kloster."

Sagt der Braunauer: „Für einem Goasbock hat di ein Forcht genommen, du Schauhas. Ich —" prahlt er — „wie ich noch Hübnerisch [2]) war, bin fürbeig'ritten umb Mitternacht bei des Angerholzer sein Haupt in der Weiberau, hab einen Schlangen drei Ellen lang von dem Haupt sich schwingen g'sehen, und eins, zwei, drei ist der Schlangen auf mein eisernen Huet gesessen, ich habe nicht gezittert."

„Asoda!" nickt der Ilzstädter, „Ja, soda! Aber —" er denkt sich im stillen was aus. — „Ein Schlangen, das is jo nixi. Schlangen gibts viel. Aber ich hab die Rundwacht gehabt in Parz, unsrem Quartier, Maria Verkündigungstag in der Nacht beim Wasserschlössel. Da kommt dir ein Abenteuer, du, wann du das hättst gesehen, du hättst deiner Täg nimmer gelacht. Schwarz sag ich dir war's, und kein Schuh an, so kombt es aus dem Sarg bei scheinendem Mond."

„Tü!" pfiff der andre. „Bis stad mit dein Abenteuer. Da droben gehts um."

Beide lauschten.

Ganz leise, leise streift ein Frauenkleid auf dem Boden oben in der Vorstube zu des Leutnants Gemach.

„Kruzi! Das ist die lutherisch Kanaillia, Mensch verdamptes, wirst in dein Loch!"

Hat schon das Seitengewehr geblößt und will die Stiege hinauf, der Braunauer. Sein Kamerad aber hält ihn auf: „Geh, loß! Auskummen kanns uns nit, wann sie davon luff, wir hätten sie doch gleich. Und Herr Leitnant hat gsagt, wir solltens nit martern."

„Er tuts ja selbsten martern!"

„Jaja, er ist der Leitenant, wir aber seind die Knecht."

In der Vorkammer, der schwarzen, kriecht derweil die Margaret auf dem Erdboden herum, der mit den Scherben ihrer wenigen Stücklein Gmundner Steingut und Rosenzinn bedeckt ist — alles, alles haben die Mannen im Übermut verderbt, alles! — und wühlt mit ihren schneeweißen Händen in den Scherben nach Brosamen von des Leutnants Tisch und findet ein paar zertretene Rinden und sammelt sie in ihren aufgenommenen Rock sorgsam ein.

Es kommt, es kommt im Takt vom Schnallenberg herab, trapp . . . trapp . . . . sie in ihrer trübseligen Arbeit merkt es nicht. Urplötzlich bekommt das Haus einen Stoß, daß es schüttert bis unters Dach, eine Machtstimme donnert:

„Absitzen!"

[1]) Teufel.

[2]) D. h. beim Regiment Hübner diente.

Margarets Herz steht still, er ist da! Ihre Glieder brechen, kaum kommt sie von den Knieen auf; elend wankt sie, ihren armen Raub im Kleide, nach der Bodenleiter. Aber er mit seinen Gewaltschritten ist schon die Stiege herauf, riesig kommt er daher, den türmenden Helmbusch auf dem Haupte, den Drachen auf der Eisenbrust, seine Sporenstiefel schmettern die Scherben in alle Winkel und schon mit seinem Adlerblick hat er die zitternde Gestalt im Dunkel entdeckt.

„Heda, wer ist das? Sacre Dieu, das ist die Mayrin!"

Sie lehnt gegen die Wand, bringt kein Wort über die Lippen. Mit schwachen Händen hält sie ihr Kleid, darin sie das Brot verborgen hat, zusammen, ihre Augen flehen stumm zu dem Gewaltigen um Gnade.

„Du machst mich höllisch wild," sagte er. „Was zum Teufel kommst du herunter. Was hab ich dir befohlen? Was suchst du da? Mir scheint, du hast gemaust?" Er griff mit seiner Stahlhand nach dem Gewand, das sie zitternd gegen ihren armen Schoß hielt. „Patronen aus meiner Taschen, was? Willt ihn erschießen, wann er schlaft bei der Nacht den Kerl, der dich so malträtiert?"

Sie schüttelte den Blondkopf mit verlorenem, angsthaftem Ausdruck, ihre Lippen regten sich:

„Hungrig war ich," ächzt sie hervor, „da hab ich mir Brotkrümmel gesucht, was Ewer Dienstknecht übrig gelassen haben. Herr, tut es mir vergunnen!"

Er zog die Hand von ihrem Kleid zurück.

Diese Elendigste! Unter seinem Fuß liegt sie, sucht sich zertretenes Brot. Ist das Valeur vor einen Helden? Aber Teufel nochmal, warum trotzt sie auch, daß er es Schande hat vor seinem Capo. Er kehrt ihr heftig den Rücken, klirrt in seine Stube, aber ihr blauer, irrer Blick ist vor ihm, sein Herz wendet sich um für sie, und will, und will sich erbarmen.

„Herberstorff, Graf, in des Teufels von Namür Nam, warumb hast grad mich hergeschickt —, hättst mich lieber als bloßen Mann in die Schlacht gestellt, wo das Feuer am ärgsten ist. Bin doch ein Soldat und kein Henker!"

Er ruft den Ilzstädter. Desarmieren! Heiß, heiß ist ihm. Gefechtübung bei dieser Schwülen, in vollenkommner Waffung, das ist auch was, ah!

Was der Herr Leutnant zu Abend wünschten, fragt der Ilzstädter devote. „Ich! Was?" Sie ißt mit Tränen ihr zertretenes Brot. — O Teufel, schon wieder?

„Wein!" befiehlt er. „Da hast einen Taler. Heißist mir, heiß! Das Unterkürißhemd, tu mir es noch weg."

Furchtbar anzuschauen ward indes der Himmel. Im ganzen Steyrdorf zittern und beten die Leut. Hinter den gläsernen Scheiben im Armleutgassel brennen rote Muttergotteslichter und Agnusdeikerzen, bleiche Leut spähen aus den Fenstern über sich und reden heimlich: „Gottswilln, Gottswilln! Schreckbar kombts! Eis, Eis werfen wirds." Grad überm Leichberg steht die Schreckens-

wolke, wie zwei scheußliche sich paarende Lindwürmer gestaltet, die tragen im Schoß das Eis, den Untergang der Saat, der Armut Verderben.

Totenstill wird's in der Stadt weit und weit. Nur Tore hört man knarrend zugehen und dumpf das Vieh brüllen aus den Ställen.

Herlibergs Korrazziere lagern im Hof ums Wachtfeuer, das sie trotz Blitz und Till[1]) angezündet haben, es schäumt das Bier, jetzt fängt einer ein Reiterlied an, aber niemand fällt ein; einer läßt einen pfundgroben Witz steigen, kein Lachen, alle schauen die Taborwolke an, tüdö, so ein Abenteuer haben sie noch nicht gesehen. — — —

Bertholdiwein hat der Ilzstädter aus dem Bürgerspitalkeller mitgebracht, das sei der beste Wein von Steyr, viel hundert Jahre alt, von dem heiligen Bertholdi zu Garsten selbst gesegnet, hätt ihm der Kellermeister gesagt.

„Von einem Heiligen gesegnet bist du, so tu dein Schuldigkeit und spül mir vom Herzen diese verteufelt Melancholei, die mir das verdampte Steyr hat angezaubert." Ausfordernd ruft's Herliberg, setzt an den Becher und trinkt des goldenen Weins, der schwer wie Öl, herb wie Myrrhe und feurig wie die erste Lieb im jungen Herzen ist; und setzt den Becher heftig wieder ab ...

Das Weib, das Weib! Wie sie da stand vor ihm, die gülden Zöpf ihr über die Brust hingen, da hatte sie das Kleid in Handen und barg die Rindlein an ihrer zarten Schoß ...

„Such dir ein alten Profosen!" schmettert er plötzlich die Faust auf den Tisch. „Du ... Herberstorff!" Dann sitzt er, das Haupt auf der Brust, starrt groß in die Wetternacht, durch die angstvoll die Wetterlichtlein zittern, und die Wetterglocken wimmern, indes der erste dumpfe Donner aus den Ennsbergen herrollt und der Wind wie ein unbändiges Tier über das Wasser schnauben anhebt graufig.

Da studiert er. Warum gerade hier und gerade für dieses Weib sein Herz so verdammt schwach muß werden und sich erbarmen will und muß, er tue, was er will.

Teufelsbub ist er, hart wie Erz und Kiesel, über Blut und Leichen reitet er hinweg mit Lachen, ta—raab! Und heunt so weich für ein widerspenstiges Weib, wer zum neungehörnten Teufel hat dem Teufelsbuben sein Herz ausgewechselt, wer, wer?

Feine Frau ist sie, ja! Was! Feiner Frauen hat er mehr gesehn, für Budweis und für Prag, für Wiesloch und Stadtlohn! Nichts hat er sich aus ihnen gemacht! Hoffärtig war er, umsonst sind sie um sein Zelt gestrichen, schön aufgeputzt! Großgetan hat er für den Kamerads, er nimmt nur eine Prinzessin; die schönste, allerschönste, die wär grad gut genug vor ihn.

... Und es gibt allerhand Prinzessinnen und hat geben, wie in Büchern gedruckter zu lesen steht, eine diente ums Lohn, der König hat ihr alles kurz und klein geschlagen, dann nahm er sie bei ihrer weißen Hand — schöne weiße Hand hat die Mayrin.

---

[1]) Trotzdem das Feuer den Blitz anzieht, und Till, der Viertelmeister, sich über das „Zündeln" beklagt hatte.

Ha, Diable de Namur, der Wein da zaubert ja auch, und der soll gesegnet sein? Mit seiner nervigen Faust drückt er den Zinnkrug zusammen, zornig, da spritzt der kostbare Trunk bis zur Decke. „Schlechtes Zeug, laß ich dir sagen, heiliger Bertholdi! Und ferner sag ich dir, so wahr mir Gott, die verflirt Mayrin wird nicht mich, sondern ich werd sie erzwingen. Da geht die Sonne nicht auf noch unter zuvor." Wie er schwört, im Trotz, der Donner an den Fenstern schüttert, horch, horch, schwebt von oben nieder eine zarte, schwache, klägliche Stimme. Da zuckt der Stolze jählings auf, wie ein Vollblutpferd, wenn vor der Schlacht Attacke man bläst. Die Person oben singt. — Ein trauriges Lied. Ein zerbrochenes Herz. Er hat fest zugeschlagen auf ihr Herz mit seiner eisernen Hand!

Arme Mayrin! . . .

Süß klagt das Lied. Er hält den Atem an, sitzt in der Finstern, mit geweiteten Augen, die Hand aufs Knie gestemmt, lauscht. Auf einmal gewaltig steht er auf: „Die spottet mich ja! Alle Teu[1]). Lutherischer Quark verdampter! Ich sollt haben Spott und Hohn? Gott ist mit ihr! Das soll ich leiden! Leid ich nicht!" Und in das klagend Lied, das oben die arme Kreatur, ihr Kindlein einzuschläfern, singt, gellt grausam sein Bussardpfiff.

Der Knecht kommt heraufgestürzt aus dem Mannschaftszimmer, wohin sie alle vor dem Wetter sind gerückt. Die Tür reißt es ihm beinah aus der Hand, alle Sachen wirbelt es um und um in der Stube, so schreckbar geht der Sturm.

„Hör du!" herrscht der Leutnant im Finstern. „Die oben tut mich spotten mit lutherische Lieder, und das laß ich mir nicht gefallen. Lob sei dem Herrn, daß der hätt Spott und Hohn, nämlich ich! Ein Reuter bin ich, laß mich nicht spotten von einem Weib!" Seine Faust fällt auf den Tisch. „Geh hinauf zu der! Sie soll still sein! Nein!" Da blitzt es, das war in Steyr! In das Donnerkrachen hinein ruft mächtig der Leutnant: „Sie soll herunterkommen! Ich werde ihrs sagen! Ich bin ein Pappenheimber, ich werd ihr geben, Spott und Hohn!"

Der Bursch kreuzigt sich groß vor dem Blitz: „Zu Befelch," geht. Der Leutnant schlägt Licht. Zweimal löscht ihm der Sturm die Flamme aus. Fluchend geht er an die Fenster, schmettert sie zu. Dabei bricht eine Scheibe. Das Wetter steht über Steyr, es blitzt auf dreien Seiten, der Sturm rast, als brausten Riesenwälder rings um das Haus. Noch fällt kein Tropfen Regen. Die Margaretaglocke von Steyr läutet Brand. Jetzt hört man wanken schwache Schritte. Der Ilzstädter öffnet die Tür, und sie kommt herein bleich und zitternd; ohne das Kind. Der Dienstknecht hat ihr gesagt, viel zornig ist sein Herr auf sie; darum, zu allen Engeln betend, hat sie das Kind oben gelassen. Denn schrecklicher als Blitz und Wetter ist dieser gewaltige Mann im Zorn.

Und nun steht sie vor ihm in ihrer Schwäche und Todesangst, schaut ihn an, wirr, ein elendes Vöglein die wilde Königsschlange, wie er liegt im

[1]) Teufel.

Stuhl, die mächtigen Beine in den Sporenstiefeln von sich gestreckt, die erzfarbene Brust gelüftet, das braune Antlitz erhitzt von Grimm und schwerem Wein.

„Du Person!" blitzt er sie an. „Was hast du zu singen, mich zu spotten? Ich hab alles gehört."

Sie klammerte die Hände überm Herzen zusammen, am ganzen Leibe bebend bringt sie kaum das Wort heraus: „Mein Gott, wie sollt denn ich den Herrn spotten."

„Ich hab's gehört! Leug nicht! Lob sei dem Herrn, daß der sollt haben Spott und Hohn, nämlich der da!" er schlug sich auf die bloße Brust.

„Nein, Herr! Ich habe nit so gesungen! Der Herr Offizierer muß ihm verhört haben!" flehte sie. „Meinem Kindlein, damit es schlaft, hab ich fürgesungen das Lied vom Kaiser Mathias."

„Verhört soll ich mich haben? Ich verhöre mich nie!" rief er trotzig, dabei seine Augen haften an ihr. Bleich ist sie, bleich! Bis aufs Blut hat er sie martern lassen! Was! Sie hat ihn auch aufs Blut gereizt, da schüttelt ihn wieder der Zorn; ein verschimpfter Mann, ungeschaffner Ding, ein Reuter, der nichts kann, sitzt er da wegen ihr, Mord und Marter.

„Hab mich nicht verhört! Du hast mich gespottet! Es gibt kein Lied vom Kaiser Mathias! Und wenns eines gibt, da stell dich her, sings mir für! Ich werde auf den Tisch schlagen und dir sagen: Halt! Das ist gespottet, wenn's kommt. Da stell dich her, los damit!" Sie lehnte matt gegen den Kasten des Eltervaters, die Hand auf dem Herzen.

„Ich kann nicht," sagte sie leis. Ihm fürsingen, der, das bloße Schwert neben sich, dasitzt, fürchterlich, dieweil ihr Kindlein oben ist allein und drei Wetter um Steyr ankrachen.

„Was kann nicht, vor drei Augenblick hast du es können." —

„Vor mein Kindlein — damit es schlaft" — ächzte sie leis.

„Vor das Kind kannst du's und vor mich nicht?" herrscht er. „Ich bin dein Herr, ich befehle! Du wirst singen!"

Da trat die Arme mit wankenden Knien vor den Gewaltigen hin, wie er es gebot, legte die Hände, die weißen, zitternden, sittsam zusammen, und hob singen an das Lied, mit dem vor dreizehn Jahren die Schulerkinder, darunter sie, den Kaiser Mathias bei seinem Progreß durch Steyr haben begrüßt:

Dank sei dem Herrn im höchsten Thron
Und Jesus seinem lieben Sohn,
Da aus dem Land entschwand die Nacht,
Die gülden Sonn uns lieblich lacht.

Mathias heilige Majestät
Als die Sonne für allen Sternen geht.
An der Donau strahlend sie sich enthebt
Und glorreich über Stadt Steyr schwebt.

Fröhlich sind die Wort, weh und bang ist ihre Stimme, eine silberne Glocke, die Sterben läutet.

Der Mann sitzt, die Hand auf dem Knie, den großen starren Blick auf ihr. Sein Skapulier fängt fliegen an auf seiner wilden Brust. Ha, Weib! Wundersames Weib! Draußen jetzt wird eine dumpfe, unheilvolle Stille, der Wind seufzt nur heimlich, der Donner ist tot.

Die Frau sang weiter mit ihrer traurigen, süßen Stimme:

Wie die liebe Sonne die Erde wärmt
Und was darauf wandelt und fleugt und schwärmt,
Sie leuchtet so freundlich und leuchtet so schön,
Läßt keinen Menschen im Dunkel stehn;

So schenkt auch der Kaiser sein Gnadenlicht
Allem Volke dar, wie Sankt Paulus spricht,
Sie mögen dienen dem Herrn nach Pflicht
Sonst oder so, er irret sie nicht.

„Das ist jetzt tapfer lutherisch!" sagte der Leutnant und klopfte auf den Tisch. Sie verstummte und sah ihn schreckhaft an. Aber er schien nicht grimmig. Ein Lächeln lauerte um seinen Mund, seine Mordhand ruhte entballt auf dem Tisch. Und wie die Arme sieht, er ist nicht grimmig, da blüht eine linde Hoffnung in ihrer gemarterten Seele auf; dieses Lied dazumals hat dem Kaiser so wohlgefallen, daß er nachher dem Rat eine Bitte, die er schon abgeschlagen hatte, gewährte; etwan rührt auch dem grausamen Leutnant solches Lied das Herz — daß er gnädig ist — daß er abmarschierend wird mit seine Knecht. — Die süße Hoffnung treibt ihr das Blut zum Herzen, färbt ihre blassen Wangen und Lippen mit zartem Rosenrot, und als der Leutnant, tigerhaft sich dehnend, die Arme hinter dem Haupt verschrägt, aufs neue befiehlt: Sing weiter! da ahnt sie nicht, daß der rotglühende Teufel der Lust schon neben ihm steht, ihm und ihr zum Verderben; die linde Hoffnung im Herzen, singt sie ihr bestes, kein Engel am Throne hat je so rührend gefleht:

Lasset uns loben Gott unsern Herrn,
Der erschaffen hat Sonne und Mond und Stern,
Der die lieb Majestät schuf so gnädig und mild,
Seiner göttlichen Güte ein Ebenbild.

Wir bauten, o Herr, Euch ein güldenes Tor.
Euer Fuß geht auf purpurfarb Rosenflor.
Die Treue ist gülden, die Lieb ist rot.
Unser Herzen die liebend Euch treu bis zum Tod!

O Herr, in Gnaden — —

Da stirbt ihr das Wort auf den Lippen. Der Mann springt auf, steht vor ihr wildmächtig:

„So, das war dein Lied vom Kaiser Mathias, und du verdamm mich Gott, du bist die Schönste, du und keine, her mit dir."

Die Elende tat einen einzigen Weheschrei: „Jesus, Jesus im Himmelreich."

Da hat er sie schon ergriffen mit seiner Schwerthand, schlägt die ehernen Arme zusammen um ihre brechenden Glieder: „Haha, Feine, jetzt wirst mich

nimmer spotten, was? Ist doch das Steyr so lumpig nit, gute Beut hab ich gemacht, freut mich höllisch."

Ein dreifacher Blitz zerriß den Himmel, rotglühend saß der Satan auf Herlibergs Lager und bleckte die feurigen Zähne für Freud, daß eine wilde Knabenunschuld untergeht und eine Lilie gebrochen wird in dieser Stunde.

Aber die Zarte, Elende, mit ihren letzten schwachen Kräften wehrt sie sich gegen das, was ihr befürsteht. So sträubt sich eine blutende Taube dem königlichen Aar, der sie zu seinem Horst entträgt. Und Schritt vor Schritt, wie der Reiterheld, der furchtbare, sie weiterschleppte, flehte sie ihn um Gnade an, schrie sie zu Gott und Menschen um Hilfe:

„Laßt mich los! Um Jesu! Laßt mich zu mein'n Kind! Erbarmt Euch! Ein arme Mutter tut bitten! O Jesu, erbarme dich! Hilfe! Hilfe! O, hilft mir denn niemand! Wolfgang, mein Wolfgang, steh auf in der Schadlinz, rette, rette deine Margret!"

All umsonst, wie draußen Sturm und Donner tosen ungeheuerlich, und übertosen ihren Hilfeschrei, so macht die Raserei der jäh erwachten Sinne den Teufelsbuben fühllos für ihre Bitten, ihre Marter; soll sie gemartert sein, er will sein Freud haben, was. Jetzt nur noch eines eichenen Brettes Breite trennt sie von der bittersten Schmach. Ihre Kraft ist dahin. Geknickt und zerbrochen hängt sie in seinen Armen, große Wasser brausen ihr in den Ohren, sie sieht ihn nicht mehr, sie hört nur seine Stimme: „Was hast du vor Fetzen an, feine Blonde, du solltest gold und silberne Kleider tragen." Das Tuch fliegt von ihrem Busen, der Gürtel von ihrer Hüfte. Das Todesentsetzen bringt sie noch einmal zu sich, in einem Nebel sieht sie seine schwarzen Augen leuchten, seine braune Brust auf und nieder gehen, und auf seiner Brust da sieht sie das heilige Bild. Und jetzt gibt es ihr der Engel Gottes ein, sie faßt mit ihrer linken Hand das Bild und hebt es dem Manne, der sie an sich geklammert hält, vor die Augen.

Er tat einen zornigen Schrei: „Weg! Wirst du's lassen! — Nit anrühren, du Ketzerin!" Er preßte ihren Arm, damit sie es soll fallen lassen, sie wimmerte vor Schmerz, aber sie ließ es nicht los, sie hielt es hoch, ob ihr auch der Schmerz bis ins Herz bohrte, sie fühlte seine Hände an ihrem Leibe zucken, Gottes Engel, Gottes Engel gibt ihr's ein, sie keucht, zwischen jedem Wort geht ihr die Ohnmacht zum Herzen:

„Das ist — Ewer heilige Jungfrau — das habt Ihr von der Mutter — das tragt Ihr — und tut solcher Ding — Ewer heilige Jungfrau zürnt — und Ewer Mutter — im Grab — tut weinen — weinen — blutige Tränen —"

„Was weißt denn du von meiner Mutter," murmelte dumpf und scheu der Mann. Ein Schauer überrieselt seinen gewaltigen, von unbändiger Leidenschaft glühenden Körper, Grabesschauer! Es sind nicht mehr die Augen der Mayrin, es sind die Augen einer Toten, die schauen ihn an in blutigen Tränen.

„Meine Mutter — die ist — in Gent — begraben —" stammelt er. Der Rotglühende auf dem Bett versinkt, und die Hände des jungen Gewalt-

täters sinken vom Leibe der Frau herunter. Und wie sie sich fühlt ledig der Haft, im Augenblick, zerbrochen und zerschlagen wie sie ist, rafft sie sich zusammen, wankt zur Tür und entkommt. Er macht eine Bewegung, aber er folgt ihr nicht; festgewurzelt neben dem Bette stehend, schaut er ihr starr nach, und er zittert wie ein wilder Berber nach der Schlacht, die Schlacht ist verloren.

V.

Das Weib keucht hinauf in ihre Elendkammer, das Kindlein holen, und dann fort, fort, fort aus diesem Haus, von diesem Menschen, mehr kann sie nicht denken. Schwefelgelb flattern die Blitze ums Dach, leuchten ihr hin zur Wiege, wo das Kindlein, das arme, liegt und schläft, die Engel haben's wohlbehütet. „Wolfi, Kindi kumm, müessent wir reisen." Sie nimmt es aus den Polstern mit ihren Fieberhänden, und wie es eine zarte Klage hören läßt, kommt ihr das bitterliche Schluchzen: „Wolfi, müessent wir fort! Meinen armen Leib, den dein Vater hat umfangen, in dem ich dich hab tragen mit Lieb und Schmerzen, er hätt sein Mutwillen damit gehabt, der grausamb Mann, furt muß ich, einmal und keinmal tut Gott ein Wunder, komb." Sie nimmt das Kleine auf ihren gemarterten Arm, in der Finstern wühlt sie irgendein Stück Zeug aus der Wiege, es einzuhüllen, denn schauerlich rast ums Dach das Wetter, wie Kürassierkugeln prasseln die schweren Tropfen aufs Dach nieder. Jesu, Barmherzigster, jetzt brechen die Wolken, und mit dem Kind muß sie hinaus. „Nur zwanzig Schritt, nur zwanzig Schritt," keucht sie, preßt ihre Lippe auf des Kindes Herz. „Wir gehend zur Ploni, die ist viel gut, gut, nimmt uns auf um Jesu Barmherzigkeit."

Sie wankt die Leiter hinunter, die Tür von seinem Zimmer steht halb offen, es flackert das Licht heraus, o Gott, gnädig sei! Und Gott ist gnädig, ein Donnerschlag schmettert über dem Hause, daß er nicht hören kann ihren Schritt, stiegenab jetzt kriecht sie zitternd, kein Mann ist um die Wege, Gott ist gnädig, aus dem Zimmer ebner Erden wirren Stimmen: „Und ich sage dir, es ist ein Spuk im Haus. Fürhin hat es geschrien und jetzt lauft es herumb."

„Schaugts wer."

„I schaug."

Herr Jesu am Kreuz, und ist das Tor verschlossen, so ist sie verloren; das Tor ist offen, mit all ihren Kräften drückt sie es auf, und wie drinnen die Tür der Mannschaftsstube aufkracht, ist sie schon auf der Straße.

„Was wars?" dröhnt dumpf die Stimme des Furiers. „Niri, der Wind hats Tor aufgrissn."

„Schleußts es zu."

Hu, auf der Straßen da ist es grausig. Der eiskalte Regen klatscht nieder auf das blonde Haupt, den zarten Hals, die nackten Schultern der Frau; das war der wilde Reiter, der hat sie so geblößt. Der Sturm wirbelt durch ihre armseligen Kleider; das Kindlein, in ein Hemd gewickelt hält sie's an ihrem bebenden Herzen und kämpft sich durch das Wetter, das um sie leuchtet, kracht und rauscht wie der jüngste Tag, die Gleinkerstraße hi nau

zum Himmelpointnerhaus. Das Tor ist zu. Sie rüttelt daran in Todesangst. „Aufmachen, i bitt enk gar schön!" Niemand hört. Der Sturm bläst sie fast um. „Wolfi, mein Wolfi!" wimmert sie, „ist dir kalt, gel, glei mein Kindi, glei, sie machend uns ja glei auf." Nimmt den Rock herauf und wickelt ihn um das Kind und schwankt die Mauer längs zum Fenster, dahinter sie die Schlafstube weiß, und klopft ans Fenster. Spanlicht geht hinter dem Fenster auf. Da wird geredet. „Klopft hats Vater." — „Jo, wer dann, bei den Wetter, da is jo koa Hund nit auf der Straßen." Die Elende indes klopft aufs neue: „Vater, Vater, es is wer!" dringt immer lauter die Apollonia ihren Mann. Da werden Sachen herumgestoßen, der Mann steht auf. Jetzt, halb bekleidet, den brennenden Span in der Hand, kommt er ans Fenster: „Is wer draußen? Was gibt es?" öffnet zugleich eine Fenstertafel und fährt zurück, da er die Totenbleiche mit dem Kind stehen sieht wie einen Geist vom Friedhof. Da hebt sie zu flehen an: „Himmelpointer! Umb Jesu macht mir auf."

„Jo, was? Die Mayrin?" brummt er fast wild. „Was treibst dann du, daß d' van derschreckst bei der Nacht."

„Furt bin i von z' Haus! Tut euch derbarmen, nehmts mi auf mit 'n Kindlein!" sie hob es ihm auf den Armen entgegen.

„Ja warumb bist dann furt?" fragte der Mann, sein Blick war finster: da fing sie zu weinen an in entsetzlicher Not: „Ich hab furt müessen."

Die Apollonia unterdes ist aus dem Bette, bleich steht sie hinter ihrem Mann.

„Jesus mein Heiland, dös Leut, dös armi. Vater, nimbs herein! Mein Gott, nimbs herein," bat sie zitternd den Mann.

„Sakra! Geh du ins Bett!" fluchte er. „Was steigts umi auf der Straßen, sie soll hamb —"

„I kann nit!" wimmerte herzzerreißend die Elende. „Mein Gott, mein Gott! Der Offizierer —"

„Was?" fragte dumpf der Messerer.

„Soviel wild ist er", keuchte sie, und die Scham erwürgte sie fast.

„Wild is er, bald du stützig bist!" fuhr sie der Mann an. „Wa denn?" redete er dumpf zu seinem Weibe, die ihm ins Ohr sprach. „Han? Bis stad! Pappenheimbisch Mannszucht ist allmärig![1]) Hier will ich aber nit stehen, bis es uns den Regen in die Vetter haut. — Nein!" donnerte er. „I nimbs nit auf das Mensch, willt du deinen Mann an Galgen bringen, den Galgen hat er gedroht jedem, der sie behaust."

Da streckte die Ausgestoßene ihre Hand durch das Fenster, das der Mann zuwerfen wollte, und wie die Seele aus dem Fegefeuer zu Gott aufschreit, schrie sie:

„Nit behausen im Haus, nur unter Dach, in ein Lucken nur, im Stall, einen Winkel im Stall gebts mir vor mein Kind, o umb Himmelswillen!"

---

[1]) allbekannt.

Der Messerer aber fing zu vermaledeien an, sein Weib, das ihn beschwor, sie einzulassen, stieß er von sich, und die weiße Totenhand, die sich zum Fenster hereinstreckte, stieß er hinaus: „Geh, geh hamb, ich will nit wegen deiner hangen, gehst nit hamb du, er schickt seine Knecht über dich, die werdent dich schon weisen, heilig na."

Das Fenster klirrte zu. Die Unglückselige schrie zum Himmel auf: „Herr, mein Heiland, der jagt mi furt, was soll i denn machen."

Der Sturm hieb sie gegen die Mauer; der Regen klatschte wie Geißelschläge auf ihre bloße Haut und ach, das Kind, das Kind, das sie in ihren Rock gehüllt trägt und mit ihrem Busen und ihrem langen, goldenen Haar zu schützen sucht gegen das Unwetter, das Kind hebt zu weinen an viel kläglich; der Regen, der sie durchnäßt bis auf die Knochen, geht ihm auch schon an die Haut; Jesu Christi, wohin es flüchten, wohin sich retten, wie dieses Haus sind ihr alle verschlossen; allen, die sie behausen, ist der Tod gedroht; es seind die Stadttör geschlossen, kein Aus noch Ein, kein Hilf noch Rettung, verderben muß sie mit dem Kind. In halbem Wahnwitz ist ihr, sie hört im Sturm Trompeten, da kommend sein Knecht, fangen dich ein, führen dich zurück zu ihm. In tollem Entsetzen fängt sie zu laufen an, ohne Zweck und Ziel, krallt den Schnallenberg hinauf in der Rabenfinsternis; etwan ein Schupfen, etwan ein Baumb — o, nur das Kind, das Kind retten, sie selbst, sie stürb ja gern.

Nie war eine Kreatur so elend, und des Elends ist noch immer nicht genug! In die Sturmdrommeten plötzlich zischt und pfeift es, vom Tabor, als schössen die Geister oben mit Duplikanen; es rasselt und prasselt, übertönt Sturm und Donnerkrach. „Eis! Eis!" kreischt das Weib, „Eis wird's werfend. Heiliger Himmelvater, jetzt tust mir mein Wolfi derschlagen!" Die Schloßen schauern auf sie nieder wie Kampfgeschosse, verwunden sie am ganzen Leib, das Kind an ihrem Herzen hebt gellend zu schreien an, sie fühlt, wie es sich windet in Frost und Fieber, immer wilder schreit es, als sollte ihm das Brüstlein springen; „stirbst mir, Wolfi," winselte sie, „und bin ich schuld, bin ein Kindsmörderin, hätt ich es leiden sollen von dem Mann, und schänden lassen diesen armen Leib, jetzt mußt du sterben davor, im schreieten Tod, daß ich es nicht hab gelitten, ich elendigste Mutter." Da brach sie zusammen, unter einem Baum, inner dem Schnallentor, wo die Stufen hinauf führen zum Heilighaus. Das Wasser stürzt wie ein Wildbach über den Schnallenberg herab, sie liegt mit dem Kind im tiefen Wasser. Zähneklappernd, weil das Wasser so kalt ist, kriecht sie über die Stufen hinauf mühselig. Nun ist es etwas trocken unter ihr und hagelt auch nicht mehr so wütig auf sie nieder von oben. Sie ist im Heilighaus drinnen, da hängt Jesus am Kreuze, hangen die Schächer, stehen Maria, Johannes und Magdalena. Und hier liegt sie nun in zerrissenen Freitagskränzen, die den Boden decken, in Todesschwäche dahin, leise ächzt sie wirre Worte; nimmt Abschied aufs neu von ihrem Liebsten, der zum Tode geht, fleht den Leutnant um Erbarmen an und sagt ihm, daß seine Mutter weine im Grab; und in ihrem Fieberwahn deckt sie das zitternde Kind mit Heiligenkränzen zu und fleht es ohn-

mächtig an, es sollt nit sterben, nit sterben. Und Jesus vom hohen Kreuze schaut auf sie nieder, wie sie um Unschuld leidet, auch er hat um Unschuld gelitten, und sein heiliges Blut und ihre armen Tränen fließen gleichsam zusammen in die welken Kränze, auf denen sie mit dem Kind zu Tode liegt.

Drei heftige Schläge widers Schnallentor. Lichter laufen hinter den Fenstern des Torturms, wanken hinunter in den Wolkenbruch, da wird geredet dumpf hin und her. Jetzt geht das Tor ächzend auf, der Sturm braust ungetümlich vom Tabor herein, als wolle er die ganze Vorstadt wegblasen, und im Sturm fährt ein Wagen von den Taborheiden in die Gleinkerstraße ein. Die Lichter, die vom Torturm blitzen, beleuchten auf dem Kutschbocke einen Mann in schwarzem Mantel und großer Kapuze, im Wagen sitzt ein zweiter, hat eine brennende Hornlaterne und hält sie weilweise unter dem Plachendach hervor.

„Seind wir da, Herr Zettl?" fragte der Mann im Wagen jetzt leis und angsthaft. Der Sturm hat nachgelassen, das Wetter zieht donauwärts, aber der Regen strömt noch immer wie eine Sündflut nieder.

„Asobalden, ehrwürdiger Herr, wir seind in Steyrdorf. Noch ein Tor passiert."

„In Gottes Nam, ist das ein Wetter," seufzte der Mann im Wagen.

„Hier muß es gröber getan haben, als obnet auf der Heiden, sprach Zettl auf ihn zurück. „Hier hat es Eis geworfen." Vorsichtig lenkte er das Gefährt den schwimmenden Schnallenberg hinab. „Das wird ein Schaden! Traid ist schon fußlang heraußt und Obstbäumb seind in der Blüh." Der Wagen polterte an der Kapelle vorbei, wie ein Geist schaut Jesus am Kreuz, vom gelben Laternlicht getroffen, herab.

„Herr Zettl! Gotts Nam, was war das?"

Zettl hielt schon die Pferde mit größter Mühe an. Er hat es auch gehört.

„Es ist, wie wenn ein Kind tät weinen," sprach er, „in der Kapellen, meiner Seel, da kriecht was umeinand! Herr Klerikus, wollet die Zügel halten, hier ist es fast heil[1]), ich geh nur schauen, was es gibt. Ist es ein verloffnes Hundel, umbso besser, aber ein Kind könnte verderben unterm offenen Himmel in solcher Nacht."

Zettl sprang vom Bocke und fest in den Mantel sich drehend, stieg er die Kapellenstufen hinan. Der Geistliche hielt die Laterne aus dem Wagen.

„Ist es ein Hundel?" fragte er.

„Nein!" tönt Zettls Ruf zurück. „Herr Vinzenz, kommt herbei schnell! Schaut, daß der Radschuch wol halte, werfet die Zügel umb das Bäuml links und kombt. Es ist ein Weib und Kind." Er beugte sich nieder zu der jammervollen Gestalt, die zu seinen Füßen in den welken Kränzen leise

[1]) glatt.

ächzend lag, ein elendes Kindlein an der halbbloßen Brust. Du Allerärmste, wer bist du?

Eine Landfahrend, die von weither gewandert kam ohne Groschen und kein Herberg hat gefunden in der Stadt? Oder eine arme Sünderin, die mit ihrem Sündenkind verstoßen ist von allen Leuten? —

Der Klerikus war unterdes mit der Laterne herbeigeeilt: „Barmherzigster Heiland!" rief er, kniete sich neben dem Weib in die Kränze nieder, „ist sie tot?"

Da regt sie sich, aus ihrer Brust kommt es leis, leis, sterbensweh: „Mein Kindlein . . . derfriert . . . o tut es . . . wärmen."

Wie Zettl die Stimme hörte, und im Laternlicht nun auch die Züge der Armseligen besser sieht, tat er einen Ausruf des Staunens: „Gott hüet, das ist keine Landfahrend, das ist die Margaret Mayrin aus Steyrdorf. Mayrin, wie kombst denn du daher?"

Sie ächzte nur: „Wolfikindi . . . wärmen . . . Tut euch . . . derbarmen . . ."

„Bis geruhig, Mayrin, der Ehrwürdig hats schon und wärmt es. Was es da geben hat, weiß Gott," murmelte Zettl. Er zog aus der Brust eine Phiole, träufelte dem Weibe einige Tropfen einer wohlriechenden Essenz auf Stirn und Lippen, zog dann sein großes, gelbseidenes Taschentuch und bedeckte ihr damit Schultern und Brust. „Herr Vinzenz, tragt das Kind in den Wagen!" befahl er dem Klerikus. Sodann mit seinen derben Werkmannsarmen hob er das Weib vom Boden empor und trug sie unter seinem Mantel, den er um sie schlug, die Stufen der Kreuzkapelle hinunter. „Ich werde sie im Zeugl nach Haus führen," redete er zum Geistlichen über die Straße. „Das Häusl ist nit weit von hier."

Da wand sie sich in seinen Armen, und wie ein Todesschrei kam's von ihren Lippen: „Nit — nit hamb — der Offizierer — der Offizierer — tut das Kindi — retten, laßt mich sterben — dahier."

„Ha," murmelte Zettl, „was ist das? — Offizierer?" Wie der Blitz gingen ihm für die zwei, die er in Garsten vorgestern gesehen hatte. Die Ketzer in Steyr gedenke er zu kuranzen, hat der Leutnant, der junge braune Kerl, gesagt.

„Soldaten seind bei dir im Haus einquartiert, wia?" fragte er, stehen bleibend, und die Mayrin mit den Füßen auf die Erde setzend. „Ein Pappenheimber Leutenant, wia?"

„Ja —" wimmerte sie. „O, tut mich ihm nit — überliefern."

„Bis geruhig. Bist davongloffen, wia? Warumb?"

„Aus Marter," weinte sie elend.

„Aus Marter," wiederholte er, führte sie ein paar Schritt weiter. Zorn gor in ihm auf. Rebellin ist sie, er weiß es. Aber ein Weib martern, daß sie im Donnerwetter mit ihrem Brustkind halbbloßer auf die Straße laufen muß, das ist heidnisch . . . Halbbloßer in der Nacht . . . Ha, schreckbar, wenn das — — ? Aber nein, nein! Das, das kann nit sein! Pappen-

heimber, Offizierer, hochkatholische Militia. Ehr und Flor der Liga! Das kann nit sein, wenns aber wär . . . Schande, Schande, Schande!

Unter dem Mantel dumpf und heimlich, sie fühlte sein zornmütiges Schnauben, fragt er das Weib:

„Was ist die Marter gewest?"

„Wild, wild . . ." Sie bringt es nicht über die Lippen, die schwere Sünd auf einen Menschen sagen. Aber er hört in ihrer Stimme die zitternde Scham, und nun wird sein Verdacht riesengroß, und ob sein treukatholisches Herz auch betet, Herr, laß es nit also sein, jetzt weiß ers fast sicher, es ist.

„Komb, du arms Kind," sprach er mit tiefer Stimme. „Ich führe dich an eine Freistatt. Und zu dieser Sache wollend wir später sehen."

Sie lallte ohnmächtig:

„Wer mich behaust, den henkt er."

„Aber nit den Zettl." Er packte sie auf und trug sie zum Wagen. Er stampfte durch das Hagelwasser und das Stein- und Erdgeröll so grimmig, daß ganze Stücken des Schnallenberges abkugelten. Gott gib, Gott gib, daß es nicht ist, wenns aber ist, dann weh dir, weh dir, Pappenheimer!

(Fortsetzung folgt.)

Homer und seine Zeit.

Von
Alfred Gercke.

Die Probleme, die sich heute an den Namen Homers knüpfen, sind fast alle jung, nur ein Jahrhundert alt, einzelne erst in den letzten Jahrzehnten aufgeworfen. Die Forschung des Altertums hat zwar viele Erfolge aufzuweisen, tiefsinnige philosophische Spekulation angestellt, in der Mathematik und Chirurgie Bedeutendes geleistet, das heliozentrische System gefunden, Anfänge einer Entwicklungslehre und Kulturgeschichte entworfen und andres mehr. Aber aus „Ilias", „Odyssee" und den übrigen Heldenepen eine Geschichte und Vorgeschichte der epischen Dichtung herauszuschälen, ihre Genesis hypothetisch aufzustellen, lag dem antiken Gesichtskreise völlig fern. Man sah, daß dem *einen* Homer unmöglich die Fülle der ihm ursprünglich zugeschriebenen Epen, über einem Dutzend an Zahl, und der zahllosen kleineren Dichtungen zugeschrieben werden könne; man war auch wohl im Zweifel, ob „Ilias" und „Odyssee" von demselben Dichter herstamme. Aber niemand zweifelte daran, daß beide Dichtungen, deren Text die Kritiker in Alexandreia und Pergamon feststellten und erklärten, in sich einheitliche Dichtungen seien, aus einem Gusse entstanden. Nur daß auch der gute Homer bisweilen schlafe, gab man zu oder suchte seine Gedichte von einigen sichtlichen Flecken zu reinigen, indem man die störendsten und im Zusammenhange schwer erklärbaren Stellen als unechte Zusätze ausschied.

Unmittelbar an diese Beobachtungen der alexandrinischen Kritik, die aus den alten Kollegheften an die Ränder der antiken Homer-Ausgaben geschrieben sind, knüpfte die moderne Forschung an. Fr. A. Wolf, der 1795 vom Namen Homeros kühn uns zu befreien unternahm, ist freilich der Beweis selbst noch mißglückt. Seine Schüler haben eine festere Grundlage gelegt, und erst allmählich hat sich die moderne transzendentale Forschung mit ihrem Fortschreiten ihre eigene Methode geschaffen. Die Widersprüche der Epen stören nicht mehr, weil sie unerwartete Erklärungen gefunden haben. Eine unbefangene Analyse der Gedankengänge löst die an der Oberfläche liegenden Verbindungen großer Stücke aus und ermöglicht die synthetische Herstellung besser begründeter, wenn auch nicht überlieferter Zusammenhänge.

Eine der einfachsten und weitesttragenden modernen Beobachtungen ist folgende: im ersten Gesange der „Ilias" zieht sich Achilles grollend vom Kampfe zurück, weil Agamemnon ihm sein Ehrengeschenk, die Briseis, genommen, und Zeus verspricht, den Troern so lange Sieg zu verleihen, bis die Achaier in der Not einsähen, daß sie ohne Achill nichts vermöchten. Aber vom zweiten Gesange an ist dieses feierliche Versprechen wie ausgeblasen aus dem Kopfe des Zeus, und die Achaier verrichten ohne Achill in den folgenden Büchern wahre Wunder von Tapferkeit. Nur im neunten Buche finden wir nach einigen flüchtig erzählten Niederlagen der Griechen eine den Voraussetzungen des ersten Buches entsprechende Gesandtschaft an Achill, die hier befremdet, und erst im elften Buche erinnert sich Zeus seines Versprechens, dessen Einlösung nun durch neun Bücher hindurch als Leitmotiv durchschimmert. Also ist ein ganzer Rhapsodienkomplex, in dem Achilles keine Rolle spielte, in eine Achilleis eingelegt. — Diese Entdeckung, die heutigen Tages unter dem Namen der Grotischen Theorie bekannt ist, stammt von dem zarten Dichter der Griechen- und Müllerlieder her; ihn, den feinsinnigsten Schüler Wolfs, als den zu nennen, der zuerst eine Analyse der „Ilias" in den Grundzügen geliefert hat, fühle ich mich um so mehr verpflichtet, als nicht einmal sein eigener Sohn und Biograph, Max Müller in Oxford, von dieser wissenschaftlichen Tat seines Vaters etwas gewußt und bisher nur ein einziger Gelehrter sie anerkannt hat, der, der sie zugleich bekannt machte, der englische Historiker George Grote.

Kein ernsthafter Forscher denkt heutigen Tages mehr daran, über solche Anstöße apologetisch-beschönigend hinwegzugehen, wie es die Pergamenischen Kritiker taten; aber auch nicht, die anstößigsten Stellen zu beseitigen, wie die Alexandriner wollten. Gerade die von ihnen verworfenen Werkstücke sind uns oft zu Ecksteinen bei der Herstellung eines älteren verschütteten Baues geworden. Wir wissen, daß die berühmtesten, herrlichsten Dome zu ihrer Vollendung Jahrhunderte gebraucht haben und ganz verschiedenartige Baustile zeigen. Und wir haben gelernt, in den größten Dichtungen mannigfache Bestandteile zu erkennen und aus isolierten Motiven die Reste älterer Dichtung zu erschließen, natürlich unter Vergleichung verwandter Züge der Sage und Poesie.

Als Achilleus sich mit Agamemnon wieder versöhnt, gibt er dem Zeus die Schuld an dem Zwiste und schleudert ihm eine bittere Anklage entgegen:

> Vater Zeus, wie große Verblendung schickst du den Menschen!
> Niemals hätte mir sonst den Zorn in der Tiefe des Herzens
> Atreus' Sohn so gewaltig erregt, noch hätt' er das Mädchen
> Unbezwingbar mir nehmen gekonnt, wenn Zeus nicht beschlossen
> Und es gewollt, gar vielen Achaiern den Tod zu bereiten.

Dieser Rückblick stimmt nicht zu der Entstehung des Streites, wie sie uns im ersten Gesange der „Ilias" erzählt wird. Denn die Götter haben ihn hier nicht veranlaßt; Athena erscheint vielmehr, um den ergrimmten Achill zu beschwichtigen, ja Zeus weiß von dem Zwiste gar nichts, da er mit allen Göttern eine mehrtägige Vergnügungsreise zu den Äthiopen angetreten hat,

und erst nach seiner Rückkehr die dem Achill angetane Schmach von Thetis erfährt, so daß er nun nur nachträglich beschließen kann, die Ehre des Helden wiederherzustellen. Jene rohere, aus der „Ilias" fast verdrängte Vorstellung mag sich wohl in den Zeiten der griechischen Völkerwanderung gebildet haben, daß die Gottheit selbst das Blutvergießen wolle. Dafür haben wir noch das unschätzbare Zeugnis eines andern Epos, den erhaltenen Anfang der „Kyprien". Hier beklagte sich die Erde über das Überhandnehmen der auf ihr wohnenden Menschen, und Zeus beschloß, sie durch einen männermordenden Krieg zu erleichtern. So wurde hier die Entstehung des ganzen trojanischen Krieges in gleicher Weise motiviert wie die Episode einer älteren „Ilias" oder „Achilleis". Und beide Epen waren noch enger verknüpft durch denselben Halbvers ihrer Proömien: „so ward Zeus' Wille vollendet" (*Διὸς δ' ἐτελείετο βουλή*). Der vorbedachte, furchtbare Wille oder Ratschluß des Zeus veranlaßte in einer Urilias den todbringenden Haß der beiden ersten Griechen. In der jüngeren Umdichtung wurde daraus ein nachträgliches Eingreifen, ja fast schwächliche Nachgiebigkeit des Götterkönigs gegen den beleidigten Helden und seine Fürsprecherin Thetis.

In unsrer „Ilias" führt der tragische Tod des Patroklos den Umschwung in seines treuesten Freundes Gesinnung herbei. Auch das ist wahrscheinlich eine junge Ausgestaltung des Zornes Achills. Ja nicht einmal dieser Zorn war von Anfang an ein Bestand der alten Sage: er ist nach einem ähnlichen poetischen Motive erdacht, das er dann verdrängt hat. Rudimentäre Spuren führen darauf, daß die belagerten Troer von dem grollenden Paris in Stich gelassen wurden, der ursprünglich ihr Hauptheld war. Dieser Groll (*Νόλος Πάριδος*), zu dem auch der Zorn Meleagers in Kalydon ein Seitenstück bildete, war das dichterische Vorbild für den Zorn des Peliden. Es ist sogar vermutet worden, daß in ältester Zeit Achilleus überhaupt nicht zu den Belagerern von Troja gehört habe.

Man muß sich erst an den Gedanken gewöhnen, daß die alten Lieder und die uralten Mythen so starke Veränderungen erlitten haben — nicht einmal, sondern häufig. Auch die moderne Forschung hat sich zu dieser Einsicht erst mühsam durchgerungen. Die Anschauung, daß auch der übrige, uns nur unvollständig bekannte Epenzyklus sehr alte Stücke enthielt, ist erst zwanzig Jahre alt und noch nicht allgemein anerkannt. Der unvergleichliche Scharfsinn Karl Lachmanns zerlegte zwar die „Ilias" in Einzellieder, die aber, abgesehen von jüngeren Füllstücken, ungefähr der gleichen Epoche angehören sollten und von älteren Umdichtungen des uralten Stoffes nichts ahnen ließen.

Die „Odyssee" mit ihrer kunstvollen Komposition schien allen Versuchen der Analyse lange zu spotten, und selbst nach Kirchhoffs Vorgange waren die Ergebnisse nur Teile der „Odyssee" oder mehrere kürzere „Odysseen" mit fast gleichem Inhalte. Aber einfache Erweiterungen eines alten Kernes entsprechen nicht der dichterischen Produktionskraft der älteren Zeit. Vielmehr ist unser Epos wahrscheinlich aus der Vereinigung zweier Odysseus-Lieder entstanden: in dem einen irrte der Feind Poseidons im Binnenlande Epirus umher, wobei er in die Gewalt der Todesgöttin Kalypso, der Verhüllerin,

geriet; in dem andern Liede gelangte Odysseus, von Helios verfolgt, zu der Zauberin Kirke am Eingange der Unterwelt und in das Reich der Schatten. Mit den Kämpfen vor Troja hatte er nichts zu schaffen, die Wanderungen fanden zu Lande statt, und kein Freiermord störte den friedlichen Abschluß. Erst durch ein Epyllion von Herakles in Oichalia wurde ein Dichter angeregt, die Freier mit ihrem Übermute gegen den Helden in Knechtsgestalt in die „Odyssee" zu bringen, einen Wettkampf um die Hand der Penelope einzuführen und mit dem Bogen des großen Königs Eurytos von Oichalia, den siegreichen Fremdling die Frevler dahin strecken zu lassen.

Das sind kühne Konstruktionen, denen vielleicht mancher Forscher allerhand Bedenken entgegenbringt. Aber über die wesentlichen Prinzipien ist sich die moderne Forschung einig. Sie benutzt immer mehr eine Methode, mit der, dem Experimente oder der mikroskopischen Beobachtung gleich, ihr Objekt, der erhaltene Text, zu Aussagen gezwungen wird über seine verborgene Struktur und den einstigen Werdeprozeß.

Wer ihn durch das alte Epos hindurch verfolgt und dabei auch die unendliche Fülle des jetzt nur teilweise bekannten Stoffes überschlägt, kann nicht mehr daran denken, seine Ausgestaltung einem einzigen oder auch nur wenigen Dichtern zuzuschreiben.

Jedoch würde es ein methodischer Fehler sein, lediglich auf die streng philologische Interpretation und Textanalyse Schlüsse von so großer Tragweite begründen zu wollen. Die auf die gleiche Weise in Platons „Staat", Goethes „Faust" und Schillers „Don Karlos" nachgewiesenen älteren Pläne und Entwürfe raten zur Vorsicht, damit wir nicht einem Verfasser sein geistiges Eigentum absprechen. Die von Dilettanten eigentlich deshalb erhobenen Einwände werden erst abgeschnitten, wenn der Beweis auf eine breitere Grundlage gestellt wird.

Ihn liefert die historische Betrachtung im weitesten Sinne.

Die Philologie selbst ist im Laufe des letzten Jahrhunderts ein Teil der Geschichtswissenschaft geworden, auch in der Textkritik und Grammatik. Und die der philologischen Interpretation und Textanalyse auf dem Fuße folgende Syntheſe ist historische Konstruktion. Eine Untersuchung der sozialen, staatlichen und rechtlichen Verhältnisse des Epos, der religiösen Vorstellungen wie der Sprache und Metrik führt zu historischen Schlüssen und erhält von ihnen Licht. Die zur Sprach- und Kulturgeschichte gewordene Sprachvergleichung dringt in weite Zeiträume der Urgeschichte vor und lehrt, altererbtes Gut der indogermanischen Vorzeit von jungen Neuerwerbungen scheiden. Und ganz außerhalb des Epos stehen die Monumente, die Kronzeugen der ältesten Geschichte von Hellas und der Vorgeschichte ihrer Besiedelung durch die Hellenen: wenn alle andern Zeugen schwiegen, würden doch die Steine reden.

Im Jahre 1885 konnte noch eine wissenschaftliche Geschichte der Griechen ohne Berücksichtigung der mykenischen Denkmäler erscheinen: Homer eröffnete den Reigen der Quellenschriftsteller. Jetzt ist Homer eingereiht in eine über ein Jahrtausend ältere Kultur, aus der heraus wir ihn zu verstehen bemüht sind.

Je mehr gegraben und geforscht wird, um so mehr erweitert sich die historische Perspektive. Als Heinrich Schliemann auf dem Burghügel von Hissarlik sieben Städte übereinander fand, glaubte er noch in der zweituntersten Schicht das homerische Troja zu finden; erst nach seinem Tode wurde der Nachweis erbracht, daß die zweitoberste Schicht zu den Funden von Mykene und Tiryns stimmt, daß also die fünf älteren Schichten der vorhomerischen Zeit angehören und die älteste bis über das dritte Jahrtausend vor unsrer Zeitrechnung zurückreicht. Die seit wenig Jahren von den Engländern auf Kreta geführten Ausgrabungen haben unsre Kenntnisse überraschend ergänzt: über primitiven Überresten, die als die Inselkultur der Kykladen bekannt waren, lagern vier deutlich geschiedene Schichten und Stile. Aber nur die jüngste, hier wie in Mykene und z. B. auch Milet, scheint der Zeit anzugehören, in der die Griechen bereits sicher in ihren historischen Wohnsitzen saßen.

Noch vor 1300 mögen die ersten Flutwellen einer großen allgemeinen Völkerwanderung hierher getragen worden sein, aber das Nachfluten und Nachschieben frischer Stämme hat den ganzen Rest des zweiten Jahrtausends ausgefüllt. Im 13. Jahrhundert war ein Teil der Inselwelt und die Westküste Kleinasiens bereits im Besitze der Zuwanderer, und vom Kap Tainaron, von Kreta und Rhodos aus setzten sie nach Kyrene in Afrika, nach Kypros und Syrien über: ägyptische Urkunden der Könige Merneptah (1240) und Ramses III. (rund 1200) melden uns die Vernichtung andringender ungeheurer Schwärme eines bunten Völkergemisches, und ein Gemälde führt uns den Wanderzug der Nomaden mit Weibern und Kindern auf Ochsenkarren vor Augen. Die vorgriechische Bevölkerung der Haimoshalbinsel dagegen erlag ihrem fortgesetzten Ansturme, der mit Menschenmaterial nicht zu geizen brauchte, hier früher, dort später, trotz überlegener Kriegskunst und Bewaffnung und stellenweise riesiger Festungen. Sie wurde teils über das Meer geworfen, teils unterjocht und (wie die Wenden den Deutschen) allmählich den Griechen assimiliert, soweit diese nicht rascher von der höheren Kultur bezwungen worden waren. Wie die Urbevölkerung zum großen Teile im Wohlleben verweichlicht war — der Mangel jeder Befestigungsanlage auf Kreta läßt auf einen tausendjährigen Frieden schließen —, so erfuhren auch ihre Erben, die Aioler oder Achaier, bald den erschlaffenden Einfluß des südlichen Klimas, des Luxus und der Degeneration des mit ihnen jetzt vermischten fremden Volkes. Als daher gegen Ende des Jahrtausends die Dorer in noch ungeschwächter Volkskraft nach Kreta und dem Peloponnes vordrangen, überrannten sie die morsch gewordenen Reiche des Agamemnon und Menelaos, drängten abermals Völkermassen über das Meer und unterwarfen den Rest der Herren des Landes bis auf die im Berglande Arkadien kernhafter gebliebenen Aioler. Das war der Abschluß der Einwanderung der Hellenen und das Ende der vorhellenischen Kultur.

In der Troas und dem ganzen Norden der Haimoshalbinsel war die alte Kultur vermutlich noch rascher und gründlicher vernichtet worden durch nordaiolische Griechen und die mit ihnen wohl etwa gleichzeitig vorgedrungenen

Stämme der Thraker und Phryger, Bruchteile einer besonderen indogermanischen Nation.

Die Ureinwohner, die eigentlichen Träger der vorhellenischen Kultur, brauchen nicht überall und zu allen Zeiten einheitlich gewesen zu sein. Denn Gemeinsamkeit der Kultur beweist niemals und nirgends gemeinsame Nationalität. Darum liefern uns auch die reichen, mit dem Spaten gewonnenen Funde nicht die von ihnen vielfach erhoffte Antwort auf diese Frage. Aber für Böotien, Attika und den Peloponnes hat die Sprachwissenschaft neuerdings den vollgültigen Beweis erbracht, daß hier vor den Hellenen und mit den Hellenen ein nicht indogermanisches Volk, die Karer oder Lykier, gesessen haben. Denn die geographischen Namen wie Parnassos, Hymettos, Lykabettos, Ilissos und Kephissos; ferner Korinthos, Tirynthos, Labyrinthos und andre kehren in gleicher Bildung im südwestlichen Kleinasien wieder, wo sich nie Griechen angesiedelt haben. Überall finden wir die Spuren eines alten Kultus, die Doppelaxt des großen karischen Gottes Labraunda, den die Griechen später mit ihrem Zeus zu identifizieren sich gewöhnt haben. Und in der legendarischen Geschichtsüberlieferung hat sich noch die Kunde erhalten, daß König Minos voreinst ein großes karisches Inselreich zerstört habe.

Daß diese Bewohner Großkariens etwa von 2000—1200 ungestörte Handelsbeziehungen mit dem Oriente pflegten, lehren zahlreiche ägyptische Fundgegenstände besonders aus dem 13. Jahrhundert. Und die ganze reiche Kultur trägt ein ausgesprochen orientalisches Gepräge: die Königspaläste in Syrien und Phönikien und die Kasematten Karthagos haben schlagende Analogien geliefert; und unter der Sonne von Hellas sind nicht die Datteln der Palmen gereift, die auf den Goldbechern von Vafio dargestellt sind.

In diese neue Welt traten die jugendfrischen Griechenstämme, wie später die der Germanen in die römische Kultur. Mit Recht spricht man daher auch von einem griechischen Mittelalter. Freilich ist dieser Übergang von der Kindheit zum Mannesalter bei den Griechen ein verhältnismäßig kurzer gewesen. Aber den anfänglichen Gegensatz der Kulturstufen kann man sich nicht kraß genug denken.

Die einfachen, halb nomadenhaften Ankömmlinge trieben Viehzucht und Ackerbau, suchten in engen, dumpfen Hütten Schutz gegen rauhe Witterung und hüllten sich in Felle oder grobes Zeug, an wenige Speisen und Getränke gewöhnt, mehr in Raubzügen als im Kriegen erfahren.

Jetzt wurden sie plötzlich die Herren uneinnehmbarer Zwingburgen oder üppiger Paläste mit weiten Hallen und vielen offenen Zimmern, fanden mannigfaches Gerät zu praktischem Gebrauche vor, Streitwagen mit reichgeschmückten Rossen, kostbare eingelegte Waffen, Gold und Kleinodien, bunte Vasen, Gemälde und Götteridole. Sie konnten ihre Toten in massiven Grabgewölben, wahren Schatzhäusern, beisetzen. Und die Frauen der getöteten Männer, die sie sich zu Konkubinen nahmen, stolzierten in reichen Gewändern daher, übermäßig dekolletiert, aber den Reifrock mit vielen Volants besetzt; sie waren in mühsamen Stickereien erfahren, und ihre Riechfläschchen und Schminktöpfe erfreuten auch das stärkere Geschlecht.

Wie mochte dieses alles auf die halbbarbarischen Eindringlinge wirken? Das Epos hat die Eindrücke mit frischen und satten Farben festgehalten. Seinen Hintergrund bildet die semitisch-orientalische Kultur der Karer, deren prächtiges Abendrot die Dichter der ersten Generationen noch selbst schauten. Wie eine Zauberwelt erschien sie ihnen in ihrem Luxus und ihrer Pracht, und so hat die Dichtung den Hof des Alkinoos ausgestattet, für Odysseus ein Wunder zu schauen:

Denn da strahlte ein Glanz wie der Sonne oder des Mondes.
Wände von Bronze, daran Gesimse von bläulichem Smalte
Liefen zu beiden Seiten und tief in das Haus von der Schwelle.
Türen von Gold verschlossen den Raum im Innern des Schlosses,
Silbern standen die Pfosten, errichtet auf eherner Schwelle,
Silbern war oben der Balken zugleich und golden der Türring.
Goldene Hunde lagen und silberne neben dem Eingang,
Welche geschaffen Hephaistos mit kunstverständigem Sinne,
Um zu bewachen das Schloß des erhabnen Phaiakengebieters.
Niemals mußten sie sterben, und niemals wurden sie älter.
Ferner im Innern, die Wände entlang, da reihten sich Sessel
Tief von der Schwelle hinein, bedeckt mit herrlich gewebten
Teppichen, feinen und weichen, der fleißigen Frauen Gebilde . . .
Goldene Jünglinge ferner auf schön erfundenen Sockeln
Standen erhöht und hielten in Händen die brennenden Fackeln,
Um den Gästen im Saale zu leuchten bei nächtlichem Schmause.

Dieser märchenhafte Reichtum hielt sich nur in der Dichtung; im Leben der Griechen war er dahingeschwunden, unter Trümmern begraben oder von den übermütigen Barbaren verschleudert. Armut, ja Dürftigkeit atmen die echt griechischen Funde des 8.—6. Jahrhunderts. Diesem Zustande entsprechen besser das einfache Feldlager und die Hütte des Sauhirten Eumaios; ja in dem fürstlichen Palaste des Menelaos schlafen die vornehmen Gäste auf dem Fußboden, so daß Telemach, als er aufgestanden ist, seinen noch schlummernden Begleiter zweckmäßig mit einem Fußtritte weckt. — Das sind Niederschläge verschiedener Kulturschichten.

Ein ausgebildetes Netz gepflasterter Straßen verband in der Vorzeit Mykene, Tiryns und andre Festen, und an deren kyklopischen Mauern werden sich viele Tausende von Barbaren die Köpfe eingerannt haben. Noch in historischer Zeit führten die Griechen ihren Bau auf fremde, karische Baumeister zurück. Sie selbst haben die Befestigungskunst meist erst spät gelernt, die Troer nie. Und die Dichter der „Ilias" schildern fast nur die offene Feldschlacht; einen Sturm auf das befestigte Schiffslager unternehmen zwar die Troer, aber die Achaier kennen keine Belagerung der unheimlichen Burg mit ihrem gewaltigen Torturme, der als eine riesige Mausefalle für kühne Eindringlinge erbaut war: nur durch Aushungern oder List und Betrug durften sie die Festung einzunehmen hoffen.

Im griechischen Mittelalter wird die ionische Bewaffnung üblich: eherne Beinschienen, ein erzbesetzter Linnenpanzer und kleiner Rundschild. Das Epos bringt dafür viele Belege. Auch der karischen Kultur scheint wenigstens in der Decadence diese Bewaffnung nicht fremd gewesen zu sein. Aber die Glanz-

zeit sah die Ritter in weiter Ebene oder auf Kunststraßen stolz dahinsprengen, mit zweirädrigem Streitwagen, Lanzen und Schild in die Schlacht vorfahrend, den Riesenschild in Mannesgröße, der wie ein Turm auf dem Schlachtfelde stand und zu schwer war, als daß der Held selbst ihn weit hätte tragen können. Auch einige wenige Heerführer der Griechen rücken so ausgerüstet in den Kampf, wenigstens in der Dichtung, und dem Dichter merkt man den fast abergläubischen Respekt vor diesen Verteidigungswaffen an. Noch in historischer Zeit paradierten die Griechen an hohen Festen mit diesen orientalischen Wagen. Als aber die Griechenstämme in Hellas einbrachen, besaßen sie weder von Rossen gezogene Streitwagen für ihre Fürsten noch irgendwelche Schutzwaffen für die Mannen, außer vielleicht einen leichten Schild aus Weidengeflecht mit einfacher Ochsenhaut bezogen. Die übrigen griechischen Bezeichnungen der späteren Zeit sind kein altererbtes Sprachgut, sie kehren bei andern indogermanischen Völkern nicht wieder. Wie bei den Lokrern noch später waren die Waffen aller Hellenen einst Bogen und Pfeile, diese bisweilen sogar vergiftet, wie die „Odyssee" weiß; ferner ein Holzspeer mit gehärteter Spitze, ein kurzes, dolchartiges Schwert aus Erz, bisweilen die Keule, und dazu Feldsteine zum Schleudern. Die Dichtung hat von diesem ältesten Zustande einige wenige Spuren bewahrt. Als etwas Besonderes erscheint es, daß Paris und Pandaros Pfeile führen wie der Fernhintreffer Apollon, Herakles sogar noch im Hades, ferner Idas, Philoktetes und beim Freiermorde Odysseus den Bogen des Eurytos von Oichalia. Die Keule trägt das Ungeheuer Polyphem, ein von dem jugendlichen Nestor in Pylos erschlagener Ereuthalion und im Hades Orion, später auch Herakles. Das sind Rudimente der Urzeit.

Verkannt hat man sie bei dem dreimaligen Laufe Achills und Hektors: er ist ebenso unmöglich in ionischer Bepanzerung wie mit dem Turmschilde und dem fast meterlangen mykenischen Schwerte; auch die Schlachtwagen mit ihren Lenkern und die beiden Heere hüben wie drüben sind dabei überflüssig, ja störend. Dieser Wettlauf und Zweikampf fand ursprünglich in einsamer Gegend statt wie die Ermordung des jugendlichen Troilos, der, obwohl beritten, von dem hurtigen Läufer Achilles zu Fuße eingeholt wurde. Der Dichter, der die uralte Sage vom Tode Hektors in die Kämpfe um die Burg Troja einreihte, hatte Mühe genug, eine leidlich wahrscheinliche Situation dafür zu schaffen — mit einem Schlage ist das ganze Heer der Troer aus der Ebene verschwunden und hinter den Burgmauern geborgen, mit einem Kopfnicken winkt der Läufer dem achaiischen Heere ab, ihm beizuspringen —, und erschwert wurde die Aufgabe dadurch, daß spätere Dichter den Achill mit den gleichen Waffen wie die übrigen Haupthelden, ja mit einer Götterrüstung, einer Panhoplie, ausstatteten, obwohl er allein, ungerüstet, durch sein Erscheinen und sein Kriegsgeheul die Scharen der Feinde in die Flucht zu scheuchen vermochte.

Auch die inneren Verhältnisse des eigentlich griechischen staatlichen und privaten Lebens spiegeln sich in ihren Veränderungen im Epos wider. Und dabei zeigt sich ein wesentlicher Unterschied zwischen „Ilias" und „Odyssee".

Die „Ilias" erscheint im allgemeinen als die ältere Dichtung, um 800 in den Grundzügen fertig, obwohl noch ein bis zwei Jahrhunderte später, im Zeitalter der Elegie, ausgefeilt und mit erheblichen Zusätzen versehen. Dort tritt noch der Herzog oder Heerführer zugleich als Opferpriester und Richter auf, ein patriarchalischer unumschränkter König, wenn auch das Zusammenwirken mit andren Fürsten ihm Schranken zieht. Agamemnon vermag mit der Hand seiner Tochter sieben Städte seines Landes zu verschenken. Nur über Krieg und Frieden wie über die Aufgabe der Belagerung muß die Versammlung der Krieger gehört werden, aber Odysseus behandelt die widerspenstigen Elemente mit harten Worten und Stockschlägen und züchtigt den Demagogen Thersites in offener Gauversammlung unter beifälligem Gelächter der Menge — eine Szene, die in der Republik Athen um 400 v. Chr. Kopfschütteln hervorrief.

Die Dichtung der „Odyssee" blieb bis tief in das 7. Jahrhundert hinein im Flusse und hat vielerlei junge Einwirkungen noch bis in die Zeiten des Peisistratos (um 550) erfahren. Sie kennt das alte Königtum kaum mehr, nur der Titel ist geblieben, aber ein Adelsregiment hat sich der Regierung bemächtigt, ganz der inneren Entwicklung des Hellenentums entsprechend. In der Volksversammlung auf Ithaka geben die adligen Freier den Ausschlag gegen Telemachos, als er die Stellung eines Schiffes verlangt. Und auf Scheria ist Alkinoos von zwölf „Königen" umgeben, die bei ihm speisen, aber auch zu den Gastgeschenken beisteuern: sogar den Titel hat der neuentstandene Adel usurpiert.

In der „Odyssee" finden wir eine durchaus gesittete, gebildete Gesellschaft, selbst Eumaios heißt der göttliche Sauhirt. Brautraub gibt es nicht mehr, kaum noch Brautkauf; in der Telemachie sogar schon die Mitgift. Roheiten erlauben sich nur die Junker gegen das von ihrer Gnade abhängige Bettlergesindel. Die Grausamkeit barbarischer Zeiten ist fast ganz aus der feinen Dichtung geschwunden. In der „Ilias" dagegen malen die Dichter mit Vorliebe die schrecklichsten Verwundungen aus, und mitleidslos schlachten die Helden ihre wehrlosen, todwunden Gegner ab und begleiten ihre Handlung mit höhnischen Worten. In der Wut will Achill sogar dem Hektor Fleisch ausschneiden und es roh verzehren, und bei der Bestattung des toten Freundes schlachtet er zwölf gefangene Troer.

Etwas zäher haben die Göttergestalten diese alten Züge bewahrt. Hekate wünscht, Achills Leber zu haben, um sich hineinzubeißen und sie zu verschlingen. Heras Haß gegen Troja würde erst gesättigt werden, sagt Zeus, wenn sie Priamos und sein Volk roh verschlingen würde. Wie nach römischem Aberglauben die Strigae den Kindern das Blut aussaugten, so sättigten sich Ares und die Keren von Menschenblut, was freilich in der Dichtung nur noch wie eine Metapher in einem Beiworte erscheint. Der Mensch macht sich ja die Götter nach seinem Bilde.

Ursprünglich waren die Gottheiten der Indogermanen als Naturkräfte gedacht, furchtbare Mächte und segenspendende Lichtgestalten, bisweilen riesig, titanenhaft gestaltet. Wenn Zeus mit dem Haupte schüttelt, erbeben die

Felsen des Götterberges. Als der Traumgott die Hera bei der Styx schwören läßt, muß sie mit einer Hand die Erde, mit der andern die Salzflut fassen.

Aber das Übernatürliche schwindet immer mehr. Schon frühzeitig menschlich gestaltet, organisieren sich die Götter nach dem Vorgang der jungen hellenischen Staatenbildung. Zeus wird ihr König, er beruft die Götter zu regelrechten Versammlungen. Nur daß auch die Göttinnen hierin Sitz und Stimme haben, ist kein historischer Reflex. Dieser Götterstaat liegt in der „Ilias" vor. Und im Kriege nimmt auch die Götterwelt, in Parteien zerfallend, teil an dem Kampfe der Menschheit und scheint neben Essen, Trinken und Schlafen nichts Wichtigeres zu tun zu haben, als sich um deren Interessen zu kümmern, selbst von Leidenschaften und menschlichen Schwächen beherrscht, bald zu Intrigen bereit, bald zu Tränen geneigt, wie die verweichlichten Helden. Selbst Ares wird verwundet und weint darum. Die Würde des obersten Gottes wird durch Ehestandsszenen stark geschmälert.

In der „Odyssee" gehört die Götterwelt nur noch zum traditionellen Apparate; nirgends zeigt sich eine Spur, daß die Dichter noch an sie glauben. Vor den Phaiaken trägt der Sänger ein laszives Gedicht vor von dem galanten Abenteuer der Aphrodite und ihres Buhlen, des Ares, die von den übrigen Göttern belauscht und belacht werden mit „homerischem" Gelächter. Das forderte die harte, aber nicht ungerechte Kritik eines Xenophanes (um 500) heraus: denn in den homerischen Göttern lebte nicht mehr ein Funke religiösen Volksglaubens.

Vielleicht ist der an sich begreifliche Zersetzungsprozeß noch beschleunigt worden durch orientalische Einflüsse. Zwar von den religiösen Vorstellungen der Karer wissen wir wenig und von ihrer Poesie nichts. Aber die altbabylonischen Epen schilderten Versammlungen und Kämpfe der Götter, wie die „Ilias"; und ihrem Vernichtungskampfe gegen die Ungeheuer der Erde und die Erdmutter Tiâmat mag vielleicht die griechische Titanomachie und Gigantomachie nachgebildet gewesen sein.

Einheitlich ist fast nur die Totenverbrennung im Homer geblieben, die die Griechen vermutlich in der Urheimat allein für ihre Freien kannten, während sie in historischer Zeit die Leichen auch beerdigten. Die kretisch-mykenischen Funde zeigen freilich fast ausschließlich Gräber mit unverbrannten Gebeinen, die sogar mehrfach mit reichen Beigaben, goldenen Waffen und goldenen Gesichtsmasken, ausgestattet sind. Aber das waren nach meiner Überzeugung Bestattungssitten nicht der Griechen, sondern der Karer oder wessen sonst, von deren Sitten und Gebräuchen wir nichts weiter wissen.

Wer die Körper durch Feuer zerstört, erwartet von den Toten nichts mehr. Hingegen der Glaube an ein Fortleben mächtiger und furchtbarer Geister zwingt die Überlebenden, die Großen der Erde noch im Tode mit glänzenden Beigaben und prächtigen Wohnungen zu ehren, ihnen auch Speise und Trank weiterhin zukommen zu lassen. Diesem Zwecke diente auf dem alten Gräberrande von Mykene eine Opfergrube oder Röhre, durch die das Blut der geschlachteten Opfertiere hinabträufeln konnte zu den Unterirdischen. Eine entsprechende Sättigung der Abgeschiedenen aus offener Opfergrube findet sich

bei Homer nur einmal, als Odysseus die Schwelle des Totenreiches erreicht hat. Das ist hier ein Zauber in ganz ungewöhnlicher Lage, von Kirke angeordnet: nichts deutet auf einen ständigen Brauch hin. Offenbar huldigten die Griechen damals keinen Ahnenkulten. Und wie hätte sich auch aus dem lähmenden Animismus ihre reiche Mythologie, der Glaube an waltende Mächte in der Natur und über der Natur, entwickeln sollen? Man hat Animismus und Seelenkult oft überschätzt, weil man das Primitive ohne weiteres für die Vorstufe und Wurzel einer entwickelten Religion hielt.

Nicht einmal die homerische Vorstellung vom Hades scheint ein gemeinsamer, urgriechischer Glaube gewesen zu sein, neben dem Glauben an die Entrückung gottgeliebter Männer und an die Inseln der Seligen. Ich bin überzeugt, daß die homerische Unterwelt aus dem semitischen Oriente stammt. Das vorexilische Israel hatte zweierlei sich berührende Vorstellungskreise. Einmal lebte der Tote im Familiengrabe weiter, konnte durch Beschwörer zitiert werden und im Traume erscheinen und wurde mit Opfergaben gespeist. Aber daneben stand das Totenreich Scheol, wo die Kraftlosen beisammen waren und ein Schattenleben ohne Inhalt lebten. Auch bei den Babyloniern war die Vorstellung von einem Totenreiche verbreitet, in dem die wesenlosen Geister nach der Bestattung Ruhe fanden, von sieben Mauern mit sieben Toren eingeschlossen, Staub zu essen verdammt, wenn sie nicht Opferspeise erhielten. Es wäre doch wunderbar, wenn diese altorientalische Vorstellung nicht die griechische erzeugt hätte. Wenn das Totenland jenseits des Meeres lag, konnten die Phaiaken als Totenschiffer dorthin die Verstorbenen bringen, und in viel jüngerer Zeit Charon. Auch die Verbrennung verträgt sich damit. Aber unvereinbar miteinander ist es, wenn die Psyche des Patroklos Bestattung verlangt, um zur ewigen Ruhe eingehen zu können, und ihm deshalb die Totenehren eines finsteren Aberglaubens zuteil werden. Das ist eine Vermischung sich fremder Vorstellungen und Gebräuche, wie sie freilich auf diesem dunklen Gebiete auch im praktischen Leben, nicht nur in der Poesie, vorkommen mochte.

Auch das griechische Mittelalter hat sich der Beeinflussung seines religiösen Denkens durch die umgebende höhere Kultur nicht ganz entziehen können, obwohl in dieser Hinsicht der größte Unterschied gegen das keltisch-germanische Mittelalter bleibt.

Die überlegene fremde Kultur und die eigene, in rascher Entwicklung begriffene der Hellenen bildeten den Hintergrund ihres nationalen Epos.

Ihre eigenen Kritiker haben davon nichts gewußt. Und wenn sie auch ahnten, daß bereits vor Homer viele Dichter gelebt hätten, so wußten sie sich zur Begründung dieser Behauptung doch nur auf die in der „Odyssee" auftretenden Sänger Demodokos und Phemios zu berufen, in denen der Dichter Zunftgenossen der eigenen Zeit geschildert hat. Wie unendlich ist dagegen unser Wissen erweitert und die historische Perspektive vertieft!

Wir blicken heutigen Tages sogar in die Werkstatt vieler Generationen von Dichtern, wenn wir die Metrik, die Sprache und den Sagenstoff selbst untersuchen, deren Ausgestaltung im Epos vorliegt.

Im Lichte der vergleichenden Metrik ergibt die Struktur des heroischen Hexameters eine lange Vorgeschichte in reicher Entwicklung als seine Voraussetzung. Diese Vorgeschichte hebt an mit der indogermanischen Epoche und ihrem einfachen Versbau, als acht Silben, zum Tanzschritte vorgetragen, in gleichförmigem Wechsel betont eine Halbzeile bildeten; dann folgte die urgriechische Entwicklung eines neuen metrischen Prinzips, die Scheidung von betonten Längen und unbetonten Kürzen; ferner die Verdopplung dieser Kürzen im daktylischen Rhythmus, den besonders die Aioler verwendeten, und die Schöpfung daktylischer Reihen von sechs Füßen oder anderthalb Kurzzeilen; und endlich in ionischer Technik die Durchbildung des Hexameters, in dem jedes Paar von Kürzen jetzt auch durch eine unbetonte Länge ersetzt werden kann. Selbst diesem fein gebauten und durch Einschnitte kunstvoll gegliederten Geschöpfe kleben noch die Eierschalen seines Ursprunges an in Gestalt merkwürdiger Unregelmäßigkeiten, die an bestimmten Versstellen auftreten. Im übrigen ist aber der Versbau so durchdacht und bis in die kleinsten Einzelheiten fest geordnet, daß die neueste Forschung eine Anzahl seiner Gesetze dieser Technik mit Bewunderung beobachtet und aus ihnen eine reiche Vorgeschichte erschließt.

Die mühsame und sorgfältige Durchbildung der urgriechischen Verse mag in den Erzeugnissen mannigfacher Dichtarten erfolgt sein. So geht die Existenz uralter Hymenpoesie der Jonier und andrer Stämme aus einigen sprachlichen Rudimenten hervor, die in das Epos Eingang gefunden haben und uns nur dadurch erhalten sind. Und auch dessen eigene Anfänge werden durch sprachlich-metrische Survivals beleuchtet, die sogar in ungewöhnlich reichem Maße vorhanden sind.

Das Epos ist im ganzen in ionischem Dialekte gedichtet, dessen Anfänge wohl bis in das 13. Jahrhundert zurückreichen, wenn ich recht sehe. Dieser Dialekt hat schon frühzeitig einen altgriechischen Laut aufgegeben, das W (Vau, auch Digamma heißt der Buchstabe). Kein epischer Text weiß von ihm. Aber in dreitausend Fällen wird er vom Metrum im Anlaute bestimmter Wörter gefordert und ist hier sprachlich gesichert. Diesen Stellen stehen freilich dreitausend andre entgegen, in denen der alte Laut vernachlässigt ist und das Metrum seine Herstellung erschwert oder verbietet. Hier liegen also die Zeugnisse zweier verschiedener Sprachschichten unmittelbar nebeneinander, einer jüngeren ionischen und einer vorionischen Sprachstufe oder, was strittig ist, einer unionischen Sprachschicht.

Andre sprachliche Rudimente verraten sich unzweideutiger als Reste unionischer Dichtung. Um nur eins herauszugreifen: vielfach haben sich urgriechische volle Formen, besonders im Versschlusse, erhalten wie *πυλάων καὶ κλισιάων*. In dem gesprochenen Dialekte der Jonier lauteten diese (mindestens seit rund 1100 v. Chr.) *πυλέων καὶ κλισιῶν*. Aber diese jungen Formen waren den alten metrisch nicht gleichwertig und konnten nicht einfach an ihre Stelle treten, namentlich nicht im Ausgange des Hexameters. Darum erhielten sich gerade hier vielfach jene fossilen Reste unter dem Schutze des Versrhythmus, also Reste urgriechischer Verse in urgriechischer Sprache.

Die Jonier haben diese Dichtungen übernommen und fortgebildet. Nicht wie das Beowulfslied aus den alten Sagen der Normannen erst bei den Angelsachsen entstanden ist und darum nur in angelsächsischer Formgebung vorliegt. Vielmehr ist das heroische Epos der Jonier aus den Heldenliedern andrer griechischer Stämme erwachsen, indem Sprache und Metrum stark modernisiert wurden, aber nicht plötzlich und durch einen Gewaltakt, wie man geglaubt hat, sondern unwillkürlich und allmählich, unter dem Einflusse der ionischen Umgangssprache und wohl auch dialektischer Dichtungen. Diese Umwandlung fand innerhalb ionischer Sängerschulen statt.

Bei den kriegerischen Stämmen außerhalb Joniens, wie bei den Nordaioliern in der thessalischen Phthiotis, auf Lesbos und dann auch in der Troas, sang der Held selbst von seinen Taten und dem Ruhme seiner Ahnen ein schlichtes, kunstloses Lied: so trifft die Gesandtschaft der Achaier den Achilles vor seinem Zelte zur Laute den Ruhm der Männer singend und Patroklos ihm respondierend. Genau so hörte später der Redner Aischines am Hofe Philipps von Makedonien beim Gelage den jungen Prinzen Alexander, von einem Gespielen unterstützt, die Laute schlagen und Heldenlieder deklamieren, als die übrigen Griechen diese uralte, auch von andern Völkern uns bekannte Vortragsweise längst aufgegeben hatten. Nur die isolierten Makedonen waren der alten Sitte treu geblieben, während die ionischen Homeriden beim Gelage der Adligen ihre ausgefeilten, neuesten Heldengesänge vortrugen, wie Phemios und Demodokos in der „Odyssee", und bald auch vor den übrigen Hellenen auftraten im Festgewande, den Kranz im Haare, den Stab in der Hand. So entstand das höfische Epos, die Kunstpoesie einer Zunft von ionischen Dichtern und Rhapsoden.

Eine ungeheure Stoffmasse wurde hier poetisch verwertet und verarbeitet. Sagen aus allen Winkeln der vordorischen griechischen Welt, der thebanische und der troische Sagenkreis, die Geschichten der Achaier des Peloponnes in Mykene, Sparta und Pylos, der Thessaler, Aitoler und Eurytanen, der Odysseusmythos der Thesproter in Epeiros, Sagenzüge aus Phrygien und Mysien im Nordwesten Kleinasiens und von Kypros und Lykien im Südosten. Sie alle trafen sich wie die Strahlen vieler Lichter in einem Brennpunkte, sie alle wurden wie unzählige Fäden zu kunstvollen Geweben vereinigt.

Wie wäre sonst wohl auch ein solcher Reichtum von Helden und Begebenheiten denkbar, wie wir ihn in der „Ilias" finden? Denn vor Troja haben sich die besten Mannen fast aller Griechenstämme versammelt unter ihren gottähnlichen Führern. Diesen dichterischen Schilderungen liegt sicher kein historisches Ereignis zugrunde: eine Einigkeit, die die Hellenen in ihren besten Zeiten nicht erreichen konnten, ist in den Wirren der Völkerwanderung, die alle Stämme getrennt und durcheinander gewirbelt hatte, schlechterdings undenkbar; kein furchtbarer feindlicher Angriff zwang zur Sammlung, und nicht eine Zwingburg im Herzen von Hellas wie die Kadmeia sollte gebrochen werden, sondern es galt die Ehre eines einzelnen Fürsten des Südwest fern im Nordosten zu rächen. Das ist poetische Fiktion. Die Wirklichkeit kannte nur realere Zwecke. Die Achaier und Argeier des Peloponnes drangen erobernd

vor nach Kypros und Pamphylien; bis nach Syrien und Ägypten mögen die Schiffe des Menelaos wirklich gekommen sein, aber schwerlich zum Norden nach Aulis und der Troas. Diomedes war einer der furchtbarsten Feinde Thebens, Nestors Heldentaten waren in Pylos verrichtet und lagen sogar in der Dichtung um eine volle Generation zurück; selbst Achills Ruhm war in Phthiotis und auf Lesbos begründet und nicht mit der Belagerung und Eroberung einer Feste verknüpft. Erst die schöpferische Phantasie der ionischen Dichter hat sie zusammengeführt an dem sagenumsponnenen pagasäischen Meerbusen.

Überall hatte die Heldensage sich an alte Vesten angelehnt wie Kalydon, Oichalia und Aphidna, wo Theseus die geraubte Helena barg. Mit glücklicher Hand griffen die Jonier zwei heraus, um ihre Bekämpfung zu breiten Gemälden auszugestalten: das von den Sieben und dann von den Epigonen bestürmte kadmeische Theben und die von Ilos oder Tros benannte Pergamos, den Sitz des Priamos. Ihm wurde ein Grieche, Hektor, zum Sohne gegeben, der Gegner Achills. Wo Paris und der mit ihm zu einer Gestalt verschmolzene Alexandros ursprünglich zu Hause war, wissen wir nicht: der eine traf im Norden mit tödlichem Pfeile den Achill in die Ferse, der andre raubte die im Süden lokalisierte Zeustochter Helena. Aineias war in Aineia auf Pallene (Chalkidike) zu Hause, wo er als Gründer der Stadt göttliche Ehren genoß; sein Vater Anchises wird durch den Berg Anchisia nach Arkadien verwiesen, und sein Sohn erweist sich durch die Namen des Askanischen Sees und der Landschaft Askania als ein Myser, Phrygier oder Bithynier. Mit welcher souveränen Willkür die Poesie verfährt, zeigen die Lykier, die als Hilfstruppen der Troer schon in dem alten Memorialverse auftreten:

Τρῶες καὶ Λύκιοι καὶ Δάρδανοι ἀγχιμαχῆται

(Troer und Lykier auch und die Dardaner, tüchtig im Nahkampf).

Sie wohnen am Flusse Xanthos an der Südküste Kleinasiens und haben hier als Nachbarn der durch die Griechen von der Küste verdrängten Pamphylier harte Kämpfe mit den Zuwanderern zu bestehen gehabt. In der Dichtung wurden sie von hier (nicht aus einem mythischen Sonnenlande) mitsamt ihrem Flusse Xanthos in die Troas versetzt: das ist das ewige Recht des Dichters.

Mit der Götterwelt sind die Jonier nicht anders verfahren: die Hauptgottheiten der verschiedenen Stämme haben sie auf dem Götterberge Olympos vereinigt und sogar eine ungriechische Göttergestalt, den lahmen Hephaistos, in ihren erlauchten Kreis eingeführt, diese nachträgliche Einführung übrigens nicht ganz vergessen, sondern als feierliche Rückführung nach seinem Sturze ausgemalt. So wurden einige Götter über die übrigen erhoben, und diese aus poetischen Motiven erfolgte Auswahl der Dichtung hat auf die Religion der späteren Zeit einen wesentlichen Einfluß ausgeübt. Alle übrigen Göttergestalten wurden dagegen im Volksmythos und in der Dichtung heruntergedrückt und sanken zu Heroen und Helden herab.

Alle die Helden des Epos waren ursprünglich Göttergestalten. Und verstreute lokale Kulte und Erinnerungen an sie gaben den Dichtern, wenn sie wollten, Anhaltspunkte für ihre Kombinationen und lassen diese weniger willkürlich erscheinen. Finden wir doch sogar im Beginne der historischen

Zeit in Kyme und auf Chios Könige mit dem Namen Agamemnon und Hektor. Aber vielerwärts gab es Platanen, die dem Agamemnon heilig waren, oder Agamemnonsbrunnen; und in Sparta wurde der Gott Ζεὺς Ἀγαμέμνων verehrt, wie anderwärts der Ζεὺς Ὕλλος, dessen Beiname sonst als Name eines Sohnes des Herakles bekannt ist. Helena erhielt zu Therapnai in Lakonien noch zur Zeit des Isokrates regelmäßige Opfer: sie ist die Mondgöttin; im Lichte des Vollmondes wird Troja erobert und sie zurückgewonnen; die verschiedenen Sagen von ihrem Raube gingen ursprünglich auf das Schwinden des Lichtes beim Neumond. Nestor scheint der Gott der Genesung und Heimkehr gewesen zu sein. Diomedes hatte in Metapont und Thurioi einen Kult, auf Kypros wurden ihm bis zum Anfange unsrer Zeitrechnung Menschenopfer gebracht, von den Venetern Schimmel geopfert. Ein König Diomedes, der thrakischen Bistonen, warf seinen Stuten Menschen zum Fraße vor: obwohl in der Sage von Herakles erschlagen, war dieser Sohn des Ares doch wesensgleich mit dem Gotte; und das war ursprünglich auch Diomedes, Sohn des Tydeus, der gewaltigste Held vor Ilion, der an der Seite der Athena kämpft gegen Aphrodite und Ares. Wie hätten auch die wirklichen Götter sich in die Kämpfe einmischen mögen, wenn nicht die Helden ihnen ebenbürtig waren?

Manche Göttergestalten erscheinen noch als feindliche Mächte, wie die Verhüllerin Kalypso, eine Todesgöttin, die den Odysseus lange in ihrer Gewalt hält, oder die Zauberin Kirke; aber sie sind Nymphen geworden. Andre sind noch unkenntlicher. In dem Gemetzel vor Ilion sinken auch ehemalige Götter fast namenlos in den Staub. Thersites mußte aus dem Kriege zurückkehren, solange man in ihm noch etwas von seiner göttlichen Natur ahnte; denn einst war er der Kriegsgott mancher Stämme (θέρσος θάρσος Kühnheit, Mut). In der Dichtung freilich ist der frühere Gegner Achills zum Abschaum der Menschheit geworden, häßlich und frech; zu seiner ehrenrührigen Behandlung haben wahrscheinlich sonderbare Gebräuche eines Lokalkultus den Anlaß geliefert.

Eine einfache Handlung lag schon in dem uralten Göttermythos begründet, mit dem üppige Phantasie die Vorgänge der Natur und das Wirken geheimnisvoller Kräfte veranschaulichte. Die reicheren Erfahrungen der Wanderzeit und die neuen Eindrücke in dem auch von der Natur so verschwenderisch ausgestatteten Lande steigerten die Taten der göttlichen Helden in den aiolischen Liedern. Aber erst in der Pflege der ionischen Dichterschulen fand die echt griechische Lust zu fabulieren einen vollen Ausdruck für ewige Zeiten. Ionische Grazie, vermählt mit tiefem Empfinden, hat alle die rührenden oder anmutigen Bilder geschaffen von Glaukos und Diomedes, Hektor und Andromache, Odysseus und Nausikaa.

Aber ionischer Frohsinn und Übermut wurden mit der Zeit des Tragischen und Erhabenen überdrüssig und gelangten schließlich fast zu einer Parodie des alten Heldenliedes, nicht nur in der Behandlung der Götter. Die jüngeren Homeriden gefielen sich darin, die Gestalten des frechen und häßlichen Thersites und des glatzköpfigen Bettlers Odysseus fast schon mit den Farben der dorischen Posse auszumalen. Jetzt entstanden komische Dichtungen wie das Tölpellied

der „Margites“ und ein scherzhafter „Wettstreit Homers und Hesiods“, dessen Verfasser Lesches für uns schon fast eine faßbare Persönlichkeit unter den jüngsten Homeriden ist.

Der Sagenstoff des alten Epos war für diese Nachdichter erschöpft, die Kraft ihrer Phantasie erlahmt; endlose Breite, ermüdende Wiederholungen, krasse Übertragungen stellten sich ein. Wie oft strecken da, wenn dem Dichter nichts mehr einfällt, seine Helden die Hände zum lecker bereiteten Mahle! Große Partien bis zur Größe ganzer Bücher wurden zusammengestellt aus geborgten Motiven und zusammengestoppelten Versen und Halbversen, wobei sogar klägliche Mißverständnisse der Originale unterliefen.

Aber eins hatte mancher Homeride namentlich der jüngeren Zeit gelernt, woran anfänglich niemand gedacht hatte, nämlich die Kunst, große Stoffmassen zu beherrschen. Während die meisten Sänger monoton der Reihe nach erzählten, z. B. den troischen Krieg vom Ei der Leda an (ab ovo) bis zur Eroberung der Feste und der Heimkehr der Helden, ist die Erzählung unsrer „Ilias“ auf 51 Tage beschränkt und nicht mehr als drei Schlachttage sind geschildert, ausführlich nur zwei. Und doch haben die Dichter hier durch viele Bücher hindurch den Stoff andrer Epen untergebracht, in denen Achilleus keine Rolle spielte. Noch stärker und kunstvoller verarbeitet ist die „Odyssee“, deren Handlung in 41 Tagen verläuft: die vorausliegenden Ereignisse der zehnjährigen Irrfahrten berichtet nicht mehr der Dichter, sondern der Held selbst den staunenden Phaiaken, diese Perle epischer Erzählungskunst. Die aufgenommenen fremden Motive sind fast überall zu einem einheitlicheren Kunstwerke verschmolzen. Nur der Ausfahrt des Telemachos in den ersten Gesängen merkt man es noch an, daß sie deswegen erfunden wurde, damit Nestor und Menelaos ihrem jugendlichen Gaste von der Heimkehr der Helden aus Troja und der Ermordung Agamemnons ausführlich erzählen können: das waren wörtliche Entlehnungen aus den beiden jüngst gedichteten Epen, den „Nosten“ und der „Heimkehr der Atriden.“

So sehen wir aus kleineren, unscheinbareren Dichtungen die Epen zu großem Umfange und künstlerischer Bedeutung erwachsen. Die Homeriden machten sich gegenseitig Konkurrenz und eigneten sich das geistige Eigentum ihrer Kollegen unbefangen an, um das Neueste und Schönste vorzutragen. Die Dichter der „Ilias“ und der „Odyssee“ haben das am besten verstanden und darum sind ihre Dichtungen am meisten bewundert worden und schließlich allein erhalten geblieben.

Das ist das Bild, das ich vom Werden des homerischen Epos auf Grund vielverzweigter Forschungen, die noch keineswegs abgeschlossen sind, zu zeichnen versuchen wollte.

Charles W. Eliot,

Präsident der Harvard-Universität 19. Mai 1869 bis 19. Mai 1909.

Von

Eugen Kühnemann.

(Schluß.)

IV.

Der Gestalter der neuen amerikanischen Universität hat die Gedanken, die ihn leiteten, die Überzeugungen, für die er wirkte, beständig vor der Öffentlichkeit dargelegt und vertreten. Es ist sehr bezeichnend, daß die bei weitem meisten Schriften Eliots gedruckte öffentliche Reden sind. Die Rede ist in der Demokratie das normale Mittel, die Ideen zur Geltung zu bringen, die auf die Gesamtheit Einfluß gewinnen sollen. Eliot ist hierin eine typisch republikanische Erscheinung. Die Reden zusammen geben nicht nur sein Bekenntnis zu den Erziehungsfragen, sie erörtern die Probleme der Erziehung im Zusammenhang mit den amerikanischen Idealen. Sie vertreten die Erziehungsreform auf das kraftvollste als ein öffentliches Interesse. Durchweg sind es Darlegungen nicht sowohl eines philosophischen als eines praktischen Geistes. Sie sind der Ausdruck der Überzeugungen, die als treibende Seele in seiner Organisationsarbeit wirkten. So ist es bezeichnend, daß die Aufsätze zur Erziehungsreform vorangehen, daß ein Band im wesentlichen über die Ideale der amerikanischen Demokratie folgt, daß endlich das Buch über Universitätsverwaltung wie der Ertrag lang aufgehäufter Weisheit im Gebiete seines eigensten Schaffens seine schriftstellerische Laufbahn einstweilen abschließt.

Die Antrittsrede des jungen Präsidenten vom Jahre 1869 enthält das Programm seines Lebens. Hier spricht der entschlossenste Wille zur allgemeinen Reform des Erziehungswesens, das in Amerika und England hinter den Vorschriften der besten Denker über Erziehung um Jahrhunderte zurückgeblieben sei. Die Frage ist nicht, was, sondern wie zu lehren ist. Mit der richtigen Methode muß man jungen Leuten zwischen 20 und 25 Jahren eine gute allgemeine Kenntnis der Hauptgegenstände menschlichen Wissens geben können bei genauem Studium ihres einen hauptsächlichen Faches. Dies für unmöglich

halten heißt an der Menschheit verzweifeln. Ohne solche Bildung gibt es keine wirklich verständige öffentliche Meinung, die doch die eine unentbehrliche Bedingung des sozialen Fortschrittes ist.

Die Aufgabe liegt in der richtigen Disziplinierung der Kräfte des Geistes, die das Wesen der Bildung ist: in scharfer Beobachtung, richtiger Zusammenfassung im Schließen, nüchterner Einbildungskraft, aufrichtigem und angemessenem Urteil. Nicht auf Einprägung bloßer Kenntnisse, sondern auf Übung dieser Fähigkeiten, durch welche die Naturwissenschaft geschaffen worden, kommt es im Lernen der Wissenschaft an. Die beste Frucht akademischer Bildung ist der offene Geist, geschult zu sorgfältigem Denken, erzogen in den Methoden der Forschung, im allgemeinen vertraut mit der angesammelten Gedankenarbeit vergangener Generationen und durchdrungen mit Demut. In diesem Sinne dient die Universität in unsern Tagen Gott.

Hier heißt es denn, die ganze Mannigfaltigkeit modernen Wissens dem Studenten erschließen statt der engen Schranken des alten College. Das heißt aber zugleich, den Geist der Freiheit einführen in das Studium. Die Arbeit unter eigener freier Verantwortlichkeit ist die beste Schule des Charakters. Das beste Mittel, Knabenhaftigkeit des Studenten durch Scham vor sich selbst zu vernichten, liegt in der Förderung von gelehrten Interessen und Männlichkeit. Die Universität sollte so die Lehrstätte aller würdigen Jünglinge und ganz besonders auch der armen sein. „Was für ein größeres Glück gibt es als das, den jungen Leuten, die etwas versprechen, die erstrebten Mittel zu geistigem Wachstum und Freiheit zu geben? — Dank den wohltätigen Gesetzen der Vererbung bringt kein Kapital solche Zinsen wie persönliche Kultur." Goldene Sätze über den Wert des armen Gelehrten für das Leben der Volksgemeinschaft folgen. „Die Armut der Gelehrten ist von unschätzbarem Wert in dieser gelderwerbenden Nation. Sie hält die wahren Maßstäbe der Tugend und Ehre aufrecht. Die armen Brüder, nicht die Bischöfe, retteten die Kirche. Die armen Gelehrten und Prediger der Pflicht verteidigen die moderne Gesellschaft gegen ihren eigenen materiellen Wohlstand. Luxus und Bildung sind üble Schlafgenossen."

In diesen geschulten Jünglingen wächst die beste Aristokratie im amerikanischen Sinne heran, nicht als eine Kaste gegründet auf Reichtum und Geburt, mit Nachahmung europäischer Manieren, aber die Aristokratie in männlichen Sports, in Ehren und Preisen der gelehrten Berufe, in Auszeichnungen in allen Gebieten geistiger Arbeit und geistigen Kampfes, die Aristokratie, die im Frieden am festesten steht für öffentliche Ehre und Anstand und im Kriege zuerst hineinsprengt in das mörderische Dickicht.

Die Aufgaben aller Glieder der Universität stellt er fest: der Fakultäten, der Korporation des Präsidenten. Das Wesentliche in allem aber ist der Atem der Freiheit, die Lösung von allen einengenden Schranken der Sekte oder Politik. „Eine Atmosphäre geistiger Freiheit ist die Geburtsluft für Literatur und Wissenschaft. Diese Universität will der Nation dienen, indem sie Männer zu intellektueller Ehrlichkeit und Unabhängigkeit des Geistes erzieht. Die Korporation verlangt von ihren Lehrern, daß sie ernst sind, ehrfürchtig

und hochgesinnt. Aber sie läßt sie, gleich ihren Schülern, frei. Eine Universität wird aufgebaut nicht von einer Sekte, sondern von einer Nation."

Das große Unternehmen der Neubildung und Ausbreitung, das einen ewig regen Unternehmungsgeist verlangt, erkennt er in seinem wahrhaft nationalen Charakter. Es ist der Geist, der nichts so liebt wie Schwierigkeiten, die zu überwinden, Arbeiten, die zu tun sind für die Sache der Bildung und öffentlichen Tugend. Dieser Geist ist der edle Inbegriff des Neu-England-Charakters, jenes Charakters, der die Amerikaner zu einem freien und aufgeklärten Volke gemacht, des Charakters, der mit Gottes Hilfe noch ein großes Werk tun soll für die Erhebung der Menschheit.

So sieht der Präsident seine Aufgabe, nicht als die eines Autokraten. Denn die Universität ist der letzte Platz für einen Diktator. Wissenschaft ist allewege republikanisch. Sie hat bewunderte Vorbilder, aber keine Meister. Er sieht die Universität als getragen von der Unterstützung der Öffentlichkeit. Die öffentliche Liebe und Achtung hält sie aufrecht. Die Treue ihrer Kinder gibt ihr Kraft und Mut. Er sieht sie selber als einen Dienst für die Gesamtheit in ihrem Ergreifen immer neuer Aufgaben, unter denen er besonders auch die schönen Künste erwähnt. Sie erstattet der Gesamtheit Bildung, Poesie, Frömmigkeit. Sie fördert den Sinn der öffentlichen Pflicht, jene große Tugend, die Republiken möglich macht. Die Gesinnung des ganzen Eliotschen Lebens spricht aus dieser Rede. Das Ziel, für das er unablässig gearbeitet hat, ist die wahre Größe seines Volkes. Niemals hat er diese in etwas Falschem gesucht. „Die wahre Größe der Staaten liegt nicht in Territorium, Einkommen, Bevölkerung, Handel, Landwirtschaft oder Industrie, sondern in immateriellen oder geistigen Dingen; in der Reinheit, Tapferkeit und dem aufrechten Sinn ihres Volkes, in Poesie, Literatur, Wissenschaft und Kunst, die sie hervorbringen, in dem moralischen Wert ihrer Geschichte und ihres Lebens. Bei Nationen wie bei Individuen ist die moralische Überlegenheit allein unveränderlich und für immer wohltätig" [1].

Auf dem Wege seiner persönlichen Arbeit lag nun zunächst die Neuprägung des Begriffes der allgemeinen Bildung. Der alte Begriff, der sie auf Latein, Griechisch und Mathematik wesentlich beschränkt, stammt der Wahrheit nach aus dem Mittelalter oder aus dem 16. Jahrhundert, obgleich Latein, Griechisch und Mathematik in ihrer heutigen Behandlung durchaus neue Unterrichtsgegenstände sind. Die Aufnahme neuer Gegenstände ist völlig unvermeidlich. Zunächst muß Englisch den alten Sprachen völlig gleichgestellt werden als die Sprache, wie Eliot meint, der größten Literatur der Erde und der historisch wichtigsten Völker. Deutsch und Französisch ferner sind den alten Sprachen gleichzustellen, nicht aus Nützlichkeitsgründen, sondern wegen der Größe ihrer Literaturen und ihrer Unentbehrlichkeit für jedes ernste wissenschaftliche Studium. Die Geschichte aber gehört ganz gewiß zu den Humanitätsstudien und mindestens so sehr wie Griechisch und Latein. „Wenn Menschlichkeit oder Bildungswert eines Studiums abhängt von seiner Fähigkeit, die moralischen und geistigen Interessen des Studenten zu erweitern,

[1] Inauguration of Daniel C. Gilman 1876. In dem Bande Educational Reform, S. 46.

seine Sympathien zu beleben, ihn auf die Seite von Wahrheit und Tugend zu treiben, und ihr Falschheit und Laster verabscheuen zu lehren, so kann kein Studium menschlicher oder bildender sein als die Geschichte." In den Kreis der allgemeinen Bildungsfächer gehört auch die Nationalökonomie, die besser die Lehre von der Gesundheit der Nationen heißen sollte. Sie stellt große Anforderungen an die geistigen Kräfte und ist weder materialistisch noch utilitarisch. Denn sie ist voll von schweren moralischen Problemen und hat zu tun mit vielen Fragen der öffentlichen Ehre und Pflicht. Endlich aber gehört die Naturwissenschaft gleichwertig in den Kreis der allgemeinen Bildungsfächer. Nur soll man sie recht studieren nicht in Büchern, sondern an den Dingen. Ihr Geist ist es, der sich durch alle Wissenschaften verbreitet, der vorsichtige, geduldige, aufrichtige, selbstbeherrschende Geist der naturwissenschaftlichen Forschung. Ungeheuer sind ihre Wirkungen für die Gestaltung des Lebens. Es ist ein Studium, das edle Fähigkeiten der Seele bildet, die an andern Gegenständen nicht gebildet werden. Und dann fügt es zur Freude am Leben die frühe Bekanntschaft und den ständigen Verkehr mit den Wundern der Natur.

Die Neuprägung des Bildungsbegriffes bedingt den neuen Lehrplan in der Schule, neben wenigen obligatorischen Fächern so früh wie denkbar die Fähigkeit der Wahl zwischen verschiedenen Möglichkeiten. Sie bedingt die Erneuerung und Besserung der Lehrmethoden. Das Aufhören der künstlichen Bevorzugung für Griechisch und Lateinisch wird die Schulmänner von unwilligen Hörern befreien und das Klassische durch seine eigenen Verdienste wirken lassen. Die künstliche Bevorzugung wird unhaltbar an Universitäten, die weder an der Kirche noch an einer aristokratischen Gesellschaft ihren Halt haben, und unter Lebensverhältnissen, bei denen die Generationen so leicht an der Universität vorbeigehen können. Bleibt sie in ihrer alten Enge, so verliert sie den Einfluß auf wertvolle Kräfte. Sie folgt nicht der großen Entwicklung des Landes und schadet sich und dem Lande.

So besprach Eliot im Jahre 1884 alle die Probleme, die bei uns zum Aufgeben des sogenannten Gymnasialmonopols geführt haben[1]).

Mit dem gleichen weiten Sinn, immer mit dem Blick auf die Veränderungen des gesamten öffentlichen Lebens, erörterte er die wesentlichen Fragen der Berufsbildung für Geistliche und Ärzte. Die ganze Verschiebung der amerikanischen Universitätsarbeit malt sich in den Zahlen, die uns lehren, daß von 1761—1770 unter allen Graduierten Geistliche waren: in Harvard 29 %, in Yale 32 %, in Princeton 45 %. 1871—1876 aber waren es in Harvard 5¾ %, in Yale 7 %, in Princeton 17 %. Die starke Entwicklung der andern gelehrten Berufe hat den Geistlichen seiner bevorzugten Stelle als des beinahe einzigen Lehrers der Nation völlig beraubt. Besonders aber ist die moderne Presse als das große Mittel der gegenwärtigen Volksbildung dazwischen getreten. Autoritäten sind überhaupt wie der Glaube an Autorität im Niedergang. Das Mißtrauen gegen das Sprechen ex cathedra ist im modernen Leben schlechterdings allgemein geworden. Der Wandel der politischen

[1]) What is a Liberal Education. 1884. Daselbst S. 87 ff.

Überzeugung hat die alten religiösen Vorstellungen aufgelöst. Die monarchische Vorstellung von Gott als dem Herrn der Heerscharen spricht nicht zu einem Volk, das in dem Begriff „mein Land" eine weit tiefere Inbrunst fühlt. Den wahren Zweck der Regierung findet man im Wohl aller. Die Auserwählung der Wenigen wird daher ein leerer Gedanke. Das Zusammenstimmen von Glauben und politischer Überzeugung wäre die wesentlichste Bedingung für die Lebendigkeit der religiösen Begriffe. Das Wichtigste aber unter allen diesen Momenten, welche die alte Religiosität wandeln, ist die neue Haltung des Geistes den Tatsachen der Natur gegenüber, wie die moderne Naturwissenschaft sie entwickelt. „Dieser Geist sucht einzig die Tatsache, ohne die geringste Rücksicht auf die Konsequenzen; irgendein Verdunkeln der Tatsache, um sie einer vorgefaßten Theorie, Hoffnung oder Sehnsucht anzupassen, irgendein Markten mit dem wirklichen Ergebnis der Untersuchung ist die unverzeihliche Sünde. Es ist ein Geist zugleich demütig und unerschrocken, geduldig in Einzelheiten, in der Tat keinen Unterschied setzend zwischen groß und klein, sondern allein zwischen wahr und falsch; leidenschaftslos, aber energisch, sich hineinwagend in pfadlose Wüsten, um eine Tatsache zurückzubringen, einzig sorgend für Wahrheit, lauter wie ein stiller See, erwartend, ungebunden und unermüdlich. — Keine andre Methode der Forschung gebietet noch Respekt. Sogar die Unwissenden haben gelernt, das Suchen nach Beweisen, wenn der Schluß schon vorher feststeht, zu verachten. Apologetik hat aufgehört, irgend jemanden zu überzeugen, wenn sie es jemals tat." Es ist eine nie erlebte geistige Lauterkeit. Zu ihr muß der evangelische Geistliche sich erheben. Sie scheint zu fehlen, wenn das Ergebnis von vornherein feststeht und fürs ganze Leben angenommen ist. Daher sinkt die Achtung vor dem Predigerberuf, und junge Männer scheuen sich davor.

Aber die Aufgabe des Predigers ist darum nur um so größer geworden, und die Predigt für heutige Menschen lohnender und notwendiger. Nur verlangt sie eine weit vollkommnere Durchbildung. Diese Durchbildung muß wie in allen andern Fakultäten im Geist der völligen Freiheit geschehen. Die völlige innere und äußere Unabhängigkeit ist gerade hier unentbehrlich. Stipendien binden den Menschen und locken so viel Ungeeignete in den Beruf. In den Studien, die in ihrer Vorbereitung außer den Sprachen englische Literatur, Psychologie, Nationalökonomie, Geschichte, Naturwissenschaft umfassen sollten, in der eigentlichen Berufsschulung aber mit Religionsphilosophie, Systematik und Kenntnis der praktischen sozialen Arbeit sich abrunden müßten, kommt es nicht auf Belehrung, sondern auf das Erwerben von Kräften an. Der Geist der Forschung ist derselbe in allen Gebieten, der freie, redliche, furchtlose und treue Geist der modernen Naturwissenschaft. Das Predigen, als eigentlich ein Rest des Mittelalters, darf nur der kleinste Teil seiner Arbeit sein. Er muß wie andre die volle Freiheit für seine Entwicklung haben. Die Gebundenheit ans Dogma muß aufhören. Noch weniger darf er zum Strecken und Dehnen der Dogmen gezwungen sein[1]).

[1]) Siehe On the Education of Ministers. Daselbst S. 59 ff.

Auch die medizinische Vorbildung betrachtet Eliot in diesem Sinne der vollkommenen Erziehung zur öffentlichen Aufgabe der modernen Medizin. Nicht nur ihr gewaltig gestiegener Umfang mit so vielen neuen Zweigen der Diagnosis, Bakteriologie, Asepsis usw. verlangt die unendlich viel größere Sorgfalt der medizinischen Bildung. Der Berufskreis ist erweitert in den großen Aufgaben der Hygiene, die den Krankheiten vorbeugt und gesunde Lebensbedingungen für die Gesamtheit schafft. Auch die Aufklärung des Volkes gehört zu den ärztlichen Pflichten. Das Steigen ihrer öffentlichen Bedeutung kommt zum Ausdruck in der zunehmenden Überwachung und zum Teil Übernahme der ärztlichen Leistungen durch den Staat. „Die Zeiten sind vorüber, in denen die Kirche allein von den Menschen verlangte, sich geduldig, selbstlos und tapfer dem Dienst ihrer Mitmenschen zu widmen. Der ärztliche Beruf stellt im höchsten Grade diese Tugenden dar." Hier ist modernes Heroentum. Die Nation scheint zuweilen im Krieg — „dieser dummen und schrecklichen Betätigung für Wilde" — andre Größe zu suchen, als welche die natürlichen Hilfsquellen, industrielle und kommerzielle Erfolge bieten. „Möchte sie doch ihre Energie und ihr Verlangen nach patriotischer und heroischer Erregung lieber lenken in die unermeßlichen Gefilde wohltätiger Wirksamkeit, welche die Arbeit für Gesundung, die vorbeugende Medizin und die vergleichende Medizin ihr auftun. Hier sind geistige und physische Triumphe zu gewinnen unendlich höher, als die der Krieg jemals bieten kann. Denn sie werden Triumphe des Aufbaues und der Erhaltung, nicht solche der Zerstörung und Verwüstung sein. Sie werden Triumphe sein des Guten über das Übel, des Glückes über das Elend"[1]).

Der gleiche leitende Gedanke der Erziehung zum Dienst der Demokratie durchdringt auch die Eliotschen Aufsätze über das Schulwesen im engeren Sinne. Er sieht beständig das gesamte nationale Bildungswesen als einen einheitlichen Zusammenhang. Der zugleich menschlich kultivierte und sachlich durchgebildete Spezialist, den die Universität dem Dienst des Volkes zur Verfügung stellt, muß bereits vom Schulbeginn den rechten Unterricht genossen haben, damit das Ziel erreichbar und unsinniger Zeitverlust vermieden werde. Die hohe Ausbildung der Unterrichtsmethodik in der Universität wirkt andrerseits auf die Schulen zurück. Nach ihr bestimmen sich die Forderungen, die die Universität an die Zöglinge bei ihrem Eintritt, ihrem Abgang von den Schulen stellen muß. Denn die Universität ist keine Klassenuniversität, sondern soll im weitesten Umfange die höchste Bildungsmöglichkeit für alle Begabungen im Volke sein, so wie die Schulen keine Klassenschulen sind, sondern die allgemeine Bildungsstätte für alle heranwachsenden Glieder der Demokratie. „Schulen folgen den Universitäten und werden das sein, wozu die Universitäten sie machen." In diesem Sinne eines einheitlichen demokratischen Bildungswesens hat Eliot die Reformbedürftigkeit der Schulen sogar mit besonderem Eifer immer wieder betont und den Schulen die größte Zahl seiner pädagogischen Aufsätze gewidmet.

[1]) Siehe Medical Education of the Future. Daselbst S. 343 ff.

Auch diese Aufsätze sind wie die früheren durchweg praktisch und entwickeln bestimmte Vorschläge für die Gestaltung des Schulunterrichts. Über diese praktische Seite gehen wir wie in den früheren Fällen hinweg und verfolgen nur die bestimmenden Gedanken. Es muß im Bildungswesen der Nation etwas nicht in Ordnung sein, da der Zustrom zu den Universitäten bei weitem nicht gleichen Schritt hält mit dem Wachstum der Bevölkerung. Diese wächst in Amerika in zehn Jahren um ein Drittel, der Besuch der Colleges aber nur um 23% (geschrieben 1888). Die Erziehung muß dem Bedürfnis Amerikas genügen und leitend wirken, wo sie jetzt nachhinkt. „Zugänglichkeit der angemessenen Möglichkeiten zur Entwicklung ist das Wesen der demokratischen Gesellschaft." Das einheitliche Hauptziel aller Erziehung liegt in der wirksamen Kraft zum Handeln, darum soll man die aktiven Fähigkeiten üben, nicht die bloß kritischen oder rezeptiven, nicht die bloße Belehrung, sondern soll persönliche Kraft zum Handeln geben unter Verantwortung. In diesem Ziel sind Schul- und Universitätsbildung eins. So liegt auch die moralische Absicht der Universitätsbildung darin, junge Männer zur Selbstkontrolle und zum Selbstvertrauen zu erziehen durch Freiheit. Daher die Notwendigkeit der Selbstregierung für die Studenten, daher auch die Notwendigkeit der freien Gestaltung der Studenten nach eigener Wahl in jenem Wahlsystem, das wir erörtert haben. In ihm entwickeln sich alle individuellen Kräfte in der größten Mannigfaltigkeit zu der stärksten Steigerung persönlichen Könnens, zur wahren Kennerschaft eines jeden in seinem Gebiete und damit zum Respekt vor aller Kennerschaft. Die Entwicklung aber von Sachverständigen und der Achtung vor dem Urteil der Sachverständigen ist eine der dringendsten Aufgaben der amerikanischen Universität. Denn der Mangel der Achtung vor sachverständiger Arbeit ist eine der schlimmsten Krankheiten des amerikanischen Lebens.

Dies ist nun also der Geist, der in den Schulen herrschen soll. Schon in ihnen ist die Entwicklung der Selbsttätigkeit das Ziel, das Zurückdrängen der bloßen Gedächtnisarbeit notwendig. „Amerikanisches Lehren ist wesentlich treibend und urteilend gewesen. Es sollte anleitend und begeisternd sein." Im Hinblick auf die Größe der Aufgabe, die erst im College vollendet wird, muß der Schulkurs gekürzt und zugleich die Leistung gesteigert werden. Beides wird möglich durch Besserung der Methode. Nicht Arbeit ermüdet, sondern der Mangel an Interesse und bewußtem Vorwärtsschreiten. „Das beste Mittel, Anstrengung zu vermindern, ist: Interesse, Anziehung des Gegenstandes und das Gefühl, etwas zu leisten und zu wachsen, vermehren." „Nichts ist so ermüdend als dumpfe hoffnungslose Anstrengung, mit dem Gefühl, daß man nicht vorwärts kommt, so sehr man sein Bestes tut." Das ist der tödliche Fehler der üblichen Schulbücher: „Ein völliger Mangel an menschlichem Interesse und daher im Kinde ein Mangel jedes Gefühls wachsender Kräfte." Wir nehmen mehr und mehr die Lehre an, daß kein Unterricht gut ist, der nicht Interesse in dem Schüler erregt. Das übliche Lehrerideal, möglichst gleiche Leistungen mit allen Gliedern der Klasse zu erreichen, ist grundverkehrt. Gerade in dem Erkennen der Eigenarten liegt der

Hauptreiz des Lehrens. Die Kinder sollten die Klasse verschiedener an Leistungen und Richtung der Interessen verlassen, als sie sie betreten haben. Es kann nicht das Ziel sein, die Besten den Schlechten zu opfern. Die Beweglichkeit der demokratischen Gesellschaft verlangt die volle Entwicklung aller individuellen Kräfte. Auch die überflüssigen Prüfungen, welche die Präsenz alles gelernten Wissens im Schüler feststellen sollen, bemühen sich in Wahrheit um etwas durchaus Künstliches. Es ist aber eine pädagogische Methode, die Schwierigkeiten künstlich zu vermehren. Die Schule sollte das Leben vorbilden in den Schwierigkeiten, vor die sie den Schüler stellt. Sie sollte auch nur durch solche Motive auf den Schüler und im Schüler wirken, die sich gleichmäßig, ohne Bruch durch die ganze Entwicklung anwenden lassen. Dies spricht gegen die Leibesstrafen. Klugheit, Vorsicht, Streben nach Anerkennung besonders von geliebten und verehrten Personen, Scham, Stolz, Selbstachtung, Lust an der Entdeckung, Tätigkeit oder Leistung, Freude an Schönheit, Stärke, Anmut und Größe und die Liebe der Macht und des Besitzes, sofern er Macht gibt, all das sind, mit Mäßigung angewandt, gute Motive und haben ihre Geltung von der Kindheit bis zum Alter. Endlich ist die Pflicht der Schule, ihr geistiges Ziel zu erreichen, ohne daß der Körper der Zöglinge leidet oder die Freude an ihrem täglichen Leben gemindert wird. So gibt es einheitliche Forderungen für die Lehrer aller Grade, eine Interessengemeinschaft aller Lehrpersonen. „Ich habe nie in einem College oder einer Universität eine Methode gesehen, die für die Elementar- oder Mittelschule zu gut gewesen wäre." „Der lebendige, begeisternde, gewinnende, gebietende Lehrer ist dieselbe seltene und bewundernswürdige Persönlichkeit in Schule und Universität." Ein Lehrerstand, der solchen Forderungen genügt, will freilich sorgfältig geschult und gehegt werden. Daher ist Eliot, als der rechte Staatsmann des Erziehungswesens für gründliche Lehrerbildung und -erprobung, für dauernde Anstellung, angemessene Gehälter und Pensionen, für alles, was der Lehrerwelt Ruhe, Würde und öffentliche Achtung sichert, stets mit dem ganzen Gewichte seiner Persönlichkeit eingetreten[1]).

So in allen Richtungen bemüht sich Eliot um die Konstruktion der Methoden für die allgemeine demokratische Erziehung. Es gilt, das Volk in allen seinen Gliedern zu durchdringen mit allen irgend erdenklichen Graden lebendiger Bildung, alle aber mit der gleichen Gesinnung, durch die allein Demokratien möglich sind. Vor allem in dem Lesen guter Bücher, worin die Arbeit der Erziehung sich beständig als Selbsterziehung fortsetzt, liegt das Mittel zur Erhebung der demokratischen Massen. Den Geschmack hierfür soll daher die Schule einpflanzen. „Fünfzehn Minuten am Tage im Lesen guter

[1]) Teachers Tenure of Office. Daf. S. 49. Liberty in Education. Daf. S. 125. Can School Programmes be shortened and enriched? Daf. S. 151. An average Massachusetts Grammar School. Daf. S. 179. The Gap between Common Schools and Colleges. Daf. S. 197. Shortening and Enriching the Grammar School Course. Daf. S. 253. Undesirable and desirable Uniformity in Schools. Daf. S. 273. The Grammar School of the Future. Daf. S. 303. The unity of Educational Reform. Daf. S. 315. A wider Range of Electives in College Admission Requirements. Daf. S. 375.

Bücher zugebracht, würden jedem in dieser Menge ein wirklich menschliches Leben gegeben haben." Eine weitere Wirkung der Schulerziehung, zumal in demokratischer Gesellschaft, muß, entgegen dem erwähnten allzu verbreiteten amerikanischen Hange, das Vertrauen auf Sachverständige sein, die Willigkeit, sie zu verwenden und sich bei ihren Entscheidungen zu beruhigen. Das Wichtigste aber ist die frühe Einsicht in gewisse Wahrheiten, die den Grund jeder demokratischen Gesellschaftstheorie bilden: die innere Abhängigkeit jedes Individuums von einer Menge andrer, die mit dem Fortschritt der Zivilisation wächst, die Verpflichtung der gegenwärtigen Generation gegenüber den früheren, die wesentliche Einheit der demokratischen Gesellschaft trotz aller unvermeidlichen und notwendigen Ungleichheiten: die wesentliche Einheit in Ziel und Geist. Hier gilt die christliche Lehre, daß der Dienst für andre die reichste Quelle der Befriedigung ist. „In einer Demokratie ist der öffentliche Beamte nicht ein Meister, sondern ein Vertrauensmann und Diener." „Die Kinder sollten lernen, daß der Wunsch, große öffentliche Dienste zu erweisen, die höchste Form des Ehrgeizes ist." Da aber das Glück der Massen die letzte Absicht der Demokratie, so sollte die Schule lehren, die Mittel des Glücks zu nutzen, die in Schönheit und Glanz der Natur umherliegen. Die Schule sollte ein Träger täglicher Freude und der Lehrer dem Kinde ein Prediger des Glücks sein. „Es sollte eine anerkannte Aufgabe der demokratischen Schule sein, die Kinder und ihre Eltern zu lehren, wie sie alle zugänglichen Mittel unschuldiger Freude nützen." Endlich soll sie lehren, was demokratischer Adel ist, und was ihn begründet: „Treue in allen Formen der Pflicht, die Mut, Selbstverleugnung, Eifer und Hingabe verlangen an die demokratischen Ideale der Freiheit, Dienstbarkeit, Einigkeit, Duldung, öffentlicher Gerechtigkeit und öffentlicher Freudigkeit." Demokratischer Adel existiert und muß existieren, wenn die Demokratie doch die höchsten Charaktertypen entwickeln soll, aber nur in Männern und Frauen edlen Charakters, entwickelt unter demokratischen Bedingungen, aus ererbter Feinheit, sorgfältiger Erziehung und reicher Erfahrung. Bloßer Reichtum ist kein Rechtsanspruch auf diesen Adel. Die Mitgliedschaft in ihm ist der beste Ehrgeiz. Aber erworben wird sie nur durch vollgültige geistige und moralische Eigenschaften. Durch solche hat ein jeder Zutritt zu ihr. In diesem Sinne gibt es mehr wahre Adlige in der Demokratie als in andern Gesellschaftsformen[1]).

V.

So führt dies alles, was man die Erziehungsphilosophie Eliots nennen konnte, in seine Gesellschaftsphilosophie hinüber, besser, in seine Philosophie der amerikanischen Demokratie. Ein sehr eigentümlicher Satz verbindet hier Mittelalter und modernste Zukunft. „Das System des öffentlichen Unterrichts sollte für kommende Generationen alle die Tugenden der mittelalterlichen Kirche verkörpern. Es sollte eintreten für die Bruderschaft aller Klassen und Lebensbedingungen; es sollte die Freuden des geistigen Lebens über alle materiellen Entzückungen erheben, und es sollte geistig und moralisch die

[1]) The Function of Education in Democratic Society. 1877. Taf. S. 399 ff.

bestregierte und am weisesten geleitete Menschenschar hervorbringen, welche die Welt gesehen hat."

Eliot ist voll von dem amerikanischen Glauben an die Vernunft im Wirken der Demokratie. Wo er die eigentümlichen Beiträge Amerikas zur Weltkultur aufzählt, wird mancher selbst hier einen leisen Hauch von dem merkwürdigen amerikanischen Provinzialismus spüren, der nicht immer gerecht einschätzt, was andre Völker geleistet haben, und manches, was auch andern nicht fremd, für lediglich amerikanisch hält. Die Beiträge sieht er in dem entschiedenen Fortschritt auf dem Wege zur Abschaffung des Krieges und Einführung allgemeiner Schiedsgerichte, in der völligen Durchführung der religiösen Toleranz in Theorie und Praxis, in der sichern Entwicklung eines nahezu allgemeinen Stimmrechts, in der wirklichen Regierung des Staates durch die Stimmen der Wähler. Er verkennt nicht die Gefahren der Parteiregierung. Wie viel größer aber sind die erzieherischen Wohltaten der Institution: die Möglichkeit des Emporsteigens jeder individuellen Kraft in der Beweglichkeit der Gesellschaft, die beständige öffentliche Diskussion wichtiger Probleme, der Vorteil selbst für die Leitenden, die nicht durch Privilegien, sondern allein dadurch, daß sie überlegen sind, ihre Überlegenheit wahren können, die Möglichkeit weit reichenden Einflusses für die Besten, auch ohne daß sie Beamte sind, die Verbreitung der Neigung und Fähigkeit zum Lesen durch die weitesten Schichten, die freudige Anhänglichkeit, die diese Regierungsform wie keine andre einflößt, und die den größten Opfermut gebietet. Die vierte Kulturleistung Amerikas liegt in der geglückten Demonstration, daß Völker verschiedener Rassen unter günstigen Umständen der politischen Freiheit fähig sind, die fünfte in der ungemeinen Verbreitung allgemeinen Wohlstandes. Alle fünf sind wesentlich moralische Beiträge, Triumphe von Vernunft, Unternehmungsgeist, Mut, Glauben und Gerechtigkeit über Leidenschaft, Selbstsucht, Tatenscheu, Furchtsamkeit und Mißtrauen[1]).

Auf den gleichen Gründen ruht die Hoffnung, daß die amerikanische Republik im Unterschiede von den Republiken der Vergangenheit dauern wird. Das Prinzip einer allgemeinen Erziehung als Grund der Republik ist völlig modern und steht z. B. im geraden Gegensatz zu Platos Meinung. Die zunehmende Feinheit und Gerechtigkeit im Familienleben sichert mit dem häuslichen Glück zugleich die soziale und politische Ordnung. Unbekannt war früheren Zeiten die großartige Sorge des Staates für das allgemeine Wohlbefinden in Parks, Museen, Bibliotheken, Gesundheitsvorrichtungen usw., kurz, in lauter Institutionen, die für die Dauer bürgen. Die allgemeine Öffentlichkeit hinsichtlich aller Tätigkeiten des Staates ist das beste Reformmittel. Die Entwicklung der Korporation schuf Unzählige für den Dienst eines großen Ganzen. Die allgemeine Teilung der Arbeit erhält alle in dem Bewußtsein der Abhängigkeit aller Glieder voneinander und von der Gesamtheit. So hat denn das Neue nichts Schreckliches für den Amerikaner. „Hoffnung

[1]) Five American Contributions to Civilization. In American Contributions to Civilization. S. 1 ff. 1896.

und Erwartung des Guten sprießen in unsern Herzen wie nie zuvor in den Herzen früherer Generationen." Alle alten Vorstellungen von Welt, Mensch und Gott bilden sich um im Sinne eines Glaubens an die Entwicklung zum Guten, einer hegenden Liebe. Die Religion selber spricht nicht mehr von der Versöhnung Gottes und der seligen Zukunft, sondern richtet sich allein auf die Hebung der menschlichen Charaktere[1]).

Das gleiche Vertrauen fließt aus der bisherigen Wirksamkeit der Demokratie. Die drei großen Krisen des amerikanischen Daseins sind mit vollendeter Weisheit zur Entscheidung gebracht: der Kampf um die Unabhängigkeit, die Schöpfung der Konstitution, der Bürgerkrieg um die Union. Prachtvoll in allen Gebieten des nationalen Daseins wirkt die freiwillige gemeinschaftliche Tätigkeit für geistige Zwecke, in der Erhaltung aller Kirchen, in der freiwilligen Erhaltung der Harvarduniversität und in vielem andern. „Die Demokratie ist eine Übungsschule, in der die Massen auf viele Weisen lernen, für andre zu denken, öffentliche Ämter zu bekleiden und öffentliche Verantwortlichkeiten zu tragen." Das Finanzwesen Amerikas hat immer vorzüglich gearbeitet. Das Privateigentum war nirgends sicherer. Aber die Demokratie ist auch der rechte Nährboden für die Verfeinerung des Lebens und die Züchtung wahrhafter Gentlemen und Damen. Schon verfolgen wir die Wirksamkeit der erblichen Kulturübertragung durch eine Reihe von Generationen. Viel wichtiger ist die Möglichkeit der Emporbildung wahrhaft adliger Naturen in der Beweglichkeit der Demokratie, die dafür weit bessere Bedingungen bietet als die auf Klassenunterschiede gegründete Inzucht. „Wer hat nicht im öffentlichen und privaten Leben amerikanische Frauen gesehen, unübertrefflich an Anmut und Liebenswürdigkeit, an Heiterkeit und Würde, an überfließendem Frohsinn und reichster Höflichkeit? Und die Dame ist die vollendete Frucht der menschlichen Gesellschaft in ihrer besten Erscheinung. Auf allen höheren Wegen des amerikanischen Lebens begegnen Männer, deren Benehmen und Anblick sie sofort als Gentlemen auszeichnen. Sie haben persönliche Kraft, Großherzigkeit, Mäßigung und Feinheit; sie sind schnell in Auffassung und Mitgefühl; sie sind rein, tapfer und fest." Auf diesen Wahrnehmungen ruht die Hoffnung, daß auch noch eine feine Kultur des Geistes in Poesie und Kunst, Wissenschaft, Musik und allen feineren Reizen des Lebens in Amerika sich entwickeln und gedeihen werde, sobald die dringenderen Aufgaben rein erfüllt sind, eine Wildnis zu unterwerfen und eine Gesellschaft nach unversuchtem Plane aufzubauen[2]).

Ein glücklicher Optimismus ist die Seele aller dieser Gedanken. Aber es ist nicht der oft etwas oberflächliche und überselbstbewußte Optimismus des Durchschnittsamerikaners. Der Optimismus Eliots ruht auf dem Bewußtsein unverbrauchter Tatkraft und auf sicherem Wirklichkeitssinn. Er liebt nicht die modische krankhafte Neigung, soziale Übel zu übertreiben. Er hat im Gegensatz zu ihr in einem entzückenden Aufsatz das durch und durch gesunde und einfache Leben der kleinen Bürgergemeinschaft, zu deren Gerichts-

[1]) Siehe Some Reasons why the American Republic may endure. 1894. Taf. 39 ff.

[2]) Siehe The Working of the American Democracy. 1888. Taf. 69 ff. Family Stocks in a Democracy. 1890. S. 134.

barkeit sein Sommersitz gehört, als den Typus des Lebens geschildert, wie 30 oder 40 Millionen Amerikaner es führen. Er ist auch keineswegs blind für die Mängel des bisherigen demokratischen Wesens. Zumal in der Stadtverwaltung hat er auf das dringendste die Arbeit von dauernd angestellten und hochbezahlten Sachverständigen an Stelle der Mißwirtschaft von politischen Wahlbeamten verlangt. Ebensowenig verschließt er, der große Fürsprecher der allgemeinen Volksbildung, sich gegen die Enttäuschungen, die sie bisher gebracht hat. Hier erwartet er die Hilfe von verbesserten Methoden, die mehr die Urteilskraft in allen Gebieten entwickeln als das Gehirn mit totem Stoff überladen sollen. Sein Vertrauen aber auf die Prinzipien der Demokratie bleibt unerschüttert. Nur soll man sie richtig verstehen, nicht im Sinne einer mechanischen Gleichheit, sondern der Einheit des Geistes bei größter Verschiedenheit aller voll entwickelten individuellen Kräfte. Jede Kraft soll ihre eigene Entwicklungsmöglichkeit finden. „Kultur besagt unendliche Differenzierung. Soziale Feinheit verträgt sich wohl mit großen sozialen Verschiedenheiten." „Einheit des Geistes bei Verschiedenheit der Gaben ist der wahre Zweck, den die soziale Organisation erreichen soll." An die Stelle des romanischen Ideals: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit muß das germanische treten: Freiheit, Einigkeit, Brüderschaft. Im Aufblick auf diese möglichen Ideale ist er ein Prediger des glücklichen Lebens und weiß die Quellen des Glücks für den modernen Menschen wohl zu entdecken, Quellen, die dem Schlichten reichlicher sprudeln als dem sehr Reichen, der durch liebenden Dienst allein den Weg zum Glück und Reich Gottes auf Erden zu finden vermag. Es ist ein eigener Rückblick aus dieser heiteren, ganz dem Diesseits zugekehrten Welt, wenn dieser rechte Sprößling der Puritaner auf jene ersten Anfänge der Puritaner in seinem Neu-England schaut, den völligen Mißerfolg ihrer Hierarchie hervorhebt und doch die Einheit des Geistes zwischen dem Damals und Jetzt dankbar betont. Wir ehren sie wegen ihrer Hingabe an das Ideal und in dieser ihrer Gesinnung als die Väter der Demokratie. Die jetzige Lage der Kirchen aber ist sogar natürlicher und sicherer, als sie jemals war. Stets ist Eliot auf dem Posten gewesen, wenn es galt, die demokratischen Gedanken der Unterrichtsgestaltung, wie er sie verstand, gegen Gefahren zu verteidigen. Als man die Harvarduniversität ihrer Steuerfreiheit berauben wollte, war er mit einer meisterlichen Denkschrift auf dem Plan. Es galt den Kampf für seine großen Grundgedanken: für die freiwillige Übernahme öffentlicher Pflichten, die der Staat sonst zu verwalten hätte, für die ungehinderte Wirksamkeit der freiwilligen Geberfreude, für die ungehinderte Entwicklung des zum öffentlichen Dienst gestimmten Geistes bei privaten Bürgern, worauf ganz wesentlich der Freistaat ruht[1]).

[1]) Siehe The forgotten Millions. 1890. Das. S. 103 ff. One Remedy for Municipal Misgovernment. 1891. Das. S. 173 ff. Where in Popular Education has been failed. 1892. Das. 203 ff. Equality in a Republic. 1896. Das. S. 161 ff. The Happy Life. 1895. Das. 245 ff. Present Disadvantages of Rich Men. 1893. Das. S. 291 ff. Why we honor the Puritans. 1886. Das. S. 355. The Future of the New England Churches. 1880. Das. S. 347 ff. The Exemption from Taxation. 1874. Das. S. 299 ff.

So führt denn unsre Betrachtung Eliots immer wieder auf seine geliebte Universität. In ihr liegt schließlich doch die große Tat seines Lebens. All seine weitgreifende öffentliche Tätigkeit und sein soziales Denken finden die Erklärung darin, daß der Präsident der Harvarduniversität im vollsten Sinne des Wortes ein Mann der Öffentlichkeit ist und sein muß. Der einstweilen letzte Satz seiner Schriftstellerei gibt seinen Ausblick auf das Wesen der Universität, wie er sie entwickelt hat. Mit diesem Satze schließen wir passend diese Erörterung: „Wer sich mit allen Seiten der Universitätsverwaltung vertraut macht in ihren zahlreichen Abteilungen des Lehrens, den Abteilungen für die Finanzen und die Erhaltung, ihren Museen, Laboratorien, Bibliotheken, ihrem ausgedehnten Besitz an Grund und Boden und zahlreichen Gebäuden für sehr verschiedene Zwecke und mit ihrer sozialen Organisation, der wird bemerken, daß die Anstalt mit gutem Grunde die Universität genannt wird. Sie berührt alle menschlichen Interessen, beschäftigt sich mit der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft, breitet sich aus durch die ganze Geschichte der Literaturen, Wissenschaften, Künste und Berufe und strebt, alles systematisierte Wissen zu lehren. Mehr und mehr, wie die Zeit voran geht, und der Reichtum der einzelnen und der Gesellschaft sich häuft, wird sie finden, daß sie ihr Ideal von gestern erreicht, indem sie noch eifrig ihr Ideal von morgen verfolgt“[1].

VI.

Charles William Eliot ist geboren am 20. März 1834. Sein Vater Samuel Atkins Eliot war Schatzmeister von Harvard-College von 1842 bis 1853. Sein Sohn also gehörte im College gleichsam von Anfang an zur Familie. Er gehörte ferner durch die eigene vornehme und alte Neu-England-Familie zu dem, was man in Boston und besonders außerhalb von Boston mit einem gewissen aus Ironie und Verehrung gemischten Ton die Brahminenkaste von Boston nennt. Natürlich studierte er in Harvard. Von 1854 bis 1858 war er am College Lehrer der Mathematik, von 1858 bis 1861 Assistant-Professor der gleichen Wissenschaft, ging aber dann zur Chemie über und lehrte sie als Assistant-Professor von 1858 bis 1863. Von 1863 bis 1865 reiste er in Europa und studierte in Frankreich, Deutschland und England Chemie und die Erziehungsmethoden der Länder. Doch muß man bekennen, daß der allgemeine Eindruck deutschen Geisteslebens außerhalb der rein wissenschaftlichen Sphäre kaum tief gegangen ist. Es gehört vielmehr zu den Zügen seiner geistigen Physiognomie, daß er der innerlichsten deutschen Geisteswelt so fern steht. Man findet keinen Hauch Goethes in seiner Arbeit und seinem Denken. Was aber darin etwa an Kant gemahnt, ist nur der Kant mit dem Puritanismus verbindende Geist des strengen Protestantismus. In Rom erreichte ihn im Jahre 1865 die Berufung zu einer sehr bedeutenden leitenden Stelle in der Industrie von Massachusetts. Er lehnte sie ab und

[1] Siehe University Administration, S. 254. Der Band Educational Reform liegt in der Ausgabe des Century Verlages in New York von 1905 vor. American Contributions to Civilization s. im gleichen Verlage 1907. University Administration, Boston and New York, Houghton, Mifflin and Company, 1908. Dies Buch als der reife Ertrag der Eliotschen Lebensarbeit führt am besten in das Wesen der amerikanischen Universität ein.

entschloß sich für die sehr viel geringer bezahlte Stelle des Professors der analytischen Chemie am Institut für Technologie in Boston. 1867 reiste er noch einmal in Europa. 1869 trat er die Stelle des Präsidenten der Harvarduniversität an. Mit der kurzen Unterbrechung der letzten Jahre war bereits sein ganzes Leben mit Harvard verknüpft gewesen.

Die mächtige Arbeit der Universitätsorganisation füllt die nächsten Jahrzehnte. Schon diese war im vollsten Sinne ein öffentlicher Dienst für die Gesamtheit seines Volks. Kaum aber ist das Werk hier in seine wesentlichen Geleise gebracht, so greift Präsident Eliot auf das regste in alle die großen politischen und sozialen Probleme Amerikas ein und entwickelt sich mehr und mehr zu einer hervorragenden Kraft im nationalen Leben seines Landes. Seit 1890 tagt unter seinem Vorsitz das Komitee der Zehn, eine Vereinigung der leitenden Männer aus allen Gebieten des Unterrichtswesens, beschäftigt, Reform- und Organisationspläne für die amerikanischen Schulen auszuarbeiten. In einer Reihe von Unterkomitees wurden die Programme und Forderungen festgestellt und in dem großen Bericht veröffentlicht. Regelmäßige Zusammenkünfte der verschiedenen Zweige der Lehrerschaft wurden ins Leben gerufen. Ein neuer Geist und wünschenswerte Einheit drangen mehr und mehr in die Schulen ein. Daneben drang der einflußreiche Präsident beständig auf die Bewilligung größerer Mittel für die Schulen. In der gleichen Zeit nahmen die Auseinandersetzungen zwischen Kapital und Arbeit immer drohendere Formen an. Seit 1902 griff Eliot wieder und wieder in sie ein. Mit seiner furchtlosen Offenheit erklärte er der Tyrannei der Arbeiterorganisationen gegenüber den Streikbrecher für einen modernen Heroentypus und jene Tyrannei für die schlimmste Bedrohung der amerikanischen Freiheit seit 1775. Aber sein Wort ging nicht auf die Verschärfung, sondern auf die Ausgleichung der Gegensätze, auf die bessere Verständigung der beiden Parteien durch wohlmeinende gegenseitige Aussprache und auf die Betonung des öffentlichen und allgemeinen Interesses gegenüber den einseitigen und unmöglichen Wünschen. Die Schwäche des politischen Systems in Amerika trat nirgends so grell wie in der Mißwirtschaft der Städte hervor. Die Ehre der Demokratie verlangte hier wenn irgendwo die Reform. Eliot betonte das allgemeine Interesse des Volkes daran, da städtische Mißwirtschaft niemanden mehr schädigt als die Bürger mit geringem Einkommen. Er setzte sich für bestimmte Reformpläne der Verwaltung durch kleine Sachverständigen Kommissionen ein und erreichte den Beginn eines Versuchs mit diesem Plan in zwei Städten Neu-Englands. Er erhob — unter dem Einfluß seines Sohnes — wieder und wieder seine Stimme in einer Frage zugleich der Schönheit und Gesundheit der Städte, für die Einrichtung öffentlicher Parks und Gartenplätze, öffentlicher Atemplätze für das Volk. Es wurde sehr bemerkt, als er im Oktober 1908 — vierundsiebzigjährig — seine Bekehrung zu völliger Enthaltsamkeit von alkoholischen Getränken verkündete, in einer Zeit, da die Absicht der gesetzlichen Einführung des Verbots alkoholischer Getränke in der Union auf der Tagesordnung stand. Unermüdlich hielt er die Wacht gegen Militarismus und Zeremonienwesen in Religion und Recht, gegen die Auswüchse der Parteiregierung, gegen Dünkel, Unnatur und unvernünftige Feindseligkeit in den sozialen Beziehungen.

Seit Jahren erwartet man, bei allen großen Fragen des inneren nationalen Lebens das Wort des Präsidenten Eliot zu hören, und seit Jahren lauscht ihm das ganze Volk.

Man kann in dieser Ausbreitung seiner Tätigkeit den einheitlichen Willen nicht verkennen. Die Universität soll das große Vorratshaus sein für die besten geistigen und moralischen Kräfte im Volksleben, nicht nur das Gehirn, sondern auch das ewig rege Gewissen des Landes, der volle Ausdruck der Verantwortlichkeit für das gesamte nationale Leben. Darum ist die öffentliche Tätigkeit des Präsidenten eine Notwendigkeit. Erziehung, so verstanden, wird ein Stück Nationalpolitik im höchsten Sinne. Die leitenden Erziehungsideen werden Ideale des nationalen Lebens. Der hohe Idealismus, den an Stelle aller utilitarischen Erwägungen Eliot zur höchsten Maxime der Universität gemacht, wird der höchste Leitstern im Leben des Volkes. „Wahrheit und Recht gehen über Nutzen in allen Gebieten des Gedankens und der Tat." Nicht den Nutzen für bestimmte Berufszwecke empfiehlt die Universität. „Ihr wahrer und genügender Zweck sind Erkenntnis und Rechtlichkeit." Dies ist der Geist seiner Arbeit, in dem er teilgenommen an dem ganzen Umkreis der nationalen Probleme. So aber gewann er die Verehrung seines Landes nicht sowohl als Präsident der größten Universität, noch, wie man hübsch gesagt hat, als der Präsident aller Universitäten und Schulen des Landes, sondern als der große Bürger, als der größte Bürger der Vereinigten Staaten.

Diesem treuen Arbeiter sind in seinem langen Leben die menschlichen Schicksale nicht erspart geblieben. In dem Jahre, in dem er sein großes Amt antrat, begrub er das geliebte Weib seiner Jugend, Ellen Derby Peabody. Seit 1877 ist er verheiratet mit Grace Mallen Hopkinson. Im Jahre 1897 verlor er den erst 37 Jahre alten Sohn Charles, der nach Vollendung gediegener Studien in Harvard den für Amerika neuen Beruf des Landschaftsarchitekten für sich erfunden hatte. Der Vater hat in einem umfangreichen Bande dem Sohn, „der Natur und Menschheit liebte, sich selbst erzog für einen neuen Beruf, ihn glücklich ausübte und durch ihn viel Gutes wirkte," ein schönes Denkmal der Pietät gesetzt und es, der Vater dem Sohne, gewidmet, der in seiner glänzenden Blüte starb[1]). Er hatte den ursprünglich künstlerischen Sinn, der in der Frische seiner Naturschilderungen lebt und in seiner Berufsarbeit zur schöpferischen Entfaltung kam, ererbt von der früh gestorbenen zarten und schönen Mutter. Aber man spürt den Vater in der organisatorischen Klarheit und Bestimmtheit und in dem wahrhaft staatsmännischen Geiste, mit dem er seinen Lebensgedanken in öffentliche Aktionen umsetzte zur Verschönerung der Städte, zum Glück des Volks und einer feineren Freudigkeit des amerikanischen Lebens. Fast will es scheinen, als griffe der Wille des Sohnes über den Willen des Vaters hinaus in eine neue, spätere amerikanische Aufgabe. Denn das Amerika der Schönheit muß ja kommen nach dem Amerika des Geistes wie dieses nach dem Amerika des Reichtums und der Macht.

[1]) Charles Eliot, Landscape Architect. Boston, New York 1902. XVII und 770 Seiten.

Groß über das gewöhnliche Mannesmaß, schlank, hochaufgerichtet hat der fünfundsiebzigjährige Greis noch immer die Gestalt eines Jünglings, ohne die leiseste Spur des Verfalls. Noch immer wirkt er in seiner unverminderten Frische und Klarheit wie einer der Jüngsten in seiner Schar. Soeben hat er zwei ausgedehnte Reisen durch Westen und Süden Amerikas vollendet, oft nachts fahrend und an den Tagen unablässig redend, im Sinne der Harvardideen immer neue Hörerschaften mit dem lebendigen Wort suchend. Jetzt, da er zurücktritt, spricht niemand von seiner wohlverdienten Ruhe. Man fragt allein, welchem Gebiet großer öffentlicher Tätigkeit er sich wohl widmen wird.

Sein Leben war ein Leben des Kampfes. Er hatte in den ersten Jahrzehnten den gesammelten Widerstand aller Anhänger der Überlieferung zu überwinden. Er hat durch die Rückhaltlosigkeit seiner furchtlosen Aussprache viele und immer wieder neue Kreise verletzt. Selbst die höchste Unpopularität bei den Studenten scheute er nicht, indem er die Auswüchse ihrer athletischen Spiele wiederholt verdammte. So bildete sich dann wohl die Meinung von ihm als von einem rücksichtslosen Autokraten. Ebenso wuchs mit der Vergrößerung der Universität seine Entfernung vom eigentlich studentischen Leben. Das patriarchalische Verhältnis hörte auf. Er war nicht der Vater und Beichtiger, sondern der Staatsmann von Harvard, nicht der Minister des Innern, hat man gesagt, sondern der des Auswärtigen. Aber man erkannte alsbald die völlige Selbstlosigkeit seiner Politik. Man sah, wie wichtig es ihm war, alle Dinge zu klären in der allgemeinsten und umfassendsten Diskussion, wie gern er die Verdienste des großen Kreises der Mitarbeiter anerkannte, wie unbedingt er die Majoritätsbeschlüsse ausführte, auch wenn sie gegen ihn ausfielen. Dann hatte er die Überlegenheit seiner erstaunlichen Arbeitskraft. Gegen seinen Willen mußte man ihm den ständigen Sekretär aufdrängen. Er hätte lieber alles allein getan. Die Studenten aber wuchsen hinein in den Stolz auf ihren Präsidenten. Man erfuhr die Züge seiner tiefen Güte, wie in jenem Fall vor mehr als dreißig Jahren, als ein Student an den Blattern erkrankte, kein Hospital ihn aufnehmen konnte und nun der Präsident die eigene Familie aus seinem Hause entfernte und den Kranken bei sich aufnahm. Man wußte, wie sicher jederzeit in seinen Händen die Ehre von Harvard war. Unvergessen bleibt sein Telegrammwechsel mit dem Präsidenten Roosevelt. Zwei Studenten von der Bootsmannschaft, die gerade zum Kampf mit Yale rüstete, waren wegen eines Vergehens suspendiert und durften nicht mitrudern. Der Sieg über Yale stand in Frage. Ungeheure Aufregung bemächtigte sich aller Harvardleute und wandte sich gegen Eliot. Da telegraphierten Roosevelt und der Staatssekretär (in unsern Verhältnissen also etwa Kaiser und Reichskanzler) und baten um mildere Strafe. Eliot lehnte telegraphisch ab, „da der feinste Sinn für Ehre die beste Frucht der College-Erziehung sei und beide etwas Unehrenhaftes begangen hätten." Die ganze Stimmung aber schlug in einen jubelnden Dank an Eliot um. (Das Bootsrennen gegen Yale wurde von Harvard gewonnen.) Mit den Jahren nahm auch die reife Milde im Wesen des Präsidenten zu. Mehr und mehr erkannte man in seinem Charakter das kostbarste Gut der Universität. Wie

das Studentenblatt, der „Crimson“, bei seinem siebzigsten Geburtstag erklärte: „Wir sind stolz auf ihn und froh über ihn und widmen ihm die Verehrung, die auch der Schlechteste von uns in seinem Herzen fühlt für das Gute und Große.“ Oder wie es in der schon einmal genannten Adresse heißt: „Ihre äußere Zurückhaltung verbarg ein Herz zarter als Sie selbst sich getrauten zu enthüllen. Scheitern Ihrer liebsten Pläne hat nur Ihre Geduld und Großmut offenbart und die Willigkeit, Ihre Zeit zu erwarten. Furchtlos, gerecht und weise, von tiefem und einfachem Glauben, heiter im Unglück, voll Selbstbeherrschung im Erfolg, bei niemandem der Selbstsucht verdächtig, gebieten Sie Bewunderung allen Menschen und Dankbarkeit und Treue den Söhnen von Harvard.“ Manche Einwürfe gegen sein Werk werden bleiben und vielleicht Bedeutung gewinnen in der ferneren Geschichte der Universität. Die anfängliche Erbitterung gegen den Mann aber hat sich längst verwandelt in Verehrung und grenzenloses Vertrauen. Er sagte einmal: Besser als die Hingabe an eine idealisierte Person ist diejenige an ein personifiziertes Ideal. Das Blatt der Alumni von Harvard (The Harvard Bulletin) wendet den Satz auf ihn an und erklärt ihn für das personifizierte Ideal einer amerikanischen Universität.

Eliot gehört nicht zu den großen Denkern, nicht zu denen, die wie Plato, wie Kant, wie Goethe den Jahrtausenden gebieten. Er hat nicht aus unerhörten Tiefen neue Quellen aufsprudeln lassen für die Menschheit. Er ist rein amerikanisch. Er hat mit dem gesundesten Verstande und mit unerschütterlicher Energie die Umbildung von Harvard zur Gelehrten-Universität im europäischen Sinne vollzogen, immer aber den Gedanken der Erziehung zum öffentlichen Dienst des ganzen Volkes festgehalten. Er hat die Atmosphäre geschaffen, in der der Typus des Gelehrten auf amerikanischem Boden gedeihen kann. Er hat den Gedanken der Demokratie in Formen der Erziehung ausgeprägt. Jenes war eine Übertragung, dies war eine originale Tat. Ob es die sieghafte Form in Amerika bleibt, muß die Zukunft lehren. Jedenfalls aber bestimmt dies Eliots Stellung in der Geschichte Amerikas: er ist der große Staatsmann amerikanischer Pädagogik, der das Ideal seines Volks, das Ideal der Demokratie, erzieherisch, als Erziehungsgedanken verkörpert hat.

Fragen wir, was im letzten Grunde ihm das Vertrauen, die Stellung in seinem Volk und seine Erfolge gewann, so ist es der unwandelbar auf das Gute gerichtete Wille, — es ist die moralische Potenz, die er darstellt. Damit erscheint er endlich selber als eine jener Gestalten, in denen die Demokratie sich rechtfertigt in ihrem höchsten Begriffe, die Gesellschaftsform, in der die Kräfte freiwillig und aus sich selber heraus sich zum Dienst der Gesamtheit organisieren und das lebendige Ganze der Gesellschaft bilden. Ohne Amt des Staates war er eine leitende Kraft des nationalen Lebens einzig und allein als die moralische Potenz, die er ist. Und dies ist vielleicht das Höchste, was gesagt werden kann zum Ruhme Amerikas, daß in ihm — und wohl mehr als irgendwo — die rein moralischen Kräfte es sind, die Vertrauen gebieten und auf die Dauer allein Erfolg verbürgen.

Ludwig XIV. und Madame de Maintenon.

(1635—1714.)

Von

Lady Blennerhassett.

(Fortsetzung.)

I. Politische Reformgedanken unter Ludwig XIV.

Am 2. Dezember 1695 meldete Madame de Maintenon ihrem Freund, dem Erzbischof von Paris: „Hier ist ein Brief, den man dem König vor zwei oder drei Jahren geschrieben hat. Er ist gut gemacht, aber solche Wahrheiten können ihn nicht zurückführen; sie reizen und entmutigen ihn; weder das eine noch das andre ist angezeigt.“ Und wieder, am 27. Dezember: „Es beruhigt mich, von Ihnen zu vernehmen, daß Sie den von mir Ihnen anvertrauten Brief zu hart finden. Das war stets mein Eindruck. Erkennen Sie nicht den Stil?“ Sie hatte ihn erkannt! Der Verfasser war Fénelon, aber der Brief war anonym und in seiner ursprünglichen Fassung von solcher Heftigkeit, daß man zur Erklärung gegriffen hat, nur eine gemilderte Abschrift sei in Madame de Maintenons Hände gelangt. Ein Beweis dafür, daß sie denselben Ludwig XIV. übergeben habe, ist niemals erbracht worden. „Dem König unbekannt“, nennt sich sein Korrespondent; auch diese Äußerung widerspricht den Tatsachen nicht; Fénelon wurde vom Monarchen, soviel man weiß, nur einmal, vielleicht erst nach 1691, empfangen. Das Datum des Briefes läßt sich jedoch annähernd feststellen, da auf Ereignisse angespielt ist, die 1691 stattfanden. D'Alembert ist es, der 1787 den Inhalt des noch heute vorhandenen Originals zuerst der Öffentlichkeit übergeben hat.

Fénelon schildert Frankreich auf dem Wege zum Ruin. Im Laufe des Krieges von 1688, der Jahre dauerte, brachte das Land 160 Schlachtschiffe und 451 000 Mann auf. Zu diesen ungeheuren Opfern an Geld und Blut kamen Mißernten; die Steuerlast drückte um so empfindlicher, als sie ganz ungleichmäßig verteilt war und die Ärmsten, die ackerbauende Bevölkerung, am härtesten traf. Marschall Vaubans damals entworfene Statistik Frankreichs berechnet, daß ein Zehntel der Einwohner aus Bettlern bestand; fünf andre Zehntel darbten; weitere drei Zehntel kämpften mit großen Schwierigkeiten um ihr Dasein. Von den übrigen hunderttausend Familien besaßen nur etwa zehntausend einen gesicherten Wohlstand. Von diesem Zeitpunkt an verfaßte Vauban Denkschriften an Ludwig XIV. und seine Minister über die Lage des armen Volkes. „Der König“, schrieb 1692 Madame de Maintenon,

„kenne das öffentliche Elend, nichts davon sei ihm verborgen." War er doch selbst gezwungen, kostbares Silbergeschirr von größter künstlerischer Vollendung um den Metallwert einschmelzen zu lassen und von Kirchenleuten und Privaten ähnliche Opfer zu verlangen. Selbst Almosen wagte er kaum mehr zu spenden, da sie doch nur auf Kosten ebenso Bedürftiger gegeben seien. Weder seine Bauten aber noch den Luxus seines Hofes schränkte er während der Kriege ein, die das Nationalvermögen kosteten.

Unter dem vernichtenden Eindruck solcher Zustände hielt „der Brief an den König" über ihn und sein System Gericht.

In auffallender Übereinstimmung mit ganz ähnlichen Äußerungen von Madame de Maintenon wird Ludwigs Religiosität als Aberglaube, als Übung der Vorschriften einer kleinlichen Frömmigkeit bezeichnet, die nicht auf Liebe zu Gott, den er wie ein Sklave fürchte, sondern auf der Furcht vor der Hölle beruhe.

Die Erziehung, so heißt es weiter, hat ihn Mißtrauen gegen wahres Verdienst, Selbstsucht und Selbstüberhebung gelehrt, so daß er sich eine irdische Gottheit glaubt. Recht und Herkommen sind despotischen Ministern geopfert, die nach innen und außen alles zertreten, bis Frankreichs Name den Völkern verhaßt, seine wortbrüchige Freundschaft wertlos geworden ist. Der Krieg gegen Holland, die Erwerbung von Nymwegen, die Reunionen sind ungerecht. Das Land verarmt durch den Luxus des Hofes und durch Kriege. Während die Bevölkerungen hungern, findet der Monarch keine Geldmittel mehr; er verschließt sich der Einsicht, daß die Lage verzweifelt ist. Das „Conseil" tut seine Pflicht nicht. Der Herzog von Beauvillau und Madame de Maintenon, die des Königs Vertrauen gebrauchen sollten, um ihn aufzuklären, entehren sich durch Schwäche. Der Beichtvater La Chaize, ein törichter, beschränkter, eifersüchtiger Ordensmann, beherrscht den König. Wer zu schmeicheln versteht, kommt zu Ehren. Die Zeichen allgemeiner Unzufriedenheit mehren sich; die Behörden sehen sich gezwungen, entweder die Frechheit des Aufstandes grausam niederzuwerfen oder durch Geld zu ersticken. „Sire," so schließt der Brief, „das Land ist kaum bebaut, Städte und Dörfer entvölkern sich, das Gewerbe liegt darnieder, der Handel ist zerstört, Frankreich gleicht einem großen, ohne Vorräte gelassenen Spital . . . Gott zögert, Sie zu schlagen, ihn erbarmt es eines von Schmeichlern umgebenen Fürsten, dessen Feinde (die Irrlehrer) auch seine Feinde sind. Aber seine gerechte Sache wird er von der Ihrigen, die es nicht ist, zu trennen wissen; er wird Sie demütigen, um Sie zu einem Christen umzuschaffen."

Louvois lebte nicht mehr, als diese furchtbare Anklage gegen die von ihm vor allen geförderte Politik erhoben wurde, um fast lautlos wieder zu verhallen. Da wollte es ein Zufall, ähnlich demjenigen, der das Erscheinen von Fénelons „Maximes des Saints" veranlaßt hatte, daß seine Stimme dennoch bis zum König drang. Aller Wahrscheinlichkeit nach 1694 entstand der „Telemach". Das vom Geiste Homers und der Aeneide getragene Gedicht in Prosa war als Abschluß am Erziehungswerk des Herzogs von Bourgogne gedacht; es sollte ihn zunächst auf den Ehestand vorbereiten.

Calypso, die Vertreterin sinnlicher Lust; Eucharis, die zärtlich Liebende, die nur der Abstand der Geburt von Telemach trennt, prüfen seine Standhaftigkeit. Antiope verheißt ihm das ruhigere, auf gegenseitige Neigung und Achtung begründete Gattenglück. Es war nicht vorauszusetzen, daß Fénelon, der Fürstenerzieher, sich auf die zarte und innige Lyrik solcher Schilderungen beschränken würde. Vielmehr entwirft er für Telemach das Idealbild des Staates in der Monarchie von Salent, deren Fürst, zugleich Vater, Gesetzgeber und Lehrer seines Volkes, nicht nur für sein zeitliches, sondern für sein ewiges Wohl verantwortlich ist. Erst in späteren Schriften hat Fénelon das Regierungsprogramm ausgearbeitet, dessen freiheitliche, humanitäre Gedanken die Männer der Aufklärung am Vorabend der Revolution veranlaßte, ihn als ihren Bürger zu feiern. Noch hat es ihrer Bewunderung Eintrag getan, daß er am Recht des Staates festhält, das Glaubensbekenntnis seiner Bürger zu bestimmen, denn J. J. Rousseau, der Prophet der Revolution, geht darin noch weiter: sein „Sozialkontrakt" setzt Todesstrafe auf den Ungehorsam gegen das die Staatsreligion bestimmende Gesetz. Zur Zeit, wo der „Telemach" erschien, las er sich vor allem wie eine Satire auf das System, durch das Frankreich regiert wurde. Könige, deren Züge eine nicht zu verkennende Ähnlichkeit mit Sesostris-Ludwig XIV. aufweisen, Minister, die wie Protesilas-Louvois für den Ruin des Staates haftbar sind, büßen in der Unterwelt. „Wenn alles sich so verhält, wie du sagst," spricht Telemach-Bourgogne zu seinem Mentor, dem Erzbischof von Cambrai, „dann ist der Herrscherberuf kein glücklicher zu nennen. Der Fürst ist der Sklave des allgemeinen Wohles. Er muß der Freiheit seine Ruhe opfern."

Fénelon hat versichert, er habe sein Buch nicht der Öffentlichkeit bestimmt. Durch Untreue eines Kopisten soll das Manuskript in die Hände des Verlegers gekommen sein, der es 1699 abdruckte und im ersten Jahre zwanzig Ausgaben, deren Exemplare mit Gold aufgewogen wurden, veranstaltete. „Man spricht nur vom ‚Telemach', worin Fénelon unsere Prinzen lehrt, einen friedfertigen Fürsten dem Eroberer vorzuziehen. Es heißt, Monsieur de Cambrai habe bei Hof eine Kabale," so meldete Madame de Maintenon nach Madrid.

Bei Ludwig XIV. hatte sein Verfasser nichts mehr zu verlieren noch änderte es etwas in seiner Lage, daß jetzt sein Name von der Liste der Erzieher des Herzogs von Bourgogne gestrichen und seine Verwandten vom Hof entfernt wurden.

Ganz anders war die Stellung von Racine. Ludwig XIV. und er kannten sich seit den Tagen der Jugend. Wie Molières „Tartüffe" gegen die Eiferer und die Neider, so hatte der König die ersten Dramen von Racine gegen den schlechten Geschmack des Publikums verteidigt. Der Dichter hatte eine Wohnung zu Versailles; er durfte, wenn er wollte, beim Monarchen eintreten, schlief während einer Krankheit desselben in seinem Zimmer und wurde auch bei Madame de Maintenon in beider Intimität gezogen. Ihm, der gegen den Vorwurf des theologischen Jansenismus sich verwahrte, wurde die Treue verziehen, mit der er der Anwalt seiner Erzieher von Port-Royal und der Nonnen des Klosters blieb. Nachdem Racine allem entsagt hatte, blieb er doch Historiograph des Königs und

sein schwärmerischer Bewunderer. Mit Madame de Maintenon besprach er oft das im Volke herrschende Elend. Sein Sohn Louis Racine erzählt, daß sie es war, die ihn ermutigte, eine Denkschrift darüber ihren Händen anzuvertrauen. Er tat es mit beredsamer Wärme. Da, während sie das Dokument las, trat Ludwig XIV. bei ihr ein, nahm ihr die Blätter aus der Hand, begann zu lesen und fragte, nicht ohne Heftigkeit, nach des Verfassers Namen. Sie wehrte mit dem Bemerken ab, durch ein Versprechen sei sie gebunden, ihn nicht zu verraten. Der König drängte; sie mußte gehorchen und Racine nennen. „Glaubt er, alles zu wissen, weil er vortreffliche Verse macht, und will er etwa Minister werden, weil er ein großer Dichter ist?" rief erzürnt Ludwig XIV. Sie vermied es, Racine bei sich zu sehen, begegnete ihm jedoch im Park von Versailles und versprach, alles auszugleichen. Da wurde das Nahen einer Karosse hörbar. „Der König fährt spazieren, verbergen Sie sich," rief sie bestürzt; Racine verschwand in einer Seitenallee. Er war bereits schwer leidend; obwohl er keine dauernde Ungnade, nur eine vorübergehende Verstimmung erfuhr, soll sie genügt haben, sein Ende zu beschleunigen. Ein Jahr später (1699) starb der Dichter der „Phädra" und Schöpfer der „Athalia" eines heiligmäßigen Todes.

Das Regierungssystem des Königs aber blieb irreformabel, auch dann, als er selbst sich reformiert hatte. Seit 1680 gab sein persönliches Verhalten zu Ärgernissen keinen Anlaß mehr. Der brandenburgische Gesandte nennt den Hof von Versailles „anständiger und geregelter als die meisten Höfe, die dafür gelten".

Moralisten wie La Bruyère, Priester wie Bourdaloue, geopferte Existenzen wie die Herzogin von Orléans urteilten anders. Ihnen erschien die korrekte Haltung, die jetzt der Monarch von seiner Umgebung forderte, wie eine Maske, die abgeworfen wurde, sobald man sich vom Zwang seiner Gegenwart befreit wußte. Die Folgen seines vorhergegangenen skandalösen Privatlebens ließen sich nicht verwischen. Seine legitimierte, zu Rang und Ehren erhobene Nachkommenschaft erinnerte täglich an Geschehnisse, die die öffentliche Moral vergiftet hatten. Innere Umkehr konnte er nicht befehlen. In sittlicher Beziehung blieb die seinige aufrichtig, aber ganz ebenso blieb sein Begriff der Religion gefälscht. Er fuhr fort, religiöse Streitigkeiten mit Gewalt zu unterdrücken und die äußere Befolgung religiöser Vorschriften zur stillschweigenden Bedingung seiner Gunst zu machen. Ein solches Vorgehen untergrub die Überzeugungen und erzeugte Heuchelei. Wenn auch nicht ohne Übertreibung, die sich durch ihre persönliche Lage erklärt, schrieb 1699 Elisabeth Charlotte: „Der Glaube ist hier im Lande dermaßen erloschen, daß man schier keinen jungen Menschen mehr sieht, so nicht athée sein will, aber was am possierlichsten ist, ist, daß eben derselbe, so den athée zu Paris agiert, den devotten bei Hof spielt." Und sie zitiert die Verse:

Dans ces combats, où nos prélats de France
Semblent chercher la vérité,
L'un dit qu'on détruit l'espérance,
L'autre se plaint que c'est la charité.
C'est la foi qu'on détruit, et personne n'y pense.

Ein so überlegener Beobachter wie Leibniz hatte bereits 1696 geklagt: „Wollte Gott, alle Welt wäre wenigstens deistisch, d. h. fest überzeugt, daß alles von einer höchsten Weisheit gelenkt ist.“ Nicht anders dachte der weise Nicole, der friedliebendste unter den Port-Royalisten: „Die große Häresie der Welt ist nicht mehr der Calvinismus oder das Luthertum, sondern der Atheismus. Und zwar gibt es Atheisten aller Art: ehrliche, unehrliche, entschlossene, schwankende, irregeführte.“

Am Ende seiner Tage hielt auch Bossuet Gleichgültigkeit gegen die Religion für das schlimmste und herrschende Übel. Von Spöttern und Freidenkern sagt er: „Sie wissen nicht und wollen sich nicht einmal Rechenschaft geben, ob sie glauben oder nicht. Sie sind bereit, alles zuzugestehen, wenn man sie nur gewähren und nach ihrem Sinn Geschäften und Vergnügungen nachgehen läßt.“ „Les libertins“, so hießen derartig Gesinnte bereits in der Literatur und im Volksmund. Auch solche, die im Grunde gläubig geblieben waren, trugen Unglauben zur Schau, pour faire le grand homme, wie Madame de Maintenon es ausdrückt. Ludwig XIV. hatte keine Zeit, zu lesen; aber er wußte, was vorging. Eine sorgfältig organisierte Geheimpolizei hielt ihn bis ins kleinste über alles informiert, was im ganzen Lande, in der Hauptstadt, in den Familien und an seinem Hof sich zutrug. Er kannte das Urteil Bourdaloues über diesen Hof, „an dem die Absicht, sich zu halten, die Ungeduld, zu Ehren zu kommen, die Furcht, zu mißfallen, das Streben, sich dem Gebieter geneigt zu machen, Gewissen heranzog, die überall sonst als ungeheuerlich bezeichnet würden.“ Wie hätte er den Kanzelredner der Übertreibung zeihen können, nachdem ein Colbert, der fähigste seiner Minister, der einzige, der es wagte, ihn vor den Verschwendungen seiner Bauten und den Kosten seiner Kriege zu warnen, sich dennoch in seinem Dienst maßlos bereichert hatte? Aber weder seine Familie noch andre, die es ebenso, wenn nicht schlimmer, machten, erfuhren des Königs Ungnade. Er nahm es augenscheinlich als selbstverständlich hin, von Bittstellern umringt und ausgebeutet zu werden nachdem er über das Nationalvermögen wie über einen Privatbesitz verfügte und der Begriff des Staates sich in seiner Person verkörperte. Nach dem Tode von Louvois, den er weder beklagte noch ersetzte, blieben die Geschlechter Le Tellier und Colbert im Besitz der höchsten Ämter. Unter seinen Staatssekretären fand der Monarch noch fähige Werkzeuge, keinen großen Minister mehr. Er schien den Verlust nicht zu empfinden, verlängerte seine Arbeitszeit bis tief in die Nacht, überwachte sorgfältiger als je zuvor alle Zweige der Verwaltung und leitete von nun an seine auswärtige Politik mit allumfassender Tätigkeit.

II. Der Hof Ludwigs XIV.

Um Europa von Frankreichs ungebrochener Wehrkraft zu überzeugen, sammelte der König 1698 eine ganze Heeresmacht im Lager von Compiègne. Die Stadt, vor deren Wällen die Fahne der damals gänzlich in Vergessenheit geratenen Jungfrau von Orléans einst mit ihr in den Staub gesunken war, wurde dem Scheinmanöver einer Belagerung ausgesetzt, die der nunmehr sechzehnjährige Herzog von Bourgogne an der Spitze der Truppen zu leiten hatte. Das

militärische Schauspiel währte drei Wochen und kostete Menschenleben. Selbst der Prinz, der ein tollkühner Reiter war, geriet in Gefahr, beim Durchschwimmen eines Flusses mit seinem Pferd zu ertrinken. Offene Tafel zu halten, überließ er seinem Unterbefehlshaber Boufflers, während er das Lagerleben der Truppen teilte; das zu ihrem Unterhalt verpflichtete Offizierkorps, das der Krieg verarmt hatte, mußte dennoch die Mittel aufbringen, um diese Truppen dem König in tadellosem Zustand vorzuführen, denn man wußte, daß Ludwig XIV. wahr sprach, wenn er auch in bezug auf sein Heer sagte, „er habe alles das im Kopf"; er war kein Feldherr, aber ein Administrator ersten Ranges; Le Tellier, sein Sohn Louvois und der König schufen für die Monarchie die erste jener permanenten Armeen, die Europa zwang, ein Gleiches zu tun.

Der ganze Hof, der bei dieser Gelegenheit verschwenderischen Luxus aufbot, stand am Entscheidungstag der Einnahme von Compiègne um den König auf dem Festungswall versammelt und sah dort noch ein andres, eigentümliches Schauspiel. Madame de Maintenon hatte im Gefolge der dorthin befohlenen Prinzessinnen anwesend zu sein. Aber dieses Mal verlor sie sich, wie sie es sonst zu tun pflegte, nicht in der Menge, sondern sie befand sich in einer Portechaise, auf deren Stangen die Herzogin von Bourgogne, vergnügt wie immer, Platz genommen hatte. Neben der Portechaise stand in ehrerbietiger Haltung, den Hut in der Hand, Ludwig XIV. und neigte sich von Zeit zu Zeit zur Dame herab, um ihr die militärische Aktion zu erklären, wobei sie, die von rheumatischen Schmerzen geplagt, jeden Luftzug fürchtete, das Fenster einige Finger breit herabließ, um mit ihm zu sprechen. Den anwesenden Saint-Simon, den dieser Anblick förmlich in Wut versetzte, tröstete allein die Zuversicht, sein Entsetzen, sa stupeur, werde von allen Zuschauern, ja vom ganzen Heere geteilt. Der hochmütige junge Herzog gab sich einer argen Täuschung hin; unter der Herrschaft der Mätressen hatte man Ähnliches erlebt, und zudem übte der Monarch ritterliche Höflichkeit gegen alle Frauen. Es stand ihm frei, eine vor allen auszuzeichnen. Das Lager von Compiègne hinterließ den Eindruck, daß der Herzog von Bourgogne, wenn auch nicht Feldherrntalent, so doch die Eigenschaften des guten Soldaten gezeigt habe. Am Ende des Jahres 1698 kam die ersehnte Stunde, die ihm Gattenrechte gewährte und zwei sehr ungleich veranlagte Naturen zusammenband. Der junge Prinz hatte unablässig gearbeitet; er studierte, in seiner Bibliothek eingeschlossen, Tacitus und Platos „Republik", französisches Recht, Mathematik und Kriegswissenschaft, verlangte und erhielt mit des Königs Zustimmung Berichte der Intendanten über die Lage der Provinzen und Denkschriften des aristokratischen Reformators Boulainvilliers über den ökonomischen Zustand Frankreichs.

Die Gemahlin, die er leidenschaftlich liebte, hatte währenddessen getändelt und dem Vergnügen sich hingegeben. Es war Madame de Maintenon nicht gelungen, Ernst in der Seele dieser reizenden, aber frivol angelegten Persönlichkeit zu wecken; vielmehr waren die Grundsätze, auf die die Erzieherin keiner Andern gegenüber jemals verzichtete, an der Jugendlust und dem Liebreiz des verzogenen Kindes gescheitert, das, die Etikette übermütig durchbrechend, den König Großpapa nannte, Grimassen schnitt, auf seinen Knien schaukelte, an ihn ge-

richtete Briefe in seiner Gegenwart öffnete, las und einmal bei einer solchen Gelegenheit eine strenge Kritik ihres eigenen Verhaltens fand.

Vor ihrem Eintritt in die Ehe überreichte ihr Madame de Maintenon eine mit Schmucksachen gefüllte Kassette, auf deren Grund sich ein Schriftstück befand. Es enthielt Lebensregeln; sie schärften ein, niemals Eifersucht zu zeigen, nie zu klagen, nie die dem Gatten schuldige Liebe im gleichen Maß zurückzuverlangen, den besten Freund, den einzigen Vertrauten in ihm zu schätzen. Nach dem Tode des jungen Paares fanden sich diese sorgfältig aufbewahrten Ratschläge wieder. Überblickt man ihrer beider Dasein, so ist es unzweifelhaft, daß der Herzog, nicht seine Gemahlin, sie befolgt hat. Der oft hier erwähnte Spanheim nannte ihn vor der Heirat den hoffnungsvollsten unter allen jungen Fürsten, aber etwas finster und nicht eben liebenswürdig. Nach seiner Verheiratung vollzog sich bei dem Thronerben eine Wandlung, die er sich später zum schweren Vorwurf gemacht hat. Zwei Jahre hindurch gab er sich, seiner Frau zu Gefallen, den weltlichen Freuden, die sie nicht entbehren wollte, hin. Der Karneval war nicht lang genug, um ihrer Tanzlust zu genügen; der Erzbischof von Paris erhob vergebens seine Stimme, wenn Maskenfeste und Bälle zu verbotenen Zeiten bei Hof gegeben wurden. Man versuchte es mit dem Beichtvater der Prinzessin, die ihn im Jesuitenorden wählen mußte, aber beständig wechseln durfte: „Drängen Sie mir keinen Dummkopf für sie auf," sagte Madame de Maintenon zum König in einem der seltenen Gespräche mit ihm, deren Wortlaut sie wiedergibt. So fiel einst die Wahl auf einen früheren Missionär in China, und man glaubte, die Herzogin, die ihn rufen ließ, wolle beichten. Statt dessen sollte er ihr das richtige Kostüm einer Chinesin angeben, das sie auf dem nächsten Maskenball anlegen wollte. Als er das nicht konnte, entließ sie ihn lachend. Ludwig XIV. besuchte die Hauptstadt nicht mehr; seinen Enkelkindern gestattete er den Besuch der Pariser Oper, des Schauspiels, der Jahrmärkte. Im kleinen Kreis, zu Versailles, durften sie zuweilen mit Schauspielern von Profession, wie den berühmten Baron, Komödie spielen. Der Herzog, der sehr musikalisch war, sang in der Oper „Alceste" von Sully; selbst der König beteiligte sich an den Chören. Zu Marly, zu Trianon, zu Fontainebleau ersetzte er der Herzogin von Bourgogne die Wintervergnügungen durch Wasserfahrten, Nachtfeste und Soupers. Er ließ sie die Schlösser und Residenzen der Prinzen und großer Herren besuchen und begleitete sie zuweilen selbst. Der Herzog d'Antin, der einzige legitime Sohn der Montespan und das Urbild des Höflings, hatte um die Ehre eines solchen Besuchs gegeizt. Der König kam und rügte es, daß eine Allee die Aussicht vor seinen Fenstern versperre. Am Morgen, als er aufwachte, waren die Bäume gefällt. Man legt Madame de Maintenon die Äußerung in den Mund, es sei ein Glück für sie, dem König an jenem Tag nicht auch mißfallen zu haben, denn ohne Zweifel hätte sie d'Antin veranlaßt, auf der Landstraße zu übernachten. „Ich rudere," berichtete sie erschöpft auf einem andern Ausflug mit der Herzogin von Bourgogne, die in Trianon Kühe molk und butterte. Nach glänzenden Festlichkeiten auf dem Schloß des Herzogs von Bourbon fuhr sie morgens früh fünf Uhr über Paris

nach Versailles, ließ ihre Karosse an den Hallen halten, kaufte Obst, ging dann in die Kirche, um die Messe zu hören, überraschte, in Versailles angekommen, den König in seinem Bett und schlief, in ihre Gemächer zurückgekehrt, bis zum Abend. Zürnend schrieb ihre Stiefgroßmutter, Elisabeth Charlotte, sie sei so schlecht erzogen, daß sie Mitleid einflöße. Aber auch ihr schmolz das Herz bei den Tränen, die die Herzogin von Bourgogne beim Abschied von Elisabeth Charlottens Tochter vergoß, die nach Lothringen heiratete. Nachdem eines Abends Scarrons Komödie „Jodelet, maitre et valet" vor einem auserlesenen Publikum zu Versailles gespielt worden war, kamen der Herzogin von Orleans wieder andre Gedanken. Sie eilte an den Schreibtisch und schrieb nach Hannover: „Ich dachte bei mir selbst, daß, wenn die Herzogin von Bourgogne nach dem Namen des Autors gefragt und man ihr gesagt hätte, das Stück ist von ihrem Onkel, so wäre sie sehr erstaunt gewesen; aber vom Augenblick an, wo sie Madame de Maintenon Tante nennt, muß man wohl verstehen, daß ihr Mann, Scarron, auch ihr Onkel ist." Die Prinzessin jedoch war bei allem Leichtsinn viel zu klug, um von verfänglichen Dingen zu reden, und überdies sprachen sowohl der König als Madame de Maintenon ganz unbefangen von Scarron.

Eine ganz andre Episode war es, die ihr großen Kummer und schlaflose Nächte brachte. Ludwig XIV. tolerierte nicht nur, er ermutigte das Spiel. Es beschäftigte seinen Hof und bot ihm selbst Gelegenheit, durch Geldspenden und Veranstaltung von Lotterien, bei welchen kostbare Gegenstände verlost wurden, den weniger Bemittelten unter den Damen und Herren seines Hofes zu Hilfe zu kommen. Das beliebteste unter den Kartenspielen war das Lansquenet, bei dem ungeheure Summen gewagt wurden. Die Herzogin von Bourgogne erlag der Versuchung, spielte leidenschaftlich, ganze Nächte hindurch, verlor und konnte nicht mehr zahlen. In ihrer Not schrieb sie einen verzweifelten Brief an Madame de Maintenon, bat zerknirscht um Verzeihung und versprach sich zu bessern, wenn ihr nur diesmal geholfen und ihre Schulden beglichen würden. Ihr zu Gefallen hatte ihr Gemahl zu spielen angefangen, war ebenfalls mit fortgerissen worden und mußte seinerseits um Gnade bei seinem Großvater bitten. Der König zahlte mit dem Bemerken, es freue ihn, daß der Herzog von Bourgogne sich vertrauensvoll an ihn gewandt habe; er möge es auch fernerhin tun; Leute ihres Ranges seien in der Lage, Geld zu verlieren. Das Werk Fénelons zitterte in der Wagschale: es ging verloren, wenn Telemach auf abschüssige Bahnen geriet. Da erfolgte die Umkehr. Im April 1701 erkrankte die Herzogin von Bourgogne so schwer, daß die Ärzte sie aufgaben. Sie wurde dennoch gerettet; ihr Gemahl schrieb an Beauvillier, ihm sei, statt der verdienten Strafe, Barmherzigkeit widerfahren; er wolle treu und dankbar sein. Von diesem Zeitpunkt an kam ein asketischer, von Übertreibung nicht freizusprechender Zug in sein Leben. Er tanzte nicht mehr; er ließ den König zürnen und die Höflinge spotten, wenn er von nun an nur noch, wenn seine Stellung ihn dazu zwang, auf Bällen und im Theater erschien. „Was werden Sie beschließen, Monseigneur, wenn Sie einst der Herr sind?" fragte in bezug auf das Theater Madame de Maintenon, „viele Leute

sind der Ansicht, daß das Verbot von Opern, Schauspielen und ähnlichem schlimmere Übel zeitigen würde." „In diesem Fall", gab er zur Antwort, „würde ich das Für und Wider sorgfältig abwägen und hierauf zugunsten dessen entscheiden, was mir als das kleinere Übel erschiene." Saint-Simon erwähnt einmal, der Herzog sei nicht nur den Tafelfreuden ergeben, sondern ein fester Trinker gewesen. Er überwand auch diese Schwächen. Zwei kleine, silberne Weinkühler, die er zu seinem Privatgebrauch hatte anfertigen lassen, verschwanden von seiner Tafel; der Erlös ging an die Armen. Jede Erhöhung seines nicht übermäßigen Taschengeldes schlug er aus. Weder die eigenen Vorsätze noch die Bitten, Rügen und Vorstellungen Madame de Maintenons vermochten die Herzogin von Bourgogne der Leidenschaft des Spieles zu entreißen. Er aber beschränkte sich auf unbedeutende kleine Beträge und nahm Karten nur zur Hand, wenn ein Partner fehlte oder um solche, deren beschränkte Mittel er kannte, vor empfindlichen Verlusten zu schützen. Den Umgang mit Frauen vermied er überhaupt. Scherzen von sehr zweifelhaftem Geschmack, die seine Gemahlin sich in dieser Beziehung mit ihm erlaubte, begegnete er rauh, ohne jeden Anflug von Humor. Der Musik entsagte er nicht, aber er komponierte nur noch geistliche Lieder. Die Zuneigung für seine Frau äußerte sich in einer Schärfe, unter der sie litt und die sie ihm zu entfremden drohte. „Fromm, verliebt und skrupulös", nannte ihn Madame de Maintenon, die ihn nicht besser, aber vernünftiger gewünscht hätte. Elisabeth Charlotte schalt ihn „aus Frömmigkeit ganz stupid geworden, nachdem er ohnedies hinkend und buckelig ist". Sie sollte ihre Meinung über ihn gründlich ändern. Aber auch Saint-Simon fand ihn wie „einen Novizen oder Seminaristen", weil er in seinen religiösen Übungen den Bogen überspannte. Seine lebenslustige Gemahlin ließ er gewähren; er selbst schloß sich in seinem Studierzimmer von der Welt ab. Diejenigen, denen das Glück des jungen Paares am Herzen lag, wurden besorgt. Die Mutter in Savoyen, eine Tochter erster Ehe des Herzogs von Orléans und der unvergeßlichen Henriette von England, vertrauerte ihre Tage zu Turin und hielt den Blick auf ihre Tochter zu Versailles gerichtet. Die kleine Person, schrieb sie bekümmert an Madame de Maintenon, lebe nicht in gutem Einverständnis mit ihrem Gatten: sie bat, über sie und ihren guten Ruf zu wachen. Deutlicher sprach in einem gleichzeitigen Brief Elisabeth Charlotte. Wir geben ihn mit der charakteristischen Orthographie des Originals wieder: „Die duchesse de Bourgogne hatt viel Verstandt, allein sie ist wie alle Junge medger sein denen man den freyen willen leßt, Nehmblich coquet und wildt, were sie bey leutten, so sie hilten, wie sie gehalten solte sein, könte waß guts auß J. L. werden, Ich förchte aber, wie man sie gewehren leßt, daß viel histörger vor den Tag komen werden."

Die histörger hatten Eigennamen. Saint-Simon, der Bewunderer der Herzogin von Bourgogne, gibt dennoch zu, daß sie Unvorsichtigkeiten mit einigen Edelleuten beging und mit einem derselben Briefe wechselte. Damals stand der Herzog von Bourgogne im Feld. Von dort schickte er der Gemahlin rührende Verse und mit seinem Blut unterzeichnete Briefe, die oft unbeantwortet blieben. Von fieberhafter Ungeduld, sie wiederzusehen, erfaßt, gefährdete

er seinen militärischen Ruf und verscherzte auf Jahre des Königs Vertrauen, weil er um Urlaub bat und vorschnell das Heer verließ, um nach Versailles zurückzukehren. Von den Koketterien seiner Gemahlin erfuhr er nichts, doch scheinen sich Vorgänge wiederholt zu haben, die ihren Ruf gefährden konnten. Glücklicher als Marie Antoinette, der sie in manchem nicht unähnlich ist, fand die junge Frau den Schutz ihrer Jugend in der mütterlichen Liebe von Madame de Maintenon, die klug genug verfuhr, um sich ihr Vertrauen zu erhalten, bis das Schicksal eingriff und sie im Feuer der Prüfung reifte. Auch in Personenfragen war die Rolle von Madame de Maintenon keine passive mehr. Ihre Freundschaft für den Erzbischof von Paris, mit dem sie einen intimen Briefwechsel unterhielt und den sie stark beeinflußte, übertrug sich auf das Haus Noailles. Mit seinem Neffen, dem Grafen d'Ayen, der 1704 den Herzogstitel seines Vaters antrat, verheiratete sie 1698 ihre Nichte, d'Aubignés einzige Tochter, die sie zu ihrer Erbin bestimmte. Der König gab dem jungen Paar verschwenderisch; die enorme Summe von 800 000 Livres wurde noch durch die Einkünfte hoher Stellen vermehrt. Damals hat der ganze Hof der Neuvermählten und ihrer Tante, die nach der herrschenden Sitte zum Empfang der Glückwünsche feierlich auf ihren Betten lagen, gehuldigt. D'Aubigné, der Ludwig XIV. „den Schwager" nannte, mußte ferngehalten werden und blieb bis zu seinem 1704 erfolgten Tod ein Gegenstand der Sorge für die Schwester, die nie die Hoffnung aufgab, ihn zu einem geregelten Leben zu veranlassen.

Unerachtet all ihrer Versicherungen, wie peinlich ihr die Politik und wie alle Selbstliebe in ihr abgestorben sei, wurde eine gewisse Beteiligung daran für die Frau unvermeidlich, die täglich, ja stündlich mit dem Monarchen in den kritischsten Momenten verkehrte. Man hat ihr die Entlassung Pontchartrains zugeschrieben, weil der fähige Minister durch Verteidigung der gallikanischen Staatsmarimen sich ihre Abneigung zugezogen habe. Allein Pontchartrain fiel nicht in Ungnade, sondern wurde Kanzler. Chamillart verdankte ihr seine Erhebung zum Staatssekretär der Finanzen und wurde im Januar 1701, nach dem plötzlichen Tod von Barbézieux, auch Kriegsminister, „Colbert und Louvois in einer Person". Chamillart war redlich, wohlmeinend und liebenswürdig, aber unfähig, so verantwortungsschwere Aufgaben zu bewältigen. Pomponne dagegen, aus der jansenistischen Familie Arnauld und einer von Ludwigs XIV. besten Dienern, wurde als bejahrter Mann 1691 wieder Minister und empfahl 1699 Colberts Sohn, Torcy, zu seinem Nachfolger. Torcy bewährte seine Fähigkeit als Staatssekretär des Äußeren. Vendôme, dessen Charakter Madame de Maintenon verachtete, andre mit ihm, machten dennoch ihren Weg und ihren Talenten hat sie warme Anerkennung gezollt. Man behält den Eindruck, daß, wie schon Madame de Sevigné hervorhebt, ihre Freundin lieber Freunden genützt als Gegnern geschadet habe. Die Ernennungen des Herzogs du Maine zum Gouverneur des Languedoc, seines Bruders, des Grafen von Toulouse, von dem man nur Gutes weiß, zum Gouverneur der Bretagne führten zum offenen Bruch auch mit dem Herzog von Orléans. Wenn Ludwig XIV. wirklich des Einflusses bedurfte, um die Söhne von Madame de Montespan, die er selbst

zärtlich liebte, so zu bevorzugen, gelang es ihm trotz allem nicht, den Herzog von Bourgogne von Fénelon zu trennen. Seit 1701 ließ der Prinz dem unvergessenen Lehrer ohne des Königs Vorwissen Briefe zukommen und vernahm, nach vierjährigem Schweigen, wieder eines Fürsten würdige Ratschläge. Fénelon sagte: „Das Reich Gottes besteht nicht in Beobachtung kleinlicher Förmlichkeiten, sondern in Erfüllung der Standespflichten eines Jeden ... Die von Einsiedlern und schlichten, einfachen Leuten sind nicht die Ihrigen. Der heilige Ludwig ist als großer König selig geworden. Die Verpflichtung, an weltlichen Verpflichtungen teilzunehmen, darf Sie nicht stören. Mit Menschen, die über alles klagen, kann ich mich nicht verständigen; nichts ist unwürdiger, nichts so falsch gedacht, als in allen Dingen das Peinlichste zu wählen." Gott, so lehrte Fénelons Theologie, wolle ein einfaches Herz und einen fröhlichen Dienst.

Die öffentliche Laufbahn des Herzogs von Bourgogne hatte begonnen; der spanische Erbfolgekrieg rief auch ihn zu den Waffen. Mit banger Sorge folgten ihm die Gedanken des Erzbischofs von Cambrai ins Heerlager: Wie werde er bestehen, und was sollte aus Frankreich werden?

III. Die Succession in Spanien.

Man schrieb 1700. Bevor das Jahr zu Ende ging, trat das Ereignis ein mit dessen Folgen Europa seit Dezennien in Krieg und Frieden rechnete. Karl II., der letzte kinderlose Sprosse der spanischen Habsburger, starb am 1. November in Madrid. Auf sein Ende warteten in Paris, Wien, München, Turin und Lissabon ungeduldige Erben. Nur zwei derselben kamen damals ernstlich mehr in Betracht: Kaiser Leopold und Ludwig XIV.

Beide waren Enkel Philipps III. und Schwiegersöhne Philipps IV. von Spanien.

Nach dem Erbrecht ging der Anspruch des französischen Königs voran, denn sowohl seine Mutter wie seine Gattin waren die älteren Töchter. Beide zwar hatten auf die Succession verzichtet, aber der Verzicht war an Bedingungen, die nie ausgeführt wurden, gebunden. Der Kaiser hatte seinerseits die zunächst erbberechtigte Tochter, Gemahlin Max Emanuels von Bayern, zum Verzicht zugunsten seiner jüngeren Söhne gezwungen. Die Mächte der großen Allianz hatten ihm 1689 das Erbe Karls II. garantiert. Zehn Jahre später unterzeichneten, nach dem Friedensschluß von Ryswyk, England, Holland und Frankreich den Teilungsvertrag von 1698, der dem Kurprinzen von Bayern Spanien gab, dessen übrige zwanzig Kronen zwischen den Erben verteilte. Eine Auflösung des Besitzes der Monarchie war den Spaniern verhaßt. Karl II. suchte dem Unheil zu entgehen, indem er den bayrischen Kurprinzen zu seinem Nachfolger ernannte. Der Knabe starb ein Jahr später, 1699. Ein neuer Teilungsvertrag zwischen den Seemächten und Frankreich würde dessen Grenzen erweitert und gestärkt, den Erzherzog Karl nach Spanien berufen, die Monarchie abermals geteilt haben. Ludwigs XIV. Zustimmung schien aufrichtig. Dem Kaiser wurde für die seinige eine Frist gewährt.

Unter dem Stachel der Insulte, die über den Besitz eines Lebenden verfügte, raffte sich Karl II. noch einmal zur Tat auf, die die Integrität seiner Monarchie bewahren sollte. Frankreich hatte Spanien und ihn bekriegt und geschädigt: es war allein stark genug, es zu retten. Unter dem Einfluß der so denkenden nationalen Partei wandte sich der sterbende König an den sterbenden Papst. „Innocenz XII.", sagt Voltaire, „behandelte die Gewissensfrage als Staatsaktion; Karl II. machte die Staatsaktion zur Gewissensfrage." Sei er berechtigt, so lautete sie, den Enkel Ludwigs XIV. zu seinem alleinigen Nachfolger zu berufen? Der Papst ließ sich drängen, bevor er die Lösung gut hieß. Der König schwankte, bevor er das Testament unterzeichnete. Bald nachdem er es am 2. Oktober 1700 getan, trat die Agonie ein, die jeden Sinneswechsel ausschloß.

Noch am 28. September hatte der französische Gesandte Blécourt die Wahl des Erzherzogs vorausgesetzt; im Oktober sprach er von Gerüchten zugunsten eines französischen Prinzen. Am 4. November beratschlagte Ludwig XIV. in den Gemächern von Madame de Maintenon mit seinem Gesandten in London, Tallard, und mit seinem Staatssekretär des Äußeren, Torcy. Sie empfahlen, am Teilungsvertrag festzuhalten. Der König stimmte bei und ließ die Entscheidung nach Holland melden.

Am 9. November überbrachte Blécourts Kurier die Todesnachricht Karls II. und das Dokument, das die Wahl des Philipp von Bourbon, Herzogs von Anjou, zum Könige von Spanien vollzog. Im Fall des Ablebens folgte ihm sein Bruder Berri, diesem der zweite Sohn des Kaisers, Erzherzog Karl, nach ihm der Herzog von Savoyen und dessen Nachkommen. Der Herzog von Orléans, der wie Ludwig XIV. ein Enkel Philipps III. war, blieb ausgeschaltet.

Der Hof war in Fontainebleau. Am Nachmittag des 9. November konferierte Ludwig XIV., dessen Haltung dem Hof nichts von dem noch geheim gehaltenen Ereignis verriet, bei Madame de Maintenon. Anwesend waren der Dauphin, Beauvillier, der Kanzler Pontchartrain, Torcy. Beauvillier allein stimmte für das Festhalten am Vertrag. Der Kanzler erwog das Für und Wider. Der Dauphin erwachte aus seiner Apathie und verlangte, ehrfurchtsvoll aber bestimmt, vom König sein Erbe. Torcy änderte seine Meinung. Der Kaiser habe den Vertrag nicht angenommen: wenn Krieg unvermeidlich sei, dann besser für als gegen Spanien, für das Ganze als für einen Teil Krieg führen. Der König schwieg. Abends besprach er sich mit Madame de Maintenon, Torcy und Barbézieux. Am 10. November, nach vierstündiger Beratung, entschied er für Annahme des Testaments.

Der Marquis de Louville, der den Söhnen des Dauphin beigegeben war, erwähnt eines bei diesen Verhandlungen laut gewordenen Protestes. „Madame, was denken Sie von der Sache?" hatte der König Madame de Maintenon gefragt. Mit größter Wärme machte sie alle Einwände gegen den Antritt der Succession geltend. Sie betonte, daß weder die Allianz mit Spanien dauernd sein werde noch der König berechtigt sei, sein Wort zu brechen. „Vraiment, elle fit une belle défense," sagt Louville; sie habe in ihrer Aufregung zu Hilfe gerufen, als Barbézieux, Louvois' Sohn, heftig widersprach.

Es war ihre letzte Gegenwehr. Ein Brief an Noailles, der, zum Kardinal ernannt, in Rom am Konklave teilnahm, ist vom 17. November und beweist keine Sinnesänderung: „Sehr kluge Leute sind der Ansicht, daß wir dem Krieg entgehen werden, aber einen langwierigen, verheerenden Krieg hätten bestehen müssen, wenn der Vertrag ausgeführt worden wäre."

Die sehr klugen Leute hatten gesiegt. Am 15. November verließ der Hof Fontainebleau. Am nächsten Tag, zu Versailles, wurde der spanische Botschafter in des Königs Kabinett befohlen, wo der Herzog von Anjou anwesend war: er möge seinen König begrüßen, sagte Ludwig XIV. Der Spanier beugte das Knie und hielt eine Anrede in seiner Sprache. Der Monarch verstehe sie noch nicht, er werde für ihn antworten, bemerkte der König. Dann ließ er die Flügeltüren aufschlagen und stellte dem versammelten Hof den neuen Souverän mit den Worten vor: „durch Erbrecht und Testament, auf Wunsch und Bitte der spanischen Nation, deren Willen er gern erfülle, sei Philipp V. auf den Thron berufen: es sei der Wille Gottes." Der Botschafter war es, der hierauf das Wort prägte: „Les Pyrénées sont fondues."

Philipp von Anjou, Beauvilliers Schüler, war ein guter, rechtschaffener Mensch, an dem man Wahrhaftigkeit und gute Sitten rühmte. Aber er war apathisch und neigte zur Schwermut, die ihn später veranlassen sollte, vorübergehend seiner Krone zu entsagen. Dem spanischen Blut in seinen Adern verdankte er die kastilische Grandezza, die Madame de Maintenon hervorhebt, und mit der er die Huldigungen des eigenen Vaters, die seiner Brüder empfing Die sechzehn Jahre, die er zählte, verlangten dennoch ihr Recht. Er tollte und spielte des Abends in den Gemächern seiner mütterlichen Freundin, während der kurzen Spanne Zeit, die er noch mit den Seinen verbrachte Mit weisen Ratschlägen, den Frieden zwischen ihren Reichen zu wahren Franzosen nicht zu begünstigen, auf erprobte Ratgeber zu hören und die Staatsgeschäfte von ihnen zu erlernen, verabschiedete ihn der Großvater. Bereits am 4. Dezember schlug die Trennungsstunde, die unter andern Elisabeth Charlotte beschrieben hat: „Alles weinte und schrie, monsieur le dauphin, der sonst ganz indifferent scheint, war erschrecklich touchirt und ambrassirte seinen Sohn mit solcher tendresse, daß ich noch weinen muß, wenn ich nur dran gedenke. Ich dachte, Vater und Sohn würden vor Leid sterben, so erschrecklich touchirt waren sie. Der gute König ambrassirte mich auch so von Herzen, konnte kein Wort nicht reden vor weinen; kurz darauf rief eine Stimme: Sire tout est prêt: Tant pis, sagte der König in Spanien, wir ambrassirten uns noch einmal, der gute duc de Berry weinte auch von Herzensgrund, der duc de Bourgogne weinte nicht, die Augen wurden ihm nur rot. Man hörte und sah nichts als Schnupftücher und Augen wischen; Männer, Weiber, alles weinte bitterlich."

Von seinen Brüdern bis zur spanischen Grenze begleitet, wo die Bevölkerungen ihn jubelnd erwarteten, schied Philipp V. für immer von Versailles.

Für Ludwig XIV. kam die Auseinandersetzung mit Europa. Unter dem Eindruck der allgemeinen Überraschung schien sein Glück ihm nicht zu versagen. Der Kaiser zwar war zum Krieg entschlossen, aber England und Holland, seine alten Verbündeten, wollten Frieden. Wilhelm III. und sein Stellvertreter

Heinsius im Haag vermuteten Hinterlist: der König, so sagten sie, habe nur in den Teilungsvertrag gewilligt, um das Testament zu erzwingen. Aber auch sie mußten vorläufig nachgeben und verhandeln. Bayern, Portugal, Savoyen, der Papst, endlich Holland und England selbst anerkannten Philipp V.

In Versailles folgten sich die gewohnten Feste und Vergnügungen: nichts verriet das Vorhandensein einer Krisis oder die Notwendigkeit von Einschränkungen. Nur das Verhältnis zwischen dem König und seinem Bruder hatte sich getrübt, weil der Herzog von Orléans gegen die Successionsordnung des Testaments unverzüglich protestiert hatte. Schon in den Novembertagen 1700, als Ludwig noch zu schwanken schien, soll der Herzog von Chartres daran gedacht haben, insgeheim nach Spanien zu entweichen und seine Rechte geltend zu machen. Jedenfalls billigte der Herzog von Orléans den von Abbé Dubois, dem berüchtigten Erzieher, befürworteten Plan seines Sohnes, Kriegsdienste unter Philipp V. zu nehmen. Der König verbot es im April 1701. Da übermannte seinen Bruder der Zorn, und es kam zu einer heftigen Szene zwischen ihnen. Die erzwungene Ehe des Herzogs von Chartres mit einer Bastardtochter Ludwigs habe ihm nur Schande gebracht: während seine Schwäger du Maine und Toulouse in jeder Weise bevorzugt würden, verurteile man ihn zum Nichtstun und lasse ihn an Tollheiten und Ausschweifungen zugrunde gehen. „Eine Bestie, aber von Verstand und guten Anlagen," nannte ihn seine Mutter Elisabeth Charlotte. „Man verzeiht ihm nicht, ein Mann sein zu wollen," schrieb sie nach Hannover. Heftiger als je sprach sie von „der Pantecrotte", dem alten Teufel, der Zote, der vieille guenippe, die Louvois vergiftet haben und an allem Schuld sein sollte. Und das in Briefen, von denen sie wußte und erzählte, daß sie vom „spitzfindigen, naseweisen Torcy" vor der Weiterbeförderung gelesen wurden. Eine Versöhnung hatte nicht stattgefunden, als der Herzog plötzlich zu Saint-Cloud am Schlagfluß starb. Den König erschütterte der Verlust aufs tiefste; er häufte Gnaden auf den nunmehrigen Herzog von Orléans. Elisabeth Charlotte glaubte sich, trotz der Pfälzer Entschädigung, in dringender Notlage und wagte nicht, die Großmut des Monarchen anzurufen. Da ließ sie, wie sie ausführlich erzählt, Madame de Maintenon durch ihren Sohn wissen, es sei der rechte Moment, sich mit ihrem Schwager auszusöhnen. Da sie leidend und ans Zimmer gefesselt war, bat sie Madame de Maintenon zu sich. Diese kam, erbat sich aber die Gegenwart der Hofdame, Herzogin von Ventadour, und nun folgte eine Szene, der es an grimmiger Komik nicht gebrach. Elisabeth Charlotte, die unter andern Dingen der ihr verhaßten Dame ihre niedrige Abstammung nicht verzieh, fand es diesmal angezeigt, ihr die ungeheure Vergünstigung zu gewähren, in ihrer Gegenwart niedersitzen zu dürfen! Dann erzählt sie: „Ich habe ihr gleich wiederholt, wie content ich von ihr wäre und begehrte ihre Freundschaft, habe ihr auch gestanden, daß ich übel zufrieden mit ihr gewesen, weillen ich gemeint, daß sie mir des Königs Gnaden entzogen und mich gehaßt hatte, daß ich es auch von Madame la Dauphine erfahren, wolle aber gerne Alles vergessen, wenn sie nur meine Freundin sein wolle. Hierauf hat sie mir viel schöne und eloquente Sachen gesagt und ihre

Freundschaft versprochen und wir haben uns ambrassirt." Saint-Simon weiß mehr, vielleicht zu viel. Auf die Proteste der Herzogin, niemals habe sie etwas Feindseliges gegen Madame de Maintenon getan, habe diese einen Brief aus der Tasche gezogen, worin von ihrem Konkubinat mit dem König und vom Verfall Frankreichs die Rede war, worauf die Herzogin, und das kniefällig, mit Schreien, Weinen und Bitten um Vergebung geantwortet hätte. Madame de Maintenon schweigt über den Vorgang. Nur ein Brief von ihr an Madame de Ventadour ist vorhanden. Darin bittet sie die Herzogin, sich über die Art ihres Empfanges zu beruhigen: das größte Zeichen ihres Wohlwollens werde darin bestehen, ihr die Freiheit, die sie liebe, zu lassen und nur von gleichgültigen Dingen mit ihr zu reden. Weitere Versuche, sich ihres Einflusses zu bedienen, wies sie bestimmt ab. Die Herzogin ging zum König, dem sie sagte: „Si je ne vous avais pas tant aimé, je n'aurais pas tant haï Madame de Maintenon." Ludwig XIV. lachte, versicherte, niemals Briefe der Herzogin gelesen zu haben, gab eine Pension von 250000 Livres, die er später, auf die Klagen der Herzogin, sie könne nicht ihrem Rang gemäß leben, noch einmal erhöhte. Sie hatte Madame de Maintenon ewige Dankbarkeit geschworen und machte es ihr gegenüber bald ärger als zuvor: sie war nicht die Frau, eine erlittene Demütigung zu vergessen.

Vor Abspielung dieser Episode hatte Ludwig XIV., in der Selbstüberhebung des Erfolges, sich durch verhängnisvolle Fehler seinen Feinden in die Hände gespielt.

Am 1. Februar 1701 registrierte das Parlament seine Patente zur Aufrechterhaltung der Successionsrechte Philipps V. und seiner Nachkommen auf den französischen Thron. Es war nicht gesagt, daß in einem solchen Falle beide Kronen gegen die formelle Bestimmung des Testaments vereinigt würden. Der Erlaß war dennoch eine gefährliche Herausforderung.

Der Besitz der spanischen Niederlande durch Philipp V. galt den Seemächten als eine Bedrohung Hollands, dessen Truppen noch in den Festungen, den sogenannten Barrierenplätzen, lagen. Bereits im November 1700 bot der König seinem Enkel die Hilfe französischer Truppen, um die Holländer, wenn sie nicht freiwillig gingen, aus diesen festen Plätzen zu vertreiben. Im Februar 1701 ließ er die Garnisonen festnehmen. Nach Anerkennung Philipps, die dennoch im Haag erfolgte, gab er sie zwar frei, ließ aber eine bewaffnete Macht in Belgien. England, das im April Philipp V. ebenfalls anerkannte, wollte noch immer Frieden. Aber das Parlament regelte die protestantische Succession, die die Kurfürstin Sophie von Hannover und ihre Erben auf Englands Thron berief. Die holländische Regierung wies Zugeständnisse, die Ludwig XIV. jetzt machte, zurück und verlangte mit Englands Unterstützung Herausgabe der Barrierenplätze, die Evakuation Belgiens und Entschädigungen für den Kaiser. Die Verhandlungen zerschlugen sich. Das Parlament in London bewilligte Rüstungen und ließ Wilhelm III. frei, die große Allianz mit dem Kaiser, die einem neuen Teilungsvertrag gleichkam, am 7. September 1701 zu schließen. Am 16. September starb Jakob II. zu Saint-Germain. Ludwig XIV. hatte Geld und Blut für ihn geopfert. Der Versuch, England

unter den Stuarts in seine Macht zu bringen, war Jahrzehnte hindurch das Ziel seiner Politik gewesen. Ein ritterliches Gefühl band ihn an Jakob II., dessen Gemahlin die Freundin Madame de Maintenons war. Auf beider Bitten anerkannte er am Sterbebett des Vaters den jungen Jakob III. als König von England. Die Demonstration blieb eine platonische, war aber eine Verletzung von Artikel IV des Vertrags von Ryswyk, der Wilhelm III. als König von England anerkannte. In Frankreich gab es noch immer Leute, die auf das Wunder einer katholischen Restauration der Stuarts rechneten. Zu diesen gehörte die Äbtissin von Maubuisson, wie Sophie von Hannover eine Tochter des Winterkönigs, deren Privatleben in früheren Jahren ans Unglaubliche gegrenzt hatte und die hierauf eine würdige, erbauliche alte Dame wurde. Als Elisabeth Charlotte von dieser Tante und deren politischen Hoffnungen brieflich Mitteilung erhielt, schrieb sie an Kurfürstin Sophie: „An diesem miracle zweifle ich auch sehr . . . Sobald ich gesehen, was unser König für den Printz de Galles getan, habe ich wohl gedacht, daß es diesem jungen König mehr schädlich als vorteilhaft sein würde, und der König Wilhelm dabei gewinnen würde." Und sie wünschte sich Glück, katholisch zu sein, „damit ich Euer Liebden kein obstacle an der Kron sein kann." Kurfürstin Sophie sei die würdigste Person von der Welt, eine große Königin zu sein. Sie behielt vollkommen recht: die englische Nation ward von da an dem Krieg gewonnen; Wilhelm III. konnte sterben, sein Wille hatte gesiegt. Am 19. März 1702 schloß er die Augen. Am 15. Mai 1702 unterzeichneten der Kaiser, Holland und Königin Anna Stuart von England die Kriegserklärung gegen Frankreich.

Kaiser Leopold hatte seit 1701 den Krieg und zwar im Mailändischen eröffnet. „Der König wäre sehr töricht, wenn er die spanische Krone für seinen Enkel ausschlüge," hatte die Herzogin von Bourgogne im Laufe der dramatischen Woche bemerkt, als noch niemand wußte, was Ludwig XIV. beschließen würde: die kleine Prinzessin vergaß ihres Vaters.

Viktor Amadeus, unzufrieden wie immer, hatte territoriale Entschädigungen, ja den Austausch seiner Länder gegen das Mailändische gewollt. Er erhielt Geld und wurde Generalissimus der vereinigten Heere. Seine jüngere Tochter wurde die Gemahlin Philipps V., und so unterzeichnete er den Turiner Vertrag vom 6. April 1701, aber er blieb ein unsicherer Verbündeter, und man wußte zu Versailles, daß er mit dem Kaiser nicht ganz gebrochen hatte. Unter ihm befehligte Catinat. Gegen ihn stand sein Vetter Eugen von Savoyen, des Kaisers großer Feldherr. Eugen schlug Catinat. Ludwig XIV. sandte seinen alten Freund Villeroy. Villeroy ließ sich zu Cremona von den Kaiserlichen gefangen nehmen, und der König schickte Vendôme, den Nachkommen Heinrichs IV., der Erfolge errang und sie nicht ausnützte.

Während das in Italien geschah, begannen 1702 die Feindseligkeiten am Rhein, wo der Kurfürst von Köln, ein bayrischer Prinz, wie sein Bruder Max Emanuel zu Frankreich hielt. Ihr Gegner war John Churchill, später Herzog von Marlborough, ein Meister in der Kriegskunst wie in der Diplomatie. Nominell befehligte der Herzog von Bourgogne 45000 Franzosen

unter dem Marschall Boufflers. Obwohl interne Streitigkeiten die Macht der Alliierten lähmten, vollendeten sie 1703 die Eroberung des Kurfürstentums Köln und Gelderlands.

Eine dritte französische Armee unter Villars, einem Feldherrn von Genie, sollte sich mit Max Emanuel in Bayern vereinigen. Auf dem Zuge dahin gewann Villars am 14. Oktober 1702 zu Friedlingen den Marschallstab und rettete den aus Tirol verjagten Kurfürsten ein Jahr später durch den Sieg bei Höchstädt. Aber Zwistigkeiten mit ihm und mit Chamillart in Paris veranlaßten Villars, seine Abberufung zu verlangen.

Noch waren Frankreichs Grenzen nicht bedroht, keine entscheidenden Schläge gefallen. Aber mit ruinierten Finanzen mußte Ludwig XIV. am Rhein, in Bayern, in den Niederlanden, in Italien zugleich kämpfen und endlich das dekadente Spanien schützen, „den toten Körper," wie Fénelon sagte, „der sich nicht verteidigt." Ein Subsidienvertrag und Zugeständnisse an Portugal sicherten es wenigstens vor Einfall zu Lande; aber es blieb die See, und Frankreichs achtzig Linienschiffe waren in kleinen Flotten verteilt. Ludwig XIV. regierte tatsächlich nicht nur Frankreich, sondern auch Spanien. Ungerechnet des ständigen Depeschenwechsels zwischen Versailles und Madrid sind fünfhundertachtunddreißig eigenhändig geschriebene oder doch diktierte Briefe des Königs an den Enkel, Philipp V., vorhanden. Durch seinen Botschafter in Madrid, d'Harcourt, einem Freund von Madame de Maintenon, durch des jungen Monarchen Begleiter, den Marquis de Louville, vor allem durch Kardinal Porto-Carrero, den Haupturheber des Testamentes, versuchte Ludwig XIV. die spanischen Angelegenheiten zu leiten. Der schwache Charakter Philipps, sein gänzlicher Mangel an Erfahrung erschwerten die Aufgabe. Louville, der seine Gunst verlor, hat hart über ihn geurteilt; er fand ihn indolent und mittelmäßig; er regiere nicht und werde nie regieren. Die Frage, wer über ihn regieren sollte, fand sich vom Augenblick an gelöst, wo die Prinzessin von Savoyen, seine zu Turin seit September 1701 ihm angetraute Gattin, sich mit ihm vereinigte. Die Erziehung Beauvilliers hatte nichts über seine angeborne Schüchternheit vermocht, dagegen hatte sie in seiner Seele eine aufrichtige, gewissenhafte Religiosität geweckt; zeitlebens hielt er sich zu ehelicher Treue verpflichtet. So wie er veranlagt war, wurde ihm die Gattin unentbehrlich. „Ich gehe zu heiraten," schrieb er vergnügt auf dem Wege zur Grenze an Madame de Maintenon. Diese konnte ohne Schmeichelei erwidern, sie hoffe, er werde Freude an der Königin erleben, deren außerordentlichen Verstand man rühme. Sie sollte auch wirklich fürstliche Eigenschaften und ungewöhnliche Energie bewähren. Vorläufig jedoch war die Zwölfjährige fast noch ein Kind und mußte erzogen werden. In ihrem Geleit erschien eine Frau, von der Madame de Maintenon an Philipp V. schrieb, niemand sei geeigneter, bei Ausbildung der jungen Königin ihr beizustehen, als eben diese. „Die Minerva sei gefunden", berichtete Elisabeth Charlotte nach Deutschland.

Es war die Witwe eines Orsini, des Herzogs von Bracciano, die seit 1696 in Frankreich den Namen Prinzessin des Ursins führte. Unter diesem Namen ist sie in die Geschichte eingetreten.

IV. Die Prinzessin des Ursins (Orsini) und Madame de Maintenon.

Die beiden Frauen kannten sich seit den Tagen ihrer gemeinsam zu Paris verlebten Jugend, dann hatten sich ihre Wege getrennt.

Im Jahre 1659 heiratete Anne-Marie de la Trémoille, die Tochter des an der Fronde beteiligten Herzogs von Noirmoutiers, einen Talleyrand, den Prinzen von Chalais. Infolge eines Duells, das dem älteren Bruder des Herzogs von Beauvillier das Leben kostete, mußte Chalais fliehen. Von seiner Frau begleitet, entwich er nach Spanien, wo sie während eines längeren Aufenthaltes Land und Leute beobachten lernte und die Sprache sich aneignete. Hierauf ging sie nach Rom, wohin Chalais ihr folgen sollte. Auf dem Wege dahin starb er zu Venedig. Die beiden hatten sich geliebt, und trauernd zog sich die Witwe in ein römisches Kloster zurück. Es lag in der Nähe der französischen Gesandtschaft, und bald sprach man in Rom von intimen Beziehungen zwischen dem Vertreter Ludwigs XIV., Kardinal d'Estrées, und der geistreichen, lebhaften Französin, die eine kaum weniger warme Freundschaft mit dem spanischen Botschafter, Kardinal Porto-Carrero, verband. D'Estrées vermittelte ihre Wiederverheiratung mit dem Herzog von Bracciano, dem Haupt des Hauses Orsini, das dadurch den französischen Interessen gewonnen werden sollte. Diese zweite Ehe blieb kinderlos, wie die erste es gewesen, und war nicht glücklich. Der Palast Bracciano wurde jedoch der Mittelpunkt einer glänzenden Geselligkeit; die Herzogin schulte sich in politischen Intrigen und zählte bald zu den Persönlichkeiten, mit deren Einfluß man zu rechnen hatte. Die schlechte Finanzlage ihres Mannes veranlaßte sie jedoch seit 1687 zu längeren Aufenthalten in Paris, wo sie Prozesse führte und keine Rolle zu Versailles spielte. Madame de Maintenon mußte in Abrede stellen, daß die Herzogin sich 1692 mit dem Rang einer Hofdame bei der Herzogin von Chartres begnügt haben würde. Sie war in Rom anwesend, als ihr Gatte 1698 dort starb. Von da an griff sie in die Politik und zwar zunächst in religiöse Streitfragen ein. An Ludwigs Minister, Torcy, sandte sie Berichte, in denen sie für Bossuet gegen Fénelon im quietistischen Hader Partei nahm; das allerdings mehr als zweideutige Verhalten des französischen Botschafters, des Kardinals von Bouillon, in der Sache malte sie in so grellen Farben, daß sie zu seinem Sturz beitrug. Theologie war ihr sehr gleichgültig; Bouillon büßte zunächst dafür, daß er sich mit ihr verfeindet hatte. Sein Nachfolger verfuhr klüger und nahm vorläufig das Absteigequartier im Palast Bracciano. Dort machten die Erben des alten Herzogs seiner Witwe ihre Rechte streitig; das geschmälerte Einkommen verschlangen neue aussichtslose Prozesse. Alles mahnte, an die Zukunft zu denken.

Noch waren die Beziehungen zwischen der Prinzessin und Madame de Maintenon zu wenig intim, um einen direkten brieflichen Verkehr zu veranlassen. Zwischen ihnen vermittelte die Marschallin de Noailles, die im Januar 1700 einen Brief der ihr verwandten Dame aus Rom mit der Bitte erhielt, sich der Jahre zu erinnern, die sie auf dem Scheitel habe. Das genaue Datum

der Geburt Madame des Urſins kennt man nicht, aber damals war ſie wenigſtens ſechzigjährig. Auf dem gleichen Wege ließ ſie Madame de Maintenon der Einſicht wegen beglückwünſchen, mit der ſie gegen Fénelon Stellung genommen und ſo den Triumph der Wahrheit vorbereitet habe. Mit dem franzöſiſch geſinnten Innocenz XII. hatte die Prinzeſſin auf vertrautem Fuße geſtanden. Sie erhob, wie es ſich zeigte, nicht ungerechtfertigte Bedenken, als Frankreichs Einfluß bei der Papſtwahl von 1700 zugunſten des Kardinals Albani aufgeboten wurde, der unter dem Namen Clemens XI. einundzwanzig Jahre lang regieren und das Vertrauen Ludwigs XIV. in Bezug auf Philipps V. Rechte in Spanien täuſchen ſollte. Sie dachte zunächſt an das Wichtigſte, an dieſe Succeſſion und ließ im Hinblick auf dieſelbe Ludwig XIV. wiſſen, „die einzige wichtige Perſon in Rom ſei ſie.“ Torcy wurde in Kenntnis geſetzt, daß die Prinzeſſin, um einen Gegner Frankreichs zu gewinnen, ihn in ihrem Zimmer ſchlafen laſſe. Einer ſo unbegrenzten Hingebung gebührte der verdiente Lohn. Zunächſt erfolgte die Gewährung einer Penſion. Bald darauf ſtarb Karl II.; die Annahme des Teſtamentes berief Ludwigs Enkel auf den ſpaniſchen Thron, und eine der nächſten Sorgen des franzöſiſchen Königs war die Ernennung des Beichtvaters für Philipp V. Nach der Gepflogenheit des Hauſes Bourbon hatten die Jeſuiten ein ausſchließliches Recht auf dieſes Amt. Madame des Urſins unternahm es dennoch, die bereits erfolgte Wahl eines Mitgliedes der Geſellſchaft und zwar deswegen rückgängig zu machen, weil dieſe ihr täglich de nouvelles friponneries zufüge. Madame de Maintenon, die auf dem ſchlüpfrigen Boden von Verſailles bei ähnlichen Anläſſen beinahe zu Fall gekommen wäre, verweigerte die erbetene Mitwirkung mit dem Bemerken, in ſolche Angelegenheiten miſche ſie ſich nicht. Der Jeſuit Daubenton ging als Beichtvater nach Madrid und begegnete ſich dort mit der Prinzeſſin. Auf die erſte Kunde der bevorſtehenden Vermählung Philipps hatte ſich dieſe um die Würde der Cameriera mayor bei der zukünftigen Monarchin beworben. Nach Aufzählung aller Anſprüche, die ſie geltend machen konnte, verwies ſie auf ihre Freundſchaft mit Porto-Carrero, auf den ſie rechnen könne, und erklärte ſich imſtande, „in Madrid Sonne und Regenwetter zu machen“. Die Empfängerin des Briefes, Marſchallin von Noailles, Torcy und Porto-Carrero befürworteten die Ernennung am Turiner Hofe und bei Madame de Maintenon. Im April 1701 ſchrieb dieſe an d'Harcourt, Ludwigs Geſandten in Madrid: „Da es mir ungleich leichter fällt, über Damenangelegenheiten als über andre mich zu äußern, ſo ſchlage ich vor, daß Madame de Bracciano die Prinzeſſin von Savoyen begleite. Sie iſt eine Frau, die Verſtand, Sanftmut und Höflichkeit beſitzt. Sie kennt das Ausland, hat immer repräſentiert und führt den ſpaniſchen Grandentitel. Sie hat keinen Mann, keine Kinder und folglich keine unbequemen Anſprüche. Ich ſage Ihnen das ohne perſönliche Abſicht, ohne Intereſſe, einfach deshalb, weil ich ſie Ihren Wünſchen entſprechender als irgend eine der hieſigen Frauen finde.“ Porto-Carrero hatte ſeinerſeits verſichert, in Madrid ſeien Kabalen und Rivalitäten ungleich mehr als der Einfluß einer Fremden zu fürchten, deren Autorität und Erfahrung bei dem jugendlichen Alter der Königin unentbehrlich ſeien. Im Mai konnte Torcy die Zuſtimmung Ludwigs XIV. zur Ernennung der

Prinzessin melden, die dem König in gemessenen Worten wie jemand dankte, der keine andre Lösung erwartet hatte. Von einem fürstlichen Hofstaat umgeben, verließ sie Rom, um bei Einschiffung der Königin ihre Dienste anzutreten. Freimütig schrieb sie ihrer Freundin Noailles, sie sei arm, gueuse, aber noch stolzer als arm. Spätere unerwiesene Verdächtigungen ihrer Uneigennützigkeit in Geldsachen durfte sie im Briefwechsel mit Madame de Maintenon mit ironischer Verachtung besprechen. Zeitgenossen und Augenzeugen wußten sie so gleichgültig für ihren materiellen Vorteil, daß sie selbst die ihr schuldigen Gehaltsrückstände nicht einforderte und lieber ruiniert und eine törichte Frau genannt sein wollte, als sich zu bereichern. Saint-Simon, der nicht müde wird, sich mit ihr zu beschäftigen, beschreibt sie eher groß als klein, majestätisch von Gestalt, mit blauen Augen, die alles sagten, was sie wollte, stets gemessen und würdevoll in ihrem Auftreten, sanft und höflich gegen Hoch und Nieder, von überlegenem Verstand und vollendeter Lebenskunst in den kleinsten wie in den größten Dingen. Eine natürliche originelle Beredsamkeit belebte ihr Gespräch, das unerschöpflich anregend und sehr unterhaltend war, weil sie vieles gesehen, viel gelesen und nachgedacht hatte. Saint-Simon setzt als Schatten zu dem Bilde einen maßlosen, jedoch aufs Höchste gerichteten Ehrgeiz, der in den Mitteln, sich durchzusetzen, nicht wählerisch war, keine Gefahr scheute, keine Beleidigung verzieh und widrige Schicksale mit so gleichmütiger Gelassenheit ertrug, daß kein Stimmungswechsel innere Stürme verriet.

Ganz ähnliche Eigenschaften, Mut, Tatkraft, Selbstbeherrschung, entdeckte die Prinzessin bei der kleinen, nicht zwölfjährigen Königin. Sie bot ihr ganzes Können auf, diese Anlagen auszubilden und Philipps Gemahlin auf ihren hohen Beruf vorzubereiten.

Vorläufig jedoch hatte sie es mit zwei Kindern zu tun. Sie war mit ihnen auf dem Wege nach Madrid, als sie folgenden Brief an die Marschallin von Noailles richtete: „Guter Gott, zu welchem Amt haben Sie mich berufen! Ruhe finde ich nicht; selbst mit meinem Sekretär zu sprechen, habe ich keine Zeit, noch kann ich essen, wenn mich hungert. Ich preise mich glücklich, wenn es mir gelingt, in aller Eile eine schlechte Mahlzeit zu verschlingen; denn nur selten setze ich mich zu Tisch, ohne im selben Moment abberufen zu werden. Wahrlich, Madame de Maintenon müßte lachen, wenn sie wüßte, wie es mir ergeht. Ich bin es, die die Ehre hat, dem König von Spanien den Schlafrock zu reichen, bevor er zu Bett geht, und dasselbe Kleidungsstück mit seinen Pantoffeln in Bereitschaft zu halten, wenn er aufsteht. Das ließe sich noch mit Geduld ertragen; aber es ist doch zu grotesk, daß jeden Abend, wenn der König sich zur Königin begibt, der Oberstkämmerer mir seinen Degen, ein Nachtgeschirr und eine Lampe überreicht, deren Inhalt ich gewöhnlich über meine Kleider ausgieße. Niemals würde er das Bett verlassen, ohne daß ich vorher seine Vorhänge zurückzöge. Es würde als ein Sakrilegium betrachtet, wenn eine andre Person als ich das Schlafgemach der Majestäten in ihrer Anwesenheit beträte. Neulich erlosch die Lampe, weil ich die Hälfte des Öls verschüttet hatte. Ich vermochte das Fenster nicht zu finden, weil wir des Nachts an dem Ort eingetroffen waren. Ich fürchtete, mir die Nase an der Wand einzuschlagen, und während einer Viertelstunde stießen der König und

ich aufeinander, bis wir endlich das Fenster fanden. Er bezeigt mir so viel Gunst, daß er die Güte hat, mich zuweilen zwei Stunden vor der Zeit, zu der ich aufstehen möchte, rufen zu lassen. Die Königin geht auf diese Scherze ein, ohne mir bis jetzt das Vertrauen zu schenken, das ihre piemontesischen Kammerfrauen besaßen. Das setzt mich in Erstaunen, denn ich bediene sie besser als diese und bin überzeugt, daß sie ihr weder die Füße so reinlich waschen noch Strümpfe und Schuhe so sauber anlegen würden, als ich es tue."

Wenige Monate später, und dieselbe Frau, die die spanische Etikette zu den Dienstleistungen einer Kammerzofe verurteilte, regierte Spanien.

Philipp V. mußte fort, zunächst nach seinem Königreich Neapel. Von dort aus begab er sich ins Feldlager des Herzogs von Savoyen, unter dessen Kommando auch spanische Truppen gegen den Kaiser fochten, an deren Spitze er sich tapfer schlug. Bis zu seiner 1703 erfolgten Rückkehr führte die Königin die Regentschaft. In die Junta, zu den Konferenzen mit Ministern und Gesandten begleitete sie die Cameriera mayor. Madame des Ursins lernte regieren. Mit jeder neuen Erfahrung wuchs ihre Verachtung „für die Leute, mit denen sie zu tun hatte". Es währte nicht lange, so veranlaßte sie den unbedeutenden Porto-Carrero zum Rücktritt. Drei Botschafter Ludwigs XIV. mußten ihr weichen. Ihr Vertrauensmann war der Leiter des Finanzwesens, der Franzose Orry. Die Spanier haßten ihn, weil er despotisch, insolent und brutal war; später gelang es ihm dennoch, dem verarmten Lande Einkünfte und eine Wehrkraft zu schaffen. Dank der Prinzessin wurde die Königin populär. Cadix verteidigte sich gegen den Angriff der Seemächte, aber ihre Flotten nahmen spanische Galeone weg, die Gold aus Amerika brachten. Da trat, im Mai 1703, Portugal, durch Versprechungen gewonnen, zu den Seemächten über und verpflichtete sich, den Erzherzog Karl aufzunehmen und mit einem Heer zu unterstützen. Einige Zeit später, im September 1703, erhielt Vendôme in Italien den Befehl, das Kontingent des Herzogs von Savoyen zu entwaffnen, weil man in Versailles wußte, daß sein Abfall drohte. Er vollzog ihn im November. Die Seemächte traten von der Teilungspolitik zu jener der Depossedierung Philipps V. über und anerkannten den Erzherzog als König von Spanien, nachdem der Kaiser zu seinen Gunsten verzichtet hatte. Zu Anfang von 1704 hatte Frankreich noch einen Alliierten, Max Emanuel, und in das bedrohte Bayern entsandte Ludwig XIV. seinen dort befindlichen Truppen und dem Kurfürsten den Marschall Tallard vom Rhein aus zu Hilfe. Ihm aber folgte Prinz Eugen und führte sein Heer dem von Marlborough und seinen deutschen Alliierten entgegen. Vereint siegten sie am 13. August 1704 bei Blenheim und wandten sich an den Rhein. Bayern war verloren, die französische Grenze bedroht. Nur wenn Frankreich mächtig und erfolgreich sei, werde Spanien loyal bleiben, schrieb und drängte unaufhörlich die Prinzessin des Ursins. Weder Ludwig XIV. noch Torcy fanden sich mehr im Chaos der spanischen Angelegenheiten zurecht, wo Philipp V. in ratloser Unsicherheit zwischen den Befehlen aus Versailles und der Politik von Madame des Ursins hin und her schwankte. Aber er hatte kein nennenswertes Heer, und Ludwig XIV., auf drei Punkten zur Gegenwehr genötigt, mußte ein viertes Korps, 12000 Mann unter Berwick, dem Enkel nach Spanien

senden. Berwick, der natürliche Sohn Jakobs II. und einer Schwester Marlboroughs, trug den Krieg nach Portugal, bedrohte Lissabon, wurde durch Proviantmangel zum Rückzug gezwungen und konnte es nicht verhindern, daß Minorca und Gibraltar den Engländern in die Hände fielen, die französische Flotte vernichtet wurde und englische Schiffe sich auf dem Mittelmeer „wie Schwäne auf dem See zu Chantilly" bewegten.

Ludwig XIV. trug das Unglück gelassen. Er besaß die wahrhaft königliche Eigenschaft, seine Generale nicht für Niederlagen zu strafen. Sein Jugendgenosse Villeroy hatte 1702 sich zu Cremona von den Kaiserlichen wegfangen lassen: der König bedauerte ihn und übertrug ihm 1704 den Oberbefehl über das Heer in Brabant. An Villeroy schrieb Madame de Maintenon nach dem vernichtenden Schlag von Blenheim: „Sie kennen seine Standhaftigkeit; er hat keinen Augenblick seine Ruhe verloren . . . er will von keinen Vorwürfen gegen seine Truppen hören." Sie hatte, gegen ihre sonstige Gepflogenheit, dem König nichts peinliches zu verbergen, doch einmal versucht, ihn zu schonen, und deswegen Chamillart gebeten, Briefe Catinats aus Italien über Streitigkeiten unter den Heerführern zu unterdrücken. „Die arme Frau!" war alles, was Ludwig sagte, als Chamillart, durch Fragen gedrängt, ihm das Vergehen eingestand. Nur der Herzog du Maine mußte seiner Unfähigkeit wegen das Heer verlassen, doch ohne die Vorliebe seines Vaters einzubüßen. Ein Opfer aber begehrte der König. Philipp V. und seine Gemahlin, die beide die Prinzessin des Ursins schwärmerisch liebten, sollten sie von Hof und Land entfernen. Für die Zustände in Spanien, für die alle Reformen lähmenden Kabalen zwischen Spaniern, Franzosen und ihr selbst hielt Ludwig XIV. die ehrgeizige Camerera mayor allein verantwortlich und drang auf ihre Entlassung. Als Philipp V. mit Berwick gegen die Portugiesen ins Feld zog, setzte er sie trotz aller Bitten und Tränen des Königspaares durch. Ein komisches Intermezzo soll den letzten Anstoß gegeben haben. Das Alter der Prinzessin, so meinte man, schütze sie vor Liebesabenteuern. Darin täuschte man sich durchaus. In ihrem Gefolge befand sich als Stallmeister ein gewisser d'Aubigny, „eine Bestie", sagt Louville, ein schöner Mann, sagen andre, dessen herausfordernde Manieren kaum Zweifel über seine bevorzugte Rolle zuließen. Eines Tages, als er sich mit Madame des Ursins allein glaubte, gebrauchte er brutale Redensarten, die Anwesende in große Verlegenheit setzten. Sie allein zeigte nicht die geringste Unruhe. Da sie Depeschen, die nach Versailles gingen, vor der Absendung zu öffnen pflegte, fand sie in einer derselben perfide Bemerkungen über ihr Verhältnis zu d'Aubigny, die mit den Worten schlossen, man glaube sie mit ihm verheiratet. Pour mariés, non, soll sie auf den Rand geschrieben und hierauf die Depesche dem Kurier zur Weiterbeförderung übergeben haben. d'Aubigny, der eine Hofstelle in Madrid erhielt, verlor ihr Vertrauen nie und verhandelte wiederholt ihre Angelegenheiten erfolgreich zu Versailles.

Als der Befehl, Madrid zu verlassen, sie erreichte, gehorchte sie augenblicklich. Madame de Maintenon suchte vergebens die in Schmerz aufgelöste Königin zu trösten: „Die schlechten Beziehungen zwischen den Botschaftern und Madame des Ursins haben großen Schaden gestiftet, den man gut machen muß. Aber

ich beschwöre Eure Majestät, nicht zu glauben, daß man die Prinzessin verderben will, noch ihr andres vorwirft, als allein regieren zu wollen. Übrigens ist nichts lobenswerter als die Freundschaft, die Eure Majestät ihr bewahren, und die Gerechtigkeit, die sie ihrem Verhalten zollen. Obwohl ich jede Einmischung ablehne und nichts vermag, so hoffe ich dennoch, daß alles zur Zufriedenheit Ihrer Majestäten sich schlichten möge." Madame des Ursins, die nichts aus der Fassung brachte, war derselben Meinung. Sie hatte vor der Abreise von Madrid alle Vorkehrungen zur Erhaltung ihres Einflusses getroffen, ging nach Alcala, dann nach Toulouse, wo sie vom Juni bis Dezember 1704 blieb. Madame de Maintenon wolle ihr wohl und bezeige ihr Mitgefühl, schrieb sie an Freunde. Sie erhielt im Januar 1705 auch wirklich die Erlaubnis, in Versailles zu erscheinen, und kaum dort angelangt, feierte sie Triumphe, die selbst ihre kühnsten Erwartungen übertrafen. Bei Madame de Maintenon konferierte sie mit Ludwig XIV., stundenlang; er, der Hunde nicht leiden mochte, streichelte ihr Schoßhündchen, zeichnete sie in jeder Weise aus und ließ sich überzeugen, daß ohne sie sein Enkel ihm entschlüpfte und weder dieser noch die Königin sie entbehren konnten. Madame des Ursins, von nun an mit den weitestgehenden Vollmachten die Vertrauensperson Ludwigs XIV., erhielt ein Ministerium ihrer Wahl in Madrid. Es bestand aus Spaniern und Franzosen. Botschafter Frankreichs wurde der fähige Amelot, auf dessen Mitwirkung sie rechnen konnte. Orry, der mit ihr gefallen war, kehrte zurück. An Chamillart richtete sie fortan in gebieterischem Ton ihre Anordnungen. Die Abreise nach Spanien jedoch verzögerte sie. Madame de Maintenon schrieb am 5. Juni 1705 ihrem Vertrauten, dem Herzog von Noailles, es gehe etwas vor, das sie nicht verstehe; die Prinzessin sei nicht zum Fortgehen zu bewegen. Saint-Simon gibt eine Erklärung, für die er allein verantwortlich ist. Er meint, das Alter und die Gesundheit der damals fieberkranken Madame de Maintenon hätten die Prinzessin verlockt, in Versailles statt in Madrid zu herrschen, und sie habe daran gedacht, die Nachfolgerin der anonymen Königin von Frankreich zu werden. Für die Voraussetzung, als ob der König zwischen zwei nahezu siebzigjährigen Damen geschwankt habe, fehlt jeder sonstige Beweis. Die Prinzessin reiste ab, und es begann zwischen ihr und Madame de Maintenon der fast zehnjährige Briefwechsel, der Tag für Tag von den spanischen Angelegenheiten Rechenschaft gibt. Diese Korrespondenz läßt keinen Zweifel darüber, daß die Leidenschaft und das Verständnis für Politik auf Seite der Prinzessin waren und ihre Freundin nur notgedrungen die Last dieses brieflichen Verkehrs zu ihrer Lebensarbeit hinzufügte. Dagegen fand Madame des Ursins, auch nachdem Meinungsverschiedenheiten zwischen ihnen entstanden, in Madame de Maintenon eine durchaus zuverlässige Vermittlerin. „Ich habe", schrieb sie 1705, „die Gewohnheit angenommen, mit der Marquise wie mit meinem Beichtvater, aber mit ungleich größerem Vergnügen zu sprechen." Sie hielt sich stets zur tiefsten Dankbarkeit gegen sie verpflichtet. Nach ihrer Rückkehr, die einem Triumphzug glich, und nach Freudenbezeigungen des Königspaares, deren Überschwänglichkeit sie dämpfen mußte, hatte sie bald Hiobsposten nach Versailles zu melden, die Frankreichs Niederlagen einleiteten.

V. Frankreichs Niederlagen.

Das Jahr 1705 brachte an Frankreichs Grenzen keine Entscheidungen. Villars befehligte ein Heer an der Mosel; Villeroy stand mit 70000 Mann in Brabant; Vendôme unterwarf Piemont und bedrohte Turin. Marlboroughs Offensive wurde durch Rivalitäten zwischen den Alliierten behindert. Ludwig XIV. suchte die Lage auszunützen und machte den Holländern neue Teilungsvorschläge. Die Verhandlungen, die sich bis April 1706 hinzogen, scheiterten vornehmlich am diplomatischen Gegenzug Marlboroughs, der, von Prinz Eugen kräftig unterstützt, das Einverständnis unter den Alliierten herstellte. Ludwigs Anerbietungen hatten Philipps V. Herrschaft in Spanien zur Voraussetzung. Eine englische Flotte landete unterdessen den Erzherzog Karl in Katalonien; am 9. Oktober 1705 kapitulierte Barcelona; die Königreiche Valencia und Murcia erklärten sich für den Habsburger Karl III. Das mittelländische Küstenland ging für Philipp V. verloren. Ludwig XIV. zögerte zu helfen. Er hatte 1706 acht Armeen im Feld, worunter eine, unter Kommando des Marschalls Tessé, endlich doch nach Spanien ging, um Philipp V. bei Belagerung Barcelonas zu unterstützen, während der Graf von Toulouse, Großadmiral von Frankreich, eine Flotte vor Barcelona führte. Das Unternehmen mißlang. Am 12. Mai 1706 mußte die Belagerung aufgehoben werden; nur über die Pyrenäen gelangte Philipp V. nach Madrid zurück. Gleichzeitig drangen die Portugiesen nach Kastilien und bis vor die Hauptstadt. Am 23. Mai hatte Marlborough den törichten Villeroy bei Ramillies so vollständig geschlagen, daß Belgien verloren ging. Vendôme wurde aus Italien nach dem Norden gerufen, um größeres Unheil zu verhüten; aber auch er und nach ihm der unfähige La Feuillade und Marcin hatten den Siegeszug des Prinzen Eugen nicht aufzuhalten vermocht. Er vereinigte sich mit Viktor Amadeus, und beide schlugen die Franzosen vor dem von ihnen belagerten Turin aufs Haupt. Um den Rückzug seiner Truppen vom Kaiser zu erkaufen, räumte Ludwig 1707 Norditalien. Seit 25. Juni 1706 hatte Philipp V. seine Hauptstadt, die Karl III. zum König ausrief, verlassen müssen. Seine Krone schien verloren. „Ich bin vernichtet, frappée, abattue, stupide," schrieb Madame de Maintenon nach der Niederlage von Ramillies; „der Schmerz, den König leiden zu sehen, ist groß." Aber auch sie fügt hinzu, als Enkelin Agrippa d'Aubignés werde sie Spannkraft wiederfinden. Zwei Frauen in Spanien hatten die ihrige nie verloren. Die siebzehnjährige Königin war noch in Madrid und Regentin für den vor Barcelona kämpfenden Gemahl, als sie an Madame de Maintenon schrieb: „Weder die Prinzessin des Ursins noch ich sind entmutigt. Ich rate Ihnen, ein Gleiches zu tun; wir sind auf alles gefaßt; Spanien ist nicht verloren. Spornen Sie den König und meine Schwester an; ermutigen Sie sich selbst, ich bitte Sie. Wenn man sich dem Schmerz überläßt, wird man krank und erreicht nichts. In Gottes Namen kein Fieber, wenn Sie dieses lesen!"

Zwei Monate später waren die Königin und die Prinzessin flüchtig, in Burgos, und von allen Geldmitteln entblößt, so daß sie Schmuck verkaufen mußten, um zu leben. Sie blieben mutig, vertrauend, ja heiter. Ihre liebe

Madame de Maintenon treibe den Trübsinn zu weit: man dürfe nie verzweifeln. Am 15. August zogen sie mit Philipp V. wieder in Madrid ein. Die Kastilier haßten die Portugiesen, die Engländer, die Katalonier und liebten das junge Königspaar. Sie verjagten die Eindringlinge, die Berwick zurückdrängte; Amelot und er reorganisierten eine Armee, die 1707, am 15. April, bei Almanza siegte. Der Herzog von Orléans, der sich in Italien ausgezeichnet hatte, erhielt jetzt doch den Oberbefehl in Spanien und vollendete mit Berwick die Rückeroberung des Landes mit Ausnahme von Barcelona. „Mein Sohn liebt den Krieg und versteht die Sach," schrieb seine Mutter; Madame de Maintenon beglückwünschte und lobte ihn. Sie und Madame des Ursins fanden Zeit, über Ammen und Kinderpflege ihre Ansichten auszutauschen, denn die Königin gebar Philipp V. den Erben. Auch die Herzogin von Bourgogne wurde wiederholt Mutter von Kindern, von denen nur ein Sohn überleben sollte.

Ungleich schwerer als ihre Schwester litt sie unter den Ereignissen. Noch hatte sie keinen Erben, als der Abfall ihres Vaters erfolgte. Sie glaubte sich verloren; sie höre, man wolle sie fortschicken, klagte sie schluchzend dem König und Madame de Maintenon, die sie liebkosten und beruhigten. Ihre Lage wurde 1706 schlimmer; sie wurde beschuldigt, ihrem Vater, den sie trotz seiner Gleichgültigkeit für sie liebte, nützliche Winke gegeben zu haben. Nichts ist ihr nachzuweisen als die im Einverständnis mit Ludwig XIV. unternommenen Versuche, Viktor Amadeus zum Frieden mit Frankreich zu bewegen. Aber dieser war nicht der Mann, mit Besiegten sich zu verständigen. Von den Kaiserlichen unterstützt, fiel er 1707 in die Provence, die er erobern wollte, ein. Noch wartete der Herzog von Bourgogne auf ein Kommando. Der König dachte daran, ihn gegen seinen Schwiegervater ins Feld zu stellen. Seine Gattin zerfloß in Tränen, als er ihr bitter sagte, sie werde nicht den Mut finden, die Niederlage ihres Vaters zu wünschen: so möge sie für ihrer beider Sieg beten. Es kam nicht dazu. Viktor Amadeus gab das verfehlte Unternehmen auf, bevor er das Schwert mit dem Schwiegersohn kreuzte. Nachdem es auch 1707 Ludwig XIV. nicht gelungen war, durch geheime und offene Verhandlungen die Koalition gegen ihn zu sprengen, und er Neapel aufgeben mußte, konzentrierte sich der Krieg in Flandern. Im Mai 1708 erhielt der Herzog von Bourgogne den Oberbefehl, den tatsächlich Vendôme ausübte. Der Marschall war verwegen, streitsüchtig, herausfordernd, ungläubig, ein Zyniker. Der Prinz war gewissenhaft, schüchtern, schwerfällig, betrachtete den Krieg als den Fluch des Menschengeschlechts und wußte durch Chamillart, daß der Kredit erschöpft, die Einkünfte Frankreichs auf Jahre hinaus verausgabt seien. Beauvillier sagte voraus, der Prinz werde geopfert werden. Der Gegner Marlborough freute sich über die Vendôme mit dem Prinzen aufgebürdete Last. Auf denselben Schlachtfeldern, wo sein Großvater Festungen genommen und Erfolge wie auf einem Paradefelde davongetragen hatte, sah der Enkel zum zweiten Male den Ernst des Krieges. Die frohe Kampfeslust fehlte ihm gänzlich. Er und Vendôme gerieten in Streit und holten sich Verhaltungsmaßregeln in Versailles, wo man sich über den Einzug des Herzogs von Bourgogne in Gent und Brügge freute. Gegen dessen Willen beschloß

Vendôme, Oudenarde, das die Schelde beherrschte, zu belagern. Dort erwarteten sie Prinz Eugen und Marlborough, die Zeit gehabt hatten, ihre Heeresmacht zu vereinigen. Der Tag endigte mit der Niederlage der Franzosen, die in wilde Flucht ausartete. Die Streitkräfte des Herzogs von Bourgogne griffen an jenem 11. Juli nicht ein: Vendôme hatte den Kampf wieder aufnehmen wollen; der Herzog und sein Stab widersprachen; Vendôme ließ sich zu heftigen Vorwürfen gegen Bourgogne hinreißen, der in Schweigen verharrte.

Die Alliierten übertrugen jetzt den Krieg auf französisches Gebiet und beschlossen, Lille zu belagern. Das französische Heer blieb in „Vendômisten" und „Bourguignons" gespalten; man verlor Zeit in Streitigkeiten. Ludwig XIV. schickte durch Chamillart den bestimmten Befehl, sich mit Marschall Berwick, der mit 30000 Mann die Grenze deckte, zu vereinigen und die Festung Lille zu entsetzen. Dort befehligte Marschall Boufflers, der Lille glänzend und nur mit einem Häuflein verteidigte, aber am 9. Dezember kapitulieren mußte, weil auch Vendôme und Berwick sich im rechten Moment über ihre Aktion nicht einigen konnten und der Herzog von Bourgogne des Auftrags, zwischen ihnen zu entscheiden, sich nicht entledigte.

Nicht nur seine Feinde, auch Fénelon rügten seine Haltung aufs schärfste. Auf seinem Wege durch Cambrai hatte der Herzog mit des Königs Erlaubnis den Erzbischof im Gasthof wieder gesehen, aber sie durften sich nicht sprechen. Nur schriftlich mahnte und bat Fénelon, Tatkraft und Energie statt ängstliche Frömmigkeit und Abhängigkeit von andern zu zeigen. Er predigte vergebens. Der Herzog von Bourgogne war kein Herrenmensch, noch weniger war er ein Feldherr. Er verteidigte sein Verhalten nicht, gestand vielmehr seine Fehler ein und klagte nur gegen Madame de Maintenon, seinen Bruder Philipp V. und Beauvillier über das ihm durch Vendôme zugefügte Unrecht.

Dieser hatte, nach Versailles zurückgekehrt, sich an die Spitze der Kabale gestellt, die den Anlaß benutzte, um ihrem lange gehegten Groll gegen den rigoristischen jungen Prinzen freien Lauf zu lassen. Unter ihrer Mitwirkung erschienen u. a. im „Chansonnier français" die beleidigendsten Spottverse gegen ihn, des chansons atroces, sagt Saint-Simon. Eine der schlimmsten war von der Herzogin von Bourbon, der sittenlosen Tochter der La Vallière. Der Vorwurf der Feigheit wurde ihm nicht erspart; man suchte ihn in seinen Freunden zu verwunden. Madame de Maintenon gehörte zu den Anhängern des tapferen Boufflers, aber auch Marschall Villars, dessen Fanfaronaden ihr gewiß nicht sympathisch sein konnten, fand in ihr einen Anwalt seiner Verdienste: „sie wünsche dem König viele solche Narren," erwiderte sie 1707 den Gegnern des Marschalls, die ihn verrückt nannten. Für die Kriegführung konnte Madame de Maintenon denn doch nicht haftbar gemacht werden: dafür beschuldigte man sie der Aussaugung des Volkes. Anonyme Briefe bedrohten ihr Leben und fragten, wie lange sie noch das Blut der Armen trinken werde? In einem der vielen Spottgedichte hieß es:

Pour vous expliquer en deux mots
Ce qui se passe dans la France,
Des ordres, abus, édits, impôts,

Et circonstance et dépendance,
Louis ne prête que le nom
Le reste est à la Maintenon.

Der Dauphin wurde gegen den eigenen Sohn, den er nicht mochte, aufgereizt, und zwar durch die Prinzessin von Conti, Tochter der Montespan. Der Angegriffene schwieg. Die Herzogin von Bourgogne trat auf. Sie weigerte sich, den Herzog von Vendôme zu empfangen, und machte kein Hehl aus ihrer tiefen Erbitterung gegen die Feinde ihres Gatten, dem sie die liebevollste Teilnahme bezeigte und fortwährend, einmal selbst in lateinischer Sprache, aufmunternde Worte sandte. Eine der unglücklichsten Personen in der Welt nannte jetzt Madame de Maintenon die einst so lebensfrohe Prinzessin. „Sie sind eine Seele in zwei Leibern," schrieb Elisabeth Charlotte.

Gegenseitig suchten sie sich zu trösten und zu ermutigen, denn niemand wußte, welcher Empfang dem Herzog von Bourgogne bei seiner Rückkehr vom König bereitet werden würde. Weder gegen Vendôme noch gegen Berwick hatte er Unwillen geäußert. Zu Villeroy hatte er nach dessen wiederholten Niederlagen nur gesagt, in ihrem Alter sei man nicht mehr vom Glück begünstigt. Aber nach der Übergabe von Lille verrieten seine Briefe an den Enkel Verdruß und Unzufriedenheit. Jetzt, wo die Truppen wie gewöhnlich, so auch 1708 in den Winterquartieren lagen, wurde am 11. Dezember abends der Herzog in Versailles erwartet. Ludwig XIV. arbeitete mit seinem Kanzler Pontchartrain bei Madame de Maintenon. Die Herzogin von Bourgogne ging zitternd und erregt auf und ab und beobachtete den König. Da öffneten sich die Flügeltüren, und ihr Gatte trat herein. Ludwig XIV. wechselte die Farbe, dann erhob er sich, ging dem Enkel entgegen, umarmte ihn und fragte scherzend, ob er seiner Frau nichts zu sagen habe? Über den Krieg fiel kein Wort. Man bemerkte bei Hof nur, daß der Herzog von Berry vom König herzlicher als sein Bruder empfangen wurde. Den Dauphin hatten die Herzogin von Bourgogne und Madame de Maintenon zu begütigen gewußt. Doch blieb ein Stachel zurück. Der König, der Kriegsrat hielt, berief auch den Enkel Bourgogne zu demselben, „es sei denn," sagte er verdrießlich, „daß Sie lieber in die Vesper gehen." Die öffentliche Meinung, die bereits den Monarchen selbst hart kritisierte, zu beschwichtigen, gelang niemandem mehr. Schicksalszeichen kündeten eine neue Zeit an. Ludwig XIV. blieb Herr in seinem Reiche und über sich selbst; sein System hatte sich überlebt. Das Jahr war nicht zu Ende, da verriet selbst die vorsichtige Madame de Maintenon der Prinzessin des Ursins, was sie dachte: „Unser König war zu stolz; er ist gedemütigt worden. Frankreich hat zu viel und vielleicht auf ungerechte Weise beansprucht; unsre Nation war insolent und verkehrt . . . Ich bin zu alt, um auf bessere Tage zu hoffen oder um Revolutionen zu sehen, die unsre Fürsten vielleicht erleben werden."

(Ein Schlußartikel folgt.)

Das indische Reich.

Von

Msgr. Grafen Vay von Vaya und zu Luskod.

(Schluß.)

Indiens gegenwärtige Lage.

Die vorhergehenden Seiten sind geschrieben worden am Vorabend des „Großen Durbar", der in der Erinnerung vieler noch lebendig ist. Es war ein in der Geschichte Indiens einziges Fest: eine wundervolle Schaustellung alles dessen, was das Land besitzt, eine glänzende Entfaltung seines Reichtums. Ebenso wie die von dem britischen Reich erstiegene Höhe zur Zeit des sechzigsten Regierungsjubiläums der Königin Viktoria gefeiert ward, ist die Thronbesteigung ihres Nachfolgers, Eduards VII., zum Anlaß großartiger imperialistischer Kundgebungen in Indien gemacht worden.

Unzweifelhaft bezeichnete das diamantene Jubiläum den Gipfel der Weltmachtstellung Großbritanniens. War es nicht das größte Reich der Erde? Waren nicht seine Bevölkerung die zahlreichste, seine Hilfsmittel die unerschöpflichsten, seine Kultur die vollkommenste und — dürfen wir hinzufügen — seine Untertanen die freiesten, die mit ihrem Lose zufriedensten, auf ihre Nation stolzesten?

Wenn es in der inneren Politik verschiedene Meinungen gab: in den Fragen von vitalem Gewicht herrschte vollkommene Einigkeit, und der nationale Zusammenhalt blieb unerschüttert.

Seitdem hat sich vieles geändert. In erster Linie hat der Krieg in Südafrika zu schwere Opfer gefordert. Die Probe war zu stark, sogar für dies ungeheure Reich. Die Niederlagen waren zu häufig, die Anforderungen zu gewaltig, so daß man wohl fragen darf, ob in diesem unseligen Krieg, wenngleich er erfolgreich endete, die Verluste nicht beträchtlicher waren als der Gewinn, und die Folgen ernster, als der Ruhm eines sogenannten Sieges gutheißen konnte.

England war zu groß, zu reich, zu mächtig geworden; es konnte nicht in demselben erstaunlichen Schritte weitergehen, es mußte zu einem Stillstand kommen. Unglücklicherweise bedeutet Stillstand Niedergang; Nichtfortschritt ist bis zu einem gewissen Grade notwendig Verfall.

Der Höhepunkt des indischen Reiches ward 1902 in der alten und historischen Hauptstadt Delhi gefeiert. Ganz Indien war da versammelt: da waren die eingeborenen Souveräne, die stolzen Maharadschas der Radschputana, die Nachkommen der Sonne und der Sterne, wie sie genannt werden; da waren auch die reichen Parsis, die Kinder des alten Persiens, Feueranbeter, seit unvordenklicher Zeit die Bankiers und Kaufleute des Ostens, im Besitze fabelhafter Vermögen. Mit ihnen waren gekommen die mohammedanischen Sultane des Nordens und die Babus von Bengalen. Alle diese nicht zusammenstimmenden, früher einander feindlichen Elemente waren da vereint, um gemeinsam das Reich enthusiastisch zu begrüßen.

Alles, was durch einen Clive, einen Warren Hastings, einen Havelock, einen Lawrence, einen Dalhousin vollbracht worden war, empfing nun seinen Lohn. Disraelis Gedanke hatte triumphiert. Indische und britische Truppen lagerten in guter Kameradschaft nebeneinander. Die lokalen und die Reichsregierungen waren in voller Eintracht und schienen nur dem einen zentralen Interesse zu dienen. Das Volk, diese Millionen zerlumpter, verhungerter Wesen waren anscheinend zu der Schlußfolgerung gekommen, daß sie, wie beklagenswert auch ihre gegenwärtige Lage, doch noch schlimmer daran sein und mehr leiden würden unter der autokratischen Herrschaft der Hindufürsten und einer despotischen Regierung.

Kaum eine vorüberziehende Wolke trübte den strahlenden Horizont, kaum eine Stimme des Einspruches oder Tadels ward vernommen. Die Organisation der Zentralregierung war zu einheitlich, das Beamtentum zu loyal, die Armee zu wohldisziplinierte, als daß es jemandem hätte einfallen können, das leiseste Zeichen von Opposition oder Revolte zu geben. Die 300 Millionen eingeborener Untertanen waren dem Anschein nach das am leichtesten zu lenkende Volk, und ihr Land das bestregierte von allen.

Der erste Mißton in dieser bewundernswerten administrativen Versammlung war die Meinungsverschiedenheit zwischen der Armee und dem Zivildienst. Es würde zu weit führen, hier auf die Einzelheiten dieses verdrießlichen Zwischenfalles einzugehen, über den so viel gesprochen und noch mehr geschrieben worden ist. Sie sind zu gut bekannt, um weiter erörtert zu werden: der Rücktritt des vorigen Vizekönigs zugunsten des Höchstkommandierenden war das Endergebnis.

Lord Curzon war bei der Armee nicht beliebt: die Militärpartei war ihm niemals gewogen. Während seiner langen Amtsführung gab es häufige Reibungen, die jedoch immer wieder glücklich geglättet wurden. Er war immer der Stärkere und ging aus jedem Zwist als der Sieger hervor. Aber die Berufung Lord Kitcheners zum Generalissimus änderte die Lage vollständig. Mit einem eisernen Willen ging er an die Aufgabe heran, seine militärischen Pläne durchzusetzen. Er war unerbittlich. Der Kampf, anfänglich stillschweigend und im Zaume gehalten, brach mit voller Heftigkeit aus. Die öffentliche Meinung war sozusagen wie besessen von dem traurigen Streit. Man sprach von nichts anderm, die Zeitungen waren voll davon, und zuletzt ward er zu einem fast persönlichen Hader zwischen den beiden

starken Männern Lord Curzon und Lord Kitchener. Einer von ihnen mußte weichen, und es war Lord Curzon, den es traf. Er trat zurück. Aber die im Sturme des Streites aufgewühlten Wogen gingen zu hoch, um leicht besänftigt zu werden. Die innere Harmonie war zu sehr gestört worden, als daß die Dinge so rasch in die gewohnte Bahn hätten zurückgeführt werden können. Alle Übelstände und alle Beschwerden der Vergangenheit wurden wieder vorgebracht. All die strittigen und gefährlichen Fragen, die man für immer begraben glaubte, tauchten wieder auf wie gefürchtete Phantome.

Trotz seines großen Eifers und seiner Geschicklichkeit konnte Lord Curzon niemals populär werden. Weder seine britischen noch seine eingeborenen Beamten hegten Sympathie für ihn. Sie erkannten seine vortrefflichen Eigenschaften an, sie bewunderten seine Arbeitsfreudigkeit, aber sie zogen seine Ansichten offen in Zweifel, und oft habe ich Männer, die ihr Leben in Indien verbracht und wichtige repräsentative Stellungen innegehabt hatten, ihr Bedauern über seine Politik aussprechen, ja sogar vorhersagen hören, daß binnen nicht vieler Jahre Aufstände unvermeidlich die Folge sein müßten.

Die Hindus unsrer Tage sind sehr verschieden von dem, was ihre Großväter, ja selbst ihre Väter waren. Vor allem denken sie ganz anders als ihre Vorfahren dachten. Wenn auch etwas langsamer als sonst in der Welt hat sich doch ein bedeutender und sicherer innerer Wandel in ihnen vollzogen. Mit jedem Tage verlieren sie etwas von ihren alten Traditionen, und an jedem Tage lernen sie irgend etwas Neues von den europäischen Nationen. Folglich werden sie Tag für Tag unabhängiger, individualistischer, eifriger in ihrem Verlangen nach Freiheit; und — bis zu einem gewissen Grade — unterstützt England diese zunehmende Tendenz. Überall wird der Fortschritt ermutigt, und schon in den Schulen wird der heranwachsenden Generation der Individualismus mehr und mehr eingeflößt. Ist es nicht natürlich, daß unter solchen Umständen das Volk immer weniger lenksam, immer weniger friedlich gestimmt, daß das Land zu regieren immer schwieriger wird?

Eines der am schwersten zu lösenden Probleme wird stets die Erziehungsfrage sein. Welches sind die Dinge, die wirklich notwendig gelehrt werden müssen, welches die Ideen, die zu verbreiten am nützlichsten ist, und in welcher Richtung sollten die Kinder der Kolonien entwickelt werden, um sie zu loyalen Untertanen und fähig zu machen, ein glückliches Leben zu führen? Hier ist es immer die gleiche große Gefahr der Extreme, mit der man zu kämpfen hat. Entweder bleibt das Kind fast ganz vernachlässigt oder seine Erziehung wird übertrieben. Die Schuld liegt an den Schulen; denn durch einen schlecht gewählten und schlecht geleiteten Unterricht gewinnen die Kinder falsche Ideen und eine falsche Vorstellung vom Leben, so daß sie später nach dem Unerreichbaren streben.

Der größte Mißgriff der Europäer war ohne Zweifel ihr Bemühen, die alten Sitten und Gebräuche und mehr oder weniger alle herkömmlichen sozialen Bedingungen zu verändern. Neue Einrichtungen sind eingeführt, neue Gedanken angeregt, zahlreiche neue Bedürfnisse geschaffen, viele neue Wünsche und Begehrlichkeiten geweckt, ohne daß für die Mittel, sie zu

befriedigen, gesorgt worden wäre. Das Volk wird unterrichtet, aber eine angemessene Beschäftigung, um von seinem Wissen Gebrauch zu machen, wird ihm nicht geboten.

Wenn der Jüngling die Schulen oder das College oder die moderne Universität verlassen hat, sucht er eine Tätigkeit, die seiner Befähigung entspricht. In zunehmendem Maße drängen die jungen Leute sich zum höheren Unterricht und bestehen die Prüfungen, während die den Eingeborenen offenen Posten sehr beschränkt sind. Die notwendige Folge ist, daß die Zahl derer, die nach einem mühevollen und oft kostspieligen Studium ohne Verwendung bleiben, immer größer wird. Im gegenwärtigen Augenblick gibt es dieser Arbeitslosen oder Mißvergnügten so viele, daß sie eine Klasse für sich selbst bilden. Einige der Bengalis, die sogenannten Babus, gehören zu dieser Faktion, und natürlich schließen sich alle müßigen oder abenteuerlichen Individuen nur zu gern ihnen an. In den Cafés, den Schenken und öffentlichen Vergnügungslokalen übernehmen sie die Führung. Sie besitzen das Ohr der Massen. Sie sind die studierten Leute, die sich für das Orakel der neuen Generation ausgeben. Die lokale Presse ist in ihren Händen, und wenn die Presse mehr oder weniger eine Macht überall, ist sie es in weit größerem Umfange noch im Osten, und in Indien mehr als irgendwo.

Wenn es einem geschickten Menschen in Indien nicht gelingt, Beschäftigung zu finden, oder wenn er Enttäuschungen erlitten hat, nimmt er sofort seine Zuflucht zum Journalismus und tut sein Äußerstes, um seine Stimme hörbar zu machen. Er sucht durch sensationelle Enthüllungen Aufmerksamkeit zu erregen und braucht alle Beredsamkeit, die er besitzt, um die Regierung zu kritisieren und zu tadeln, während er zugleich trachtet, seinen Lesern bei jeder Gelegenheit zu schmeicheln.

Auf diese Weise geschieht es, daß die Popularität und der Einfluß gewisser Babus und der Journalisten überhaupt in Indien so rasch wachsen. Die Zeitungen sind es an erster Stelle, durch welche die Agitation aufgestachelt wird. In fast allen großen Städten gibt es Organisationen der eingeborenen Journalisten, und in einigen Mittelpunkten, wie Calcutta, Madras und Bombay nimmt die öffentliche Meinung mehr und mehr einen revolutionären Charakter an, ist die Bevölkerung in einem steten Zustand der Gärung. Die Macht, die ein Mann wie B. G. Tillak ausübt, ist daher leicht zu erklären, und es kann nicht überraschen, daß der berühmte Publizist und Redakteur von Puna — jener Stadt, die so sehr durch Hungersnot und Pest gelitten hat — angeklagt und verurteilt worden ist als einer der gefährlichsten Anstifter, und — indirekt, wenn nicht direkt — Urheber der Revolten und Unordnungen, die gegenwärtig der Schrecken Indiens sind.

Das jüngste Verbrechen in Bombay ist ein neuer Beweis des beunruhigenden Zustandes der Dinge. Mögen Optimisten behaupten, daß es sich nur um vereinzelte Fälle handele; mag die offizielle Presse jede Gefahr hinwegdeuten, indem sie nachweist, daß die Zahl der Aufrührer tatsächlich sehr gering ist im Vergleich mit der Gesamtbevölkerung, und daß die Störungen bisher auf die großen Städte beschränkt geblieben sind, unter deren gemischter

Bewohnerschaft sich sehr viele herabgekommene Existenzen befinden. Doch die bloße Möglichkeit, daß offene Empörungen und unheilvolle Exzesse wirklich vorkommen, und daß Aufstände gegen die Regierung wirklich ausbrechen, sind Tatsachen, deren Folgen zurzeit sich nicht voraussehen lassen.

Die Anhänger des früheren Regimes halten dafür, daß diese Ereignisse unter einer strafferen Verwaltung nicht hätten Platz greifen können, und daß sie unter Lord Curzon unmöglich gewesen wären, oder daß vielmehr der Ausbruch beim ersten Anzeichen unterdrückt und erstickt sein würde. Die feste Hand des vorigen Vizekönigs, sagen sie, wäre der Lage gewachsen gewesen. Mit den außerordentlichen Mitteln, die ihm zur Verfügung standen, und seiner fast unbeschränkten Macht würde es ihm gelungen sein, jede Spur der Unzufriedenheit zu vertilgen.

Seine Gegner anderseits behaupten, daß Lord Curzons unglückliche Politik an allem schuld sei. Durch die neuen Maßregeln, die er in Bengalen annahm, habe er an erster Stelle den Eingeborenen zu gefallen gesucht; er habe fast immer auf das gehört, was die Babus zu sagen hatten. Wenn irgendeine Streitigkeit zwischen gebildeten Hindus und Europäern entstand, habe er stets den ersteren recht gegeben. Diese Haltung des Vizekönigs habe die Anglo-Indier entmutigt und sei von den Babus als Schwäche angesehen worden.

Und also ließ man den Antagonismus zwischen der weißen und der farbigen Bevölkerung anwachsen, bis die gespannten Beziehungen zwischen der Obrigkeit und den Untertanen schließlich offen zutage traten. Lord Curzon — so sagen selbst die Gemäßigten — ging zu weit und unglücklicherweise auf einer falschen Bahn. Man hat es sehr übel vermerkt, daß er nicht nur niemals um Rat fragte, sondern kaum jemals auf die Meinung und Erfahrung der örtlichen Angestellten hörte, verdienter Männer, Repräsentanten jenes angesehenen Beamtenkörpers, der unter dem Namen des „Indian Civil Service" bekannt ist, und dessen meiste Angehörige ihr ganzes Leben in Indien zugebracht haben — viele von ihnen durch Generationen vom Vater auf den Sohn. Sie bilden einen Teil der erlesenen Klasse, die man Anglo-Indier nennt, und sind die einzigen Personen, die das Land wirklich kennen. Sie sprechen die Sprache der Hindus, sie lesen ihre Bücher und Zeitungen. Besser als irgendwer haben sie Gelegenheit gehabt, der Entwicklung lokaler Bestrebungen und Tendenzen von dessen Beginn an zu folgen. In steter Berührung mit den Eingeborenen und unter den verschiedensten Umständen können sie — soweit es für uns Europäer überhaupt möglich ist — in ihr innerstes Fühlen eindringen und ihre seltsamen Naturen verstehen.

Keiner, auch seine heftigsten Gegner nicht, haben die bedeutenden Eigenschaften des Vizekönigs bestritten. Sein Verstand, seine Bildung, seine Beredsamkeit und vor allem sein außerordentlicher Eifer mußten auf alle, die ihm nahe kamen, Eindruck machen. Glänzend in der Unterhaltung und unermüdlich im Fragen fesselte und bezauberte Lord Curzon seine Zuhörer. Er hatte anscheinend nur den einen Fehler, daß er nämlich seine eigene Überlegenheit zu fühlbar machte, wie dies schon, als er in Oxford studierte, der Meister

von Baliol College von ihm sagte: „Jedermann hat unzweifelhaft eine hohe Meinung von Mr. George Curzons ausgezeichneten Eigenschaften, aber keiner hat eine so hohe Meinung von ihm als er selbst.“ Wenn diese Bemerkung über ihn als jungen Studenten gemacht ward, um wie viel mehr bewahrheitete sie sich in seinem späteren Leben.

Aber es war nicht so sehr dieser Optimismus und diese, schließlich nicht unberechtigte, Meinung von sich selbst, als vielmehr der Pessimismus, mit dem er die Befähigung des Restes der Menschheit betrachtete. Aus diesem Grunde bestand so wenig Harmonie zwischen ihm und seinen Angestellten; fühlten sich Männer von hohem Verdienst, die in öffentlichen Ämtern aufgewachsen und zeitlebens in Indien gewesen waren, so oft verletzt. Ihre Meinung und Erfahrung hatten kein Gewicht. Vom Tage seiner Ankunft in Indien an dachte der Vizekönig, daß er alles besser wisse, und verfuhr daher seiner eigenen Ansicht gemäß. Begabt, wie er war, und im Besitz einer außergewöhnlichen Leistungsfähigkeit überschätzte er doch vielleicht seine Kraft, während er die Notwendigkeit von Mitarbeitern unterschätzte. Diese letztere Tatsache, im öffentlichen Leben immer von Nachteil, mag die Ursache gewesen sein, daß er sich im Verlauf seiner Amtsführung so oft vereinsamt gefühlt hat.

Die Keime der Unzufriedenheit in Indien waren lange schon vorhanden. Wiewohl dem äußeren Schein nach ruhig, konnte die unter der glatten Oberfläche liegende Gärung doch leicht entdeckt werden. Der unparteiische Beobachter konnte nicht umhin, sich zu gestehen, daß die Lage immer drohender wurde. Ein Gang durch einen Hindu-Basar, ein unvorhergesehener Besuch bei Eingeborenen der gebildeten Klasse, ein oberflächlicher Blick in die lokalen Zeitungen mußte die wirkliche Gesinnung, die in gewissen Kreisen herrschte, offenbaren oder andeuten.

Der russisch-japanische Krieg hat große Veränderungen im Osten hervorgebracht. Der unerwartete Sieg der gelben über die weiße Rasse bezeichnet eine neue Phase in der Geschichte Asiens. Das Ereignis, wichtig genug an sich selbst, hat die ganze Erdhälfte erschüttert. Kein asiatisches Volk, das die Wirkung davon nicht verspürt hätte. Aufgegebene Hoffnungen wurden neu belebt. Nationen, die wir für immer entschlafen dachten, sind zu unserm Erstaunen wieder erwacht. Der Erfolg der Nippons hat sie ihre Stärke fühlen machen. Die Beharrlichkeit der kleinen Inselbewohner, die so lang abgeschlossen und unbeachtet waren, hat ihnen ein Beispiel gegeben und der zurückgebliebensten der farbigen Rasse frischen Mut eingeflößt.

Vom ersten Tage an nach der Beendigung des siegreichen Krieges konnte man die Veränderung in Indien wahrnehmen. Mochten seit einiger Zeit, wie ich oben bemerkt, vereinzelte, stets aber verkappte Symptome des Mißvergnügens sich gezeigt haben: seit dem russisch-japanischen Kriege sind diese Kundgebungen immer häufiger, immer aufrührerischer geworden. Kaum ein Tag vergeht, an dem nicht irgendwie Klagen vorgebracht würden, oder Demonstrationen und sogar Lärmszenen vorkämen — Dinge, die in der alten Zeit fast unerhört waren.

Und also ist das Tor der Revolte weit geöffnet. Störungen und Exzesse finden bei hellem Tageslicht statt. Barrikaden werden an öffentlichen Plätzen und in den verkehrsreichsten Straßen errichtet. Das Volk ist erregt, ruhelos; es greift zu den Waffen, es kämpft. Die Polizei ist machtlos gegen die wütenden Massen, und das Gemetzel dauert fort.

So begab es sich jüngst in Bombay, und der Aufruhr verbreitete sich außerhalb des Sitzes der Regierung. Die Tatsache an sich ist ernst genug; denn wenn es gelingt, den Aufstand zu unterdrücken und das Geschrei zum Schweigen zu bringen, wer bürgt dafür, daß es zu irgendeiner Zeit nicht wieder ausbreche, lauter und in größerem Maße? Die Bewegung, bis jetzt auf Bengalen beschränkt, wird in aller Wahrscheinlichkeit sich über das ganze Land ausdehnen.

Wie beklagenswert diese Ausschreitungen sein mögen, und wie traurig es ist, so viele blutige Taten verzeichnen zu müssen: unendlich viel schlimmer sind die weniger lauten, überall in privaten und offiziellen Kreisen bemerkbaren Zeichen eines passiven Widerstandes. In den letzten Jahren und besonders seit dem jüngsten Wechsel des Ministeriums in England vergeht kaum ein Tag ohne zuweilen versteckte, sehr häufig aber offenkundige Manifestationen, die der herrschenden Stimmung gegen die britische Obrigkeit Ausdruck geben, — und dies nicht nur von seiten der wohlhabenden und gebildeten Klassen, der reichen Kaufleute und Bankiers, sondern auch der eingeborenen Beamten und Funktionäre in wichtigen Stellungen.

Es ist richtig, daß diese indischen Würdenträger, die großen Einfluß auf die Massen besitzen, bisher eine vorsichtige Zurückhaltung beobachtet haben, wenigstens äußerlich; aber die zugrunde liegenden Gesinnungen und wahren Gefühle dieser Herren scheinen deutlich genug durch die Verhüllung.

Um einen lehrreichen Fall aus vielen zu erwähnen: Als der Rat des Vizekönigs zusammenberufen ward, um strenge Maßregeln gegen die revolutionären Wühler und Anstifter der Tumulte zu treffen, erschienen nur drei von den einheimischen Mitgliedern jenes Rates. Der Rest hielt sich fern. Offenbar wollten sie sich nicht an Beschlüssen beteiligen, die gegen ihre eigene Überzeugung waren.

Die Babus von Bengalen anderseits und die Chitpawan der Ghades, die beiden giftigsten Elemente der studierten Klasse, nehmen keinen Anstand, ihre Meinung von der englischen Regierung laut zu verkünden. Die in der Landessprache erscheinenden Zeitungen sind zum größeren Teil unmittelbar in ihren Händen oder werden doch von ihnen beeinflußt. Die leitenden aufrührerischen Organe, wie z. B. der „Jugantar", gießen immer noch Öl in das rasch sich ausbreitende Feuer. Diese beiden Völkerschaften sind bei weitem die gefährlichsten in ganz Indien: die Bengalis wegen ihrer Schlauheit und ihres nicht zu befriedigenden Rachedurstes, und die Mahratthas wegen der Unbeugsamkeit ihrer Natur und ihrer Wildheit. Die ersteren im Norden, die letzteren in den Zentralregionen sind immer Großbritanniens unversöhnlichste Feinde gewesen. In Vergangenheit und Gegenwart hatten die sozialen Unruhen und revolutionären Bewegungen ihre Keime in der einen oder andern

dieser Provinzen, und die führenden Kämpen gehörten der einen oder andern dieser Rasse an. Unter vielen dieser Agitatoren von geringerem Ruhm seien nur Tilak, Bhupen und Ghose genannt. Sie waren unter den ersten, die bei irgend vorkommenden Fällen der Unzufriedenheit ihre Stimmen erhoben, und jetzt gehen sie umher, Zwietracht im Lande säend und nährend, und dem Volke das Verlangen einflößend, das fremde Joch abzuwerfen. All diese Publikationen und beständigen Aufreizungen haben die Regierung der ehemals unmöglichen und unerhörten Tatsache gegenübergestellt, daß es sich in gewissen Schichten um offene Revolte handelt, und daß das Volk stolz ist, seinen Teil daran zu haben. Die Haltung der Massen — in Zeiten wie diesen — verdient eine mindere Beachtung als die Handlungen der Rädelsführer und Anarchisten selbst. Nach den jüngsten Missetaten und den gerichtlichen Verfahren, die ihnen folgten, war das Betragen der Bevölkerung höchst bezeichnend.

Der traurigste Zug von allem, was so traurig und betrübend, ist der Umstand, daß diese feindliche Demonstration, weit davon entfernt, das Ende zu sein, vielmehr, sozusagen, nur das Anfangskapitel des dunklen Buches sind, das zu lesen uns auferlegt.

Indien hat die Schwelle einer neuen Ära in der Geschichte seiner Entwicklung erreicht. Zum erstenmal hat seine Bevölkerung ihrem Unmut offenen Ausdruck gegeben. Sie rufen laut genug, um von der ganzen Welt gehört zu werden. Was der eigentliche Grund ihres Elends sei, würde schwer aus dem gemischten Charakter ihrer Klagen zu entnehmen sein. Man könnte nicht sagen, welcher ihrer Wünsche zuerst befriedigt werden sollte: Selbstverwaltung, koloniale Politik, Home Rule, freier Unterricht, gleiche Rechte für alle Untertanen — dies und noch viel mehr wird gefordert. Aber nicht so sehr das, *was* sie fordern, ist von vitalem Gewicht oder verhängnisvoll für die Zukunft, als vielmehr die Tatsache, daß die Massen zu verstehen anfangen und eine Stimme gefunden haben, die ihren Beschwerden einen lauten und drohenden Ausdruck leiht.

Es ist gewiß wahr, daß diese armen Länder durch Hunger, Pest und verheerende Epidemien bitter geprüft worden sind; aber es ist mehr als befremdend, daß die Schuld für all ihre Leiden und all ihr Mißgeschick auf die Regierung und die Obrigkeit abgewälzt werden sollte.

Indien ist in seiner Existenz an einer Periode angelangt, welche die meisten der modernen konstitutionellen Staaten, seien sie Monarchien oder Republiken, durchgemacht haben: der Periode nämlich eines allgemeinen Mißvergnügens, einer Unzufriedenheit mit sich und der Welt. Wenn aber einmal eine falsche Stimmung Platz gegriffen hat und in organisierten Kundgebungen ihren Ausdruck findet, dann ist es schwer, eine Heilung, wenigstens eine radikale, zu bewirken. Es ist nicht leicht, die Überzeugungen und die Denkart von Individuen zu ändern; die einer ganzen Nation zu ändern, ist so gut wie unmöglich.

Diese Umwälzungen, von denen jede eine bestimmte Epoche bezeichnet, sind unvermeidlich. Was Versuchungen und Störungen im Leben des einzelnen, sind diese Krisen im Leben der Nationen, und eine dieser inneren Erschütterungen ist es, die Indien in dem gegenwärtigen Augenblick durchmacht.

Es war vorauszusehen und nicht zu vermeiden. Niemand konnte glauben, daß die Millionen und Hunderte von Millionen dieser außerordentlichen Länder für immer untätig schlafen würden; die indische Frage ist immer der schwache Punkt gewesen, an dem man die britische Regierung angreifen konnte. Von besonderem Interesse waren die jüngsten parlamentarischen Debatten über indische Angelegenheiten, mit solchen Rednern — für oder gegen — wie Lord Cromer, Lord Curzon, Lord Morlay — ausgezeichneten und erprobten Staatsmännern, die nicht nur ungemeine Fähigkeit, sondern auch umfassende persönliche Erfahrung besitzen.

Sicher ist, daß nichts mit Stillschweigen übergangen worden, kein begangener Irrtum unerörtert geblieben ist. Die gesamte Lage ist in all ihrer nackten Wirklichkeit enthüllt worden, und so freimütig haben diese hervorragenden Männer vor einem vollen Hause gesprochen, daß man berechtigt war, zu fragen, ob es einer Sache dienlich sei, wenn Offenherzigkeit fast bis zu politischer Indiskretion getrieben wird, und ob sie, anstatt ein Heilmittel zu gewähren, nicht vielmehr dem in Indien bereits heftig brennenden Feuer neue Nahrung gegeben habe.

Schließlich jedoch, welche auch die Versehen und Fehler der Regierung gewesen sein mögen, und wie groß immer die Unzulänglichkeit der lokalen Verwaltungen: die gegenwärtige Unruhe kann nicht darauf zurückgeführt werden. Unstreitig ist die von Lord Curzon bis zum Äußersten getriebene Tendenz der Zentralisation, nicht nur der Verwaltung, sondern der Autorität überhaupt, eine verhängnisvolle Maßregel gewesen. Denn man darf nicht vergessen, daß eine der sichersten Bürgschaften ehedem die allen lokalen Würdenträgern verliehene Macht und amtliche Verantwortlichkeit gewesen ist: Männer, die in direkter Berührung mit der Bevölkerung sind, können sie auch am meisten beeinflussen. Ein weiterer Irrtum der letzten Dekade war die zu strenge Beaufsichtigung und zu häufige Einmischung in die Angelegenheiten der sogenannten Eingeborenenstaaten. Das erste Erfordernis, um sich der Freundschaft und Treue der Hindufürsten zu versichern, ist: die durch das Reich ihnen gewährleistete nationale Unabhängigkeit zu respektieren, die sie verlieren würden, wenn Großbritannien sie nicht gegen die Nachbarstaaten und die auswärtigen Mächte schützte.

Viel zu lang ist auch versäumt worden, die Verwendung der Eingeborenen im Zivil- und Militärdienst und im Zusammenhang damit die Besoldungen neu zu ordnen; und endlich ist es das Erziehungswesen, das die vielleicht ernsteste, für die Zukunft Indiens entscheidende Frage bildet.

Die Ursachen, die zu der gegenwärtigen Unrast beigetragen haben, sind sehr verschieden. Auf diese oder jene Beschwerde, diese oder jene Maßregel, diese oder jene Unterlassungssünde könnte niemand seinen Finger legen und behaupten, der angeführte besondere Grund sei an den indischen Wirren allein schuld. Ein Ereignis jedoch, das aufregend gewirkt hat und sich aus allem andern augenfällig hervorhebt, darf zu einem großen Teil für die in Indien herrschende fieberhafte Gärung verantwortlich gemacht werden.

Bengalen hätte niemals Wünsche wecken und die Einbildungskraft der indischen Rassen entflammen können, wie die Erhebung Japans es getan hat. Die Echos der Schlacht von Liao-Yang widerhallten in jedem Basar. Seit Hunderten von Jahren zum erstenmal geschah es, daß die Woge europäischer Herrschaft in Asien zurückwich. Es war nichts Neues für europäische Heere, von Asiaten Niederlagen zu erleiden; aber nie zuvor war ein großes Reich in so dramatischer Weise von einer Nation des Ostens gedemütigt und zu Boden geschlagen worden wie Rußland von Japan.

Die Wirkung der japanischen Siege war ungeheuer in allen Teilen Indiens, dessen erregbare Bevölkerung sich nicht damit aufhielt, nachzudenken. Die meisten wußten nicht, daß die Überlieferungen und die Geschichte Japans himmelweit verschieden waren von den traurigen Erinnerungen und der faktiösen Zerrissenheit ihrer eigenen Halbinsel. Sie wußten wenig von jenem herrlichen Geist der Vaterlandsliebe und der Selbstaufopferung, der die Japaner anfeuerte und ihnen die Einheit gab, welche die Völker Indiens, durch Religion, Abstammung und Umgebung getrennt, niemals besessen haben. Sie sahen nur die wilde Vision eines Asiens, das wieder zu seinem Rechte kam. Alsbald war jede geschwätzige Zunge auf dem Marktplatz gelöst, und entzündbare Hindus, jung und alt, träumten den Traum von Tagen, an denen ihre geeinte Nation in den Kreis der großen Reiche eintreten würde. Die Kunde von Japans Triumphen wirkte auf die empfänglichen und reizbaren Gemüter der jungen Generationen wie ein verlockender Trompetenstoß. Sie gab ihren vagen und unsteten Wünschen Ziel und Antrieb. Sogar die Straßenjungen von Calcutta lernten „Banzai" schreien.

Auch die Tätigkeit des Nationalkongresses, wiewohl gesetzlicher und bei weitem weniger absichtlich herausfordernd als die Ausschreitungen der Presse, hat dennoch Zwietracht erregen müssen. Die britischen Autoritäten begingen lange Zeit den Fehler, den Kongreß mit Mißachtung zu behandeln; seine bloße Existenz ward als ein Schimpf für die Verwaltung angesehen.

Eine schadhafte Stelle im Verhalten der indischen offiziellen Welt ist ihre ungehörige Empfindlichkeit gegen Kritik. Anglo-indische Beamte sind nicht gewohnt an die freimütigen Angriffe der parlamentarischen Debatte, nicht bekannt mit den ehrlichen Gegensätzen des englischen öffentlichen Lebens, nicht vertraut mit dem heilsamen Einfluß beständiger Berührung mit einer Welt außerhalb der amtlichen Kreise. In der normalen Propaganda des Kongresses war nichts, was in der englischen Politik für ungewöhnlich oder unzulässig erachtet worden wäre.

Bengalen wird ohne Zweifel der Mittelpunkt der Bewegung bleiben, da die hochgebildeten Klassen dort am zahlreichsten vertreten und am unzufriedensten mit den ihnen zuteil werdenden Anstellungen sind. Obendrein steht dieser Teil des Reiches in der direktesten Beziehung zu den Europäern. Die ganze Provinz befindet sich unter der Zentralverwaltung. Alle Streitigkeiten, selbst die geringfügigsten, werden durch die Regierung geschlichtet: für

jede Unbill, für jede durch Subalterne begangene Ungerechtigkeit wird die Regierung getadelt.

Hierin ist wahrscheinlich die Erklärung dafür zu suchen, daß die sogenannten selbstregierenden Provinzen und die verschiedenen unabhängigen Staaten sich bisher ruhig verhalten haben: denn da sie autonom sind und die Verwaltung in den Händen ihrer eigenen Agenten ruht, können sie das englische Gouvernement nicht anklagen. Auch sind die Maharadschas, selbst wenn feindlich gesinnt, doch wohl zu vorsichtig, um mit den Mißvergnügten der unteren Schichten gemeine Sache zu machen oder sich an den Zänkereien der mittleren Klassen zu beteiligen. Sie wissen, daß, für den Augenblick jedenfalls, die Macht der Zentralregierung der ihrigen unendlich überlegen ist, und warten deshalb, wenn sie ihr Joch abzuschütteln wünschen, auf eine günstigere Gelegenheit.

Mittlerweile geschieht von allen Seiten viel, um in den Eingeborenen das Nationalgefühl zu wecken. Umfangreiche Organisationen bestehen zu diesem Zweck, und von den verschiedenen Mittelpunkten laufen die Fäden nach allen Richtungen durch ganz Indien. Weit gefährlicher und ungemein tätig sind die Verbindungen jenseits der Grenzen, oft in weit entfernten Ländern. Ob auch und in welchem Umfang fremde Mächte an dieser Propaganda beteiligt sind, würde sich schwer feststellen lassen; unbestreitbar aber ist, daß die Bewegung von außenher nicht nur angestiftet worden ist, sondern auch genährt wird. Von den im Ausland zerstreuten Hindus sind es die in Amerika lebenden, die am lautesten für ihre Sache werben, regelmäßige Versammlungen abhalten, Manifestationen veranstalten usw. In Japan arbeiten sie systematisch. Vor allem versuchen sie, direkt oder indirekt, diese führende Macht des Ostens für sich zu gewinnen, die Einbildungskraft dieses leicht entzündbaren Volkes zu entfachen. Erregt von seinen jüngsten Erfolgen und von Mitleid für seine asiatischen Brüder erfüllt, scheint Japan den indischen Unzufriedenen den günstigsten Boden zur Förderung ihrer Angelegenheiten zu bieten.

Als ich das letztemal in Japan war, wimmelte es dort geradezu von Babus, die herüberkamen, um für ihre Zwecke zu arbeiten. Sie zogen von Stadt zu Stadt, besuchten die angesehensten Persönlichkeiten des Ortes und ließen sich „interviewen". Ihr Bestreben war, um jeden Preis Aufsehen zu erregen, die Herzen des Volkes durch rührende, meist phantastische Erzählungen britischer Grausamkeiten in Asien zu bewegen. Besonders hofften sie durch Vorlesungen und Reden Erfolg zu haben. Denn selbst wenn die Säle leer blieben, waren die in der lokalen Presse veröffentlichten Berichte um so ausführlicher, und je übertriebener, um so willkommener waren sie den Zeitungen, die, und zumal die vom Volke gelesensten, nicht müde wurden, den verabscheuungswürdigen Zustand der Sklaverei zu beklagen, zu dem ihre Brüder in Indien verurteilt seien.

Demgegenüber muß es um so seltsamer erscheinen, daß Japan der Verbündete Großbritanniens ist. Wahr ist freilich, daß bisher die offizielle Presse sich enthalten hat, mit den unter britischer Herrschaft stehenden Nationen

gemeine Sache zu machen; schließlich aber sind politische Freundschaften weit davon entfernt, immerwährende zu sein, und die geringfügigste Kollision der Interessen kann ihnen ein Ende machen, als hätten sie nie bestanden. Tatsächlich wird in gut unterrichteten Kreisen geflüstert, daß die anglo-japanischen Beziehungen seit dem Kriege nicht mehr so freundlich seien, wie sie vorher waren. Wenn ehemals die russische Vorherrschaft gefürchtet ward, so ist ein künftiges Übergewicht Japans noch viel weniger erwünscht. — Handels- und wirtschaftliche Interessen bieten ein andres Feld des Streites und Wettbewerbes. Die englische Industrie, die den Markt im fernen Osten unbestritten zu beherrschen gewohnt war, wird mehr und mehr von den billigen Erzeugnissen japanischer Geschicklichkeit verdrängt. Würde es nicht natürlich sein, daß die Feindseligkeit zwischen Weißen und Gelben sich wieder einmal offenbaren sollte, wenn auch aus andern Gründen als vor dem jüngsten Kriege?

Indessen, wie dem auch sei, der Vertrag Englands mit Japan ist noch in Kraft, und von dieser Seite her haben die indischen Insurgenten, für den Augenblick wenigstens, auf keine, jedenfalls keine direkte Unterstützung zu rechnen. Außer der gelegentlichen Hergabe eines Saales für ihre Vorträge oder einer Spalte in den Zeitungen haben sie, wie die Dinge jetzt stehen, von Japan nichts zu erwarten. Diese Mittel jedoch nutzen sie reichlich aus, und ihr Appell geht in alle Richtungen. Ihr bevorzugtes Feld der Tätigkeit sind seit einiger Zeit die Küsten des Stillen Ozeans, mit Söul als Mittelpunkt.

Auch Amerika, der fruchtbarste Boden für die Verbreitung revolutionärer Tendenzen, trägt nicht wenig dazu bei, den Aufruhr in Indien zu fördern. Einerlei was die Ursache oder der beabsichtigte Zweck sein mag: jede revolutionäre Bewegung findet in den Vereinigten Staaten ihre Brutstätte. Nihilisten, Fenier, Sozialisten, Anarchisten, oder wie immer sie genannt werden mögen, können, so lange ihr Ziel ist, die bestehende öffentliche Ordnung umzustürzen, sicher sein, die Fäden ihrer Arbeit irgendwo in Amerika aufzunehmen.

Wie ich in meinem Werk über die Vereinigten Staaten[1]) ausführlicher gezeigt habe, bestehen regelrechte Zentren fremder Revolutionäre dort in einigen der Fabrikstädte in der Nachbarschaft von New York, so in Jersey City, in Passaic und vor allem in Paterson. Diesmal jedoch hat die indische Sache ihren Stützpunkt an der andern Grenze, beim Stillen Ozean, gefunden.

Die gelbe Bevölkerung an den Ufern des Pacific fühlt sich verletzt durch die strenge Gesetzgebung sowohl der Vereinigten Staaten wie Britisch-Columbias. Die unheilvollen Streitigkeiten des vorvorigen Jahres sind keineswegs vergessen. Der hochmütige Japaner und der grollende Chinese können die europäischen Maßregeln, die gegen sie ergriffen worden sind, nicht vergessen, und wiewohl zwischen ihnen und den weißen Bewohnern offene Feindschaft nicht besteht, existiert nichtsdestoweniger doch ein feindseliges Gefühl, das bei der geringsten Veranlassung zum Ausbruch kommen kann. In Britisch-Columbia beschweren sich besonders die Inder über die Härte, mit

[1]) Nach Amerika in einem Auswandererschiff. Das innere Leben der Vereinigten Staaten. Berlin, Gebrüder Paetel. 1908.

der sie behandelt werden. Sind sie nicht Untertanen des britischen Reiches? Warum sollten sie schlecht aufgenommen werden, sollten die gegen die gelbe Einwanderung erlassenen Gesetze sie mit gleicher Unnachsichtlichkeit treffen? Um von den Kulis nicht zu sprechen: auch Inder der gebildeten Klassen haben große Schwierigkeiten bei der Landung und noch mehr bei der Niederlassung auf amerikanischem Boden. Verdrießliche Erfahrungen dieser Art tragen notwendigerweise dazu bei, die Zahl der Mißvergnügten zu vermehren.

Sogar die „Times" konnte nicht umhin, die Aufmerksamkeit auf diesen Übelstand zu lenken, und in einem Leitartikel über die indische Frage sagt sie: „Es erscheint seltsam, daß auf den Zusammenhang zwischen der Unruhe in Indien und der Behandlung der Inder in Britisch-Columbia und andern britischen Territorien so wenig acht gegeben worden ist. Ich habe einen spezifischen Fall in Erfahrung gebracht. Ein eingeborener Unteroffizier, der das vollste Vertrauen seiner Oberen genoß, ward in eine aufrührerische Bewegung verwickelt gefunden. Dieses Mannes Bruder war einer von den Indern, die man hier (in Britisch Columbia) so schlecht behandelt hatte. Es muß Hunderte ähnlicher Fälle geben." Man sieht, daß die pacifischen Angelegenheiten mit denen von Indien in einem engeren Konnex stehen, als man auf den ersten Blick annehmen möchte. Mit auch nur der oberflächlichsten Kenntnis des asiatischen Volkes hätte jedoch über die Folgen kaum ein Zweifel herrschen können. Welche die Quellen sind, aus denen die erforderlichen Gelder bezogen werden und wie die revolutionäre Partei es anfängt, überhaupt zu bestehen, ist schwer festzustellen. Ohne Frage kontribuieren alle in jener Gegend zerstreut lebenden Hindus; bestenfalls aber können ihre Beiträge sich nicht auf eine sehr beträchtliche Summe belaufen, und es leuchtet ein, daß sie noch andre Hilfsmittel haben müssen. Eins ist unwiderleglich nachgewiesen, daß nämlich einige ihrer führenden Männer in New York sind, um Subskriptionen aufzunehmen und die revolutionäre Presse für die Interessen der Hindus zu gewinnen.

Die Sprache ihres Organs „Frei Hindustan" wird von Tag zu Tag aufreizender. In einem neuerlichen Artikel ward offen erklärt, daß die gegenwärtige revolutionäre Bewegung das unmittelbare Ergebnis der britischen Tyrannei und der den Eingeborenen zugefügten Ungerechtigkeit sei. Andre Aufsätze weisen nach, daß es dem Volke unter russischer Herrschaft besser gehen würde als unter den bestehenden Verhältnissen. Rußland mit den inneren Fragen Indiens in Beziehung zu bringen, ist freilich nichts Neues. Während der großen Meuterei von 1857 kam jene Tendenz deutlich zum Ausdruck, und es hat immer Stellen gegeben, an denen die Hoffnung genährt wird, daß im Falle eines Krieges zwischen England und Rußland dieses den Sieg davontragen möge.

„Die planmäßige Verübung vereinzelter Morde ist immer die größte Gefahr gewesen, welche die Engländer in Indien zu fürchten hatten", sagt ein anonymer Autor in der „Quarterly Review" (Oktober 1908). Offener Aufstand kann unterdrückt werden, aber der Bombenwerfer, der allein im Dunkel

lauert, ist weniger leicht zu überwinden. Eine Flut von Licht hat sich jetzt über die finstere Unterwelt indischer Politiker ergossen. Aber Bomben und Revolver werden nicht deshalb verschwinden, weil gegen ihren Gebrauch die Gesetzgebung scharf eingeschritten, oder weil eine Handvoll bengalesischer Unzufriedener zu harten Strafen verurteilt worden ist.

Doch was auch in Indien während der nächsten Jahre geschehen mag: der Fähigkeit Englands, mit allen Kundgebungen tatsächlicher Feindseligkeit fertig zu werden, darf man so lange ziemlich sicher sein, bis ein Kampf auf Leben und Tod mit einer andern großen Macht ausbricht. Dann, und nicht eher als dann, wird der Augenblick wirklicher Gefahr in Indien gekommen und zur Existenzfrage für Britannien geworden sein.

Die Loyalität der großen indischen Fürsten, deren Interessen mehr und mehr mit denen der britischen Regierung identisch werden; die vergleichsweise ruhige Haltung der Mohammedaner und ihre Furcht vor der Herrschaft der Brahminen; die Zunahme der indischen Industrie und der ansehnliche Betrag heimischen Kapitals, das sowohl in diesen als in staatlichen Sicherheiten angelegt ist; die beträchtliche Zahl ruhiger, einflußreicher, gesetzestreuer Männer, die nicht den Wunsch haben, einen Puna-Brahminen in den Staatsroben eines Mahrattenfürsten oder einen gewandten Babu-Redner als Direktor von Bengalen verkleidet zu sehen: diese und manche andre Erwägungen könnten angeführt werden, um den einigermaßen düsteren Ausblick zu erhellen.

Die obstruktive Taktik, welche die Extremisten innerhalb des Kongresses übten, tat niemandem außerhalb jener Körperschaft Schaden; aber was sie sonst unternahmen, war von höchst verderblichen Folgen begleitet. Der Boykott, den sie gegen britische Waren mit großer Umsicht organisierten, war ein Fehlschlag, wie Boykotts immer sind; aber während er dauerte, erfüllte er die Provinz doch mit Unordnung. Insoweit die Swadeshi-Bewegung zur Förderung der nationalen Industrien[1]) sich in gesetzlichen Grenzen hielt, war sie eine vortreffliche Sache; als sie jedoch, wie dies tatsächlich der Fall, eine offene Aufreizung zur Empörung wurde, verdiente und erfuhr sie die strengste Verurteilung. Nationale Freiwilligenkorps, eine andre Erfindung der Bengalis, wurden in gleich böswilliger Absicht, scheinbar aber organisiert, um unter den jungen Leuten die Liebe zur Gymnastik zu entwickeln; in Wahrheit sind sie nichts als mit Stöcken bewaffnete Pöbelbanden, vorsätzlich angeworben, um Unruhe zu stiften. Es ist nicht leicht, zu sagen, wo die Scheidelinie zu ziehen wäre zwischen den Verbindungen, die im Sonnenlicht arbeiten und den Bestrebungen der geschickten Desperados, die mit Bomben und Mordtaten Krieg führen. Wahrscheinlich ist überhaupt kein Unterschied vorhanden, sondern fraglich nur das Maß der Strafbarkeit.

Mittlerweile mehren sich die Parteigänger der Revolution; unverkennbar ist die Tatsache, daß die Zahl der Eingeborenen, die Autonomie verlangen,

[1]) Über die Swadeshi-Bewegung vergl. den Artikel „Die antibritischen Strömungen in Indien und ihre Bekämpfung. Vom Fregattenkapitän z. D. P. Walther. „Deutsche Rundschau. 1908, Bd. CXXXV, S. 395. Die Redaktion.

beständig wächst. Und mehr noch: diese Elemente, bisher nach allen Richtungen zerstreut, sammeln und gruppieren sich allmählich, und ihre Stimme, in früheren Zeiten niedergehalten, wird in Zukunft sehr deutlich gehört werden.

Das Motto der Agitatoren an den Küsten des Stillen Ozeans, diesem großen Schlachtfeld des Orients, lautet: „Volksbildung in Indien zu verbreiten" — eine Phrase, die viel oder wenig sagt. Aber ihr Trachten geht weit, und ihre geheime Hoffnung ist, die britische Herrschaft zu vernichten.

Es ist immer traurig, eine feststehende Ordnung gestört zu sehen; es ist peinlich, Zeuge von Zwietracht und Revolution zu sein. So wenig ist im Allgemeinen durch Anarchie und Zwangsmaßregeln gewonnen! Organisches Wachstum und fortschreitende Entwicklung sind die einzigen wirksamen Mittel, den Notwendigkeiten einer Nation zu dienen. Aber was würde geschehen, wenn die Regierung eine andre Art der Verwaltung einsetzen wollte? Wenn sie mit den alten Überlieferungen, dem gegenwärtigen System brechen wollte, das als Ganzes so bewunderungswürdig ist und mit so vielem Takt und Geschick von dem vortrefflichen, den höheren Klassen der Anglo-Inder angehörenden Beamtenkörper durchgeführt wird? Sie sind die Männer, die ihr Leben dem Wohle der Eingeborenen widmen, die nicht nur akklimatisiert, sondern — sozusagen — eingewurzelt sind in dem Lande ihrer Wahl.

Wenn Indien zu Beginn des 19. Jahrhunderts eine ernste Krisis durchmachte und Ordnung nur durch blutige Maßregeln hergestellt werden konnte, so zeigt die Morgendämmerung des 20. Jahrhunderts einen nicht weniger umwölkten Horizont. Aber man sollte nicht zu pessimistisch sein. Beunruhigend, wie die letzten Berichte erscheinen, und schwer, wie die Gefahr sein mag: die Verwaltung ist noch zu stark, die Armee zu gut diszipliniert, als daß die Regierung nicht fähig sein sollte, der Lage Herr zu werden.

Auch darf man nicht vergessen, daß im Innern die Aufrührer nicht hinreichend geeint sind, um der bewaffneten Macht zu widerstehen. Zudem finden sich die revolutionären Elemente hauptsächlich in den unter britischer Verwaltung stehenden Provinzen, wo die Kaiserliche Regierung über die meisten Truppen verfügt. Deshalb können Ruhestörungen, wie sich dies jüngst in den Gouvernements Bombay und Calcutta gezeigt hat, rasch unterdrückt werden.

Eine Revolution im eigentlichen Sinne des Wortes, ein allgemeiner Aufstand würde ohne die Unterstützung einer fremden Macht vollkommen unmöglich sein. Und, zurzeit wenigstens, ist der Stand der Dinge in Indien ein solcher, daß irgendwelche wirksame Unterstützung von irgendeiner Macht außer Frage steht. Keins der benachbarten Länder könnte den Indern zu Hilfe kommen, und keine der fremden Nationen, auch wenn sie direkt oder indirekt ein Interesse an der Bewegung hätte, könnte, selbst wenn sie wollte, bei der gegenwärtigen internationalen Lage Nutzen daraus ziehen.

Was die Inder selbst betrifft, so sind die Massen, diese Millionen und Millionen von Eingeborenen, zum größeren Teil noch apathisch und vollständig gleichgültig gegen Politik; und diejenigen unter ihnen, die eine höhere Bildung besitzen, sind der Meinung, daß sie im Augenblick von einer Revolution nichts zu erwarten und möglicherweise viel zu befürchten haben. Das Land ist zu

vielteilig und das Volk nicht bereit. Selbstregierung unter diesen Umständen würde zum Schaden ausschlagen. Die Schwachen würden schlimmer daran sein, als sie gegenwärtig sind, und die Tyrannei der Stärkeren hätte keine Grenzen. Ohne höhere Aufsicht würden die kleineren Staaten untereinander beständig in Streit liegen und sich gegenseitig ruinieren. Die Untertanen würden ihren letzten Pfennig in nichtigen inneren Kämpfen opfern.

Man muß bedenken, daß Indien nicht ein Land im eigentlichen Wortverstand ist. Es umfaßt nicht eine einheitliche Nation. Es ist ein Kontinent, eine Welt für sich, in viele Länder geteilt und von verschiedenartigen Nationalitäten bewohnt. Seine Geschichte zeigt deutlich, daß diese Völkerschaften einst miteinander in stetem Hader gelebt haben, und wenn man sie jetzt sich selbst und ihren Leidenschaften überließe, so würde es wieder dasselbe sein, und wahrscheinlich noch schlimmer. Ließe man den zahlreichen Fürsten und Maharadschas die Wahl, so darf man fast sicher annehmen, daß sie einander den Krieg erklären und unaufhörlich um die Ausdehnung ihrer Grenzen und das Übergewicht ihrer Macht kämpfen würden. Ihre Untertanen würden die ganze Last zu tragen und alle Wechselfälle zu erdulden haben. Über diesen Punkt sind alle ruhig denkenden Hindus einer Meinung: daß es nämlich für ihr Volk unendlich viel besser sei, wenn ihre eingeborenen Herrscher unter Oberaufsicht stehen, als wenn sie völlig freie Hand hätten. Sogar unter den bengalischen Mißvergnügten gibt es einige Gemäßigte, die anstatt nach radikalen Maßregeln zu verlangen, zufrieden sein würden, wenn ihre Provinzen, wie z. B. Radschputana, Selbstverwaltung erhielten, aber unter der obersten Autorität des Reiches.

Wird Großbritannien diese Zugeständnisse machen? Oder — so sollten wir vielmehr fragen — wie lange wird es in der Lage sein, sie zu verweigern? Es ist schwer, eine Vermutung darüber zu äußern. Wie mächtig immer es auch heute noch sein mag, wie bewunderungswürdig seine Verwaltung, wie ergeben der Stab seiner Beamten: im allgemeinen Verlauf der Entwicklung muß die Zeit kommen, in der England dem Andrang der Bevölkerung nicht mehr wird widerstehen können.

Die Geschichte steht nicht allein in der Gewalt des menschlichen Willens. Die stärksten Männer sind nicht stark genug, die Flut der Ereignisse aufzuhalten. Auch die glänzendsten unter ihnen sind nicht fähig, die großen Probleme des Lebens zu lösen. Alle Menschen sind schließlich nur Werkzeuge im Dienste einer höheren Bestimmung. Nationen wie Individuen durchschreiten die Jahrhunderte, indem sie immer an denselben Meilensteinen vorüberkommen: sie werden geboren, sie wachsen, sie entwickeln sich zu voller Kraft, und wenn sie ihren Zenit erreicht haben, verfallen sie.

Wenn wir die Geschichte der Eroberungen und Kolonisationen großer Nationen, der Perser, der Griechen, der Römer oder welches andern hervorragenden Reiches immer studieren, so begegnen wir jedesmal der Tatsache, daß die weisesten und klügsten dieser Eroberer die von ihnen unterworfenen barbarischen Rassen gebildet und gehoben haben. Sie haben, sozusagen, die Rolle von Eltern gegen ihre Nachkommen übernommen, damit, wenn sie alt und

müde geworden sind, die jüngeren Geschlechter an ihren Platz treten und, denselben mühsamen Weg verfolgend, die Aufgabe da wieder aufnehmen mögen, wo ihre Vorgänger sie gelassen haben.

Diese Art der Emanzipation, diese Bewaffnung der jüngeren Nationen von seiten der älteren, ist eine der überraschendsten Erscheinungen. Seltsam genug — jedes Reich bis auf die Gegenwart hat seine Vasallen und Kolonien, mehr oder weniger indirekt oder direkt gegen seine eigenen Interessen, ja sich zum Schaden entwickelt.

Fast unbegreiflich ist es, auf wie vielfache Weise die herrschenden Nationen um jeden Preis suchen, alles um sich her zu verändern, ihren eignen Sitten und Anschauungen Geltung zu verschaffen und alle Vorteile ihrer älteren und überlegenen Kultur den zurückgebliebenen Völkern zugänglich zu machen. Sie lassen sie teilnehmen an den Wohltaten, die in langen Jahren der Arbeit und harter Erfahrung errungen worden sind, und um wirtschaftlichen Gewinnes willen gehen sie so weit, jenen ihre wirksamsten Waffen zu verkaufen, auch wenn sie wissen, daß sie sich eines Tages gegen sie selbst kehren werden.

Dieser Prozeß wiederholt sich in der Geschichte aller Nationen, und er ist, wohin wir blicken, stets der gleiche. Immer ist es der Kultivierte und der Mächtige, der den Primitiven und den Schwachen erzogen und stark gemacht hat. Diese ihrerseits haben ihre Beschützer und Wohltäter gestürzt und sie übertroffen in dem ewig währenden Kampf um das Dasein. Heute sehen wir dies Schauspiel nicht in Indien allein, sondern über ganz Asien. Im nahen und im fernen Osten sind es die europäischen Mächte, welche die schlummernden Völker aufrütteln und wecken, damit sie sich ermuntern und vorwärts schreiten. Einige behaupten, sie täten es für die Sache der Zivilisation; andre tun es aus rein geschäftlichen Gründen und um Geldgewinn. Aber was auch das treibende Motiv sein mag, das Resultat ist immer dasselbe.

Es leuchtet ein, daß der Tag kommen muß, an dem Besitzungen in fremden Ländern zu existieren aufhören, an dem die Weißen ihre Kolonien der gelben Rasse zurückgeben werden. Wie es in Japan ist, so wird es in andern asiatischen Ländern sein. China wird langsam folgen, und ebenso Indien, wenn es auch schwer ist, zu sagen, wie bald, selbst in diesen Zeiten raschen Wechsels und schnellen Fortschritts.

Die Tatsache bleibt unerschütterlich und allen, die auf jenem fruchtbaren Boden unter den Millionen der gelben Welt gelebt haben, ist es klar, daß diesen die Zukunft ihres Kontinents, daß Asien letzten Endes den Asiaten gehört.

Estrithe.

Eine Dichterliebe.

Von

Hanny Brentano.

Was in Nachfolgendem erzählt werden soll, ist kein erfundener Roman, keine erdichtete Novelle, — es ist ein Stück aus einem Menschen- und Dichterleben, wie es sich aus alten Brieffragmenten, Gedichten und Tagebuchblättern zusammenstellen läßt, und das ich hier schmucklos darbieten will, nur das beifügend, was zum Verständnis nötig ist und als begrenzter Rahmen des kleinen, verblaßten Bildes gelten darf. — — —

Im welligen Hügellande Mittelfrankens liegt, dem Tale der kleinen Rezat eingebettet, von dunkel bewaldeten Hügeln umkränzt, das alte Städtchen Ansbach, im 18. Jahrhundert noch der Hauptort eines gleichnamigen Fürstentums, das, vereint mit dem Gebiete von Bayreuth, einem Zweige des Hohenzollerngeschlechtes untertan war. Hier wurde am 2. September 1731 dem „Hochbetrauten Kammerjunker wie auch hochbestallten Kommandanten und Obristwachtmeister über das hochfürstliche Grenadier-Leibbataillon, reichsfrey hochwohlgebornen Herrn Friedrich Carl von Cronegk", der es später bis zu „des hochlöblichen fränkischen Kreises hochbestalltem General-Lieutenant und Brandenburgisch-Ansbachischem Geheime-Rath und Ober-Amtmann Excellenz" brachte, ein Söhnlein geboren, — der einzige Sproß aus einer glücklichen Ehe und zugleich der letzte eines alten, ursprünglich aus Österreich stammenden Geschlechtes. Die deutsche Literaturgeschichte hat seinen Namen — Johann Friedrich von Cronegk — auf eines ihrer Blätter geschrieben als den Namen dessen, der bei der ersten dramatischen Preisausschreibung, die in deutschen Landen veranstaltet ward, als Sieger hervorging[1]). Freilich konnte der Lorbeer, der seine Stirn zu schmücken bestimmt war, nunmehr auf sein Grab niedergelegt werden, denn noch bevor das Resultat der Preiskonkurrenz bekannt wurde, starb der Dichter im blühendsten Jünglingsalter um Mitter-

[1]) Der Preis (50 Taler) war von der „Bibliothek der schönen Wissenschaften" ausgesetzt und Cronegks Tragödie „Codrus" zuerkannt worden.

nacht zwischen den Jahren 1757 und 1758, nur wenig über 26 Jahre alt. Dieser schöne Tod, in voller Jugendkraft, im Angesichte des errungenen Sieges, hat dazu beigetragen, die an sich schon sympathische Figur des jugendlichen Dichters in einer neuen Gloriole erstrahlen zu lassen. Alles, was unwiederbringlich verloren ist, dünkt uns ja schöner und besser als das Erhaltene, und darum sind wir, von einem unbewußten Optimismus getrieben, immer geneigt, von einem jung verstorbenen Talente zu glauben, daß mit ihm die schönsten Hoffnungen verloren gegangen seien.

Im elterlichen Hause wuchs der Knabe heran. Seine Mutter, die „reichsfrey hochwohlgeborne Frau Sophie Christiane, geborne von Crailsheim", war eine schöne, sanfte Frau; ihr verdankte der Sohn jenes reine Gefühl für das Edle und Schöne, von dem sein Leben und seine Dichtungen erfüllt waren. Als sie am 5. März 1757 starb, schrieb er an Gellert: „Eine Mutter, der ich meine Auferziehung, meine Art zu denken, kurz, der ich alles, was vielleicht Gutes an mir ist, mein Herz zu verdanken habe, diese Mutter habe ich verloren" [1]). Wie tief ihn dieser Schmerz traf, das zeigt sein elegisches Gedicht „Einsamkeiten in zwei Gesängen", in dem er ihr einen mit seinem Herzblut geschriebenen Nachruf weihte.

Über den Charakter des Vaters ist nichts Näheres bekannt, doch nach den Grundsätzen zu urteilen, die er bei der Erziehung des Sohnes befolgte, scheint der alte Freiherr einen klaren, verständigen Kopf und einen offenen Sinn für schöngeistige und wissenschaftliche Bestrebungen besessen zu haben. Von seinem schlichten Sinn und der Wärme seiner Empfindung gibt ein Brief [2]) an seinen Sohn Zeugnis, der ein Geburtstagsgeschenk begleitete. Die wenigen Worte sind so charakteristisch für die Persönlichkeit des Schreibers und das Verhältnis zwischen Vater und Sohn, daß sie hier einen Platz finden sollen:

Mein Lieber Sohn

Ich bekleite dis gewöhnlich angebinde mit Vielen Küssen, so Dir in gedanken schicke und Tausend Segens Wünschen, Gott wolle mein gebet und flehen, für Dich erhören, so bist und bleibst Du, und ich Vergnügt, Seine fernere gute aufführung wird ursache sein, das ich Von hertzen und mit freüden bleibe

Mein Lieber Sohn
Dein getreüer Vatter
F. J. C. von Cronegk.

Bei der Erziehung des jungen Cronegk wurde nichts versäumt und nichts gespart. „Man untergab ihn der Handleitung und Unterweisung solcher Lehrer, die bei den verspürten unvergleichlichen Naturgaben mit Vergnügen sich angelegen sein ließen, solche zur Vollkommenheit zu bringen," schreibt der Freund und spätere Biograph Cronegks, der Ansbacher Landgerichtsassessor und Odendichter Johann Peter Uz; „sie arbeiteten nicht vergeblich. Ansbach redete von seiner Jugend mit so vieler Verwunderung, als es hernach von seinen reiferen Jahren geredet hat." Auch anderwärts findet man die Frühreife und den unermüdlichen Fleiß des jungen Herrn erwähnt, der

[1]) Gellerts Werke, Bd. VIII, S. 233, 129.
[2]) Im Besitz des Historischen Vereins für Mittelfranken zu Ansbach.

noch ein halbes Kind — die lateinische, französische, englische, italienische und spanische Sprache, zum Teil sogar ohne Lehrer, erlernte und auch die schönen Künste, vor allem die Poesie und Musik, eifrig betrieb.

Noch nicht achtzehn Jahre alt, bezog Cronegk in Begleitung seines Hofmeisters Johann Georg Rabe die Universität Halle, die er aber schon im folgenden Jahre mit Leipzig vertauschte. Hier entfaltete sich nun die reichste und bewegteste Zeit seines Lebens, auf die er später mit Freude und Wehmut zugleich zurückblickte. Die Erfahrungen freilich, die fünfzehn Jahre später der junge Goethe in demselben „Klein-Paris" zu machen Gelegenheit fand, blieben dem wohlgesitteten Jüngling fremd; er schloß sich eng an Gellert an und wurde durch diesen mit den hervorragendsten Größen der damaligen Literatenzunft befreundet: man mochte den bescheidenen, wohlerzogenen und mit einem hübschen Talent ausgestatteten jungen Mann, der überdies die Freiherrnkrone über dem Wappen führte, gut leiden. Diese Krone verschaffte ihm auch Aufnahme in die vornehmen Kreise der Stadt, und in den Briefen an seine Eltern[1]) weiß er von mancher „Assemblée" zu erzählen, die er in Begleitung seines Hofmeisters besuchte. Mit keiner Silbe aber erwähnt er in diesen Briefen einer Episode, die in jenen Studentenjahren einen hellen und sonnigen Anfang nahm, um bald nach seiner Rückkehr in die Heimat mit einem trüben Mißklang zu schließen: seiner ersten und einzigen Liebe. Auch Uz ignoriert in der Biographie Cronegks dessen kurzen Herzensroman vollständig, während Henriette Feuerbach in ihrem Werke „Uz und Cronegk"[2]) nur ganz flüchtig davon spricht. Was von der Sache in Erfahrung zu bringen ist, geht fast insgesamt zurück auf einige ungedruckte Briefe[3]) des besten und wohl bedeutendsten Freundes des jungen Dichters, des Dr. med. Johann Georg Albrecht Kipping, der zuerst in Ansbach, später in Borsfelde und Helmstädt tätig war und mit Cronegk bis an dessen Tod in regem Briefwechsel stand.

Gleich nach seiner Ankunft in Leipzig, im Februar 1750, hatte Cronegk für sich und seinen Begleiter in der Barfüßerstraße im Hause des „sehr raisonablen" Kaufmanns Aschaff zwei Zimmer gemietet für „jährlich mit Bett und Aufwartung 70 rthlr. und 30". Der „raisonable Kaufmann" hatte ein recht unraisonables, dafür aber bildschönes und lebenslustiges Töchterlein, — und dem jungen Freiherrn erging es, wie es so manchem Bruder Studio vor und nach ihm ergangen ist: er verliebte sich in die anmutige filia hospitalis, scheint jedoch von ihr nicht mit gleicher Glut wiedergeliebt worden zu sein, woran vielleicht sein wenig einnehmendes Äußere die Schuld trug.

Das junge Mädchen hieß Christiane Elisabeth, wird aber in den Briefen Kippings „Estrithe" genannt, nach der Heldin des Trauerspiels „Canut" von Joh. Elias Schlegel. Cronegk selbst besang sie als seine „Chloe" oder „Zemire". So befindet sich in der Halmschen Autographensammlung in München das Manuskript zu einem Gedichte „An Chloen bey einer Schlaf-

[1]) Erhalten in der Handschriftensammlung der Königl. Bibliothek zu Stuttgart.

[2]) Leipzig 1866.

[3]) Im Besitze teils des Historischen Vereins für Mittelfranken in Ansbach, teils der Halmschen Autographensammlung in München.

losen Nacht", auf das Esthrithens Tochter, von der später noch die Rede sein wird, die Bemerkung geschrieben hat: „Vom Dichter Cronegk an meine Mutter." Dieses Gedicht erschien auszugsweise in Nr. 74 des Cottaschen Morgenblattes vom Jahre 1809[1]), also ein halbes Jahrhundert nach dem Tode seines Verfassers. Es ist kurze Zeit vor Cronegks Abreise aus Leipzig entstanden und gibt in steifen, förmlichen Alexandrinern dem Liebesschmerze des jungen Dichters beredten Ausdruck. Der Anfang des Gedichtes ist ein in Youngscher Manier gehaltener Anruf an die Nacht und an die Einsamkeit:

Verdunkle dich, o Nacht, verdoppelt euch, ihr Schatten,
Tönt sanfte Klagen, tönt hier in der Einsamkeit
Bei Tage kann ich nicht dem Schmerz den Lauf verstatten,
Der Nachte Finsternis sei meinem Schmerz geweiht.

In einigen sentimentalen Strophen wünscht der Liebende seiner Angebeteten dann, sie möge glücklicher sein als er und die Ruhe genießen, die sie ihm geraubt; wie eine düstere Ahnung von frühem Tode klingen die Worte:

. . . vielleicht kömmt meinem Herzen
Eh als wir es gedacht auch die gewünschte Ruh:
Vielleicht schließt bald das Ziel des Lebens und der Schmerzen,
Von Tränen ausgezehrt, die matten Augen zu!

Dann folgen Klagen über den nahen Abschied und Vorwürfe wegen Chloees Lieblosigkeit:

Nie hast du mich geliebt! Der Blicke zärtlich Schmachten,
Die Tranen, die du sahst, die rührten dich ja nie!

Er selbst aber fühle den Mut in sich, „von Vorurteilen frei sich feur'ger Lieb' zu weih'n"; denn der Himmel selbst habe ja die Liebe geschaffen, und somit dürfe die Natur, „wenn wir von Liebe glühen, sich mutig von Gesetz und Vorurteil befrei'n". Das Gedicht schließt mit dem schmerzlichen Ausruf:

O Chloe! nein, ich kann es nicht beschreiben — —
Wie glücklich könnten wir, wenn du nur wolltest, sein!

Wie die Verhältnisse aber lagen, kam es weniger darauf an, ob Chloe wollte, als daß der verliebte Dichter selbst ernstlich gewollt hätte, und sein Wille war wohl durch Standesrücksichten gebunden, so kühn er auch im Liede gegen alle Vorurteile zu Felde zog. Konnte ein Freiherr des 18. Jahrhunderts an eine Verbindung mit einer Kaufmannstochter denken? Konnte der letzte Sproß eines altadeligen Geschlechtes den Eltern, deren Meinung er allezeit in Ehren hielt, eine bürgerliche Schwiegertochter zuführen? Cronegk war bei allem Reichtum, aller Tiefe des Gemütes eine viel zu passive, ängstliche Natur, als daß er den trotzigen Mut hätte finden können, seiner Familie, der Gesellschaft und dem Hofe, an dem er aufgewachsen war, den Fehdehandschuh hinzuwerfen und eine Existenz für sich, unabhängig und selbständig, in der Welt zu erkämpfen. Er begnügte sich damit, die Geliebte zu besingen — wobei zugestanden werden muß, daß diese poetischen Klagen mit zu dem Besten gehören, was wir von ihm besitzen — oder von künftigen Wonnen zu träumen,

[1]) Der Einsender kann nicht Kipping gewesen sein, wie Frau Feuerbach angibt (a. a. O. I, 70), da dieser bereits 1761 gestorben war.

wie er es z. B. in einem nur handſchriftlich in der Halmſchen Autographenſammlung erhaltenen Gedichte tut, deſſen zweite Strophe lautet:

Wenn künftig mich Chloe voll Zärtlichkeit küßt,
Die Seel' auf den Lippen ſich ſelber vermißt,
Halb trunken, bezaubert in ſanftem Entzücken,
Die Welt und die Zeiten und alles vergißt,
Wenn wechſelnde Triebe die Sinne beſtricken,
Dann gönnet mir ewig den ſchönen Betrug,
Verjährt euch, Minuten, mich lang zu beglücken,
Verweilet euch, ſaumt euch mit zauberndem Flug!

Im Mai 1752 hatte Cronegk Leipzig verlaſſen, um in die Heimat zurückzukehren. Von Erlangen aus ſchrieb er den erſten Brief an Fräulein Aſchaff, mit einer Art von Galgenhumor den Schmerz ſchildernd, den ihm die Trennung bereitet hatte. Dieſer Brief, der ſich ebenfalls in der Halmſchen Autographenſammlung befindet und von Eſtrithens Tochter mit der Bemerkung: „Ein Brief Cronegks an meine Mutter" verſehen wurde, lautet:

Mademoiſelle

Sie können von dem Vergnügen daß mir die Erlaubniſs Sie ſchriftlich zu unterhalten gemacht aus der Geſchwindigkeit urtheilen mit welcher ich ſie mir zu nuze mache. Ich bin noch nicht zu meinem einſamen Ruheplaze gekommen, und izo bin ich in Erlang gerade erſt angelangt die ganze Reiße über habe ich ſo munter ausgeſehen, daß man in allen Gaſthöfen geglaubt hat, ich müßte etwa ein Staatsgefangener ſeyn, den man auf zeitlebens nach einer Feſtung führte, H. Raben ſahen ſie für einen Profoßen an, (oder wenigſtens für einen Gefangenen Wärter). Die die nicht ſo weit dachten glaubten treuherzig daß man mich etwa nach Waldheim[1]) bringen wolte, und ſie ſchloßen aus meiner Mine, ich müſte recht viel zu fürchten haben. In Coburg muſte ich ein zeuge von dem verliebten tändeln eines neuen Braut Paares ſeyn, und auch daß war nicht fähig mich zu ermuntern, da ſoll ich nun mit aller Gewalt ein Hochzeit Carmen ſchreiben, und ich bin gar zu einer ſolchen Arbeit nicht aufgelegt, ich werde aber doch wohl daran müſſen, wann es gedruckt wird ſo werde ich die Ehre haben es Ihnen zu ſchicken. Ich weis daß Sie ſehr beſchäftigt ſind aber doch unterſtehe ich mich zu bitten, mir bißweilen nur durch 2 Zeilen zu bezeigen daß Sie mich nicht ganz vergeſſen haben, ich bin zeitlebens

H. Rabe empfiehlt ſich Ihnen.

Dero gehorſamſter Cnecht J. F. de Cronegk.

Erlang Freytags

Meine gehorſame Empfehlung an H. Papa und Fr. Mama ich werde Ihnen auch bald ſchreiben.

Ob Eſtrithe dem Wunſche Cronegks willfahrt und ihm zuweilen geſchrieben hat, iſt nicht zu ermitteln; ebenſowenig iſt es bekannt, ob ſie noch weitere Briefe von ihm empfing.

Nach Ansbach zurückgekehrt, ſuchte Cronegk Erſatz für alles, was er in Leipzig zurückgelaſſen hatte, in der Poeſie: es entſtand der erſte Teil zu den eingangs erwähnten „Einſamkeiten", nämlich das ſchwermütige lyriſch-didaktiſche Gedicht „Einſamkeiten in ſechs Geſängen", das hier nur inſoweit Intereſſe verdient, als ſich darin die Spuren der Liebe zu Eſtrithe verfolgen laſſen. Die Angebetete des jungen Dichters tritt diesmal als „erſeufzete Zemire" auf.

[1]) Stadt in der ſächſiſchen Kreishauptmannſchaft Leipzig mit großem Zuchthaus.

Zemire, denkst du wohl, wie ich entfernt mich quäle?
Zemire, erster Wunsch der unbefleckten Seele,
Du warst mein erster Wunsch, du wirst mein letzter sein!

beteuert der Liebende, und in süßen Erinnerungen schwelgend, fragt er sich:

Wie, Seele, war dir da, als mir Zemire sagte,
Sie fühle das für mich, was ich ihr seufzend klagte!
Wie fühltest du nicht da der Wollust Überfluß,
Als du mir fast entgingst, versenkt in einen Kuß!

Den Sommer 1752 brachte Gronegk in Hohentrüdingen zu, einem kleinen Orte Mittelfrankens mit schönem Park und einem alten Schlosse, wo sein Vater Oberamtmann war. In demselben Jahr wurde er, wie Uz sagt, „von des damals regierenden Herrn Marggrafens zu Brandenburg-Anspach hochfürstl. Durchlaucht zum Cammerjunker auch Hof-Regierungs- und Justizrathe ernennet". Gleichzeitig erhielt er Urlaub bis zum 1. Januar 1754, um seine „Kavalierstour" zu machen: eine größere Reise, die nach der Sitte der Zeit als Schlußstein der beendeten Studien angesehen wurde und als unerläßliches, pflichtmäßiges Vorrecht adeliger Söhne nicht zu umgehen war. Es existiert ein Büchlein, das — als Manuskript für Freunde nur in wenigen Exemplaren gedruckt, ohne Angabe des Ortes und der Zeit — unter dem Titel: „Reise durch Italien und Frankreich in den Jahren 1752 und 1753. Worinnen auch von der Reise des Herrn Marggrafen von Ansbach als Erbprinz nach Venedig und Rom Nachricht gegeben wird. Beschrieben von Hof-Kammer-Rath Hirsch 1808" die Schilderung dieser Kavalierstour von einem Teilnehmer der Reise enthält. Das Buch, von dessen Existenz keiner der späteren Biographen Gronegks gewußt zu haben scheint[1]), beginnt:

„Den 6. Dez. 1752 früh um 8 Uhr reisten wir von Hohentrüdingen, einem ansbachischen Dorfe, ab. Unsre Reisegesellschaft war Herr von Gronegk, Herr von Gleichen[2]), Herr Rabe und Ich. Wir fuhren alle vier zusammen in einem Reisewagen und kamen abends um 4 Uhr in Kayserheim an."

Die ganze Reise, die von Hirsch mit allen Details geschildert wird, genau zu verfolgen, würde zu weit führen; erwähnt sei nur, daß die Herren Tirol, Italien und Frankreich bereisten, besichtigten, was es an Kunstwerken, Altertümern, Galerien, Museen, Bibliotheken, ja selbst spielzeugartigen Kuriositäten zu besichtigen gab, gleichzeitig nicht versäumten, interessante und berühmte Persönlichkeiten aufzusuchen, und schließlich über Rastatt, Stuttgart, Oettingen der Heimat zueilten, um am 25. Dezember 1753, abends 6 Uhr, in Hohentrüdingen wieder einzutreffen. Der Berichterstatter schließt sein Tagebuch mit

[1]) Frau Feuerbach beklagt (a. a. O. S. 102 u. 196, Anm. 35), daß es nicht möglich war, die Namen der Reisebegleiter ausfindig zu machen, und daß aus dieser Zeit überhaupt nicht das kleinste unmittelbare Erinnerungszeichen übrig geblieben sei, und Dr. W. Geniel bedauert in „Johann Friedrich von Gronegk" (Leipzig 1894), daß wir über diese Reise „nur mangelhaft unterrichtet" und auf das Wenige angewiesen sind, was Uz von ihr erzählt; Uz aber war bereits 1796 — also vor dem Erscheinen des Büchleins — gestorben.

[2]) Wahrscheinlich Heinrich v. Gleichen, gest. 1767, vermählt mit Caroline Sophie v. Rußwurm (der letzten ihres alten Namens, der dann auf die Familie Gleichen überging), dessen Nachkomme, Freiherr v. Gleichen-Rußwurm, bekanntlich die Enkelin Schillers heiratete.

den Worten: „Nachdem ich den 26. Dezember allhier ausgeruht und von meinen bisherigen Herrn Reisegefährten zärtlichen Abschied genommen hatte, fuhr ich den 27. Dezember von hier ab und kam abends Gottlob glücklich und gesund in Ansbach bei den lieben Meinigen an. — Diese unsre Reise durch Italien und Frankreich hat also in allem gedauert ein Jahr und etliche Wochen."

Bald nach der Heimkehr trat Cronegk seine Stelle „im hochfürstlichen Hofrathskollegio" an, — wohl nicht ganz leichten Herzens; nach der Ungebundenheit der stets neue Eindrücke bietenden Reise, während der seine dichterische Tätigkeit nicht geruht hatte, wird ihm das Einerlei seines Amtes nicht allzu verlockend erschienen sein. Dagegen scheint es, als wenn seine Gefühle für Estrithe, die während der abwechslungsreichen Reisezeit wohl ein wenig in den Hintergrund getreten sein dürften, in der Gleichförmigkeit des Alltagslebens mit neuer Innigkeit erwachten. Jedenfalls hat er mit Kipping von der Geliebten gesprochen, da dieser ihm am 7. August 1754 aus Braunschweig, wo sich der daselbst abgehaltenen Messe wegen auch der Kaufmann Aschaff mit Frau und Tochter aufhielt, unter anderm schreibt:

„Estrithen habe ich gesprochen und werde sie übermorgen wieder sprechen. In der That, theuerster Herr Hofrath, Sie haben einen ausgesuchten Geschmack. Welch ein Schade, daß ein Kind, das so viele vorzügliche Reizungen besitzt, nicht von einem Stande sein muß, der sie zu schöneren Hoffnungen berechtigen könnte, als sie sich in die Zukunft machen darf. — Ich könnte noch viel von Estrithen sagen, aber ich verspare es zu meiner Wiederkunft; nur dieß muß ich gleich sagen: freuen Sie sich auf meine Erzählung! . . . Noch Eins: Estrithe verlangt uns beide auf Michael in Leipzig zu sehen und ich habe es schon halb zugesagt."

So ungenau diese wenigen Zeilen auch gehalten sind, so lassen sie doch einige Schlußfolgerungen auf Estrithens Wesen und Denken zu: Kipping, der sie zum erstenmal sieht, findet sie nicht nur schön, sondern auch eines bessern Loses wert, als sie von der Zukunft erhoffen kann; sie selbst scheint sich Cronegks gern zu erinnern, denn weshalb sonst sollte dieser sich auf die Erzählung des Freundes „freuen"? Sie wünscht ihn sogar wiederzusehen und bittet um seinen Besuch, aber — Kipping soll auch kommen. War diese Einladung an den ihr bisher völlig Fremden eine bloße Höflichkeit, ein Vorwand, um das Wiedersehn mit Cronegk zu erleichtern, oder ist Estrithe eine kleine Kokette, die an der Verehrung des in der Ferne schmachtenden Dichters nicht genug hat und — des Eindruckes, den ihre Schönheit auf Kipping gemacht hat, wohlbewußt — sich auch von diesem ein wenig den Hof machen lassen will?

Der Besuch der beiden Freunde in Leipzig scheint übrigens nicht stattgefunden zu haben, sonst hätte das, was Kipping einige Monate später Cronegk zu melden hatte, diesen nicht wie ein Blitz aus heiterem Himmel treffen können. Am 1. Februar des nächsten Jahres war Kipping wiederum zur Zeit der Messe in Braunschweig, und diesmal schreibt er:

„Mein theuerster Freund! Heute Nachmittag kam ich hier an: Sie urtheilen leicht, wohin ich zuerst gegangen bin. Ich traf Estrithens Mutter an. Was für eine Nachricht hat sie mir gegeben! Eine Nachricht, die billig niemals für meinen theuren Cronegk kommen sollte! Aber ich kann nicht daran zweifeln: Sie wissen es

schon, Sie wissen, daß Estrithe verheiratet ist — an einen Kaufmann verheiratet — und schon seit einem Vierteljahre. Theurer Freund, möchte ich doch nur jetzt bei Ihnen sein; ich weiß es, daß Ihr Herz leidet, vielleicht könnte ich der Vertraute Ihres Herzens, gegenwärtig mehr zu Ihrem Troste sagen, als abwesend, denn was kann ich jetzt sagen? Unbezwingliche Hindernisse — dieß ist das Einzige, was Estrithen entschuldigen kann — aber welch ein Trost ist es für meinen Freund?"

Nach diesem Briefe zu urteilen, war Cronegk nicht darauf gefaßt gewesen, daß Estrithe je einen andern heiraten würde; wahrscheinlich hatte er geglaubt, sie werde sich gleich ihm lebenslänglich mit einem platonischen gegenseitigen Anschmachten aus sicherer Ferne begnügen, — oder sollte er im tiefsten Herzen doch mit der Möglichkeit einer späteren Verbindung gerechnet haben? Jedenfalls traf diese Nachricht den vertrauensseligen, vom Glücke verwöhnten Jüngling sehr hart, und Kippings Briefe lassen darauf schließen, daß Cronegk sich in seinen — leider nicht erhaltenen — Schreiben an ihn bitter über die Untreue der Geliebten beklagte und immer wieder auf sie zu sprechen kam, sich wohl auch nähere Nachrichten über Estrithe und ihren Gatten erbat und den Wunsch verriet, sie noch einmal wiederzusehen. So schreibt ihm der Freund am 2. April 1755 aus Borsfelde:

„Estrithens Ulfo[1]) heißt Hahn; er ist Kaufmann in Leipzig; ich habe ein unruhiges Verlangen zu erfahren, ob Sie wirklich nach Leipzig gereist sind. Ich gestehe es Ihnen, ich sehe diese Reise nicht gern; das Vergnügen, ihren geliebten und würdigen Gellert zu sprechen müßte Ihnen zwar in der That eine Schadloshaltung für tausend traurige Stunden sein, aber warum wollten Sie die Ungetreue sprechen? In diesen Fällen ist die Pflicht das einzige Mittel zum Sieg, zu einem Sieg, der allein in der Beruhigung des Herzens bestehen kann. Ich vermuthe, daß in kürzester Zeit die Ungetreue ihre Eltern in Helmstädt besuchen wird; ich habe in dem Hause ihres Vaters große Bekanntschaft, aber ich werde gewiß dieselbe Zeit nicht dahin kommen."

Und wenige Wochen später, am 22. April, aus demselben Ort:

„Ich muß mit der Freiheit, wozu mich unsere zärtliche Freundschaft berechtigt, auf den Ausdruck kommen, da Sie Ihre erste Liebe zugleich Ihre letzte nennen. Ich bin völlig überzeugt, daß ein Herz, wie das Ihrige ist, unglücklich sein würde, wenn es eine Verbindung ohne Liebe eingehen wollte, ich weiß auch, daß Sie an eine solche Verbindung nicht einmal denken können."

Kipping gibt sich redliche Mühe, den schwermütigen Cronegk von seinen traurigen Gedanken abzubringen; er spricht von seinem eigenen Schicksal, das ihn ähnliche Erfahrungen in der Liebe machen ließ, und von seiner Überzeugung, daß er seinerseits nie mehr lieben werde, dem jungen Freunde aber wünscht er ein baldiges Vergessen. In einem Schreiben vom 29. Mai 1755, in dem er über die gänzliche Abgeschiedenheit in „Tobolsky"-Borsfelde, — „im Lande der Wenden und Obotriten — drei Meilen weit von hier wird wirklich schon wendisch geredet" — und über mancherlei Familiensorgen klagt, bricht auch wieder die Teilnahme am Herzenskummer des Freundes durch: „Ich muß erfahren," heißt es da, „ob mein teurer Cronegk ein beruhigtes Herz von einer Reise zurückgebracht hat, von welcher ich wirklich das Gegenteil fürchtete".

[1]) Der Pastuer der Estrithe in dem bereits erwähnten Schlegelschen Trauerspiel, hier auf den jungen Ehemann bezogen.

Kippings Befürchtungen trafen nicht ein: Cronegk sah die Geliebte wieder und — genas. Er muß über seinen Besuch bei Estrithe dem Freunde genauen Bericht abgestattet haben, wie aus der folgenden Antwort Kippings vom 30. Juni 1755, die zugleich beweist, wie hoch dieser von Cronegks Charakter dachte, hervorgeht:

„Sie, mein theurer Cronegk, dessen Herz mir wegen der Aehnlichkeit unserer Zufälle doppelt werth ist, Sie sind frei! Was hatte ich nicht von dieser Reise befürchtet — jetzt, da Ihr Herz frei ist, haben Sie schon den wichtigen Schritt zu Ihrem Glücke gethan. Sie sind noch nicht ruhig, schreiben Sie, aber Sie können es werden und — erlauben Sie mir dieß zu sagen — Sie besitzen bereits alle Hülfsmittel zur Ruhe. Es kommt nur auf Sie selbst an, dieselben zu gebrauchen. Lassen Sie die zärtlichste, die redlichste Freundschaft offenherzig reden. Ihr Freund, den Sie mit dem rühmlichen Vorzuge beehren, daß Sie ihn Ihren vertrautesten Freund nennen, will diesen Vorzug verdienen. Wodurch kann ich ihn besser verdienen, als wenn ich mich bemühe, ein so liebenswürdiges Herz, als das Ihrige ist, ruhig zu machen. Ich weiß, Sie suchen kein andres Glück als Glück der Seele und des Herzens; das schimmernde Glück der Welt, die prächtige Luft der Eitelkeit ist Ihr Wunsch nicht. Was fehlt Ihnen denn zu dem Glück, das Ihr Wunsch ist? . . . Nur die Liebe — glauben Sie mir, die Liebe hat von Anfang mehr Zärtliche getränkt als erfreut . . . Sie haben edel und zärtlich geliebt, edler und zärtlicher, als Sie sind geliebt worden — Ihre Liebe ist Ihnen genommen worden, weil Ihr Gegenstand nicht würdig genug war, um eine Belohnung für meinen Cronegk zu werden. Ich will Estrithens Charakter nicht beleidigen — ich bin jetzt noch mehr als jemals abgeneigt, von jemandem ohne die wichtigsten Ursachen Böses zu denken — aber ich bin überzeugt, daß Estrithe zum wenigsten leichtsinnig und, verzeihen Sie mir das Wort, gewinnsüchtig war. Ich freue mich um Ihretwillen, lieber Cronegk, um Ihretwillen freue ich mich, daß Sie frei sind. — Ich billige es vollkommen, daß Sie zu Estrithen gegangen sind. Insofern sie redliche Absichten gehabt haben mag, verdiente sie, durch Ihren Besuch getröstet zu werden, und auf der andern Seite erforderte es die Ehre meines lieben Cronegk, ihr zu zeigen, daß sein Herz groß genug sei, die Reizungen noch anzusehen, die sie einem andern Manne überlassen hat. Ich gestehe es, Sie haben sich bei diesem Besuche stärker erwiesen, als ich selbst Ihnen zugetraut hätte. Nur in einem Stücke haben Sie eine Schwäche sehen lassen. Bin ich nicht zu frei, wenn ich mich deswegen erkläre? — Die sorgfältigen Fragen, ob Estrithe sich über Ihr Verhalten beschweren könne, die Ausrufung, daß Sie nun zufrieden seien, weil Estrithe gestanden, daß sie durchaus nicht über Sie klagen könnte — dieß war nicht so groß gehandelt als Sie gewohnt sind, sonst zu handeln. Es war nicht anders als ein stiller Verweis, eine harte, obgleich wahre Folgerung: „Also haben Sie, Madame, alle schuld!" Einem Liebhaber, der sich mit den Gesetzen der allgemeinen Billigkeit begnügt, würde ich es nicht verdenken, wenn er so handelte, ein Richter, der kleine Fehler übersieht, würde hier nichts zu tadeln finden, — aber Sie sind wirklich in Ihrer ganzen Denkungsart so groß, so edelgesinnt, daß ein Richter, der zugleich ein Freund ist, Ursache hat, auf Ihre kleinen Fehler, auf Uebereilungsfehler zu sehen. Denn von großen Fehlern spreche ich Sie nach meiner Ueberzeugung frei. Ihr Herz ist so schön als liebenswürdig, daß ein Freund von Ihnen dieses Namens unwürdig sein würde, wenn er den kleinen Fehler verschweigen wollte, den er einmal an Ihnen findet.

Genug von Estrithen — — —"

In der Tat scheint in dem Briefwechsel der beiden Freunde hinfort nicht mehr von Estrithe die Rede gewesen zu sein bis auf ein einziges Mal: im Frühling des folgenden Jahres, am 6. April 1756, schreibt Kipping:

„Wissen Sie nicht, ob Estrithens Mutter noch lebt? In der letzten Messe war sie nicht in Braunschweig und ihr Mann war in Trauerkleidern. Ich kenne ihn zu wenig, als daß ich ihn hätte anreden sollen. Da ich Estrithen genannt habe, so muß ich es noch einmal sagen: ich freue mich, daß sie verheirathet ist. Ihnen, liebster Freund, gebührt ein anständigeres, ein besseres Mädchen. Das redlichste, zärtlichste Herz muß durch ein ebenso redliches, ebenso zärtliches Herz beglückt werden. Witz und Schönheit allein sind viel zu wenig für Sie."

In einem späteren Briefe (vom 13. Oktober 1757) erkundigt Kipping sich mit leichter Neckerei, wie es denn mit Gronegks „amoribus" stehe. Aller Wahrscheinlichkeit nach hinderte das wehmütige Zurückdenken an die Jugendliebe den Dichter, dem damals die ersten Lorbeeren winkten, daran, sein Herz von neuem zu verschenken; auch wird die Stimmung, in die ihn der bereits erwähnte Tod der geliebten Mutter versetzte, dem Erwachen einer neuen Neigung kaum förderlich gewesen sein. Es kann daher mit Recht angenommen werden, daß Estrithe im Herzen ihres Jugendfreundes keine Nachfolgerin erhielt.

Gegen Ende des Jahres 1757 besuchte Gronegk seinen Vater, der sich damals in seiner Eigenschaft als General der fränkischen Kreistruppen in Nürnberg aufhielt. Kurz vor Weihnachten erkrankte er hier an den Blattern und machte sich sofort in aller Gelassenheit auf ein nahes Ende gefaßt, obgleich die Krankheit eine leichte Form anzunehmen schien. Schon hoffte seine Umgebung auf baldige Genesung des geduldig und klaglos Leidenden, — „aber an dem letzten Abend des Jahres überfiel ihn um fünf Uhr abends unvermutet ein gewaltiges Stecken auf der Brust," erzählt Uz, „wobei sich die Hitze vermehrte, bis gegen zwölf Uhr die Gewalt der Krankheit in Convulsionen ausbrach, welche ein Viertel auf Ein Uhr seinem Leben ein Ende machten. Er starb in einem Alter von sechsundzwanzig Jahren mit der Standhaftigkeit eines Weisen und Christen."

Es bleibt nur noch übrig, einige Worte über das fernere Schicksal Estrithens — richtiger der Frau Christiane Hahn — zu sagen. Ihr Gatte war einige Jahre nach der Hochzeit als Rentkammer-Expeditionsrat nach Stuttgart gekommen und dort vor 1789 gestorben; in diesem Jahre wird Estrithe bereits als Witwe angeführt, die von ihren Zinsen lebt. In pekuniärer Hinsicht scheint es ihr bis an ihren Tod, dessen Datum nicht festgestellt ist, gut ergangen zu sein, wohl aber haben Krankheit und Herzeleid in ihrer Familie oft Einkehr gehalten. In der Halmschen Autographensammlung befindet sich ein undatierter tagebuchartiger Aufsatz von ihrer Hand[1], der in melancholischer Stimmung abgefaßt ist und von manchem Kummer erzählt. Er lautet im Auszuge:

„Düstere Bilder und ernsthafte Betrachtungen führt in dieser Jahres Zeit die Natur meinem Gemüthe zu. Ihre Schönheit schwindet dahin; ihre Farbe ermattet; ihr Schmuck verwelkt; ihre Kraft scheint zu ersterben. Alles um mich her sinkt in Schlummer und Ruhe; alles erinnert mich an die kurze Dauer irdischer Freuden, an die Hinfälligkeit dieses Lebens, an Tod und Grab und an den großen Reigen meiner Gelieben die vor mir dahin geschlummert sein, und seit längerer oder kürzerer

[1] Der Anfang des Aufsatzes sticht in Satzbildung und Orthographie von der Fortsetzung so sehr ab, daß er aus einem Buche oder Briefe abgeschrieben sein dürfte.

Zeid im Grabe ruhte, Euch sey jetz mein stilles Andenken vor eurem und meinem Gott gewidmet. Du, Lieber, Freundlicher Groß Vatter, und du Männlich Gesinnte, und vor daß Zeitlich und Ewige Wohl deiner Kinder und Kindes Kinder, Herzlich besorgde Groß Mutter, Ihr Lehrtet mich in meinen Kindischen Alter, waß Liebe wahr, und wie Wehe der Tod denen That, so ihre Lieben so dahin Welken sehen muste . . ."

Es folgt die Aufzählung verschiedener Todesfälle in der Familie, die noch während der Kindertage der Schreiberin eintraten, dann heißt es weiter:

„. . . nun schien der Tod in unserer Freundschaft ein Genügen zu haben, biß in mein 16tes Jahr, wo Es Gott gefihl mir wider Neue Wunden schlagen zu lassen, mein Erst gebohrnes Kind wurde noch von meiner Liebe vollen Mutter zur Taufe getragen und in der 6ten Woche nach meiner Nieder kunft Endzog Er mir meine Edel und From Gesinnde Mutter, in einem Alder von 36 Jahren, mein Kind folgt derselben in der 14 Woche ihres Daseins der Gram über diesen Verlust machte mich Kräntlich; und mein Guder Vatter Tröstede Sich mit meinen Lieben Mann, bloß durch unermüdete Vorsorge mich bey Leben zu Erhalden, über seinen Eignen Verlust . . ."

Nach diesem Rückblick zu urteilen, war Estrithe — wenn kein Schreib- oder Gedächtnisfehler vorliegt — bei ihrer Heirat noch nicht 16 Jahre alt, somit kann sie zu der Zeit, da Cronegk Leipzig verließ, kaum 14 gezählt haben, — ein Alter, das sie wohl, selbst wenn man eine große Frühreife des Körpers wie des Geistes voraussetzt, von jeder „Schuld" Cronegk gegenüber freispricht. Welcher Backfisch ließe sich die Huldigungen eines vornehmen, reichen, noch gar dichterisch begabten Jünglings nicht gern gefallen, auch ohne an ewige Treue zu denken? Und welches junge Mädchen von 16 Jahren wollte den Heiratsantrag eines wohlsituierten und sympathischen Mannes zurückweisen, weil es als halbes Kind mit einem jungen Studenten Liebesschwüre getauscht hat? — Andrerseits spricht Cronegks Treue in Anbetracht der großen Jugend seiner Angebeteten doppelt laut für seine Charakterfestigkeit, den Ernst seiner Lebensauffassung und die Tiefe seines Empfindens.

Das zitierte Tagebuchblatt zeigt am unteren Rande die Bemerkung: „Von meiner teuren Mutter geschrieben, die eine Schülerin Gellerts und die Chloe Cronegks war." Die Tochter aber, die diese wie die oben erwähnten Randbemerkungen auf die Autogramme der Halmschen Sammlung niedergeschrieben hat, war — Elise Bürger geb. Hahn, jenes „Schwabenmädchen", das als die dritte Frau G. A. Bürgers die letzten Lebensjahre dieses unglücklichen Dichters vergiftete. Sie scheint die Schönheit und den Geist der Mutter geerbt zu haben, heißt es von ihr doch, daß „ihr Antlitz und Leib einen schier untilgbaren Zauber ausstrahlten".

Obgleich Estrithe in jenem Tagebuchblatt Cronegks und seiner Liebe keine Erwähnung tut, hat sie jedenfalls im Freundes- und Familienkreise von jener romantischen Episode ihrer Mädchentage erzählt; dafür zeugen sowohl die Randbemerkungen ihrer Tochter als auch eine Stelle aus einem Briefe Elisens von der Recke an Bürger (vom 1. August 1790), wo es heißt: „Daß Cronegks Geliebte Ihre Schwiegermutter wird, ist mir auch interessant"[1]).

[1]) Strodtmann, Briefe von und an Bürger. Bd. IV, S. 81. Berlin 1874.

An der unglücklichen Ehe ihrer Tochter trug Esthrithe keine Schuld als höchstens die, bei der Erziehung des — wie es scheint, einzigen am Leben gebliebenen — Kindes zu nachsichtig gewesen zu sein. Elise Bürger selbst erzählt in ihren Aufzeichnungen, daß die Mutter Einwendungen gegen die Heirat erhob, und Ebeling schreibt in „Gottfried August Bürger und Elise Hahn“[1], Frau Hahn, „eine streng rechtliche und offenherzige Matrone“, habe dem Freier grade heraus gesagt, die Übernahme von drei Stiefkindern sei für ein junges, lebenslustiges Mädchen eine schwere Bürde, und sie selbst hätte sich nie entschlossen, eine solche auf sich zu laden. Als Elise nach kaum anderthalbjähriger Ehe nach Stuttgart zurückkehrte, weil ihr Mann die Scheidungsklage eingereicht hatte, wurde sie von der Mutter mit den Worten empfangen: „Armes Kind, ich ahnte, daß es kein gutes Ende nehmen würde; aber daß es ein so schnelles Ende nähme, wer hätte das ahnen können?“ — Bürger selbst scheint viel von seiner Schwiegermutter gehalten zu haben, denn er drohte seiner Frau wiederholt, er werde der Mutter ihr unziemliches Betragen melden, und seine Briefe an Frau Hahn sind voll Ehrerbietung und Hochachtung.

Die Frau, die die einzige Liebe eines edelgearteten Dichters gewesen, hat es denn doch wohl nicht verdient, eine „Unwürdige“ genannt zu werden, wenigstens nicht in dem Grade, wie Kipping und vielleicht auch Gronegk selbst damals meinten. Hat sie Gronegk überhaupt geliebt? — Seine Klagen über „Chloens“ Lieblosigkeit lassen eher auf das Gegenteil schließen, dagegen läßt sein Schmerz über ihre „Untreue“ es wahrscheinlich erscheinen, daß sie ihm Hoffnungen gemacht hatte. Wie dem auch sei: was Esthrithe an dem Jugendfreunde gefehlt haben mag, muß ihrer Unerfahrenheit und kindischen Unbedachtsamkeit zugeschrieben werden, nicht aber ihrem Charakter, auf dem sich in ihrem späteren Leben kein Schatten nachweisen läßt.

[1] Leipzig 1868.

Auf der Werra und Weser.

Eine Bootfahrt.

Von

Marie von Bunsen.

(Fortsetzung.)

Fürstenberg, Sonntag 18. August.

Bei lauer, bald sonniger, bald bewölkter Luft fuhr ich heute früh fort. Um Karlshafen lagen Berge mit vorspringenden Klippen, mit rotgrauen Abstürzen zwischen dichtem Wald. Noch vor hundert Jahren hieß die Stadt Sieburg, nach Segest, dem Fürsten der Cherusker; seine Tochter Thusnelda war Armins Gattin. Wir wissen ja wenig von ihr, aber das Wenige fesselt; Armin hat sie geliebt, vielleicht sah er sie zum erstenmal hier, als Braut eines andren, vielleicht hat er sie von hieraus entführt. Segest hat es ihm nie verziehen. Als Thusnelda von den Römern gefangen wurde, zeigte sie „den Geist ihres Gatten, weder zu Thränen besiegt noch mit einem Laut flehend; unter dem Busen hielt sie die Hände gefaltet". Sie hat hier gelebt. Als sie über das Forum im Triumphzug des Germanikus schritt, ging neben ihr ein Priester der Chatten, Libes. Hatte er sie früher gekannt, war er ein Freund der Ihrigen. Thusnelda, die erste Deutsche, die uns eine lebendige Gestalt ist, war hier zu Hause, sie deren Schicksal sich mit dem ersten Helden unsrer Geschichte verknüpft.

Jetzt trat auch das andre große historische Drama dieses Stromes heran. Ich kam nach Herstelle; wohl auf diesem niedrigen, baumbestandenen Bergrücken war das Kriegslager Karls des Großen. Vom Herbst bis zum Frühling blieb er hier, hoffte durch machtvollen Druck endlich den letzten Funken des Sachsenaufstandes zu löschen. Diese Ufer haben ihn gesehen, die hohe Gestalt, die grauen Haare, um sein heiteres Gesicht, die großen, lebhaften Augen. So ritt er hier vorüber, im fränkischen Rock, dem Jägermantel; einige schöne, leichtlebige Töchter begleiteten ihn gewiß. Dort wurde eine Kapelle errichtet; an hohen Festtagen trat er dort ein, im golddurchwirkten Gewande mit einem edelsteingeschmückten Diadem. So empfing er auch die Gesandten, welche die huldigende Verehrung des Königs von Galizien

und Asturien überbrachten. Hierher kamen seine Söhne, die Könige ferner Länder: Ludwig in der Tracht seines Aquitaniens, Pippin, der den verschanzten Avarenring genommen hatte, dort die schier unermeßlichen Schätze fand. Noch zeigen hier die Bewohner den Kaiserstein, mit einem Mal, das Karls gewaltige Hand hineinschlug.

Jenseits vom Strom auf den Höhen lugten die Sachsen herüber, sahen das große, befestigte Lager ihres furchtbaren Feindes.

Eine sonntäglich friedliche Gegend; am Wasser stand in seinen Hemdsärmeln ein junger Vater, trug zwei kleine Kinder auf dem Arm, plauderte und spielte mit ihnen.

Dann weiteten sich die Ufer, aus einem Flecken ragte ein altes Gebäude empor, das einstige Welfenschloß, das einst hier in Beverungen den Wesezoll erhob. Ich band mich am Badehäuschen fest und besah die Ortschaft. Vorzügliche Häuser, oft zu beiden Seiten des Thores ein flach vorgebauter Erker; dieses reichgeschnitzte Haus gehört dem Schmied. Ein roter Automat steht dicht daneben; die kleinen Mädchen in ihren weißen Sonntagskleidchen stellen sich auf die Zehenspitzen und werfen ihren Nickel hinein.

Im altmodischen Gasthof esse ich zu Mittag; der Wirt ist erregt; endlich hält er es nicht länger aus und erzählt seinen Ärger. Fritz, der Hausknecht, sonst fleißig und willig, hat sich über sein Essen beklagt, es sei zu wenig Sauce. Der Wirt holt den Teller her, wäre das nicht gut und reichlich? Er habe es den Herren nebenan gezeigt, sehr feine Herren, alle fanden, da höre sich eben alles auf. Ja, sage er oft seiner Frau, wie gern wäre er das große Hauswesen los und könnte mit ihr ruhig und ohne Verdruß in einem kleinen Haus leben. — Die alte Sehnsucht nach schlichter Ruhe; noch älter, noch kräftiger, die Triebkraft nach größerem „besseren" Zuschnitt des Lebens.

Ich fragte ihn nach den alten Gebäuden auf der Herstelle-Höhe. Dort sei das Kloster der Klarissinnen, es sei der strengste Orden Deutschlands, wunderschön das Singen in der Kirche, seine Frau ginge öfters hin und wäre immer von neuem davon ergriffen.

Meine „Formosa" überwachte indessen ein wenig gesprächiger, rothaariger Knabe. Eine Menschenschar umstand das Boot, wurde immer dichter. Erstauntes Mitgefühl, daß ich so ganz allein fahre, das könne doch keine Freude machen.

Eine schwere Enttäuschung brachte mir die Weser, vom Segeln war keine Rede. Sehr verdächtig war es mir, bei den wenigen Fahrzeugen, denen ich begegnete, kein Anzeichen eines Segels zu erblicken. Allmählich wurde der Grund mir klar; ohnehin muß auf Stromschnellen und seichte Stellen geachtet werden; dann fährt der Wind unvermutet und tückisch hinter den Bergen hervor, und schließlich sind die eisernen Taue der Fähren selbst beim Rudern nicht immer rechtzeitig bemerkbar. Gelegentlich warnte einer vom Ufer vor so einem heimtückischen Seil, oft bestanden die Zurufe der Ortsjugend jedoch nur in Vorschlägen, „mitgenommen" zu werden, oder in der lauten Verkündigung: „Kiek doch mal, 'ne Dame!", und man achtete nicht weiter auf sie.

Aber diese Enttäuschung, wie jene andre der Witterung, die Flußnächte verbot, glich die landschaftliche Schönheit aus. Es umgaben mich flüsterndes, sich neigendes Schilf, Wälder und Berge.

Auf steiler Höhe lag ein schlichtes, altes Schloß, es ist Blankenau, gehört zur Ratiborschen Herrschaft, wird von Pächtern bewohnt. Dies ist ästhetisch günstig, solche Schlösser bleiben echt und würdig, keine Glasveranda verunstaltet die alten Mauern, keine seltenen Koniferen verballhornen den Garten. Eine Terrasse mit schattigen Bäumen, ein hohes Dach, grüne Läden, steingefaßte Fenster. Keine Architektur, aber wie vornehm, wie poetisch liegt das Schloß einsam über dem Strom. Gegenüber eine herrliche, von weitem sichtbare Gruppe uralter Bäume, ein wunderbar befriedigendes Bild; die mächtigen Stämme, das interessante Geäst, die üppigen Laubmassen erheben sich auf der Ebene und spiegeln sich, lang verfließend, im Wasser.

Abwechslungsreiche Gegenden mit den Höhen der Solling mit blauer Ferne. Dann kamen, stolzaufragend, mit Hochwald bedeckte Ufer, oben das Fürstenberg-Schloß. Einige Kähne sind unten verankert; ihr Hüter nimmt sich der „Formosa" an, und ein sonntäglich gekleideter Jüngling trägt mir die Sachen den steilen Waldweg hinauf.

Oben der malerische Schloßkomplex mit verkrümelnden Portalen und Seitengebäuden, steinernen Brunnen und verwachsenen Terrassen; Sonnenblumen und alte Lauben sind zu sehen. Das Gasthaus wird auch noch der herzoglichen Zeit entstammen; mein niedriges, großes Zimmer hat einen bereits etwas schwankend gewordenen Boden; früher sind gewiß bei den großen Festen Gäste des Hofes hier einquartiert worden. Dicht daneben ist ein altes Herrenhaus; dort wohnte seit Jahrhunderten als Domänenpächter die Familie K. Ihr Schwager und Bruder vom Auswärtigen Amt hatten mir Grüße aufgetragen, so ging ich dort hinüber. Auf das freundlichste aufgenommen, saßen wir in der Diele, von schönen alten Möbeln umgeben, vor dem Teetisch mit seinem alten Silber und alten Porzellan. Nachher wurde der „tour du propriétaire" unternommen. Vor dem Herrenhause sind Fliederbüsche und mächtige Bäume: die Dächer aus Sollingplatten begeistern mich, eine schönere Bekleidung läßt sich nicht denken. Die großen, etwas unregelmäßigen Platten haben violettrötlich-graue Töne, oft noch einen gelbgrünlichen, schimmelnden Hauch; auf das harmonischste verschmelzen sich diese Dächer mit der Luft, mit Bäumen und Fernen. Manchmal werden sie auch, rautenförmig gelegt für die Wände benutzt. Wie Herr K. mir versicherte, sind sie überaus praktisch, wegen der großen Anschaffungskosten jedoch heutzutage weniger benutzt.

Hinter dem Haus sind gewaltige Bäume, unter denen man die mit bewaldeten Hügeln umgebene Weser hinuntersieht; dort in der Ferne erheben sich die Türme von Höxter und Corvey. Der alte Obstgarten hat Hecken und mit Buchs eingefaßte Rabatten. Wie entzückend muß im Mai der Blütenschnee in solch vornehmem Rahmen wirken! Oh Zauber eines Gartens mit guter alter Tradition!

Wir sprechen über die Regentschaftsfrage und über die Stimmung im Land. Alle wollen „unsern Herzog", d. h. den Cumberland Sohn. Immerhin

war ihnen der Herzog Johann Albrecht genehm, er hat sich bereits die Herzen gewonnen.

Überall, so wird mir erzählt, gibt es hier noch Erinnerungen an Wittekind und an Karl den Großen. Sie knüpfen sich an Quellen, Felsen und alte Wälle, sind gewiß nicht historisch, aber bezeichnend für die zähe Tradition. Glashütten sind noch vielfach vorhanden; das Wort war mir auf der Karte oft begegnet, in einigen hat sich der Betrieb jahrhundertelang von Vater auf Sohn vererbt; allerdings wird jetzt nur noch selten mit dem Riesenvorrat der Wälder geheizt.

Polle, Gasthof zur Burg, 19. August.

Morgens besah ich mir das Schloß, das seit vielen, vielen Generationen sein Fürstenberger Porzellan in die weite Welt verschickt. Für eine anmutige Spielerei hält man das Porzellan des achtzehnten Jahrhunderts; damals nahm man diese Figürchen und Tassen leidenschaftlich ernst. Der kunstverständige, feingebildete Herzog Karl von Braunschweig wollte natürlich auch eine Fabrik gründen. Überall hoffte man, es den Meißner Vorbildern gleichzutun, ihnen womöglich den Rang abzulaufen. Er gelangte an einen „Arkanisten", der das Geheimnis des echten Porzellans besaß, an einen geübten Maler und siedelte sie hier im Schloß an; doch brachte man es nur zu einem scheinbar echten Erzeugnis; der Maler hatte seine Farben gestohlen und konnte keine neuen bereiten. So verhandelte man bei Nacht und Nebel mit einem Arkanisten des Nebenbuhlers der Höchster Fabrik. Als die Absicht ruchbar wurde, verhaftete man Benckgraf, und gab ihn nur nach umständlichen, diplomatischen Schritten frei. Dann kam der Erfolg; das echte harte Porzellan, das Frankreich noch immer vergebens erstrebt, hier kam es zustande. Der Herzog verlieh das allen Sammlern bekannte blaue F unter der Glasur, und Freude herrschte auf der Fabrik. Nach Benckgrafs Tod ward seiner Witwe und seinem Schwiegersohn das ausbedungene Gehalt geschmälert; die erzbischöflich Poppelsdorfer Porzellanfabrik nahm dies wahr und „entführte" die Familie aus Fürstenberg. Der Herzog ließ sie verfolgen, der Erzbischof gab sie nicht heraus; nach langen Verhandlungen kamen sie in Braunschweig unter Schloß und Riegel. Zu Fürstenberg besaß man jedoch das aufgeschriebene, nicht mit Gold aufzuwiegende „Arkanum", und die zierlichen Tafelservice mit Blumen, Früchten und Landschaften, die allerliebsten Figürchen, die Reliefbildnisse bekannter Persönlichkeiten gingen von hier aus in die Welt.

Hierher kam oft der Herzog mit seiner Gemahlin und der kleinen Anna Amalia. Der Herzog Karl ist verkannt worden; vieles mißlang ihm, seine Finanzlage wurde immer schlechter, die Zeiten waren überaus schwierig, doch war er eifrig, wohlgesinnt, einsichtig wie kaum ein zweiter Regent des Landes. Seine Gattin, die begabte Schwester Friedrichs des Großen, nahm an allen geistigen Bestrebungen lebhaften Anteil, und diese brachte Anna Amalie, die Tochter des gleichgesinnten Paares als wertvollste Mitgift nach Weimar. Noch heute schulden wir ihr Dank.

In der Fabrik hat sich seit jenen Zeiten im Betrieb eigentlich wenig geändert; noch immer wird die Masse geknetet, mit dem Bindfaden zerteilt,

kommt in die „Schablone" oder wie auch schon vor vielen Jahrtausenden auf die Drehscheibe des Töpfers. Die stumpfen weißen Gegenstände werden darauf geputzt, Henkel, Ausgüsse angeklebt, und dann kommen sie in den gewaltigen, nie ausgehenden Ofen. Schließlich tauchen junge Mädchen sie in die milchige Glasurmasse — so damals, so heute.

Jetzt gedeiht die Fabrik, denn sie arbeitet für den Massenvertrieb; das alte „Fürstenberg" war eine feine, individuelle Sache und bedurfte eines Zuschusses wie fast alle „aristokratischen" Fabriken sie früher und auch heute noch erheischen. Der Zuschuß war nicht immer aus Braunschweig erhältlich; groß war die Freude, als ein durchreisender Engländer ein ganzes Service für 150 Dukaten erwarb. Einige der Goldstücke wurden sofort aufgelöst, um bestellte Ware zu vergolden. Reisende Engländer kommen jetzt nicht des Weges, diese intim reizvollen Gegenden sind herrlich fremdenimmun. Unter mir harrte die „Formosa"; ich zog weiter.

Bald näherte ich mich den alten Türmen von Höxter, fuhr jedoch vorüber, um in Corvey zu landen. Am Ufer entlang zieht sich eine herrliche alte Kastanienallee, die nach dem Abteischloß der Herzöge von Ratibor führt. Auf Wasserverkehr wird nicht gerechnet, nirgends ein Steg. Ich landete am Schilfufer; ein mit seiner Herde vorüberziehender Hirt meinte, hier käme nichts fort. Vor mir gewaltige Bäume; sie beschatteten ein großes, steinernes Kreuz mit einem fürstlichen Wappen des achtzehnten Jahrhunderts, dahinter eine hohe, verblichene Mauer aus rötlichgrauem Stein. Um diese alte Einfassung, an stillen Kanälen, durch tiefgrüne Alleen vorbei, gelangte ich zum Eingang. Es ist sehr stimmungsvoll; hier endet die große Höxterallee, an ihr liegt baumbeschattet ein altfränkischer Gasthof, an der steinernen Brücke sind steinerne Schilderhäuser mit den fürstbischöflichen Wappen; dann kommt ein lustiges Barockportal mit sandsteinernen Gestalten, Landsknechten und Kroaten, hier prangen auch die Gründer, Karl der Große und Ludwig der Fromme. Alles flotte Arbeit des siebzehnten Jahrhunderts. Aus derselben Zeit stammt anscheinend zum weitaus größten Teil das gewaltige Schloß mit seinen Nebengebäuden, Brücken, Sommerhäusern im ummauerten Park. Harmonisch geht alles zusammen: die alten Stufen und Statuen, die großen Bäume, die grünen Läden, die Alleen am Wasser. In der Kirche tritt die altehrwürdige Vergangenheit der Corbeia zutage. Gleich am Eingang unter dem Turm sind romanische Säulen aus dem neunten Jahrhundert; hier liegen sechsunddreißig Äbte begraben. Die übrige Kirche ist gotisch, einzelne Teile Renaissance, dann üppig verziertes Rokokogestühl, Kanzel, Orgel, wohin man sieht, tanzende Engel und vergoldete Schnörkel. Sehr unterhaltend die Stifterbildwerke, ein Barock Karl der Große mit schwarzen, rollenden Augen, mit wallender Perücke. Als späteste Zutat eine klassizistische Kapelle von 1794. Draußen, zwischen den alten gotischen Strebepfeilern sind Grabsteine, Eiben und Blumen; Hoffmann von Fallersleben liegt dort begraben. Die vierzehn letzten Jahre seines Lebens verbrachte er im stillen Corvey als herzoglicher Bibliothekar, er ruht jetzt im Schatten der Abtei.

Auf das Innere des Schlosses hatte ich mich gefreut, hier war kein Ahnensaal in Similigotik zu befürchten; dort ergeht sich der lustige Pomp des achtzehnten Jahrhunderts auch in der berühmten Bibliothek. In ihr fand man zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts die fünf ersten Bücher von Tacitus' Annalen. Das gab eine Aufregung in der Abtei, es jubelten die Humanisten in Florenz, Paris und Oxford.

O Schreckenskunde: das Schloß wird seit einigen Tagen wegen der Vorbereitungen zu dem nahenden Kaiserbesuch nicht mehr gezeigt. Ich schicke meine Karte zum Kammerdirektor, erwähne, daß ich die Damen der herzoglichen Familie kenne und bitte, eine Ausnahme machen zu wollen. Die zuvorkommende Antwort bedauert, das kaiserliche Hofmarschallamt hätte den öffentlichen Besuch vom 15. an auf das strengste untersagt, so wären ihm die Hände gebunden. Es ist hart, als friedlicher Reisender vor geschlossenen Türen zu stehen. Im Gasthof überhörte ich das Gespräch der im Nebenraum sitzenden Hofbediensteten; sie hatten das unverkennbare Gepräge ihres Berufs. Hier im abgelegenen Wesergebiet erklangen Berliner Töne . . . „Ja, Eulenburg hat es soeben telegraphiert . . . Lyncker kommt übermorgen selbst . . ." Heute in vierzehn Tagen soll die Ankunft erfolgen, zwei Nächte dauert der Besuch, bereits jetzt arbeitet man Tag und Nacht mit fieberhafter Eile. Im Hörter werden Brücken gestrichen, Wege gebahnt, ein etwas vorstehendes Haus wird niedergerissen, zwei Extrazüge haben bereits Möbel und Gerät aus Berlin gebracht, die Küche mußte erweitert werden, um die gewaltigen Kochherde hereinzulassen, 35 000 Mark sind für die postalischen und telegraphischen Neueinrichtungen angesetzt.

(Der Kaiserbesuch fiel aus!)

Ich umging die andre Seite des alten Abteischlosses, um an das Ufer zu kommen. Auch hier grandiose Alleen; durch ein schmiedeeisernes Gitter sehe ich die Fassade mit klassizistischem Mittelportal, auch malerisch-altmodische Gartenhäuschen im Park.

Im Schilf liegt unangerührt meine „Formosa". Mit einem ungewöhnlichen Gefühl der Befriedigung denke ich weiterfahrend an Corvey zurück. Es kann nicht an der Architektur liegen, noch an besonders fesselnden Erinnerungen, es liegt wohl an der Echtheit. Hier hatte sich alles naiv und allmählich entwickelt, keine moderne, stilgerechte Verschönerung, keine Restaurierung raubte den historischen Duft.

Möge Corvey stets dieser so ungewöhnlich einsichtigen Familie gehören.

Bald darauf komme ich wieder auf Ratiborschen Besitz. Auf bewaldetem Ufer erhebt sich ein feudales Turmgebäude mit Fachwerkhäusern, es ist die Tonenburg; sie wird von Pächtern bewohnt. Zwei große Pappeln ragten steil empor, alles spiegelte sich im Wasser, war poetisch und verträumt. Auch andre anziehende, schlichte Anwesen lagen am Fluß. So Forst, alte Gebäude mit großen Sollinger Dächern, am Teich eine Reihe uralter Bäume.

Das Wesertal wurde groß und breit; die Waldberge bildeten den Hintergrund der einzelnen Baumgruppen, der Menschen und Tiere. Da gab es wunderschöne Bilder: hier ein die Sense dengelnder Landmann, hier eine

Gänse treibende Frau, der Wind fing sich in ihren blauen Röcken, sie umflatterten die große, hagere Gestalt. Manchmal waren die Ufer mit Blumen bedeckt, und zwischen den großen, gelben Rainfarren, der weißen Schafgarbe, zwischen dem hellblauen Wegwart und dem rosa Haushechel mit seinen weichgrauen Blättern spielten Kinder und hüteten schwarzweiße Ziegen. Lauter kleine Flachsköpfe; oft trugen sie rote Röckchen.

Holzminden lockte mich nicht, und ich ruderte weiter; der leibhaftige Hafen nahm mich wunder, so gering schien der Wasserverkehr; ein paar Dampfer, ein paar Flöße, selten ein Fischerkahn, ein Vergnügungsboot nie.

Inmitten üppiger Wiesen und sanft bewaldeter Höhen band ich mich in einer Bucht an Weidengebüsch fest, zog meinen Teekorb hervor und setzte Wasser auf. Ich habe mich an überaus gemessene Bewegungen gewöhnt, nur noch selten schlägt der Brennapparat mit dem letzten Trinkwasser um. Es ist überaus friedlich hier angesichts der Wiesen und Wälder; wie schön wäre es hier zu übernachten. Aber das Barometer stand tief, und Wolken türmten sich am Horizont.

Ich ließ mich einschüchtern; die dunklen Massen lösten sich auf; ein wundervolles Gebilde von hellen Lämmerwölkchen bedeckte kreisförmig, von der leise umflorten Sonne ausgehend, den Himmelsraum. Unter diesem flimmernden Opal und Blau kam ich an einen sich am Ufer erhebenden Waldberg. Oben die Trümmer der Burg Polle, unten hübsche Fachwerkhäuser, weidende Kühe; eine mit großen Heuwagen beladene Fähre zog langsam über den Strom.

Es ging eine starke Strömung, dem kommenden Dampfer mußte ausgewichen werden; ein aufgeweckter, zwölfjähriger Knabe gab mir gute Ratschläge, aber das Landen war nicht so einfach. Als ich über das eiserne Fahrtau ruderte, wurde der Junge, wie es mir schien, unnötig nervös. Nachher erzählte er, daß in der vorigen Woche ein Boot dort kenterte, die Insassen wurden den Fluß weit heruntergetrieben. Die Fahrleute, meine Freunde und Beschützer auf Wasserfahrten, nahmen die „Formosa" in ihre Obhut, und der Knabe führte mich über den schattigen Schloßberg nach dem Dorf. Im siebzehnten Jahrhundert verließen die Grafen von Ebersburg das befestigte Schloß und siedelten sich unten an. Jetzt ist es Amtsgebäude; die Wände haben einen wundervollen gelben Anstrich (wie unbureaukratisch, nächstens werden gewiß alle grau bemalt). Über dem stattlichen Renaissanceportal sind steinerne Wappen; schön wirkt das schwere grüne Tor, eine Brücke führt über den Bach. Nebenan ist ein schlichtes Fachwerkhaus. „Das", sagt der Knabe, „ist das Gefägnis, da wohnen wir."

Dem Schloß gegenüber liegt das alte Gasthaus zur Burg; ich werde über die wankenden Bretter des Tanzsaales in ein Zimmer geführt, aus dem ich auf den Garten und Fluß hinunterblicke. In der Dämmerung gehe ich durch den Flecken: stattliche Sollingplattendächer, hübsche Gärtchen, frischgestrichene Fachwerkhäuser mit Bänken, auch wohl mit einem Beischlag vor der Tür. Dort sitzen Männer und Frauen nach des Tages Last, ab und zu höre ich das behagliche Sprechen, das harmlose Lachen.

Hameln, Bremer Schlüssel, 20. August.

Heute früh meinte die Fährfrau: „Bei dem Wind wollen Sie fahren? Wenn Sie nur heil ankommen!“ Die Flußstrecke von hier ab war früher gefährlich, die wasserbedeckten Felsen und Stromschnellen waren berüchtigt.

Jetzt hat man gesprengt; nur gelegentlich erinnert ein kleiner Wirbel, ein ungestümes Fluten an die einstige Gefahr. Sandsteinufer treten an den Fluß wie ein das Innenland beschirmendes Bollwerk; sie erinnern mich im kleinen Maßstab an die gewaltigen „Palisades“ des Hudson. An solcher Felswand liegt die Steinmühle; aus dem Felsen strömt eine starke Quelle, treibt das Mühlenrad und rauscht dann, nachdem sie kaum die Luft der Außenwelt gekostet hat, in den Strom. Bereits im dreizehnten Jahrhundert, zur Zeit des größten Hohenstaufen, wird die Mühle erwähnt. Eine Strecke weit ruht die Fahrstraße auf niedrigen, steinernen Bogen hart am Ufer; große Frachtwagen mit leinenbezogenem Verdeck ziehen genau wie vor hundert Jahren vorbei. Die Landschaft hat einen großzügigen Wurf: einzelne mächtige Bäume am Ufer, das dichtbewaldete Berggelände des Voglers.

Vor Bodenwerder liegt mit bescheidenem kleinen Türmchen ein etwas vernachlässigtes Fachwerkgebäude im verwilderten Garten; dies ist das Schlößchen des unsterblichen Freiherrn v. Münchhausen. Der Kamin, an dem er saß, ist noch zu sehen; hier pflegte er seinen Garten, noch ist die von ihm angelegte Grotte vorhanden.

Der Freiherr Hieronymus v. Münchhausen besaß das drastisch ausschmückende Erzählertalent alter Herren in der höchsten Potenz. Er hatte ja auch viel zu berichten; als Page folgte er dem Prinzen Anton Ulrich von Braunschweig an den russischen Hof, beteiligte sich an den Türkenkriegen; hier in Bodenwerder barg sein Kleiderschrank den in den Abenteuern vorkommenden Türkensäbel. Die russische Kaiserin ernannte ihn zum Kürassierrittmeister, nicht nur wegen seiner Tapferkeit, sondern auch, „weil er zu lesen und zu schreiben vermochte“; dann kehrte er mit seiner geliebten Gattin nach Bodenwerder heim. Hier lebte er, ein schöner stattlicher Mann, allseitig geachtet, ein zuverlässiger Charakter, berühmt wegen seines unerschöpflichen Reichtums an abenteuerlichen Geschichten, wegen der kecken Frische, mit der er sie vorzutragen verstand. Die Erzählungen des Freiherrn v. Münchhausen, oft auf uralten, in allen Ländern vorkommenden Schwänken und Scherzen beruhend, waren weit und breit bekannt. Nach seinem Tode erschienen sie zuerst in englischer, dann in deutscher Sprache; sie wurden verschlungen; ihr davon nichts ahnender Erzähler ist zu einem unsterblichen Typus geworden.

Dicht daneben, hart am Ufer, ist der Gasthof zum Anker. Es ist der Gasthof, wie ihn sich ein Bootsfahrer träumt, wo man im Garten am Fluß sitzt, sein Fahrzeug vor Augen. Allerdings ist der sogenannte Steg nur mit Mühe und Geschicklichkeit erklimmbar; auch ist er teilweise unter Wasser; das muß man nehmen, wie es kommt. Ein alter Gasthof; hier hat der Freiherr gewiß manchen Becher geleert, den Honoratioren der Stadt manches erzählt.

Nach Tisch wurde ich mit Dumpfheit geschlagen und vergaß völlig, sein Schlößchen zu besuchen.

Plötzlich bin ich wieder einmal auf braunschweigischem Gebiet. In diesen Gegenden kann man sich die Landesgrenzen wirklich nicht merken, Bodenwerder war noch hannoverisch. Dieser braunschweigische Zipfel ist mir durch die Schlösser unvergeßlich. Zuerst das gräflich Schulenburgsche Schloß Hehlen. Ein mächtiges, graustеinernes Gebäude mit runden Haubentürmen um das hochaufragende Dach, mit hübschen Renaissancegiebeln und Portalen. Ringsherum die tiefgrüne Masse gewaltiger Bäume. Auf der Gartenmauer stehen grünbemooste, steinerne Statuen, Pfeifenkraut rankt sich herüber, Rosen werden sichtbar. Ein imponierendes Schloß, das von seinem einstigen Besitzer, dem Feldmarschall Mathias v. Schulenburg, erzählt.

Gewiß kam der Freiherr v. Münchhausen oft nachbarlich herübergeritten; bei feierlichen Gelegenheiten rollte seine Kutsche in den Hof. Seitdem hat es sich gewiß wenig verändert, am andern Ufer eine Gruppe schwarz und weißer Fachwerkhäuser mit Pappeln und Weiden, ein Hintergrund bewaldeter Höhen. Dicht daneben zerstören jedoch leider hier wie in Bodenwerder Fabriken die liebliche Landschaft.

Eine finstere Wolke mit zerrissenen, zerfetzten Rändern zog auf, ein strömender Regen peitschte die dunkel gewordenen Weiden und das Schilf, der Wald wurde eine tiefe Masse, der Fluß hatte tintige Töne mit weißen Spritzern. Es regnete zu leidenschaftlich, um lange zu währen; die Sonne strahlte auf grüne Wiesen von unerhört intensiver Kraft der Farbe, dahinter ultramarinblaue Berge; dann erschienen weißschwarze Kühe auf dem Hintergrundsblau, dann wieder hellgelbe Garben. Es war, als hätte der Sturmregen alle Farben leidenschaftlich erregt.

Jetzt verkündete eine mächtige Baumallee einen herrschaftlichen Besitz; es war die braunschweigische Domäne Grohnde, ein wundervoll abgeschlossenes Bild, in der Mitte des Komplexes eine hohe Burg, daran spätere Anbauten, graue Wände, rötlichbraune Dächer, herrliche Bäume. Über der Gartenmauer ein weißblühender Katalpabaum. Ein im Laub verstecktes Dorf gliederte sich an das Schloß; gegenüber am andern Ufer lagen alte Häuschen unter Bäumen; alles war schön und harmonisch wie damals, ehe die Welt häßlich geworden.

Wieder ein Guß; Klima ist nur eine Sache der Kleidung; immer wieder hüllte ich mich in meinen Kapuzenmantel, ruderte weiter, nur Gesicht und Handschuhe wurden naß, und so ging es an grünen Ufern und Wäldern vorbei.

Ein fesselndes, malerisches Schloß, auch eine braunschweigische Domäne, Hagenohsen, früher dem Grafen v. Eberstein gehörig. Rote, mannigfache Türme, Dächer, ein Fachwerkbau. Schloß Polle war ebenfalls gräflich Ebersteinscher Besitz; auf diesen Weserschlössern war gewiß vergnüglicher Verkehr, wurden prunkhafte Familienfeste gefeiert.

Nach einiger Zeit ein ganz andres Motiv: hart am Ufer ein Pavillon der Zopfzeit, etwas weiter, von mächtigen Bäumen umgeben, das langgestreckte, klassizistische Schloß Hastenbeck aus dem Anfang des neunzehnten Jahr-

hunderts. Davor erstreckt sich ein wirklich „englischer Park“ mit einzelnen, wuchtigen, breitausladenden Bäumen, wie man sie auf dem Festland sonst nur noch an holsteinischen Elbufern erblickt. Der Park verlor sich im Ohrberg-Wald.

In der Ferne erschien Hameln, leider vorerst nur in der Gestalt qualmender Schlote. Ich begegnete zwei Kollegen. Erst einem Floß. Während ich in Bodenwerder in einer Laube saß, war es vorbeigekommen; jetzt holte ich es ein. Auf den Baumstämmen war eine schräg aufgestellte Pritsche, ein Windschutz gebender Segeltuchverschlag mit einem Tischchen. Am längs sich erstreckenden Steuer stand der eine Schiffer, der andre zog stakend, tief sich bückend, auf und ab. Sie wußten, woher ich kam, wohin ich wollte, daß ich in Polle übernachtet hatte und waren ganz freundlich. Dann ein hyperschlankes Sportboot mit Hameler Herren. Weithin schallen die kurz abgestoßenen Kommandoworte des Trainers.

Jetzt kamen die schon im Mittelalter berühmten Mühlen in Sicht — ein Mühlstein bildet das Wappen der Stadt —, auch Werften, Fabriken. Hier lagen auch die täglich zwischen Münden und Hameln verkehrenden Dampfer. Natürlich kannten wir uns schon ganz gut und standen auf dem Grußfuß. Sehr erfreulich waren die Begegnungen für mich allerdings nicht immer gewesen; einige Male hatte das Kielwasser die angebundene „Formosa“ an das Ufer geschleudert, so daß ich sie nur nach zeitraubender und wärmender Arbeit wieder flott bekam. Vom Ufer aus, von den Schiffen aus warnte man mich nun vor den kommenden Wehren. Da, dicht vor mir donnerte das breite Gewässer niagaraartig herab. Dies ist eine Übertreibung; wenn man jedoch allein, bei starker Strömung auf einem schwankenden Boot vorbei muß, neigt man dazu. Endlich fand ich Landungsstufen in der Nähe vom Bremer Schlüssel. Dieser Name hatte es mir angetan; das ganze Personal nahm sich wohlwollend meiner und der „Formosa“ an; alle Siebensachen wurden im Schuppen verschlossen.

Nach dem Abendbrot ging ich bei Mondschein durch die engen, giebligen Gassen. Sie wirkten überaus poetisch; eines der reichgeschnitzten Balkenhäuser war hell erleuchtet, hieß der Rattenkrug.

Horn, Teutoburger Hof, 21. August.

Natürlich war mir der Mondschein gestern nahe gegangen. Warum hatte ich dem Wetter nicht getraut, warum hatte ich nicht im Schatten jener herrlichen Parkbäume von Hastenbeck übernachtet. Heute morgen war jedoch alles naß, ein rechter Trost, besonders da es sich bald aufklärte und ich Hameln bei Sonnenschein besah. Einige der Gebäude sind erstaunlich gut. Nicht das überladene Renaissance-Rattenfängerhaus mit seinen plumpen Schnörkeln am Giebel, seinen „Punzen“- und „Schreiner“-Ornamenten; sehr vornehm dagegen das fast gleichzeitige Hochzeitshaus. Alle Ornamente diskret und flach, die Verhältnisse vorzüglich. Auch in den berühmtesten Städten könnte sich das so wenigen bekannte Gebäude ehrenvoll sehen lassen. Vom selben namenlosen Meister sind auch einige Patrizierhäuser; an einem ist zwischen dem Portal

und dem flachen Erkervorbau ein Steinsitz. Dort saß abends der Hausherr behaglich im getollten Halskragen, mit Pluderhosen und Wams.

Andre Häuser sind wiederum aus geschnitztem Fachwerk mit vorspringenden Stockwerken, so das Stiftsherrenhaus mit seinen geschmackvollen Ornamenten; Giebel haben sie alle. Noch im achtzehnten Jahrhundert wurde malerisch und ansprechend in alter Weise gebaut; da gibt es allerliebste Reliefs zwischen dem Gefüge der Balken, oft ist das Holzwerk blau oder grün bemalt, hat seinen koloristischen Reiz. Einzelne Blicke, wie die am Hochzeitshaus entlang, die Breite Straße hinunter, sind überraschend schön. So auch die Ostergasse, durch die der Rattenfänger die Kinder nach dem Ostertor führte. Denn man kennt alle Einzelheiten dieses traurigen Ereignisses noch ganz genau.

Es war allerdings demütigend, sich der Eisenbahn zu bedienen; immerhin entschloß ich mich dazu, um einige landeinwärts liegende alte Städtchen zu besuchen.

Erst kam Lemgo, vergangenheitsreich, verträumt; Fachwerkhäuser mit Vorbau und Giebel, oft mit geradezu vorzüglichen Flachornamenten, oft bunt bemalt. Anspruchsvoller ein Patrizierhaus mit durchbrochenem, dekadent gotischem, unterhaltendem Stufendach. Häufig wurden die Schindeln mit bemerkenswertem Geschmack als Wandverkleidung benutzt, mannigfache Muster, rautenförmig, schuppenartig, immer mit dem feinsten Verständnis für die Flächenwirkung, für die durch Tür und Fenster gegebene Gliederung der Wand. Hier und da entzückende Farben, so etwa hellblau-grün angestrichene Häuser mit dunkelgrünen Balken. Ein Haus war mit grauen Schieferplatten belegt, das Holzwerk grasgrün angestrichen, auch die Bänke vor der Tür, auch die Oleanderkübel. Vorzüglich stand das tiefe Dunkel des Schiefers zum frischen satten Ton. Dies alles blüht in zurückgebliebenen deutschen Städtchen, da der Geschmack, die künstlerische Kultur der Gegenwart noch nicht zu ihnen drang.

Dann komme ich an das Rathaus; besonders anziehend die Renaissanceapotheke mit Erkern und Reliefs berühmter Ärzte; ein andrer Erker hat einen überaus malerischen Treppenaufgang. Hier steht ein etwas verblüffender Anschlag, ein Magistratserlaß vom Jahre 1880. „Das Zusammenstehen auf den Straßen und Trottoirs ist bei Strafe verboten."

Nicht weit vom Rathaus ist die Kirche mit hohen, unregelmäßigen Türmen; sie ist unberührt, stimmungsvoll alt; die rauhen Quadern haben der Jahrhunderte Stürme ausgelaugt, ihre Sonnen haben sie verblichen, gaben ihr ein organisches Dasein. Von allen Stilperioden erzählt die Kirche; hier romanische Portale mit reichem, hohem Schmuck, innen frühgotische, eckige Gestalten, um Taufbecken und Kanzel schnörklige Renaissanceornamente. Auch diese alte Kirche umschließen alte Linden und alte Häuser zu einem malerischen Bild. Knaben mit frischen, aufgeregten Gesichtern stehen zusammen. Der Anführer sagt geheimnisvoll: „Ich habe eben nachgesehen, die Turmtür steht offen, da wollen wir hinauf, oben gibt es einen Totenkopf; fein! Und dann spielen wir Räuberhöhle." Begeisterte, sich in zappelnden Bewegungen kundgebende Zustimmung; vorsichtig sich umsehend schleichen sie indianerhaft auf die alte, eisenbeschlagene Tür, und Freudengeheul dringt aus dem Turm.

Ich suche nach dem Schloß, finde ein gut klassizistisches Gebäude, am Einfahrtstor grün verschimmelte Steintiere, die Wappenschilder halten. Hier lebte jene hochinteressante Frau, die im Land noch unvergessene Fürstin Pauline von Schaumburg-Lippe, eine Anhalt-Bernburgsche Prinzessin. In der Jugend war sie ihrem Vater in allen Staatsgeschäften eine wertvolle Gehilfin gewesen; sie hatte sowohl Kenntnisse als Verstand und Energie. Eigentlich lagen ihr schöngeistige Interessen am nächsten; als sie noch jung, mit zwei kleinen Söhnen verwitwet dastand, war das Vertrauen zu ihr im Land so groß, daß man die Hausgesetze umwarf, ihr die Vormundschaft übertrug, sie zur Regentin ernannte.

Mit unermüdlichem Eifer, mit umsichtigster Klugheit steuerte sie das Lipperland durch die schlimme napoleonische Zeit hindurch, stand mit dem Kaiser in Korrespondenz, reiste nach Paris, und kein Staat hierzulande erfreute sich einer so günstigen Behandlung. Merkwürdig vorgeschritten, erstrebte sie eine Verfassung mit repräsentativer, auch die Bauern einschließender Vertretung; dieser Plan scheiterte jedoch an dem Widerstand des Adels und der Bürgerschaft. Auch in Schulangelegenheiten, in der Wohlfahrtsfrage war sie ihrer Zeit weit voraus und konnte hierin Glänzendes leisten. Zu ihrer Audienz hatte jedermann Zutritt; ein starker Zauber ging von ihrer gütigen, innerlich festen Persönlichkeit aus. 1820 übergab sie in einer feierlichen Rede ihrem Sohn die Regierung; darauf wählte die Bürgerschaft von Lemgo sie zum Bürgermeister. Sie verwaltete das Amt mit gewohntem Geschick, starb jedoch im nämlichen Jahr.

Hier fuhr sie aus und ein, hierher kamen die Bürger und brachten „unsrer Fürstin" ihre Wünsche entgegen.

Anziehend war es in der nebelgrauen Beleuchtung unter den Bäumen vom Hohen Wall. Daneben fließt ein Bach; jenseits der grünen Wiesen und einzelnen Baumgruppen liegt dort in der Ferne das wunderschöne Schloß Brake. Es gehört der fürstlich Lippeschen Familie; über die steinerne Brücke mit steinernem Geländer kommend, betritt man den malerischen Hof, ringsumher Renaissanceportale und steingefaßte Fenster. In der Gegend gibt es noch ähnliche Schlösser, alle malerisch und vornehm, jetzt leise verwittert, von Efeu umsponnen, von Bäumen umgeben. War dies ein reiches Gedeihen, sowohl in diesen nordwestdeutschen Hansastädten wie beim Adel. Und immer kommt der furchtbare Einschnitt, der Dreißigjährige Krieg.

Lemgo verlassend, näherte ich mich dem Teutoburger Wald. Graue, verwehende Wolken, ein fahlrötliches Licht über das weithin sichtbare Denkmal; Nebelstreifen fingen sich in den Wäldern. Es wehte bereits eine feucht-herbstliche Luft; so mag es damals in den frühen Septembertagen vor der Varusschlacht gewesen sein.

In Horn kam ich in einem überraschend schönen Patrizierhaus unter. Über dem Renaissanceportal das Wappen der Freiherren v. Kochenberg, große steinerne Stufen, die steinernen Sitze waren mit Löwenköpfen geschmückt, die Fenster hatten steinerne Säulen, das mächtige Dach bestand aus Sollinger Platten. Am Rand des alten Städtchens lag die verfallene Burg, jetzt von

kleinen Pächtersleuten bewohnt. Ein poetischer, weltverlorener Winkel, abbröckelnde Wände; die einstmals stattlichen Fenster waren meistenteils vermauert; neben dem Portal mit seinen verkrümelnden Stufen breitete sich ein ehrwürdiger Weinstock. Nach dem früheren Burggraben zu bedeckten Efeumassen die Wände, Blumen quollen aus den Fugen. Die alten Verteidigungsmauern umzogen noch weithin das Städtchen; im zugeschütteten Graben waren Gärtchen, Hecken, Leinwandbleichen. Vor der alten Kirche und ihrem Lindenbaum stand ein runder Brunnenrand aus dunklem Stein mit rinnendem Wasser; dicht daneben, von den Linden beschattet, war die alte Fachwerkschmiede. Das vorragende Dach wurde von schwerfälligen Stützen getragen; an der offenen Tür standen die Pferde; es sprühten die Funken im dunklen Grund.

Der Wirt jammerte — unvermeidliches Gesprächsthema — über diesen Sommer. Viele Gasthäuser der Gegend ständen vor dem Konkurs. Der Ausfall wäre zu erdrückend. Am letzten Pfingstsonntag kehrten 7500 Gäste in der Wirtschaft beim Hermannsdenkmal ein, in diesem Jahr 45. Ich fragte ihn, ob er im Winter sein Haus schlösse. Nein, außer den Geschäftsreisenden kämen jetzt die Ski- und Schlittschuhläufer, die Liebhaber der winterlichen Natur.

Pyrmont, 22. August.

Von der Schönheit des Teutoburger Waldes bin ich ganz erfüllt. Da kam ich an einen Eichenhain; es war ein wirklicher Hain mit bewegtem, farrenbedecktem Grund; dann ging ich an grünen, feuchten Wiesenhalden vorbei, an Weiden und Hecken und den herrlichsten Bäumen. Wiederum dichte Waldmassen, von Haideſtrecken und zerstreuten Baumgruppen unterbrochen.

Ich erfreute mich der Waldpoesie und verlangte nicht nach der von der Forstverwaltung im Vorortgartenstil eingefaßten Berlebecker Quelle. Dagegen fand ich eine Waldquelle unter Buchen; sie sickerte unter dem Baumschatten dahin, war gewiß eine der heiligen Brunnen in der Nähe jener Germanenfeste auf dem Berg. Daß die Varusschlacht hier nicht stattfand, ist wohl sicher; am westlichen Ausläufer des Teutoburger Waldes nach Osnabrück zu, am Habichtsberg, wird sie von Knoke verlegt; Mommsen vermutet sie nördlich von Osnabrück bei Barenau, und die allerneueste Hypothese deutet südwestlich nach Niederense im Dortmundschen Gebiet. Schwerlich hätte an einer dieser Stellen ein Denkmal gleich stolz emporgeragt; man hat gut daran getan, dies Symbol auf der alten Germanenfeste im tiefen Wald nahe den heiligen Ostersteinen zu errichten. Ich billigte das Denkmal, es lockte mich jedoch nicht hin, ich konnte es mir so gut denken. Um so lebhafter zog es mich nach den Externsteinen, und sie waren noch eindrucksvoller, als ich sie mir dachte.

Am Eingang des Waldes erheben sich unvermittelt die gewaltigen Sandsteinfelsen, verwittert ragen sie in die grüne Baumdämmerung herein. Dies war das Heiligtum der Frühlingsgöttin, der Ostara; hier wurden ihre Feste gefeiert, hier wurde ihr geopfert. Es kamen Mönche vom nahen Benediktinerkloster und bannten den unheiligen Spuk, errichteten jedoch in klugem Sinn

hier einen Wallfahrtsort. Hoch oben auf dem Hauptfelsen ist noch eine merkwürdige, aus dem Stein gehauene Kapelle ersichtlich. Hier waren der Altar, hier das kleine Fenster, hier die Balkenlöcher. Neue Treppen führen herauf, aber uralte, durch Tausende von Pilgern abgenutzte Stufen sind noch zu sehen. Unten, zu ebener Erde, erhob sich die Kirche; als Rückwand diente die Wand des Felsens und in diese wurde das Relief der Kreuzabnahme gehauen. Um 1115 wird es entstanden sein.

Ein tief ergreifendes Werk; gewiß ist der byzantinische Einfluß erkennbar, die Gewänder sind klassisch, die trauernde Handbewegung des Johannes ist sattsam bekannt, aber wie eigenartig packt dieses älteste Denkmal dieser Sachsengegend. Oben neigt sich Gottvater herab, — dies ist mein eingeborener Sohn; Mond und Sonne verhüllen ihr Antlitz. Auf einem antiken Stuhl stehend, umschlingt Joseph von Aramathia kraftvoll den toten Heiland. Unendlich rührend die hohe Gestalt der Maria, die mit ihren Mutterhänden den Kopf des Sohnes umfaßt. Unten knien, noch unerlöst, noch im Banne des Heidentums, Adam und Eva, von einem gräßlichen Schlangentier umstrickt, nur die Hände können sie lösen und strecken sie flehend empor. Ein merkwürdiges Gefühl für Komposition; die Gestalten sind hager, mit großen Händen und Füßen; die etwas hervorquellenden Augen erinnern mich an angelsächsische Elfenbeinskulpturen. Wie ernst sind die Gesichter; hier ist kein hierarchisches Schema, sondern eine tiefe, menschliche Empfindung. Tausende und aber Tausende haben die Gruppe betrachtet, staunend ließen sie sich vom Priester die bedeutungsvollen Gestalten erklären.

Ich fahre weiter, fruchtbares, grünes Land. Auffallend viel Ziegen; im Lippeschen werden verhältnismäßig viermal mehr als in Preußen gehalten. Viele Frauen im Feld; denn häufig verdingen sich die Männer außerhalb der Grenze als „Ziegler". Überall sieht man Frauen mit grün angestrichenen Eimerträgern auf den Schultern. Das einzelne niedersächsische Bauerngehöft kommt immer häufiger vor.

Nun kam ich nach Detmold, der Residenz jener oft genannten Biesterfelder Linie. Im Umkreis neue alltäglich-wohlhabende Häuser, der innere Kern altmodisch und ansprechend, mit Giebelhäusern und Schieferwänden, ähnlich, aber ein bescheidener Abglanz jener reichen Hansastädte Hameln und Lemgo. Eine augenfällige kleine Residenzstadt mit ihrer Abhängigkeit vom Hof. Hier wohnen gewiß die Hofchargen, hier die Hoflieferanten. Über der Schloßapotheke steht die Inschrift: „Der Herr läßt die Arzeney aus der Erde wachsen und ein Vernünftiger verachtet sie nicht."

Das große efeubewachsene graustеinerne Schloß mit Türmen, Renaissanceportalen und Galerien in wappengeschmückten Höfen hat einen vornehmen Charakter. Wenn man nur einiges im Garten kassierte, die Schlängelwege, seltene Koniferen, Bignonien und Calla-Tauerbeete, er wäre ungewöhnlich schön. Nach dem Wasser zu sind noch alte Bastionen mit Terrassen, mit Balustraden, mit Hecken und Kübelpflanzen, unter einer großen Eiche ist ein bemooster, dunkles Wasserbecken. Girlanden von roten Büschelrosen ziehen sich um den Rasen.

Dann kam ich nach Pyrmont. Der erste Eindruck ist banal, eine Unzahl freundlicher Villen. Nachher fand ich stimmungsvolle Motive, die im Gedächtnis verbleiben. Eine großmächtige Baumallee nach der andern, und immer wieder ein neuer hoher, grünschattiger Gang. Jenseits vom Badegetriebe führt eine niedrige, steinerne Bogenbrücke über den Schloßteich; von Wasser und Bäumen umgeben, liegt dort das Schloß, vorn Ecktürmchen und ein reiches Portal, dahinter das einfache, klassizistische Hauptgebäude, von den tiefen Laubmassen fast versteckt. Es dämmerte bereits, die Luft war taubengrau und wurde von blaßrosa Gewölk durchzogen. Da schwirrten Flügel, und ein Schwan flog langsam über den See, über die alte Brücke. Er stieß einen klagenden, pfeifenden Ton aus und wirkte fremdartig weiß und groß.

Jenseits vom stillen Wasser war ein Gärtnerhäuschen, von helllila Klematisblüten umrankt, davor eine Reihe hoher Goldbällchenbüsche, das kleine Anwesen spiegelte sich in dem abendlich stillen Wasser. Dort waren Zimmer zu vermieten, sollte mich einmal das Verhängnis treffen, müßte auch ich, tiefgesunken, einmal ein Bad besuchen, so wäre es hier eine auszudenkende Existenz. Mitten unter Blumen, mit dem Blick auf den Schwanenweiher, hinter den Bäumen das ruhige Schloß, die Brücke, das Portal.

Ich habe mir einen Gasthof unter den mächtigen Linden der Hauptallee gewählt, ein altmodisches Haus und gegenüber ist das weiße klassizistische Theater mit seinen grünen Läden, seinem Säulenportal. In der Dunkelheit gehen hellgekleidete Gestalten vorbei. Hier lese ich über Caroline von Linsingen und ihren Herzog William von Clarence, den späteren König Wilhelm IV. von Großbritannien. Der Herzensroman, den wir aus ihren Briefen und Aufzeichnungen kennen[1]), spielte sich hier vor mir ab, gerade an diesen Augusttagen im Jahre 1790.

Caroline war die Tochter eines vornehmen, der englischen Königsfamilie nahestehenden hannöverschen Generals. Sie war fein, geistig belebt, reizvoll, der junge Prinz, „eine königliche, göttliche Erscheinung." Als sie sich in Hannover kennen lernten, fühlten sie sich zueinander hingezogen; drei Monate darauf „wußten wir, daß nur der Tod unsre Liebe enden könne". Der General verkannte nicht die Gefahr, suchte die beiden zu trennen; die Königin nahm die Sache leicht, „sie kannte die Liebe nicht, und bat meinen Vater, uns tändeln zu lassen. Sie freute sich, daß seine Neigung zu mir in dem gefährlichsten Zeitpunkt der Tugend erhalten würde." In Pyrmont kam Caroline täglich mit ihm zusammen; sie waren „selig, wie nur Engel es sein können", eine heimliche Trauung wurde beschlossen.

Der nichts ahnende Herr von Linsingen gab am Abend vorher „der ganzen ebenbürtigen Badegesellschaft" ein Fest. Das war drüben, im „Ballsaal", vor dem jetzigen Kurhaus. Gleich nach aufgehobener Tafel ging man ins Theater, um Don Carlos zu sehen. „William drängte sich an mich und, o, wir genossen viel ... Unsre trunkenen Blicke flogen ineinander und wir hatten beide Mühe, nicht eines in des andren Arme zu sinken. Aber unsre Schutzengel standen

[1]) Caroline von Linsingen. Von ***. Leipzig, Duncker & Humblot, 1880.

neben uns." Diese Schutzengel waren Lord Dutton, der Begleiter des Prinzen, und ihr Bruder Ernst; sie kannten das Geheimnis und waren „unerhört edel gesinnt. Diese wachten unaufhörlich, denn beide liebten uns, beide leidenschaftlich; sie bedeckten uns zur rechten Zeit, sie lachten, sie flüsterten und zogen die Blicke der Gesellschaft auf sich." Darauf begann der Ball; „der englischen Sitte gemäß behielt jeder Tänzer seine Tänzerin für den ganzen Abend, William durfte und mußte mit seines Wirts Tochter tanzen ... Wir flogen durch die Reihen ... Die Türen führten in die Allee, man machte lange Pausen und ging im Freien spazieren" (hier unter diesen nämlichen Bäumen). „Ernst und Dutton" (der „edle Lord, der schwermütige Schwärmer") „gingen einmal mit uns. Er schloß uns alle in sein großes Herz und wir beschworen alle vier den heiligen Bund der Liebe, Freundschaft und Tugend. Er kniete nieder, sah nach dem Himmel und der Mond verklärte sein schönes, edles Gesicht. Stumm drückte er mich dann an sich und wir gingen schweigend in die Allee zurück." Früh am nächsten Morgen sollte die Trauung erfolgen. „Georg, früher unser Hofmeister, später unser Freund, hält mein Pferd, ich sprenge auf dem bekannten Wege im Galopp voraus, sinke in Williams Arme ... was wir uns sagten, Engel mögen sich dort mit solchen Lauten begrüßen." In einem Bauernhaus zieht sie sich die Brautgewänder an, in der nahen Waldkapelle wartet der Priester, dort werden sie getraut. Sie nahm ihrem Gatten den Schwur ab, erst in einem Jahre die Ehe zu vollziehen. Ihre ausführlichen Äußerungen ergeben nicht den geringsten Grund zu dieser befremdenden Bedingung. Anscheinend war es nur exaltierte Überschwenglichkeit, vielleicht, unbewußt, der Wunsch erotischer Gefühlsschwelgerei. Während nachts alles im Ballsaal tanzt, treffen sie sich in ihrem Schlafzimmer. „Wir verlebten zwei göttliche Stunden; wie selig lag ich in den Armen des edlen Mannes. Dann zog er mich ans Bett, küßte die Decke und kniete mit mir davor nieder. Ach, an keinem Sterbebett können heiligere Minuten verlebt, können tugendhaftere Gelübde abgelegt werden ... Welch ein reizendes Jahr verlebten wir! ... Wir gingen von Seligkeit zu Seligkeit und immer höher in Entzücken." Im folgenden Sommer treffen sie sich wieder in Pyrmont, wohnen wieder in dieser Allee, genießen im Überschwang ihre „paradiesische Ehe". Damals schrieb sie ihrem Bruder: „Kennst du eine Liebe wie die seine? Kennst du einen Mann, der entsagt wie er und täglich, stündlich heißer liebt? Wenn er in der höchsten Entzündung an seine hochklopfende Brust mich drückt, auch dann Ernst, auch dann, in dieser berauschenden Bewußtlosigkeit, könnten Engel, ohne zu erröten, Zeugen unsrer Liebe sein. Und ich bin sein Weib, und glühend heißes Blut rollt durch seine Adern." (Daß er inzwischen sich gelegentlich mit der schönen Schauspielerin Mrs. Jordans, es ist nicht unbegreiflich, tröstete, ahnte sie nicht.)

Endlich war die ausbedungene Frist verstrichen; am Jahrestag der Trauung, am 21. August wird sie die Seine und schreibt in den späteren Aufzeichnungen ausführlich hierüber ... „Als es hier auf dem Turm vier schlug, schauderte ich zusammen, denn vier solche Schläge riefen ihn an jenem Morgen aus den Armen des beglücktesten Weibes." Bald darauf entdeckte der General das

Geheimnis, er reiste nach England, um mit der Königin zu beraten. Natürlich wurde auf Trennung der beiden bestanden.

Caroline erkrankte; der Prinz eilte aus England zu ihr, beschwor sie, fest zu bleiben und niemals in eine Scheidung einzuwilligen; durch die Aufregung wurde ihr Kind frühzeitig geboren. Sie ist stärker als er; ihrem Pflicht- und Ehrgefühl folgend, gibt sie ihn frei, die Ehe wird geschieden. Dem Prinzen verbleibt die schöne Mrs. Jordans, Caroline „leidet, wie selten ein Mensch litt". Nach einiger Zeit verfiel sie in eine Nervenkrankheit, starb, anscheinend; man schmückte sie mit Blumen, ordnete das Leichenbegängnis an. Da wurde ein junger Arzt, Meinecke, stutzig; trotz des Widerspruchs aller Kollegen erwirkte er einen Aufschub. Die „Leiche" blieb unverändert. Man entfernte die Kränze, legte die Trauerkleidung ab; aus dem Sarge wurde sie in ihr Bett gebracht. Es war ein Scheintod; in der dritten Woche schlug sie die Augen auf. Sie hatte alles gehört, verstanden, das Schluchzen der Verwandten, die Bitten des jungen Arztes, den Spott der medizinischen Autoritäten. Er hatte sie dem Tod abgekämpft, er liebte sie leidenschaftlich, so gab sie ihm ihre Hand.

Meinecke war gut aussehend, und klug, aber arm; wie sie einmal schreibt, durch seinen Stand „weit von ihr entfernt"; waren doch die Linsingens ein überaus adelsstolzes Geschlecht. Sein Wesen war schroff, wie es scheint auch unfein. Der Prinz schrieb ihr einen langen, verzweifelten Brief. „Weib, dem kein andres gleicht, Weib mit der Feuerseele, du liebst für die Ewigkeit und nur William, nur deine erste Liebe kann dir genügen, oder willst du, gräßlich, abscheulich, es mir unmöglich machen, je wieder dein zu werden? Ich bin's, bin's, und bei Gott, kein Teufel trennt mich von dir." Als sie sein Bild unvermutet sah, sank sie leblos nieder — und doch schickte sie ihm die ferneren Briefe uneröffnet zurück!

Sie wurde dem Dr. Meinecke eine treue und aufopferungsvolle Gattin, lebte der „kalten Pflicht" und hat ihn nie geliebt. Sie hoffte, ihre Kinder so zu erziehen, „daß sie wert wären, Williams Kinder zu sein und zu dem Wohl andrer beizutragen; dies ist das einzige Glück, was für mich existieren kann." . . . „Wahre Liebe", schreibt sie ihrem Bruder, „dauert ewig fort, gleichviel, ob glücklich oder entbehrend, und nie wird in mir sein Bild verlöschen, das ewig der Abgott meiner stillen Tränen bleiben soll."

Als Vierzigerin ist sie an „Entkräftigung" gestorben.

Mir sind keine Dokumente bekannt, aus denen der Geist jener Zeit deutlicher spricht. Eine Zeit, welchem der kränkliche, nicht immer achtbare Notenschreiber aus der Schweiz ihre Gefühlsfärbung verlieh, die, von seinen hinreißenden Phrasen angeregt, sich in Orgien der Tugendsimpelei, der idealistischen Gefühlsverzückung erging. Rousseau, es geht eigentlich all dieses auf ihn zurück. Es war keineswegs eine deutsche Richtung, bei uns hat sich die Mode am zähesten erhalten; an der Seine hemmte der witzige klare Geist, jenseits vom Wasser dämpfte der englische gesunde Menschenverstand. Das „deutsche Gemüt" lieferte den bei weitem empfänglichsten Boden.

Mit Wehmut gedenken noch einige der jetzt „entschwundenen Idealität". Mögen jene die Briefe und Aufzeichnungen, die Kulturgeschichte dieser Zeit doch sich näher besehen. In diesen Linsingenschen Dokumenten, in der Humboldtschen Brautkorrespondenz, um nur eine von vielen zu nennen, findet sich bedenklich viel phrasenhafter geistiger Hochmut, schwüle Wollust, verlogene Tugend. Trotz alledem waren diese Helden des Pyrmonter Romans, waren die mit vollem Recht hochberühmten Brautleute „edle Seelen", bei allem Gefühl der Entfremdung berühren sie uns sympathisch.

Ich sehe die Gestalten vor mir: Caroline, ihren Prinz, den Bruder, den „schwermütig schwärmenden" Lord. Dort kamen sie aus dem griechischen Portal des Theaters, er mit dem „blauen Band", sie im weißen Gewand mit dem goldenen, diamantgeschmückten Gürtel; er schenkte ihn der Braut zur Trauung, vor Sonnenaufgang, in der Waldkapelle.

Am nächsten Morgen versuche ich, dieses abgelegene Kirchlein beim Sennerberg ausfindig zu machen. Niemand kann Auskunft geben, es ist anscheinend längst verschwunden. Auch im fürstlichen Badearchiv weiß man nichts darüber, hatte man nie etwas über den hier im Schatten der Alleen spielenden Roman des englischen Königssohnes und der hannoverschen Generalstochter vernommen. (Wie ich seither von einer Großnichte der Caroline gehört habe, ist die Kapelle im Wald doch noch vorhanden.)

(Ein Schlußartikel folgt.)

Besuch im Himmel.

Ein Kindergeschichtlein
von
J. Reinhart (Schönenwerd).

Nun ruhte die Großmutter schon zwei Tage auf dem Kirchhof zu St. Niklaus, drüben vor dem Wald. Und daheim im Galmis hatten die Kinder niemanden mehr, der Geschichten erzählte oder Hüroß spielte mit ihnen; denn Jakobs Frau, der Kinder Mutter, hatte andres zu sorgen, in Küche und Scheune, im Stall und auf dem Estrich, als die Kleinen zu unterhalten. Die mußten halt selber sehen, daß ihnen die Zeit nicht lang ward.

Besonders jetzt, da draußen alles Stein und Bein gefroren und droben in der Einfahrt das Korn gedroschen ward, hätte die Großmutter wohl noch ein Weilchen dableiben dürfen, bis Rosina die Kinder selber wieder im Auge behalten konnte.

So mußte sie, kaum war der Tisch geräumt, Geschirr und Kessel stehen lassen und selber Hand anlegen, daß die fünfhundert Garben, die durch die Maschine flogen, am Abend gebunden wieder auf dem Bretterboden hochgeschichtet lagen.

Mit einem leisen Seufzer, der auch ein Vorwurf für die Großmutter sein konnte, daß sie so zur Unzeit fortgegangen, setzte sie die zwei Hüdeli an den Boden, gab ihnen Äpfel und Nüsse und die zerrissene Puppe, und ließ sie allein, bis es Zeit wäre, dem Volk das Abendbrot zu rüsten. Dann stieg sie mit schnellem Atem die dunkle Stiege zur Einfahrt hinan, wo die Maschine schon wieder an ihrer Arbeit war; verdrossen knirschend von Zeit zu Zeit, wie ein Tier, dem man mehr Arbeit aufgeladen, als es leisten kann; denn der Tod der Großmutter hatte die Arbeit aufgehalten, und das wollte Jakob, der die Maschine bediente, wieder einbringen.

Drunten in der Stube saßen die zwei Kinder der Rosine eine Zeitlang am Boden, zogen die Puppe an und wieder aus mit den alten Lappen, die ihnen die Großmutter einst mit groben, steifen Fingern zusammengenäht hatte. Dann kochten sie in einer Pillenschachtel Äpfel; das größere, Doretli, war die Mutter und meisterte das jüngere, hieß es den Tisch decken, den Schemel, worauf die Großmutter den kranken Fuß gelegt, wenn auf der

Ofenbank eins ihr an der Schürze hing, das andre auf dem Schoß ihr saß und mit kleinem Fingerlein den Furchen auf ihrem Gesicht nachfuhr.

„'s ist g'chochet!" sagte Doretli.

„Großmutter, essen!"

„Essen!" wiederholte das Kleinere, und beider Augen richteten sich mit einem nach der Ofenbank, wo sie immer sonst, ihr rotes Wolltuch um Hals und Brust, gesessen.

Jedes hatte einen Apfel in der Hand und angebissen, aber es war ihnen nicht ums Essen; ihr Gedanke an die Großmutter schien sie auf einmal beide zu beschäftigen; das Kleinere ließ den angebissenen Apfel mit dem Händlein sinken, schüttelte mit großen Augen langsam den Kopf und sagte leise:

„Großmutter fortgange!"

Als es das Ärmchen hob zum Weinen, rutschte Doretli in seine Nähe, faßte und beschwichtigte es. Wie es die Mutter getan, so redete es jetzt zu ihm; es solle nicht weinen, die Großmutter sei in den Himmel gegangen.

Aber während es eifrig dem andern zusprach, schien es selber wieder von der Einsamkeit, die nun bei ihnen eingekehrt, so übernommen, daß es geradaus schaute und das Trösten vergaß.

Eine Weile saßen sie nebeneinander, und keines rührte sich oder sagte ein Wort zum andern.

Die Erinnerung an die Großmutter zeigte ihnen wohl schöne Bildchen, daran sie eine Weile in holder Täuschung stumm sich ergötzten, oder das leise Grauen vor dem Tode dämmerte wieder in ihnen nach.

Sie schauten sie wohl wieder, im Ofenecklein kauernd, in ihr rotes Tuch gewickelt. Die Kinder hörten vielleicht die Melodien ihrer seltsamen Lieder in den Ohren oder sahen die wohlvertrauten Gestalten ihrer Märchen und Erzählungen: den Jäger und den Wolf und Rotkäpplein, oder den Heiland, der im Himmel mit den Englein freundlich redet und ihnen schöne Sachen gibt.

Vielleicht auch sahen sie die Großmutter wieder in ihrem Bett liegen, lächelnd, wie wenn man eine schwere Arbeit fertig gebracht hat vor dem Sonnenuntergang.

Auf der Kellerstiege war sie zu Fall gekommen, hatte sich arg verletzt, als sie das stürzende Kind aufhielt: „Gottlob und Dank!" flüsterte sie unter schwerem Atem, „das Kind ist heil und gesund, für mich, das alte Scherblein, war es nimmer schad!"

Vielleicht kam den Kindern auch der neblige Morgen in den Sinn, da sie die Großmutter aus dem Haus trugen.

Hinter den halb geschlossenen Jalousieladen blickten die Kinder mit erstaunten Augen hinaus, wie die Männer den schwarzen Sarg auf die Bahre hoben.

„Großmutter fortgange!" sagte Doretli damals und schaute die Mutter an. In seinem Blick lag eine erstaunte Frage.

Die Mutter wischte rasch eine Träne mit der Schürze vom Gesicht. Sie dachte daran, daß die Großmutter in ihrem Alter und mit ihrem Brestен

wenig Gutes mehr vom Leben gehabt, und daß ihr das Sterben eine Erlösung war, und in ihren Worten zitterte es fast wie ein Frohgefühl: „Sie ist jetzt in den Himmel gangen, d' Großmutter!"

Wie es im Himmel sei, das hatte ihnen die Großmutter manchmal erzählt, und daß sie nun selber mitten unter den schönen Sachen und beim Heiland war, das flimmerte wie ein Licht in ihrem Herzkämmerlein.

Eine Zeitlang saßen die Kinder stumm, und wie von einer großen Helle glänzten ihre Augen.

Da streifte des Kleineren Blick von ungefähr die Ofenstange, wo noch wie vorgestern und eh der Großmutter rotes Halstuch hing, das sie in allen Tagen, Sommer und Winter fast, kreuzweis um die Brust geschlungen, und das zu ihr gehörte wie Hand und graues Haar.

Als das Kind mit dem Fingerlein nach dem Halstuch zeigte, redeten seine Augen erstaunte Fragen, und während Doretli unverwandt zum Ofen blickte, schien es ihm ein dunkles Rätsel, daß die Großmutter fortgehen konnte ohne ihr Halstuch.

Dann schüttelte es langsam den Kopf, daß einem so etwas begegnen konnte: „Jetzt muß sie frieren, ja gewiß!" sagte es wie zu sich und ging eilig, als ob es jetzt, in dieser Minute noch, das Versehen gut zu machen gälte, zum Ofen, kletterte auf die untere, dann auf die obere Bank und zog das Tuch herab, kopfschüttelnd, wie die Mutter, wenn sie an einem Kleidchen einen bösen Schaden entdeckte, der schwer zu heilen war.

Das Kleinere kam auch heran, faßte einen Zopf des Tuches, zog daran und strebte nach der Tür.

„Großmutter bringen!" rief es immer heftiger, als Doretli es in den Händen hielt und zögerte, wie wenn es sich nach dem Weg besänne, der zur Großmutter in den Himmel führte.

Zögernd, aber immer ein Schrittchen weiter und williger, folgte es dem andern, das schon zweimal vergebens nach der Türfalle gestrebt. Dann aber schien Doretli das letzte Hindernis im Köpfchen aus dem Weg geräumt. Entschlossen drängte es das Kleine auf die Seite, faßte mit raschem Griff die Klinke und zog das Schwesterlein mit dem Halstuch durch den dunklen Hausgang hinaus. Als sie auf den Steintritt und ins Freie kamen und der Weg gerade vor ihren Füßchen anfing und so selbstverständlich über die Matte nach dem Wald hinüberführte, da leuchtete in seinen Augen eine rasche Freude auf. Jetzt war kein Besinnen mehr. Dort ging ja der Weg hinab, hinüber und in den Wald hinein; das ist ja der Weg, auf dem sie die Großmutter hinabgetragen, durch den Wald und von da zum Himmel.

Nicht daß eines der Kinder einen Gedanken gehabt hätte an Zeit und Stunde des Tags, und daß der Abend früh hereinbreche; etwas andres trieb sie mit raschen Schrittlein auf den schmalen Fußweg zwischen kahlen Matten und Äckern hin, dem Walde zu.

Ein Wintertag, wie sie der Advent einmal in guter Laune bringt zwischen finsteren Nebelwochen; am blauen Himmel stand die Sonne, schwach leuchtete sie zwar, wie eine große Ampel, deren Öl zur Neige geht, und wie in einem

weiten Saal, wo schon vom Fest die schönen Sachen von den Tischen abgetragen worden, schien sie herab auf die kahlen, gefrornen Felder. Blinzelnd, ein wenig geblendet von dem Licht, waren die Kinder auf dem Feldweg durch die Matten getrippelt, die Sonne hatte ihren Mut erhöht, und im Laufen redeten sie hastig von der Großmutter; was die wohl sagte, wenn sie ihr das Halstuch brächten.

Im Wald ging's schon nicht mehr so rasch und zuversichtlich; sie waren wohl etwa einmal mit der Großmutter in der Lichtung gewesen, wo es Heidelbeeren gab. Aber jetzt mit ihren Gedanken kam den Kindern der Wald mit seinen hohen Tannen vor, als ob sie an lauter schwarzen Herren vorüber mußten, wie der Herr Pfarrer einer war, der einmal zur Großmutter gekommen, oder der Herr Doktor.

So standen jetzt die Tannen am Weg, eine hinter der andern im schwarzen Rock, und als sie so zwischen den dunklen Herrschaften dahinschritten, gingen sie ganz behutsam, leiser berührten ihre Füßchen den Boden, und das Brünnlein ihrer eifrigen Mündchen war ganz auf einmal versiegt. Erst allmählich, als sie weiter hinein kamen und sich doch nichts rührte, wurden sie ein wenig dreister, sie atmeten leichter und herzhafter, und ein Wörtlein gab wieder das andre.

Bald hielt das Kleinere an, schaute sich um und fragte, ob sie bald im Himmel wären. Doretli wußte von der Großmutter, daß der Himmel noch nicht erreicht sein könnte, denn sie hatte ihn mit roten und blauen Farben und viel Goldschein ausgemalt, und hier im Wald ward es noch immer dunkler.

Jetzt teilte sich der Weg, der eine Pfad ging am Fuß des Berges hin, der andre stieg sacht hinan. Doretli, das mutig vorangegangen, blieb einen Augenblick stehen; aber als das andre nachkam und es mit großen Augen fragend ansah, ein wenig enttäuscht, daß Doretli den Himmelweg nicht besser wußte, da setzte es entschlossen und tapfer den Fuß hügelan und lächelte selber ein wenig darüber, daß es hatte zweifeln können, welcher Weg wohl in den Himmel führte; das war der rechte, der ging hinauf, man sah es wohl, der andre ward immer dunkler, der ging am Ende gar in die Hölle. Das Kleinere nachziehend, schaute es noch einmal zurück, dann ging es rascher hinan. Es ward nun froher, und seine eigenen Worte machten ihm Mut: es zeigte dem Kleinen die gelben Blätter am Boden, die seien abgefallen von den Himmelsbäumen, die goldene Äpfel tragen.

Einmal fuhren beide zusammen in einem großen Schrecken auf; dicht über ihnen im überhängenden Geäst rauschte es, und als sie aufsahen, äugte sie mit zitternder Fahne ein braunes Tier an, dicht über ihren Köpfen. Beide schossen nah zusammen, und das Kleine wollte weinen und nach der Mutter rufen und heimgehen. Aber Doretli zog es vorwärts und tröstete es: „Komm du jetzt, die Großmutter täte weinen, wenn ihr der liebe Herrgott sagte, daß wir wieder heimgegangen mit dem Halstuch!"

Und es zeigte ihm das Halstuch, und da kamen ihnen wieder die schönen Dinge in den Sinn, von denen sie gehört: goldne Nüsse und Lebkuchen, die das Christkind bringt.

Die guten Sachen alle im voraus kostend, die ihrer warteten, schritten sie hastiger wegan. Selbst Doretlis Wangen röteten sich, als es den andern aufgezählt, was sie zu erwarten hätten. Was an verlockenden Märchenbildern in seinem Köpfchen aufleuchtete, reihte es zusammen zu einer glänzenden Welt, die ihm der Himmel war, und freute sich selber fast wie das Kleinere, das mit großen, glanzhungrigen Augen zu ihm emporschaute und willig folgte wie ein Schäflein einer Handvoll grüner Kräuter. Wenn Doretli innehielt, um Atem zu schöpfen, ließ es ihm keine Zeit zum Besinnen.

„Gelt, dann sitzt die Großmutter in einem Zuckerhäuslein und gibt uns viel Güetzi!“ [1])

„Ja, und noch den Sack voll für das Muetti!“

„Nein, das will das Muetti nicht, ein schöner Tschopen[2]) will das Muetti!“

„Und für den Vater viel Batzeli!“

„Ja, oder ein Kälblein!“

„Oder ein Rößlein!“

„Ja, daß wir heimreiten können!“

In der Freude all der herrlichen Geschenke faßten sie einander fester und drückten sich die Händchen.

Im keuchenden Hinansteigen gewahrten sie nicht, daß die Spur des Weges undeutlicher geworden. Erst als das Laub nicht mehr unter ihren Füßen raschelte, hielten sie an, und Doretli suchte, verwundert zuerst, dann ängstlich, nach dem Pfad.

Moosbewachsene Weißtannen standen vor ihnen und streckten die hängenden Äste wie lange Arme aus. Als Doretli keinen Weg mehr sah, fühlte es, wie seine Füßchen zitterten vom angestrengten Gehen, und das Schwesterchen schaute es mißtrauisch fragend an. Da tat Doretli wie hilfesuchend einen Blick nach oben. Durch das dunkle Geäst der Tannen schien der blaue Himmel tief und klar, und eh das Kleine seine Zagheit gewahrte, zeigte Doretli lächelnd nach oben:

„Lueg, das ist schon der Himmel, jetzt da hinauf, da ist's am nächsten!“

Ein wenig zögernd, fast ungläubig, folgte ihm das andre.

„Halt mich da am Röcklein!“ befahl ihm Doretli, als es nicht rasch genug folgte; denn die Unsicherheit trieb es aufwärts. Mühsam trippelten die Füßchen hinan; große Blöcke mit grünem Moos und grauen Flechten lagen herum, dunkle Löcher und Höhlen zeigten sich da und dort, einmal floh ein großes Tier mit hängendem Schwanz vor ihnen aus einem Steingehöhl; da schrien beide auf: „Der Wolf, der Wolf!“ Hinter einer Tanne verbargen sie sich, und das Doretli versteckte sein Köpfchen im herabhängenden Moos des Stammes, während sich das andre weinend in sein Kleidchen duckte.

Mit klopfendem Herzen knieten sie lange, bis sie in der Ferne Hundegebell hörten; dann fiel ein Schuß und tönte ein Horn. Jetzt atmete Doretli auf, richtete sein Köpfchen empor; fast freudig wischte es dem Kleinen mit der Hand die Tränen aus dem Gesicht.

---

[1]) Bonbons. [2]) Eine schöne Jacke.

„Hast gehört!“ sagte es, und die Freude zitterte in seinen Worten nach. „Der Jäger hat den Wolf geschossen! Jetzt ist er tot und beißt uns nicht!“

Und herzhafter schritten sie weiter, aber Doretli blickte immer einmal umher, doch sollte es das andre nicht gewahren; deshalb nahm es die Rede vom Wolf wieder auf und erzählte ihm — von Zeit zu Zeit den Atem anhaltend — wie er jetzt tot sei und der Jäger und die Großmutter den Wein trinken.

Das verstand nun das Kleine nicht.

„Im Himmel ist die Großmutter!“ sagte es, Doretlis Irrtum berichtigend. Aber das war ein wenig ungehalten, daß das Schwesterlein es vergessen hatte, was die Großmutter daheim im Ofeneck lein oft erzählt, und stehend erklärte es ihm, daß das nicht ihre Großmutter im Himmel sei, sondern dem Rotkäpplein seine.

Wie Doretli noch erzählte, leuchteten die Äuglein des Kleinern auf. Am dunklen Boden lockten feuerrote Schwämme vom zuckerweißen Stengel. Mit fliegenden Händen strebte es hinüber und jauchzte: „Schöne Äpfel, schöne Äpfel und Zucker drüber!“

Doretli hatte auch schon einmal von Giftbeeren im Wald gehört, und es folgte zögernd, das Kleine am Röcklein haltend. Einen Moment stutzte es; das waren so schöne rote Äpfel und weiß bestreut, als wie mit Zucker; die waren vielleicht schon aus dem Himmel, wenn man müd ist und Hunger hat; die hat der Herrgott wachsen lassen für die Kinderengel, die da vorüber kommen. Aber es kam ihm die Großmutter in den Sinn, die ihnen einst ein Bilderbuch gezeigt, da waren auch solche Äpfel gemalt und eine Schlange war dahinter. Das Kleine hatte schon einen roten Apfel ergriffen, mit großen Augen schaute es zurück, als ihm Doretli denselben aus der Hand riß und fort warf. Das Kleine weinte erbärmlich und wollte immer einen andern. Doretli versprach ihm alles Gute, was es im Himmel bekam, sagte, daß die Großmutter böse sei, wenn sie schon Äpfel nehmen, eh sie ganz droben wären; dann wurde es unwillig, wollte es mit Gewalt fortreißen. Das war mit Liebe und mit Drohen nicht weiter zu bringen. Da fing auch Doretli an zu weinen. Eine Weile klang das Weinen durch den stillen Wald, nur schwächer werdend, wenn das Kleine Atem holte zu neuem Ausbruch.

Auf einmal, als das Kleine wieder kräftig eingesetzt, hielten beide inne. Weiter oben aus der Höhe klang der klare Abendgesang eines Vogels, der durch die ungewohnte Störung aus beginnenden Winterträumen aufgeschreckt, weiter geflogen und nun auf sicherm Tannengipfel ein Lied ertönen ließ.

Die Kinder hielten mit offenem Mund inne, und in der großen Einsamkeit des Bergwaldes schien ihnen der nie gehörte Ton größer und mächtiger als sonst im Tal, wo den ganzen Sommer die Vögel im Baumgarten lärmten.

Die Mädchen schauten einander reglos an, Doretli hielt sein Schürzchen in der Hand, mit dem es eben im wiederkehrenden Mitleid dem andern die Nase schneuzen wollte.

Mit großen Augen, darin ein freudiges Erschrecken lag, schauten sie einander an. Sie wußten nicht, was da so rief. Daß es ein gemeiner Vogel

war, dachte Doretli nicht; ob es ein Mensch gewesen oder gar der Herrgott, der ihnen gerufen, wußte es nicht. Aber daß die Stimme ihnen den nahen Himmel angekündigt, das wußte es jetzt.

Das Kleine war aufgestanden und hatte mit fragendem Fingerlein nach dem Walde gezeigt, und als sie noch ein paar Schritte gestiegen waren, füllte die Freude jubelnd ihre Herzlein, durch die Stämme schimmerte es goldig rot, und lange Streifen schossen glitzernd zwischen den Tannen hindurch.

Jetzt kommt der Himmel, ganz nah ist er; wenige Schritte noch, und sie sehen die Großmutter.

Das hatte zuerst überlaut ihre Seele erfüllt; nachher, je lichter die Stämme wurden und je tiefer und weiter der Himmel im Feuer der untergehenden Sonne glomm, um so stiller ward ihre Freude, denn der Schauer der Erwartung schloß ihnen den Mund; und die Bilder, die ihnen die ersehnte Nähe des Zieles vor die Seele zauberte, füllten ihre Augen mit Andacht. Das nahe Wiedersehen der Großmutter aber gab der großen Andacht etwas menschlich Freundliches.

Auf der Höhe, wo noch einige Tannen den Blick in den freien Himmel verwehrten, hielten sie an. Doretli nahm das Tuch der Großmutter fester in die Hand, und das Kleine faßte unwillkürlich einen Zipfel davon.

Doretli räusperte sich noch; dann schritten sie schweigend, zaghaft, weiter in die freie Lichtung hinaus. Das war der höchste Punkt der Fluh, die sie von hinten um den Berg herum im Wald erstiegen und die vom Tal und Dörflein aus, jäh abfallend, weithin sichtbar ihr kahles Haupt erhebt. Ein Wall von weißen, zerklüfteten Felsen krönt wie eine Festung den Gipfel. Die obersten Tannenwipfel reichen von der Fluhseite so weit an das Gestein herauf, daß man von der Höhe bequem darüber hinaus ins Tal hinab und zu den Häusern sehen und die Menschen, die durch Weg und Straßen gehen, zur Not erkennen und mit dem Hut oder Tüchlein grüßen kann; denn der Gipfel ist so kahl, daß an schönen Sommertagen vom Dörflein aus leicht die Köpfe der wenigen gezählt werden, die da oben ins Tal hinab schauen.

Wie von einem ungeahnten Schreck gebannt, blieben die Kinder beide stehen, als sie mit zitternden Füßchen auf die kahle Fluh hinaus kamen. Das war jetzt der Himmel; aber der war viel größer, als sie daheim und aus der Erzählung der Großmutter geahnt hatten. Eine Weile schauten sie starr geradeaus, weil sie nicht wußten, wohin sie vor der Fülle der großen Linien der Wälder und Wolken, den Farben des Abends und den mannigfachen Gestalten des Himmels ihre Äuglein wenden sollten. Am Himmel war die Sonne im Untergehen, und aus dem blutigroten Rad quollen Ströme von Gold herauf und übergossen die großen Figuren der Wolken, die wie hohe Herrschaften allein und zu zweien, sich einholend und begegnend, neigend und grüßend am Himmelsbogen wandelten. Mit feuerroten Gewändern, die sie lang und lose nachschleppten oder eng um den Leib geschlungen hatten, waren sie gekleidet, und die Säume glänzten durchsichtig und golden. Kein Laut störte in der einsamen Höhe die Kinder im schauernden Betrachten und Erwarten. Eine ganze Weile standen sie mit reglosen Augen, verfolgten die

wechselnden Gestalten der Wolken, kaum daß sie sich vor der furchtbaren Erhabenheit des Geschauten enger aneinander schmiegten und ihre Händchen sich berührten.

Einmal stießen beide einen leisen Schrei aus. Dort aus der Mitte der Wolken hob sich das Haupt des lieben Herrgotts ab, im langen weißen Bart, die goldene Krone auf dem Kopf, wie die Großmutter ihn beschrieben; aber das Händchen, das im aufgeregten Schrecken sich erhoben hatte, sank gemach, als Haupt und Krone wie im Nebel zerflossen und ein großes Tier hervortrat mit weitauslangenden Tatzen.

Dann zerfloß alles wieder, die Wolken wurden bläßer, schwammen noch eine Zeitlang wie träumende Schifflein über den Köpfen der Kinder, in deren Augen die roten Flämmlein, die als Abglanz der Farben drin geleuchtet, allmählich erloschen.

Schwächer leuchteten die Farben, und verschwommener wurden die Gestalten; da flohen auch die Schauer der Erwartung aus den Gesichtern der Kinder. Wie um die zerrinnenden Bilder zurückzuhalten, hoben sie erst scheu, dann herzhafter das Tüchlein in die Höhe, das, vom Wind bewegt, gar eilig flatterte, als ob es sich für die Kinder selber bemerkbar machen wollte.

Bläßer ward der Himmel, ein paar späte Krähen erhoben sich, vom erwachenden Nachtwinde aufgescheucht, krächzend auf dem Gipfel der nahen Tannen und schossen hart über den Köpfen der Kinder in zackigen Linien einander nach.

Da sanken ihre Ärmchen, die lang und reglos zuversichtlich das Tüchlein gehoben; in der Hand hielten sie es, und eines schaute das andre an, fragend, ob es vielleicht wüßte, warum die Großmutter jetzt nicht gekommen und das Tuch nicht geholt und ihnen keine guten Sachen gebracht hatte.

Als eines dem andern die Frage aus dem Auge las, fingen sie an zu weinen. Doretli schaute noch einmal und ein andermal auf und hielt im Weinen inne, ob nicht die Großmutter doch noch in der letzten Minute sie gewahrt und auf dem Weg zu ihnen wäre. Dann brach es von neuem los, und die kläglichen Kinderstimmchen irrten in der großen Einsamkeit der dunklen Höhe wie ein Schifflein auf dem weiten Wasser.

Lange weinten sie, und keines wagte mehr das Köpflein zu heben, aus Furcht, die schwarzen Nachtvögel möchten es finden, bis Doretli, als es das Halstuch der Großmutter fühlte, inne hielt. Wie es auf einmal das vertraute Tüchlein spürte, ward es ruhig und sicher. Die Großmutter hatte sie doch vom Himmel aus gesehen, und wenn sie das Kleine nicht in den Keller fallen ließ, so wird sie auch jetzt für sie sorgen. Und wenn sie nicht selber kommen kann, schickt sie sicher einen starken Engelsknecht, der sie heimbringt.

Während Doretli seinen Gedanken nachhing und mit der Großmutter Halstuch das Augenwasser abwischte, und es den heimatlichen Ofenduft von dürren Äpfeln und Birnen vor dem Gesicht spürte, war ihm schon viel wärmer und leichter geworden.

Da das Kleine bitter weinte und auch am Halstuch Äpfel- und Birnenduft riechen wollte, setzte es sich mit ihm zu Boden, schlug ihm das Tuch um

Hals und Köpfchen, daß es ganz vom Apfelduft umgeben war, und wand das übrige Zipfelchen sich selber unters Kinn, so daß es meinte, wenn es die Augen schloß, es sei zu Hause in der Stube.

Das Kleine, vor Müdigkeit und Kälte schläfrig, hängte bald, sich in das Halstuch duckend und nah zum Größern rückend, das Köpflein, auf dessen Wangen noch immer ein oder zwei Tröpflein langsam abwärts rannen und im eben aufgehenden Schein des Mondes matt erglänzten. Doretli aber hielt das Köpfchen aufrecht; mit beiden Armen stützte es die Last des Schwesterchens, daß es nicht auf den Boden glitt, weil es nicht wußte, wohin es im Dunkeln fallen konnte.

Einmal horchte es auf. Es war ihm gewesen, weit unten im Wald hätte jemand gerufen. Aber dann war's still, und in der Tiefe der Finsternis sah es ein paar Lichtlein aufgehen. Vielleicht brannte jetzt auch beim Vater und der Mutter so eines, und die wußten gar nicht, daß sie zur Großmutter waren, und es wollte ihm ein wenig bange werden und es hätte rufen mögen: „Großmutter, vergiß uns nicht." Aber dann spürte es das Tuch und wartete wieder ein Weilchen, wie ein angebunden Haustierlein geduldig auf den Meister harrt.

Jetzt horchte es wieder auf, hob das Köpflein sachte höher, daß das Kleine nicht erwachte. Dort unten, näher als das erste Mal, hat es wieder einen Ruf gehört und wieder, aber dann ist es wieder still, als ob dort in der Tiefe alles tot sei oder schlafe.

Als es nach einer Weile wieder tönt, fährt's auf. Da sieht es auch ein Lichtlein durch die Tannen herauf zittern. Und so, grad so ruft die Mutter, wenn sie die Kleinen nicht weiß. Aber es kann ja nicht antworten, das Herzlein kommt ihm vor die Rede. Stimmen hört es. Dazwischen die Mutter, jetzt sieht es einen größern Schein und einen Kopf und zwei, und hört keuchen, und es will rufen, aber das ist nur ein leises Weinen, was heraus kommt.

Der Holzbannwart hatte am Abend beim Sonnenuntergang, als er nach dem Wetterzeichen am Fluhspitz schaute, vom Dorf aus etwas gesehen, das sich bewegte auf dem Gipfel wie ein Windfähnlein, und dann waren sie in einem Lauf hinangestiegen, als sie das vom Bannwart vernommen. Und haben sie gefunden, die zur Großmutter in den Himmel wollten. —

Ein wenig wurde gebalget, aber auch gelacht und vor Freuden geweint und geherzt, als das Halstuch der Großmutter zum Vorschein kam und sie hörten, wem und wohin sie es bringen wollten.

Und als sie mit den blau gefrorenen und eiszapfenkalten Kindlein heim in die äpfelduftende Stube kamen, band Rosine der Großmutter Halstuch an die Ofenstange und sagte, daß es in ihrem Leben immer dableiben müsse, und dazu meinte Doretli, das Kind: „Vielleicht, daß sie es einmal selber holt," und das Kleine nickte: „Ja, und bringt uns schöne Sachen!" —

Aus dem Berliner Musikleben.

Unter den Werken, die das Königliche Opernhaus in diesem Winter neu aufgeführt hat, mußte natürlich Richard Straußens „Elektra" von vorn herein das größte Interesse erregen. Einmal ist Strauß ja der anerkannte Führer der „Modernen", dann aber war die begreifliche Neugier rege, ob er in diesem Werk dieselben Wege verfolgen würde, die er in der „Salome" eingeschlagen hatte. Diese Frage kann nun mit „ja" beantwortet werden; was er dort begonnen, hat er hier mit noch größerer Konsequenz fortgesetzt. So sollte man meinen, daß der Erfolg der „Elektra" den der „Salome" noch übertroffen hätte. Dies ist indessen keineswegs der Fall: sowohl in bezug auf den äußeren Erfolg wie auf die Anzahl der Aufführungen steht das jüngere Werk dem älteren wesentlich zurück, was denn ein eigentümliches Licht nach rückwärts wirft. Es bestätigt nämlich die Meinung, die ich schon immer gehabt habe: daß das Publikum weder bei dem einen noch bei dem andern Werk die künstlerischen Qualitäten, die etwa darin enthalten sind, zu beurteilen weiß, sondern daß sein Interesse in der Hauptsache ein stoffliches ist. Was die Menge an Wildes „Salome" anzog, war nicht die Erkenntnis der außerordentlichen künstlerischen Feinheit, mit der hier das Problem gestaltet war, sondern die perverse Sinnlichkeit der Salome. Dies Moment fand sich auch in der Oper, daher hatte sie einen Erfolg, der durch die Suggestion des Namens Richard Strauß nur erhöht wurde. Der stoffliche Reiz der Elektra ist für das große Publikum geringer, und da reicht auch die Macht der Namenssuggestion nicht mehr aus.

Hugo v. Hofmannsthals „Elektra", die dem Werk zugrunde liegt, schließt sich ganz eng an das Sophokleische Drama an. Der betrachtende und anteilnehmende Chor ist natürlich weggefallen, weil es dem heutigen künstlerischen Empfinden widerspricht, das Gewissen gleichsam lebendig durch die Handlung laufen zu sehen. Auch sonst ist vieles gekürzt und zu schärferer Wirkung zusammengefaßt, sind die Herbigkeiten noch erhöht: Elektra in Pastillenform.

An diesem Drama hat nun Richard Strauß dasselbe Verfahren ausgeübt wie früher an Wildes „Salome": er hat ganz einfach eine Musik darüber gegossen, so, wie man eine Sauce über einen Pudding gießt. Daß ein Verehrer Richard Wagners es über sich gewinnt, so vorzugehen, ist zum mindesten verwunderlich, denn dieser Prozeß der Opernherstellung widerspricht allem, was Wagner getan und gepredigt hat. Nun ist es ja gewiß nicht gesagt, daß jeder Opernkomponist den Spuren Wagners folgen müsse, im Gegenteil, je mehr die Erkenntnis um sich greift, daß Wagners Wege nur für ihn allein gut gangbar waren, um so besser wird es sein. Aber was Strauß tat, scheint mir kein bewußtes Verlassen der Wagnerschen Prinzipien zu sein, sondern eine Verkennung des Opernproblems überhaupt. Daß jeder Stoff, um für die Musik als Oper oder Musikdrama faßbar zu werden, einer besonderen Zurichtung bedarf, diese Erkenntnis sollte nachgerade doch auf der Straße liegen.

Nun fällt mir freilich ein, daß Strauß seine „Elektra" nicht Oper und nicht Musikdrama nennt, sondern Tondrama. Das ist eine kluge Einschränkung, denn er kann jetzt sagen, daß man mit musikalischen Forderungen überhaupt nicht an dies Werk herantreten dürfe, da er eben nicht Musik im gewöhnlichen Sinn habe machen wollen, sondern die Töne nur illustrativ verwende. Daß er in der Tat so etwas Ähnliches im Sinn gehabt hat, geht aus Äußerungen hervor, die er einem Neugierigen gegenüber getan. Er bedauert hier sein Unvermögen, so harte, schroffe und grausame Zusammenklänge zu erfinden, wie er sie eigentlich für diesen Stoff brauche, ihm sei alles noch zu milde. So ähnlich hat er sich ausgedrückt. Wir haben es also mit einem auf die Spitze getriebenen Naturalismus zu tun, mit einem auf deutschen Boden verpflanzten Verismo.

Daß die Prinzipien des sogenannten Verismo hier einmal bis zu den äußersten Konsequenzen verfolgt sind, ist vielleicht sehr gut, denn die ganze Richtung hat damit durch die Praxis eine so glänzende deductio ad absurdum erfahren, wie sie durch theoretische Erörterungen niemals herbeizuführen wäre. Zwischen dem Komponisten und dem musikalischen Naturalisten besteht ein Unterschied, wie etwa zwischen dem Bildhauer und dem Wachsfigurenkünstler. Jener schickt sich in sein Material und stilisiert aus ihm heraus die Natur; dieser trägt die verschiedensten Materialien zusammen, um der Natur so nahe wie möglich zu kommen, und rückt ihr doch immer ferner, je mehr er sie zu erreichen scheint.

Sehen wir von Musik, die hier ziemlich außer Betracht bleiben kann, ab, so ist der Straußische Tonsatz eine rein äußerliche Kolorierung der Handlung. Naturlaute und Geräusche werden mittels der Orchesterinstrumente nachgeahmt, und alles, was sonst Regel ist, wird hier zur Ausnahme, was sonst Ausnahme ist, wird zur Regel, also alle natürlichen Verhältnisse — ich muß hier wiederholen, was ich schon früher ausgesprochen habe — sind auf den Kopf gestellt. Während sonst das Festhalten einer Grundtonart dem Hörer eine Art Heimatgefühl gibt und die Ausweichung nur dazu dient, dies Gefühl zu befestigen, wird man hier überhaupt nirgends heimisch, sondern in wilder Hast von Tonart zu Tonart geschleppt. Während sonst die Dissonanz als ein gut verwendbares Gewürz gilt, wird sie hier zur Grundlage des Tonsatzes, und die Konsonanz ist nun das pikante Gewürz, das gelegentlich eine besondere Wirkung hervorbringt. Während sonst die höchste Kraftentfaltung des Orchesters für Steigerungen und große Effekte aufgespart bleibt, ist sie hier das Normale, und daneben erscheinen dann Pianostellen als auffallende, merkwürdige Überraschung. Gegenüber diesem fortwährenden Toben des Orchesters sind die Singstimmen völlig hilflos. Es hat etwas Beängstigendes, zu sehen, wie Sänger und Sängerinnen sich abmühen, ohne daß man Wesentliches von ihnen hört und versteht: man hat schließlich den Eindruck einer Pantomime. Daß Strauß auch mit Leitmotiven arbeitet, ist belanglos. Ein Leitmotiv erfüllt nur dann seinen Zweck, wenn es so plastisch und greifbar ist, daß es sich dem Zuhörer aufdrängt und sofort wiedererkannt wird, wo es aufs neue erscheint; Richard Wagner hat wahre Wunder von unvergeßlichen Motiven erfunden. Richard Straußens Leitmotive aber sind nicht erfunden, sondern kombiniert und deshalb farblos, verschwommen; sie kommen und gehen, ohne daß man sie recht gewahr wird.

Im ganzen erzeugt die Vorstellung der also vertonten „Elektra" eine ungeheure, gar nicht zu beschreibende Langeweile, doch kommen einige Stellen vor, wo durch die von Strauß angewendeten Mittel eine ganz merkwürdige, in dieser Art noch nie dagewesene Wirkung hervorgebracht wird, z. B. in der Szene, wo Orest ins Haus tritt, um Klytämnestra zu erschlagen, während Elektra vor der Tür in irrer Erregung auf und ab läuft, oder am Schluß mit seinen wild und groß schreitenden Tanzrhythmen. Was wollen aber einzelne Szenen gegenüber dem unannehmbaren Ganzen besagen? Eins dürfte jedem Ästhetiker, dessen Blicke noch nicht völlig getrübt sind, klar geworden sein: daß Richard Strauß mit seiner Opernkomposition in eine Sackgasse geraten ist. Ob es ihm jemals gelingen wird, wieder herauszufinden?

Sonst ist an der Königlichen Oper nicht viel vorgefallen, über das weitläufig zu reden wäre. Ein dramatisierter und von Raoul Laparra mit Musik versehener Hintertreppenroman „Habanera", ein unqualifizierbares Stück, wurde nur einmal aufgeführt. Von Rechts wegen! Leo Blechs Einakter „Der versiegelte Bürgermeister", der mit diesem Unglückswerk verkoppelt war, hat sich dagegen auf dem Spielplan gehalten. Es ist eine große Harmlosigkeit, aus einem alten Lustspiel von Raupach gezogen. Der Bürgermeister ist einer jungen Witwe ins Netz gegangen und macht ihr den längst ersehnten Heiratsantrag. Da kommen Leute, und um sich nicht zu kompromittieren, sperrt die Schlaue den Heiratskandidaten in einen Schrank, den die Nachbarin, damit er nicht gepfändet würde, ihr ins Zimmer gestellt hatte. Aber das Auge des Gesetzes schläft nicht; es findet den Schrank auch am fremden Ort und versiegelt ihn. So ist das Stadtoberhaupt gefangen. Seine Tochter und ihr Geliebter nützen diese Gelegenheit aus, um die Erlaubnis zu ihrer Heirat zu erpressen und schlüpfen dann selber in den Schrank, den der entsiegelte Bürgermeister kraft seines Amtes aufs neue versiegelt. Als nun die listige Frau Gertrud wieder erscheint, von Freunden und Bekannten gefolgt, um den Gefangenen zu erlösen, da findet sie statt seiner das Pärchen. Aber am Schluß kriegt sie ihn doch.

Zu dieser nicht ganz schmackhaften Komödie hat Leo Blech eine ganz lustige und unterhaltsame Musik geschrieben, im Stil etwa von d'Alberts „Abreise" oder der „Neugierigen Frauen" von Wolf-Ferrari. Das Orchester ist sehr witzig und in fortwährender Bewegung, so sehr, daß die Singstimmen gar nicht Zeit zu einem Ruhepunkt, zu einer breiteren Melodie finden. Bei aller Geistreichelei kommt die Empfindung, die doch das eigentliche Element der Tonkunst ist, sehr zu kurz — aber weil das Stückchen nicht lang ist, läßt man es sich wohl einmal gefallen.

Neueinstudiert wurden Puccinis „Bohême", „Figaros Hochzeit" von Mozart und Méhuls „Joseph in Ägypten". Nur das zuletzt genannte Werk gibt Anlaß zu einigen Bemerkungen. Es hat insofern ein merkwürdiges Schicksal erlebt, als 1807, wo es in Paris zuerst aufgeführt wurde, der Eindruck, den es machte, nicht sehr bedeutend war. Erst nachdem die deutschen Bühnen seinen Wert erkannt hatten und ihm einen festen Platz in ihrem Spielplan anwiesen, fand es auch in Frankreich günstigen Boden. Die einfache biblische Erzählung ist zu einem einfachen Opernbuch verarbeitet worden und ebenso schlicht hat Méhul seine Musik gehalten. Man muß sich erst an diese zarten, matten Farben gewöhnen, die so weit von der grellen Buntheit so mancher modernen Werke abstehen. Ist das aber geschehen, dann wird der künstlerisch gestimmte Zuhörer an der Reinheit und dem leichten Schwung der melodischen Linien, an der Echtheit des Gefühlsausdrucks, an der weisen, reifen Zurückhaltung im Gebrauch der harmonischen und orchestralen Mittel seine helle Freude haben. Die alte Oper war bei dieser Neuaufführung einer Änderung unterzogen worden: man hatte den Dialog durch Rezitative ersetzt, wahrscheinlich in der Erwägung, daß das Dialogsprechen für unsre Sänger und Sängerinnen eine sehr peinliche Sache ist, da die wenigsten ihre Sprechtechnik so weit ausgebildet haben, um mühelos aus dem Gesang in den Dialog übergehen zu können. Die von Max Zenger hinzukomponierten Rezitative schlossen sich dem Stil von Méhuls Musik sehr glücklich an, nur an ganz wenigen Stellen war zu merken, daß ein Nachgeborener sie komponiert hatte. Bei der Aufführung konnte man nun leider erkennen, daß unsre Künstler nur schwer noch mit dieser musikalischen Simplizität Fühlung zu gewinnen vermögen. Niemann war noch einer, der sich in diesen Stil einfühlen konnte, ich erinnere mich seines „Josephs" mit wahrem Vergnügen als einer Meisterleistung. Herr Kraus kann das nicht mehr, er versuchte immerfort den Rahmen zu durchbrechen, trat in den Fluß dieser stillen Melodik mit deklamatorischen Naturalismen und pathetischen Accenten hinein und nahm so der Rolle ein gut Teil ihres Charakters.

Sehr fleißig ist, wie immer, an der komischen Oper gearbeitet worden. Herr Gregor hat den Mut, allerlei Neues zu versuchen und entweder Werke aufzuführen,

die anderswo Aufsehen erregt haben oder selber auf Entdeckungsreisen auszugehen und dem in dieser Beziehung nicht verwöhnten Berliner Opernpublikum allerlei Überraschungen zu bereiten. Das verdient auf jeden Fall lebhafte Anerkennung, selbst wenn die Resultate dieser Bemühungen manchmal künstlerisch anfechtbar sein sollten.

Von den Stücken, die er in diesem Winter neu aufgeführt hat, darf „Pelleas und Melisande" von Maeterlinck, mit Musik von Claude Debussy, den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, das eigentümlichste zu sein. Es ist sogar so eigentümlich, daß der künstlerische Snobismus mehrerer Länder sich seiner bemächtigt hat und an die hier Ereignis gewordenen Prinzipien große Erwartungen knüpft. Daß sie zuschanden werden müssen, ist nicht schwer vorauszusagen, denn sie sind ungesund und sprechen aller Natur Hohn, was sogar zu beweisen sein dürfte.

Maeterlincks Stück ist bekannt genug geworden. Schatten von Gestalten, Schatten von Gedanken, Schatten von Empfindungen führen hier ein Scheinleben. Eine schwüle Märchenstimmung wird mit mancherlei Künsten erzeugt, Geheimnisse werden dunkel angedeutet, und die ganze traumhafte Handlung schließt mit einer schrillen Dissonanz. Wie farbig erscheint neben diesem kränklichen Kind einer nebelhaften Phantasie das Schaffen unsrer älteren Romantiker! Alles, was hier mit unzulänglichen Mitteln versucht wird, ist dort schon erreicht.

Seltsamer noch als der von Maeterlinck zubereitete Stoff ist die musikalische Illustration, die er durch Debussy erfahren hat. Debussy nimmt zur Grundlage seiner Musik die Ganztonleiter. Damit durchschneidet er das Band, das ihn mit der musikalischen Tradition verknüpft, und verhindert auch, daß seiner Musik irgendwelche Gefühlswerte entnommen oder untergelegt werden könnten. Denn wie jede Sprache, so beruht auch die Sprache der Musik auf Konventionen. In langsamer Entwicklung hat sich die Dur- und Molltonleiter als Grundlage der Musik herausgebildet. Was in diesen Leitern, selbst unter Zuhilfenahme der ausschweifendsten Chromatik, ausgedrückt wird, das kann für uns einen bestimmten Sinn haben, kann Empfindungen ausdrücken und uns tief bewegen. Wenn nun jemand kommt und dies alles über den Haufen wirft, indem er ganz willkürlich eine andre Basis der Musikausübung konstruiert, so handelt er wie jemand, der plötzlich den Gedanken hätte, alle Worte mit anderm Sinn zu gebrauchen, statt Kopf Fuß zu sagen, statt Stiefel Säbel, statt Brot Eisen usw., die grammatischen Konstruktionen zu verdrehen, die Syntax auf den Kopf zu stellen. Was er auf diese Art spräche und schriebe, möchte für ihn selbst vielleicht einen Sinn haben, würde aber für jeden andern unverständlich sein. Fände sich nun wirklich eine Gemeinde, willig diese neue Sprache zu lernen und zu gebrauchen, so würden ihr doch aus ihren Sätzen nicht die Gefühlsobertöne widerklingen, die wir aus jedem Wort unsrer Muttersprache heraushören. Die ganze reiche historische Vergangenheit, die der Sprache das wahre Fundament gibt, fiele eben weg, und es bliebe ein blasses Gegenwartsprodukt übrig: ein Verständigungsmittel, nicht eine Sprache.

Debussy stellt nun auch ganz willkürlich Töne und Akkorde zusammen zu dem Zweck, den Vorgängen auf der Bühne eine klangliche Untermalung zu geben. An Musik im gewöhnlichen Sinne hat er dabei augenscheinlich nicht gedacht, denn logische Zusammenhänge, melodische Bildungen, Rhythmus und alles, was sonst als zur Musik gehörig betrachtet wird, ist hier ausgeschaltet, ohne Form laufen die Tonfarben ineinander und begleiten die Handlung mit einem dissonanten Gemurmel, während die Singstimmen eintönig darüber psalmodieren. Eine kurze Zeitlang mag man diesen Tonbrei geduldig schlucken, dann aber ist es vorbei, und man wendet sich, sofern man gesund ist, voll Überdruß von dieser für kranke Magen, kranke Nerven, kranke Gehirne berechneten Speise ab.

Die Inszenierung des Stückes war ein Kunstwerk für sich. Mehr als durch die Musik wurde die eigentümliche traumhafte Stimmung der Maeterlinckschen Szenen durch ihre Verkörperung auf der Bühne frei gemacht. Hinter Gazeschleiern, in

dämmeriger Beleuchtung und in zarten, wundervoll abgestimmten Farben schimmerten die Bilder aus dem Dunkel hervor, entzückten das Auge und verrannen wieder im Dunkel. Und doch — ich atmete auf, als das Spiel vorüber war, denn bleiern schwer legt sich diese müde, schlaffe, aus Impotenz und Raffinement seltsam gemischte Kunst auf die Sinne.

Ganz anders geartet waren die übrigen Werke, welche die Komische Oper in diesem Winter neu aufgeführt hat: sie gehören samt und sonders dem Gebiete der herzhaften Theaterei an. Da ist zuerst die „Zaza" von Leoncavallo. Die rührselige Geschichte, die dem viel gegebenen Schauspiel zugrunde liegt, hat einem größeren Publikum einmal viel Teilnahme abgenötigt, zunächst eben wegen ihrer Rührseligkeit, und dann, weil sie im ersten Akt die Intimitäten der Kulissen eines Variététheaters zeigt, was ja in der Tat ganz amüsant ist. Die Musik hat aber die Reize der „Zaza" nicht erhöht, sondern eher abgeschwächt, namentlich dort, wo es sich um schnell hinlaufenden Dialog handelt. Das wird länger und langweiliger, und Leoncavallos Erfindung ist nicht bedeutend genug, um dafür Ersatz zu bieten. Im dritten Akt kommt eine sehr hübsche Szene vor: Zaza ist in das Haus ihres Liebhabers gedrungen und sieht, daß er verheiratet ist und ein Kind hat, und aus dem Klavierspiel des Kindes, den Gefühlsergüssen Zazas und dem Eingreifen des Orchesters ergibt sich ein sehr geschickt gearbeitetes und wirkungsvolles Ensemble. Das ist das Beste in der ganzen Oper. Die Titelrolle wurde übrigens ausgezeichnet durch Fräulein Elsa v. d. Osten aus Dresden dargestellt, die nicht allein eine vortreffliche Sängerin mit schöner Stimme und reifer Technik ist, sondern auch ungewöhnlich temperamentvoll spielte.

Der Roman „Manon Lescaut" des Abbé Prévost scheint es den Opernkomponisten angetan zu haben: Massenet hat danach eine Oper geschrieben, die in unserm Königlichen Opernhause heimisch geworden ist, und die Komische Oper führte eine „Manon" von Giacomo Puccini auf. Wie sich die beiden Libretti voneinander unterscheiden, darauf kommt nicht viel an; beide reihen Szenen des Romans lose aneinander, das eine vielleicht ein wenig geschickter als das andre, aber beide überlassen dem Zuhörer die Herstellung der engeren Zusammenhänge. Jedenfalls ist jedoch die Musik Puccinis besser als die des ungemein gering begabten Massenet. Sie hat Blut und einen gewissen Charakter, und wenn sie auch nicht in die Tiefe dringt, so gleitet sie doch sehr elegant über die Oberfläche hin und erfreut durch den guten Geschmack ihres Schöpfers.

Wenig glücklich ist Karl Weis mit seiner Oper „Die Zwillinge" gewesen. Vor Jahren hat er mit dem „Polnischen Juden" ein gewisses Aufsehen erregt, aber die gute Eigenschaft einer gesund bürgerlichen, volkstümlichen Erfindung, die man dem älteren Werk nachrühmen durfte, findet sich in diesem neueren nicht wieder. Eher bemerkt man gelegentlich ein Hinneigen zur Operette, doch wird überall da, wo es sich um den Ausdruck des Heiteren und Burlesken handelt, der Ton gut getroffen und Hübsches geboten, z. B. in der Serenade Malvolios im zweiten Akt und dem Kanon des ersten. Wo die Musik aber ernsthaft und empfindungsvoll werden will, da merkt man, daß der Komponist nicht aus eigenen Quellen schöpft, sondern im wesentlichen wiedergibt, was er im Lauf langer Jahre in sich aufgenommen hat. Der Text ist aus Shakespeares „Was ihr wollt" gezogen, die vielfach verflochtene Handlung ist vereinfacht worden, damit sie der Musik besser zugänglich werde, aber sie hat dadurch den Reiz des bunten Durcheinanders, der jah wechselnden Szenen und Stimmungen verloren, ein Verlust, der durch die Musik nicht wieder eingebracht wurde.

Dann kamen zwei scherzhafte Stücke. Das eine, „Lazuli", nennt sich „Burleske Oper", ist aber seinem ganzen Habitus nach eine echte und rechte Operette. Der Kern des Scherzes ist der: dem König irgendeines fabelhaften Reiches ist von seinem Astrologen geweissagt, daß er genau vierundzwanzig Stunden nach einem jungen Straßenhändler Lazuli sterben werde; und da dieser König in seinem Testament die

menschenfreundliche Klausel angebracht hat, daß der Astrolog vier Stunden nach seinem (des Königs) Tode das Zeitliche zu segnen habe, so sind beide um Lazulis Leben auf das ängstlichste besorgt, woraus sich eine Reihe ganz amüsanter Situationen ergibt. Die Musik ist graziös, witzig, lustig und erreicht einen Höhepunkt in dem ungeheuer komischen, parodistischen Duett vom Kognac im letzten Akt, der überhaupt das Beste des ganzen, anspruchslosen Werkes bringt. Noch anspruchsloser gibt sich eine einaktige Posse von Adolphe Adam, „Der Toreador", in der ein alter Stierkämpfer immer noch den Mädchen nachläuft und darüber seine junge und hübsche Frau vernachlässigt. Ein ebenfalls junger und hübscher Mann, der ihr gegenüber wohnt, schickt ihr erst Liebesboten in Gestalt von Flötenmelodien und tritt dann als der Hausfreund in die gestörte Ehe ein. Im Mittelpunkt der sehr feinen, aber nicht sehr farbigen Musik stehen Terzettvariationen über das bekannte französische Volkslied „Ah, vous dirai-je maman", ein reizendes, aber nicht leicht zu singendes Intermezzo.

Den Beschluß des Neuigkeitsprogramms, das die komische Oper ihrem Publikum vorsetzte, bildete das „Fräulein von Belle-Isle" von Spiro Samara, eine etwas konfuse Geschichte mit nächtlichem Stelldichein, Besuch in der Bastille, Würfelspiel ums Leben; mit dunklen Wolken und glücklichem Ausgang. Die ziemlich physiognomielose Musik Samaras vermochte ein tieferes Interesse nicht zu erwecken.

Carl Krebs.

Die türkische Revolution.

Ohne Blutvergießen, fast ohne Kampf, hatte die jungtürkische Partei am 24. Juli 1908 in dem osmanischen Reiche eine gewaltige Umwälzung herbeigeführt: plötzlich und unerwartet, mit einem raschen Schlage, war das absolute Regierungssystem Abdul Hamids II. in ein konstitutionelles umgewandelt worden. Aus der Versenkung und Vergessenheit, in die sie während des russisch-türkischen Krieges gesunken, war die Verfassung wieder emporgestiegen. Europa jubelte diesem Siege der Freiheit und der Bildung zu. Die modernen Grundsätze des Rechts, die sie vertraten, und die Begeisterung für die Unabhängigkeit ihres Vaterlandes gegen die beständigen Einmischungen des Auslandes, die sie verteidigten, gewannen den Jungtürken ebenso sehr wie die Schnelligkeit ihres Erfolges und die Mäßigung, mit der sie ihren Sieg benutzten, die Sympathie aller. Sie ließen den Sultan und Kalifen in seinen Rechten und Würden unangetastet, sie erhoben keine persönlichen Ansprüche, sondern forderten nur die Wiederherstellung der niemals durch einen Rechtsakt aufgehobenen Verfassung. An die Stelle der unaufhörlichen Zwistigkeiten, Unruhen und Kämpfe zwischen den verschiedenen Volksstämmen und Religionen sollte die allgemeine Versöhnung und Verbrüderung treten, alle Einwohner der Türkei dieselben Rechte genießen und allmählich zu einem Volke, einer nationalen Einheit verschmelzen, wie Engländer und Franzosen, Deutsche und Italiener. Eine Weile schien das Glück die Bewegung auf allen Punkten zu begünstigen. Die Einmischung des Auslandes — noch eben hatten England und Rußland mit neuen internationalen Maßregeln für das friedlose Mazedonien gedroht — zog sich vorsichtig vor dem energischen Ausdruck des nationalen türkischen Willens zurück. Die bulgarischen, serbischen und griechischen Banden zerstoben, eine sichtliche Beruhigung trat in der europäischen Türkei ein. In Konstantinopel vollzog sich die Reinigung der Verwaltung von den schlimmsten Übeltätern und Schmarotzern ohne Widerspruch des Sultans und der Alttürken. Christliche und mohammedanische Geistliche umarmten sich auf offener Straße, wiederholt zeigte sich Abdul Hamid seinem Volke und empfing Deputationen, die ihn wegen der Wiederherstellung der Verfassung beglückwünschten. Die so lange unterdrückte und bedrohte öffentliche Meinung, die verfolgte Bildung konnten kühn ihr Haupt erheben, eine freie Presse erstand in Konstantinopel. Die Verjüngung des Staates durch die Verfassung und eine moderne Gesetzgebung, wie sie das Offizierkorps der mazedonischen Heeresabteilungen anstrebte, und die monarchischen Interessen des Sultans gingen scheinbar Hand in Hand: der konstitutionelle Herrscher der Türkei nahm eine freiere, selbständigere und würdigere Stellung den Großmächten gegenüber ein als der absolute Herr, der beständig unter dem Damoklesschwert einer europäischen Flottendemonstration gelebt hatte.

Die ersten Schatten in dies sonnige Bild warf die auswärtige Politik: Bulgarien erklärte seine Unabhängigkeit, der Fürst nahm den Königstitel an, und Österreich-Ungarn fügte die beiden staatsrechtlich noch türkischen Provinzen Bosnien

und die Herzegowina, die es seit dem Berliner Vertrag von 1878 mit der Zustimmung Europas besetzt gehalten und verwaltet hatte, seinem Reiche zu. Eine wirkliche Einbuße an Land und Ehre erfuhr die Türkei freilich nicht dadurch. Daß Österreich-Ungarn sich jemals wieder aus den beiden Provinzen zurückziehen und sie dem türkischen Reiche wieder ausliefern würde, war ausgeschlossen, und die Unabhängigkeitserklärung Bulgariens schwebte längst in der Luft. Sie war das unverrückbare Ziel der Wünsche des ehrgeizigen Volkes und des klugen Fürsten, bei der ersten günstigen Gelegenheit mußte sie sich durchsetzen. So gering indessen auch der materielle Verlust war, um so tiefer empfand die jungtürkische Partei die moralische Schädigung des nationalen Ansehens. Die Entrüstung, mit der England und Rußland dem Vorgehen Österreich-Ungarns entgegentraten, leistete der etwaigen kriegerischen Aufwallung der Pforte Vorschub. In dieser schwierigen Lage bewahrten die Jungtürken eine kluge und maßvolle Haltung. Sie beschränkten sich auf den Boykott der österreichisch-ungarischen Waren durch die Kaufleute und die Arbeiter in den Hafenplätzen und enthielten sich jeder herausfordernden militärischen Maßregel. Auf das vorteilhafteste stach ihre Ruhe von dem wilden Kriegslärm Serbiens und Montenegros und den Drohungen und Gehässigkeiten der englischen und der russischen Presse gegen Österreich-Ungarn ab. Dieser Besonnenheit sollte der Erfolg nicht fehlen. Als sich die Stellung Österreich-Ungarns durch die Erklärung Deutschlands, daß es unter allen Umständen treu zu seinem Verbündeten halten würde, als unangreifbar erwies, schloß die Türkei einen vorteilhaften Vertrag mit Österreich-Ungarn ab, in dem sie gegen eine Entschädigungssumme auf Bosnien und die Herzegowina verzichtete, und willigte, unter Ablösung des bulgarischen Tributes durch eine Finanzoperation mit Rußland, in die Unabhängigkeit und Selbständigkeit Bulgariens ein.

Aus den Stürmen der auswärtigen Politik war die Türkei unversehrt hervorgegangen, ihr alter Ruf geschickter diplomatischer Verhandlung hatte sich von neuem bewährt, keine ungebührliche Einmischung einer Großmacht, weder Englands noch Rußlands, hatte stattgefunden. Auch die Zustände im Innern waren bisher ohne gefährliches Erdbeben geblieben. Wohl hatte sich mit der Verkündigung der Verfassung weithin eine unruhige Gärung verbreitet: war die Verfassung auch der dumpf und still dahinlebenden, des Schreibens und des Lesens unkundigen Landbevölkerung Kleinasiens, Syriens und Mesopotamiens und den schweifenden Beduinen der Wüste und Arabiens ein unverständlicher Begriff, der Eintritt des Neuen, zunächst noch Unbegriffenen und die Erwartung kommender Änderungen machten sich fühlbar. Trotzdem vollzogen sich die Wahlen zum Parlament im allgemeinen ohne die befürchteten Kämpfe und sicherten der jungtürkischen Partei, wenn nicht die Mehrheit in jedem Falle, doch eine führende Stellung in der Kammer. Alle Verbannten und Flüchtlinge waren heimgekehrt, eine ungewohnte Atmosphäre von Bildung, Freiheit und Fortschritt lag über Konstantinopel. Ohne Störung wurde das Parlament im Dezember 1908 eröffnet. Jubelnd begrüßt erschien der Sultan in seiner Mitte und gelobte im Angesicht der Senatoren und Deputierten die Verfassung treu und redlich aufrechtzuerhalten. Der Großwesir Kiamil Pascha, ein Schützling Englands, wußte geschickt seine alttürkischen Anschauungen und Gesinnungen unter liberaler Maske zu verbergen. Er war der Vertraute des Sultans und galt eine Weile als der richtige Vermittler zwischen dem alten und dem neuen System. Wir Ausländer standen fast alle unter dem Eindruck dieser wunderbaren Bewegung, die ein morsches, dem Siechtum geweihtes Staatswesen ohne Blutvergießen und Gewalttat, ohne Barrikaden und ohne Guillotine von Grund aus zu erneuern unternahm. Aus dieser Stimmung hat der beste Kenner der Verhältnisse des türkischen Heeres, um dessen technische und moralische Erziehung er sich ein unvergeßliches und unverlöschbares Verdienst erworben hat, C. Freiherr v. d. Goltz, in dem Januarheft 1909 der „Deutschen Rundschau" seinen vortrefflichen, eindringlichen und umfassenden, aus der reichsten und tiefsten Kenntnis der Dinge geschöpften Aufsatz über „Die innerpolitische Umwälzung der Türkei" geschrieben. Allen Voraussetzungen zum

Trotz schien der Optimismus, der von Anfang an in der Beurteilung des Auslandes die jungtürkische Bewegung begleitet hatte, endgültig Recht behalten zu sollen.

Aber es wäre gegen die menschliche Natur und das innerste Wesen politischer Dinge gewesen, wenn in dieser friedfertigen Entsagung das alte Osmanenreich der modernen Turkei, die persönliche Allgewalt des Sultans der Beschränkung durch das Gesetz, die ausschließliche Herrschaft des Islams der Gleichberechtigung aller Glaubensbekenntnisse den Platz geräumt hätte. Revolutionen werden nicht mit Rosenwasser und Rosenöl gemacht, auf dem Grund unsres Optimismus schlummerte diese Überzeugung als dunkle Ahnung. Sie hat sich in den letzten Ereignissen tragisch erfüllt. In der Deputiertenkammer wie im Senat hatten die fortschrittlichen Elemente zwar die Mehrheit, ganz unvertreten aber waren die streng orthodoxen Meinungen nicht geblieben. Es gab eine Partei, die den Jungtürken und den Änderungen, die sie in der Verwaltung, den Sitten und Einrichtungen beabsichtigten, feindselig und rührig gegenüberstand. In der Presse wie in der Versammlung hatte sie geschickte Führer und wurde von dem Großwesir nach Möglichkeit begünstigt. Dafür unterstützte sie ihn gegen die Angriffe der Fortschrittler. Der Schwerpunkt gegen die jungtürkische Bewegung lag jedoch im Yildistiosk, in der Residenz des Sultans. Abdul Hamid hatte zu lange, dreißig Jahre lang, seit dem Berliner Vertrage, in allen Fahrlichkeiten und Wirrnissen mit Glück die Rolle des absoluten Herrschers gespielt, um sich jetzt langsam in den Hintergrund schieben zu lassen. Die Revolution hatte ihn unvorbereitet gefunden und den Ahnungslosen über Nacht überrascht. Er hatte keinen Widerstand versucht und die Haltung eines konstitutionellen Monarchen angenommen. Aber er konnte den Jungtürken, die er während seiner ganzen Regierung gequält, gestraft und verfolgt hatte, oft grausam und heimtückisch, immer unerbittlich, ihren Sieg nicht verzeihen. Ihr Dichten und Trachten waren ihm ebenso verhaßt wie ihre Personen. Es kostete ihm Überwindung, den Präsidenten der Kammer Achmed Riza in Audienz zu empfangen. Und er brauchte nach Freunden und Anhängern, die bereit waren, ihn aus seiner Erniedrigung zu befreien, nicht in der Ferne zu suchen. Er fand sie unmittelbar neben sich, in der Besatzung seines Palastes. Diese Truppen waren durch seine Huld und Freigiebigkeit verwöhnt, in türkischem Fanatismus und Hochmut groß geworden. Sie fürchteten, daß sie von der neuen Regierung ihrer bevorrechtigten Stellung beraubt und mit den andern Truppen der gleichen strengeren Zucht und Dienstleistung unterworfen werden würden. Daß nach der Verfassung auch die Christen zum Heeresdienst herangezogen werden sollten, erbitterte den alten Janitscharentrotz und Stolz in ihnen. Der größere Teil der Garnison von Konstantinopel stand auf ihrer Seite. Die jungtürkischen Offiziere waren wegen ihrer Haltung, Bildung und Schneidigkeit bei den Soldaten nicht beliebt, das Gerücht ging um, daß die Unteroffiziere nicht mehr wie bisher ohne wissenschaftliche Prüfung nach einigen Jahren guter Führung zu Offizieren aufrücken würden. Diese Mißstimmung wurde von der türkischen Geistlichkeit im geheimen geschürt: sie war sehr bald von ihrem Verbrüderungstaumel mit den christlichen Priestern und jüdischen Rabbinern zurückgekommen und merkte, daß die Durchführung der Verfassung auch ihrem unbeschränkten Einfluß ein Ende bereiten würde. Die Gefahr für den Islam, die Bedrohung der Lehre des Propheten wurde ihr offenbar. Die Nachrichten aus Kleinasien und Syrien bliesen den Sturm in der Hauptstadt an: die Bevölkerung auf dem Lande und in den Städten erhob sich dort ihren Instinkten und uralten Gewohnheiten gehorchend gegen die Gleichstellung der Christen und die Lockerung der Vorschriften des Korans. Seit zwölf Jahrhunderten leben und weben diese Völkerschaften in den Anschauungen, Vorstellungen und Sitten des Islams, mißtrauisch gegen alles Europäische, immer auf dem Kriegsfuß gegen die Armenier, die sie nicht nur als Christen, sondern auch als Wucherer und wegen ihrer kaufmännischen Überlegenheit mißachten und hassen. Der Sturz des Großwesirs Kiamil Pascha infolge einer Abstimmung in der Kammer, seine Ersetzung durch Hilmi Pascha, der für einen Führer der Jungtürken galt, die Absicht der Fortschritts-

partei, die Zivilliste des Sultans zu beschneiden, die Ermordung des Redakteurs einer konservativen Zeitung, wie das Gerücht behauptete, durch jungtürkische Offiziere, die wachsende Unruhe in Syrien verschärften die Lage in Konstantinopel. In der Nacht vom 13. zum 14. April brach der Militäraufstand aus. In der Taschkyschlakaserne, zwischen der deutschen Botschaft und dem Dolma-Bagtsche-Palast in Pera gelegen, meuterte ein Jägerbataillon aus Saloniki gegen seine Offiziere, erschoß die einen und fesselte die andern. Mit Sturmeseile ergriff der Aufstand die Truppen in der benachbarten Tarimkaserne und drang über die Galatabrücke nach Stambul. Hier wurden die Meuterer von dem Volke, den Geistlichen und den Schülern der Koranschulen mit frohlockenden Zurufen empfangen: eine Bartholomäusnacht im kleinen brach aus. Die Volkswut richtete sich vor allem gegen die Offiziere: zweihundertundsechzig sollen ihr zum Opfer gefallen sein. Der Justizminister ward vor der Hohen Pforte, ein Schiffskapitän vor dem Yildiskiosk, während der Sultan am Fenster stand, ermordet. Am Morgen des 14. April war Konstantinopel in der Gewalt der Soldaten und der fanatisierten Volksmenge; an der Spitze standen, wie bei den ehemaligen Aufständen der Janitscharen, Unteroffiziere und Geistliche. Tag und Nacht währte das Freudenschießen. Hochrufe wurden auf den Sultan und das Scheriagesetz — die Aufrechthaltung der alten Regierungsform — ausgebracht. Ein neues Ministerium unter Tewfik Pascha übernahm die Regierung, und wenn Abdul Hamid sich entschlossen und mutig an die Spitze der demagogischen Hochflut gestellt hätte, die Truppen und die Menge mit sich fortreißend, — wer will sagen, daß er nicht Sieger geblieben wäre? Denn zunächst war das Parlament zerstreut und machtlos, sein Präsident und die Häupter der Regierung auf der Flucht oder in Verstecken, die jungtürkische Partei bestürzt und betäubt. Es war sein Verhängnis, daß er sich still in seinem Palast hielt und die Sache tatlos dem Schicksal überließ.

Dagegen erwiesen sich die Jungtürken als sturmgeprüfte Männer. Den Führern war es gelungen, sich nach Saloniki zu retten, und schon am 16. April beschlossen sie, der Gewalt mit Gewalt zu begegnen und das dritte mazedonische Armeekorps gegen die Hauptstadt zu führen. Mahmud Schewket Pascha, der Generalissimus, setzte sogleich die ersten Truppen in Bewegung. Alle Völkerstämme Mazedoniens sandten auf einen Aufruf zur Verteidigung der Verfassung zahlreiche Freiwillige dem Heere zu. Aus Berlin war Enver Bey, der Freiheitsheld vom Juli 1908, von seinem Posten als Militärattaché der türkischen Gesandtschaft zu seinen Kameraden geeilt, um an ihrem Kampfe teilzunehmen. Schon im Laufe des 17. April trafen die Vortruppen auf dem Bahnhof in Tschataltscha im Nordwesten von Stambul ein. Eine tiefe Bestürzung ergriff bei ihrem Erscheinen Konstantinopel. Der Sultan war erschreckt und schwankend in seinen Entschlüssen, bald zur Ergebung, bald zum Widerstand geneigt. Die neue Regierung unfähig, in sich uneinig, von Geld- und Machtmitteln entblößt. Denn es zeigte sich nun, daß die aufständischen Soldaten durch die Ermordung und Verjagung der höheren Offiziere und die Auflösung der militärischen Disziplin sich selbst trotz ihrer Überzahl um jede wirksame Führung, um Zusammenhalt und Verteidigungsplan gebracht hatten. Nur die Furcht vor der drohenden Strafe hielt sie noch zusammen. Von Tschataltscha war die jungtürkische Armee weiter südlich nach San Stefano vorgerückt. Das zweite in Adrianopel stehende Korps hatte sich mit ihr vereinigt, die Entscheidung der Flotte, die inzwischen im Bosporus eingetroffen war, stand noch aus. Donnerstag, den 22. April versammelte sich eine Mehrheit von Deputierten und Senatoren in San Stefano und erklärte sich nach französischem Vorbild zur souveränen Nationalversammlung unter dem Präsidium Achmed Rizas. Die Verhandlungen, die Abgesandte des Sultans mit ihr anknüpften, scheiterten: keine Partei traute den Versicherungen der andern, der Kampf war unvermeidlich. Man schrieb dem Sultan die Absicht zu, durch die ihm treugebliebenen Truppen unter den Fremden, Griechen und Armeniern ein Blutbad anrichten zu lassen, um die Intervention der Großmächte zu erzwingen, in der Hoffnung, daß diese ihm seinen Thron sichern würde;

die Armee kam ihm mit einem raschen Gegenstoß zuvor. In der Nacht vom 24. zum 25. April marschierte sie von Norden über Kiathane in musterhafter Ordnung in Pera ein und forderte die Meuterer in ihren Kasernen und die Garnison im Yildiz auf, die Waffen zu strecken. Im blutigen Kampf wurden die Kasernen in Pera gestürmt, die Selimiehkaserne in Skutari auf der asiatischen Seite des Bosporus, deren Besatzung mit einem Bombardement Konstantinopels gedroht hatte, von der Flotte beschossen, die Truppen im Yildiz zur Unterwerfung genötigt. Am Morgen des 26. April waren die Stadt und der Sultan in der Gewalt der Jungtürken, Mahmud Schewket-Pascha der Diktator. Von San Stefano kehrten die Abgeordneten nach Stambul zurück, der Belagerungszustand ward über die Stadt verhängt, Kriegsgerichte eingesetzt. Ein Fetwa des Scheich ul Islam erklärte: „Wenn der Kalif mit Unrecht Menschen hinmorden läßt; wenn er zwischen den Nationen Unruhe anstiftet; wenn er trotz seines Schwures, das Staatswesen zu organisieren und gewisse verbotene Handlungen nicht mehr zu begehen, meineidig wird; wenn die Provinzen sich im Aufstand erheben, dann haben die Weisen des Volkes zu entscheiden, ob die Entthronung oder die Abdankung angezeigt ist." Daraufhin sprach die Nationalversammlung am 27. April einstimmig die Absetzung Abdul Hamids aus und erhob seinen am 8. November 1844 geborenen Bruder Reschad-Efendi, den legitimen Thronfolger, zum Sultan und Kalifen unter dem Namen Mohamed V. Abdul Hamid wurde in der Nacht vom 28. zum 29. April nach Saloniki abgeführt und zunächst in der nahe der Stadt gelegenen Villa Allantini interniert; er hatte den Mut zu einem heroischen Untergang nicht gefunden und sich apathisch in das Unvermeidliche ergeben.

Der schnelle und glänzende Erfolg der türkischen Armee hat allgemeine Anerkennung gefunden, die Bewegung der Truppenmassen, die Besetzung der Stadt, die Tapferkeit und Manneszucht der Soldaten begegnen überall einer Stimme des Lobes. Wie der Vormarsch auf Larissa in dem Kriege gegen Griechenland ist diese Leistung ein Beweis der Schlagfertigkeit des Heeres und des Talentes ihrer Führer, der dem Reiche trotz der Wirrnisse und Gefahren der politischen Umwälzung eine feste und sichere Grundlage verheißt. Bei all ihrer Begehrlichkeit werden es sich Slawen und Griechen nach dieser Probe zweimal überlegen, mit der türkischen Armee anzubinden. Den deutschen Lehrmeistern und in erster Reihe dem Freiherrn Goltz-Pascha wird dies bewunderungswürdige Resultat verdankt. Sein Name wird darum mit Recht unter den Befreiern und Erweckern des Osmanentums genannt werden. In der Türkei wie in Japan hat die militärische Erziehung der Deutschen ein an sich freilich vorzügliches Material zu seltener kriegerischer Tüchtigkeit und Fähigkeit entwickelt und die moralische und intellektuelle Kraft der Nation in dem Heere zusammengefaßt.

Aber wie hoch man auch diesen Erfolg, besonders dem Auslande gegenüber, einschätzen mag, in den Hafen ist die türkische Bewegung noch nicht eingelaufen. Ihr revolutionärer Charakter, der acht Monate lang halb verborgen blieb, ist jetzt nächtlich hervorgetreten. Den Kämpfen sind die Verhaftungen und die Hinrichtungen gefolgt. Truppweise wird die Garnison von Konstantinopel in die Provinzen geschickt, teils als Gefangene, teils in sichere Regimenter gesteckt oder bei dem Bau von Heerstraßen in Mazedonien beschäftigt. Fünfzehn der schlimmsten Meuterer sind an der Galatabrücke gehenkt worden. Von dem neuen Sultan Mohamed V. ist kein Verrat und keine Verschwörung wie von Abdul Hamid zu befürchten; er gilt für einen gütigen und wohlwollenden Mann ohne die Begabung und die Verschlagenheit, den Herrscherinstinkt und den eingeborenen Willen zur Macht seines Vorgängers; er wird dem Parlament und dem Heere keine Hindernisse bereiten. Dennoch sucht sich das Parlament durch den Ausbau der Verfassung im fortschrittlichen Sinne gegen etwaige Maßregeln dieses oder der künftigen Sultane zu sichern. Mahmud Schewket-Pascha fordert dringend ein strenges Preß- und Streikgesetz, eher konnte der Belagerungszustand in der Hauptstadt nicht aufgehoben werden. Inzwischen

gehen die Verhandlungen der Kriegsgerichte weiter, und es ist natürlich, daß bei den Haussuchungen in Yildis, bei den Verhören der Sekretäre und der vertrauten Diener Abdul Hamids allerlei ungünstige Tatsachen und Dinge gegen den früheren Sultan zum Vorschein und zur Mitteilung kommen: große Geldsummen und Waffenvorräte wurden im Schlosse mit Beschlag belegt, der Geheimschreiber Djevad mußte zugestehen, daß die Unruhen in den asiatischen Provinzen von dem Sultan, wenn nicht angestiftet, doch befördert worden seien. Äußerlich ist in Konstantinopel Ordnung und Ruhe wieder hergestellt, aber der Gegensatz zwischen der Masse der Bevölkerung und der Armee besteht in alter Schärfe fort. Die Jungtürken im Heere, in der Beamtenschaft und im Volke mögen die geistige Blüte der Nation darstellen, sie sind nichtsdestoweniger eine Minderheit. Ihre größere Bildung, ihre Hinneigung zu den europäischen Lebensformen sind Schranken, die sie von der Masse der Nation innerlich und äußerlich trennen. Trotz der Versicherungen der Jungtürken, daß die Verfassung und die neuen Gesetze mit dem Scheria, den Grundsätzen, Lehren und Ordnungen des Islams zu vereinigen wären, erkennt das Volksgefühl, das nicht zu betrügen ist, den unversöhnlichen Widerspruch zwischen der Oberherrschaft der mohammedanischen Religion, die Christen und Juden eben nur duldet, und der Forderung einer rechtlichen Gleichstellung aller Religionen. Wenn fortan Griechen und Armenier gleichberechtigt für alle Ämter in der Verwaltung wie im Heere sein, Christen neben Mohammedanern ihrer militärischen Dienstpflicht genügen sollen, verliert der Staat seinen eigensten, den islamitischen Charakter. Die unterdrückte, oft physisch, immer moralisch mißhandelte Rajah würde sehr bald unter dem Schutze der Gesetze vermöge ihrer höheren Intelligenz, ihres größeren Reichtums und stärkeren Erwerbstriebes, ihres innerlichen Zusammenhangs mit Europa die entscheidende Stellung in der modernen Türkei einnehmen und die zurückgebliebene mohammedanische Landbevölkerung Kleinasiens und Syriens auf den Kulistandpunkt herabdrücken.

Aus diesen Befürchtungen, aus der unüberwindlichen Rassen-, Religions- und Interessenfeindschaft zwischen den Armeniern und den Kurden, den christlichen Städtern und den mohammedanischen Bauern und Soldaten ist das grausame Wüten und Morden in Adana und seiner Umgebung entstanden, das Tausenden von Armeniern das Leben gekostet hat. Adana ist eine volkreichere Handelsstadt am südlichen Abhange des Taurusgebirges in Syrien, die jetzt bei der Fortsetzung der Bagdadbahn über Bugurlu durch das Zusammenströmen von Kaufleuten, Ingenieuren, Werkmeistern und Arbeitern zur größeren Bedeutung gelangt ist. Eine kleine Bahn verbindet sie mit Tarsus, Mersina und dem Golf von Alexandrette. Seit Wochen tobt hier der Bürger- und Glaubenskrieg in seiner ganzen Unerbittlichkeit. Zum Schutz ihrer Angehörigen und der Christen haben die Großmächte Schiffe dorthin gesandt, und England und Frankreich bereiten sich bei der Fortdauer der Unruhen zu einem entscheidenden Schritte vor. Diese drohende Einmischung muß die neue Regierung um jeden Preis zu vermeiden suchen. Der Großwesir Hilmi Pascha und der Minister des Innern Ferid Pascha sind unablässig bemüht, durch die Sendung zuverlässiger Truppen die Ordnung wieder herzustellen und allen Untertanen Sicherheit für Gut und Leben zu gewähren. Die Ordnung in der Türkei verbürgt allein den Sieg der jungtürkischen Partei. Sie befindet sich in der schwierigen Lage einer Minderheit, die ihre freiheitlichen Grundsätze einer noch halb barbarischen Mehrheit aufnötigen muß. Sie kämpft zugleich mit religiösen Vorurteilen und uralten Lebensgewohnheiten. Nur im Frieden mit dem Ausland ist die Durchführung dieses Kulturkampfes möglich. Die Sympathien aller Freunde der Menschlichkeit und der Gerechtigkeit gehen mit den Bestrebungen der Jungtürken, die ihr Vaterland wieder zu einem würdigen und selbständigen Mitglied der europäischen Staatengemeinschaft machen und die so hochbegabten türkischen und arabischen, unter dem Joch der Despotie zur materiellen und intellektuellen Bedeutungslosigkeit herabgesunkenen Stämme zur Höhe ihrer

früheren Kultur erheben möchten. Aber es wird inmitten des klippenreichen und beständig von Stürmen bedrohten Meeres, durch das sie das Fahrzeug zu leiten haben, nicht allein der Klugheit und des Geschicks, der Mäßigung und des Heldenmuts der Kapitäne und Steuerleute, sondern auch eines wunderbaren Glückes bedurfen, um unbeschädigt, mit triumphierender Flagge den Hafen zu erreichen. Den Japanern ist die Annahme der europäischen Kultur so leicht geworden, weil sie ein in sich geschlossenes Volk sind und ihre Sitten und ihre religiösen Anschauungen von der Umwandlung beinahe unberührt geblieben sind. Das türkische Problem liegt gerade in den nationalen, historischen und religiösen Gegensätzen, welche die Bewohner des Reiches voneinander trennen. Ist ein türkischer Staat ohne die Oberherrschaft des Islams möglich; kann innerhalb einer mohammedanischen staatlichen Gemeinschaft jemals die Verfassung und die moderne Gesetzgebung neben dem Koran bestehen? Das ist die Zukunftsfrage. Zwischen den europäischen und asiatischen Provinzen der Türkei besteht hinsichtlich der Ansprüche und Bedürfnisse ihrer Bewohner ein Kulturunterschied, der wahrscheinlich niemals zu überbrücken sein wird. Der Staat, der bisher durch die Macht der herrschenden Rasse und Religion zusammengehalten wurde, droht auseinanderzufallen, wenn gleiches Recht für alle und damit die Selbstverwaltung der einzelnen Provinzen gelten soll. Ein türkisches Nationalgefühl, dem sich alle Widersprüche zu unterwerfen hätten, könnte nur die späte Frucht einer langen Erziehung sein. Aber auf der andern Seite darf man ihm die Möglichkeit nicht absprechen. Die islamitische Welt ist in Bewegung, in Sturm und Drang geraten. Ein Volk, das bisher noch ungleich abgeschlossener und träger dahinlebte als das türkische, die Perser, befinden sich schon seit drei Jahren in revolutionären Zuckungen und Wirren. Wie die Jungtürken hoffen die fortschrittlich gesinnten Perser durch die Einführung einer Verfassung und parlamentarischer Regierungsformen nach europäischem Muster eine Erneuerung ihres verrotteten Staatswesens, eine Erhöhung ihres nationalen Wohlstandes und eine Befreiung von dem Druck Rußlands und Englands, ihrer eigennützigen Beschützer. Auch sie denken nicht daran, den Islam aufzugeben, aber sie wollen die Schranke durchbrechen, die er nur allzulange zwischen ihnen und der europäischen Welt, ihrer wissenschaftlichen, technischen und wirtschaftlichen Überlegenheit aufgerichtet hat. Das Lebensprinzip des Islams — sein Eroberungsdrang wie seine Kulturfähigkeit — ist erloschen: dies erkennen alle vorgeschrittenen Mohammedaner. Die Religion soll darum fortan nicht mehr die allein bestimmende Macht des Lebens sein. Neben dem Eifer, die Lehre des Propheten zu bewahren, erhebt sich der Drang, die Selbständigkeit des Staates und die Unabhängigkeit der Nationalität zu erhalten. Das Beispiel der Japaner hat eben elektrisierend gewirkt. Uns Ausländer mag es oft bedünken, als ob die Jungtürken wie die Perser die Schwierigkeiten zu gering einschätzten, die der Islam ihren Reformversuchen entgegenstellt, denn er ist nicht wie der Buddhismus eine Religion der Leidenschaftslosigkeit, sondern die Religion der kriegerischen Leidenschaft, aber wer betrachtete gerade darum diesen mohammedanischen Kulturkampf nicht mit doppelter Teilnahme?

Literarische Rundschau.

Die Kinder der Lilith.

Die Kinder der Lilith. Ein Gedicht von Isolde Kurz. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1908.

Die meisten von uns wissen von Lilith nur aus dem „Faust". Mephisto erklärt ihre Erscheinung in der Walpurgisnacht so:

Betrachte sie genau!
Lilith ist das.

Faust:

Wer?

Mephistopheles:

Adams erste Frau.
Nimm dich in acht vor ihren schönen Haaren,
Vor diesem Schmuck, mit dem sie einzig prangt:
Wenn sie damit den jungen Mann erlangt,
So läßt sie ihn so bald nicht wieder fahren.

Ein Vampyr also nach Goethes Auffassung, ein Geschöpf der Wollust, der irdischen Triebe! Der Talmud erwähnt Lilith nur kurz als Adams erste Frau, und rabbinistische Traditionen lassen sie durch Adam zur Mutter der Riesen werden, zur Mutter Ahrimans und vieler bösen Geister. Später galt sie wohl auch als Nachtgespenst, das besonders kleinen Kindern gefährlich war, und die jüngere Kabbala schrieb, um ihr zu wehren, Bannzettel für die Wochenstube vor.

An diese orientalisch mystische Gestalt tritt nun die Dichterin Isolde Kurz heran, die klassisch erzogene, die Florentinerin, deren Blick an die scharfen, eindeutigen Konturen des Südens gewöhnt ist, an Licht und Sonne. Was sie an der Lilith-Sage reizt, ist nicht der sinnliche Zauber dieser Frauengestalt, vor allem sucht sie Klarheit über das Woher und Wohin der Vorgängerin Evas. Die Mythologin in ihr, durch die Überlieferungen der italienischen Kunst genährt, wurde wach und schuf ein neues Mysterium. Zum Wegweiser nahm sie die Bemerkung der Bibel, die sich in der echt jüdischen Erzählung vom ungerechten Haushalter flüchtig und vieldeutig eingestreut findet: „Die Kinder dieser Welt sind klüger denn die Kinder des Lichts in ihrem Geschlecht." Lilith, wie Isolde Kurz sie dichtet, ist ein Kind des Lichts, Adam vom Schöpfer zugesellt:

Daß sie mit Liebesdorne
Ihn wecke, stähle, sporne.

Sie soll begeistern, er soll schaffen.
Der träge Riese muß ihr nach!
Wie oft das Werkzeug ihm zerbrach,
Er läßt nicht nach, er kämpft, er ringt,
Bis er's mit schaffender Faust erzwingt.

In reizenden, etwas humoristisch gefärbten Strophen erzählen ein paar Engel, die auf des neuerschaffenen Edens „junggrünenden Bergeswipfel" in guter Ruhe Früchte naschten und dabei den Herrn an seinem siebenten Schöpfungstage belauschten, wie alles geschah:

Da kehrt ins irdische Gefild
Der Herr mit dem lieblichsten Wunderbild.
Wie er's erschuf, ist uns verborgen,
Es strahlt wie Paradiesesmorgen,
Vom Scheitel fließt ihm Sonnengold,
Zwei Flüglein hat's, noch aufgerollt
Wie junge Blätter, unentfaltet — —

Aber Sammael, des Morgensterns erlauchter Herr, den die Engel Luzifer nennen, weil er, als einziger, ein Fünkchen Eigenlicht erhielt, ist eifersüchtig auf Lilith, durch die Adam dem armseligen Geschöpf aus Erdenkloß eine Leiter in den Himmel gebaut wurde. Denn durch das Wollen und Wagen, das Lilith in dem Tragen entzündet, wird der Mensch schließlich den Erdkreis unterjochen, den Himmel durchforschen. Gerade das beabsichtigt Gott. Deshalb schuf er Erde und Menschen:

Nicht länger werd ich durch Äonen
In öder Größe einsam wohnen,
Das Unerforschte in der Brust.

Da formt Sammael aus Adams Rippe ein Weib, Eva. Ein dumpfes, erdenschweres Wesen, das nur durch Adam lebt. Ihr Auge hängt an seinem Licht, sie beginnt zu zittern, wenn er naht, Glieder und Pulse erwarmen, sie sinkt vor ihm nieder:

„Ich weiß von nichts als diesem Ort,"
„Dein Wesen aber laß mich wissen"
„Mein Wesen. Leb mir selbst entrissen,
Ich bin ein Teil, der, losgetrennt,
Sich seinem Ganzen zu vereinen brennt."

Und als Lilith sie mitleidig fortführt, wendet sie den Kopf nach dem Manne zurück, der von diesem „Fleisch von seinem Fleisch" innig gerührt ist. Mit seinem Schaffenswillen ist's nun vorbei. Die halb vollendeten Flügel, die er schmiedete, zerstört er; nichts will er als die Lust in Evas Armen. Und Lilith wird auf Nimmernimmerwiedersehn von ihm emporgerissen. In Scham und Zorn schleudert Adam Feuerbrände in sein Paradies und schleicht sich mit Eva davon. Ein Bissen von der Frucht des Baumes der Erkenntnis hat ihm aber das Wissen gegeben, das Wissen um seine Schmach, um seine Entblößung von allem Göttlichen, um seine Nacktheit. Der Ruf des Herrn, den er verraten hat, ist ihm unerträglich. In ermüdender Arbeit sucht er ihm zu entfliehen. Er hat nun eine Geißel gefunden, die ihn zur Arbeit treibt: die Not. Sein Geschlecht lernt Tod und Altern kennen; es mehrt sich, wird selbstsüchtig, grausam, lügenhaft und feil. Lilith aber hat Adam gleichfalls einen Sohn geboren:

Den wird sie einst zu seiner Bastardbrüder Segen
In eine irdische Wiege legen,
Er bringt, was deinem Stamm entglitt,
Den Sadeier Liliths wieder mit,
Der jeglich Ding, das er umwebt,
Verklärt in lichte Fernen hebt.
Sein Fußtritt wird der Schlange Haupt zerbrechen,
Sie aber wird ihn in die Ferse stechen,
Denn Evas Kinder, die ins Joch gebeugten,
Hassen vom Mutterleib den Lichtgezeugten.

Aber es wird vergeblich sein, ihn zu bekämpfen. Der Lilith Blut wird auf Erden herrschen. So oft Gott will, daß der Gang der Erde um einen Ruck gefördert wird, erweckt er einen von Liliths Kindern. Man kennt ihn daran, daß er, vertrauend wie ein ewiges Kind, unter den Schlauen und Arglistigen steht, daß er die

Welt so sieht, wie sie vor den Augen seiner Voreltern, Liliths und Adams, im Paradiese lag. Forscher der Wahrheit, Entdecker, Helden, Seher, Dichter — sie alle sind vom Blute der Lilith. Kinder des Lichts unter den klügeren Kindern dieser Welt, die von Eva stammen.

In bald naiven, bald prächtigen oder melodiereichen Versen zieht das Gedicht an uns vorüber mit liebenswürdigen, manchmal kühnen Gedankengängen; und es erhebt sich oft zu einer dichterischen Gewalt, die mit fortreißt.

Isolde Kurz gehört zu den nicht sehr vielen, die es wagen durften, sich an diesen Mythos heranzuwagen. Er ist ihr inneres Erleben geworden. Sie hat in dieser Dichtung größter Geschehnisse die allmählich banal gewordene Wahrheit aussprechen wollen: das Genie hat immer zu leiden von den durchschnittlich Veranlagten.

Ich kann nicht leugnen, daß „die Moral von der Geschicht", so deutlich sie auch im Lukas-Motto vorausgezeigt wurde, ein wenig ernüchtert. Das stolze, bunte Gewand der Schöpfungsdichtung bauscht sich zu majestätisch um den doch immerhin etwas persönlich wirkenden Schluß. Man kommt unwillkürlich aus der Stimmung heraus, in die Paradieseswonnen und Kämpfe uns versetzt hatten. Denn Isolde Kurz hat es verstanden, uns diese Lilith lieben zu lehren.

Anselma Heine.

Balladen.

Niederländische Balladen. Von Carl Friedrich Wiegand. Frauenfeld, Huber & Co. 1908.

Es ist ein seltener Vorzug dieser Balladen, daß sie samt und sonders aus dem nämlichen Erdreich herausgewachsen sind, was ihnen eine gewisse Zusammengehörigkeit verleiht, soweit sie ihnen nicht schon Blut und Geist des Dichters verschafft. Vor allem aus den Freiheitskämpfen der Holländer gegen die Spanier hat der Dichter eine Reihe trefflicher Vorwürfe geholt — gefunden und erfunden. Er selbst ist zwar kein Niederländer, allein es entscheidet, daß ihn das Kriegerische und darum die Heldenzeit der Oranier und Ruyter magisch anzieht. Ihm wäre wohl, wenn er am Wachtfeuer oder in der Schenke zum Becherklang narbiger Geusen die kriegerischen seiner Balladen vorsänge: so von Jan Haring, der sein Leben daran wagt und verliert, in der Seeschlacht die Flagge von Albas Admiralschiff herunterzuholen; von Joost van Hee, der, von den Spaniern verfolgt, mit einem wichtigen Brief die Fluten durchschwimmt; so von Michiel de Ruyter. Das ist das Erfreuliche und Erfrischende an diesem Dichter, daß er in unsern Tagen der schwächlich lächelnden Ästheten und der hundertfältig Differenzierten den starken Atem einer rauhern und ganzen Zeit verspürt, daß er mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel ins Feld zieht. Das Kraftbedürfnis treibt ihn zu markanten und stürmischen Geschehnissen und veranlaßt ihn, die Handlung in schnellem Stoß zu führen. Er hat der Ballade den raschen Gang wiedergegeben, den sie unter den Händen der malenden Neuern so häufig verloren hat. Es geschieht sogar zwei- oder dreimal, daß er, in die Hauptmomente des Vorgangs versunken, bis zum Abrupten hastig erzählt. Wie deutlich, rund und farbig er zu gestalten versteht, dafür darf man seinen „Joost van Hee" anrufen. Freiligrath hat den nämlichen Gegenstand behandelt; obgleich der Schluß seiner Ballade — „Kein Teufel weiß, was drinnen stand" — sich beinahe zum geflügelten Wort erhoben hat, so scheint mir dennoch Wiegand durchaus den Preis zu verdienen.

Indessen ist nicht diese Ballade seine bedeutendste, auch keine kriegerisch-heroische überhaupt, sondern „Der gespaltene Spiegel", wo die ergreifenden Laute der durch

Standesunterschiede auseinander gerissenen, zum Scheiden verurteilten Liebe aus einer originellen und erschütternden Situation erklingen. Einmal schlägt er auch den Ton graziöser Schalkheit an, wie er denn auf seiner Fahrt von der in entlegenen Jahrhunderten verdämmernden legendenhaften Begebenheit bis zum Genrebild von heute die entsprechende Haltung und den zusagenden Rhythmus zu finden weiß und die glücklicheren seiner Motive jedenfalls voll auszuschöpfen versteht. Es vervollständigt seine Züge und beweist seine ungewöhnliche Begabung und seine bewußte Kunstarbeit, daß er in „Mondnacht" aus dem Glockenspiel in einer modern impressionistisch empfundenen und wiedergegebenen Amsterdamer Mondnacht das Lob des Seehelden Piet Hein erlauscht, der die spanische Silberflotte kaperte. Nicht zu vergessen ist auch unter den nicht viel mehr als dreißig Gedichten eine tiefe empfundene lyrische Doppelstrophe. Und dann das allererste, „Niederländisches Flaggenlied", von starkem Gefühl und Schwung. Findet ein Tondichter in guter Stunde eine ebenbürtige Weise dazu, so könnten die Niederländer ein stolzes Nationallied erhalten.

Adolf Frey.

Kunstnotiz.

Eines der reizvollsten Gemälde der vorjährigen Berliner Großen Kunstausstellung waren die „Goethe-Erinnerungen im Park von Weimar" von Professor Franz Hoffmann-Fallersleben. In Form eines Triptychons sah man hier die klassischen Stätten, auf denen, wie sich sonst auch Menschen und Dinge gewandelt haben mögen, unverlierbar der Zauber einer großen Vergangenheit ruht. Das mittlere Bild zeigt den „Stern", einst der Schauplatz froher Feste des Hofes und der Künstler; über den alten, seit etwa zehn Jahren im Absterben begriffenen deutschen Pappeln und Nottannen, die der Tradition zufolge Karl August und Goethe gepflanzt haben, schwebt wie ein zarter Duft Mondenschein; die Treppe rechts stellt das kleine von Goethe errichtete Denkmal „genio hujus loci" dar; während die Treppe rechts von einem unteren Parkweg zu dem „römischen Hause" hinaufführt. In den Felsen ist die Tafel eingelassen mit dem Goetheschen Distichon:

Die ihr Felsen und Bäume bewohnt, o heilsame Nymphen,
Gebet jeglichem gern, was er im stillen begehrt.

Von Kindheit an mit den dargestellten Motiven innig vertraut, hat der Sohn Hoffmanns v. Fallersleben hier ein ihm ganz kongeniales Werk geschaffen; und wenn wir es an ihm gewohnt sind, daß er die Natur nicht nur in ihren eigenen Farben, sondern auch mit ihrer eigenen Seele zum Beschauer sprechen läßt, so ist ihm das kaum je vollendeter gelungen, als in diesen „Goethe-Erinnerungen", in denen das rein Malerische zugleich so poetisch, so dichterisch wirkt. — Zur Freude derer, die das schöne Gemälde in der Ausstellung bewundert haben, ist nun soeben (im Kunstverlag von Karl Brack & Keller, Berlin) eine Reproduktion erschienen, die dem Original so nahe kommt, daß man sie selbst für eine Kunstschöpfung halten möchte. Die Platte der Gravüre ist von dem Drucker des Berliner „Vereins für Originalradierung", Gustav Fischer, hergestellt, und die Farben sind nach des Künstlers Angaben auf die Platte aufgetragen, wodurch jeder Druck ein persönliches Gepräge erhält, und die Nachbildung einen Grad der Vollkommenheit erreicht, den ihr schließlich doch nur der Kontakt mit der Künstlerhand verleihen konnte.

γ. **Geschichte Rußlands von der Entstehung des russischen Reiches bis zur Gegenwart.** Von Th. H. Pantenius. Leipzig, Voigtländer. 1908.

Eine Geschichte Rußlands gehört heute, da die innere Entwicklung dieses Reichs in so neue Bahnen gelenkt worden ist, ohne Frage zu den Bedürfnissen der Lesewelt. Th. Pantenius hat dieses Bedürfnis in einer Weise befriedigt, der man ein entschiedenes Lob zollen darf. In flüssiger, anschaulicher Sprache, mit unverkennbarer Beherrschung des Stoffes hat er auf 440 Seiten die russische Geschichte von den ältesten Zeiten bis zum Zusammentritt der dritten Duma erzählt: in einem Umfang, den die Belebung des Allgemeinen durch Einzelheiten gestattet hat und doch nicht zu groß ist, um nicht leicht bewältigt zu werden. Als Beweis für des Verfassers selbständiges Urteil führen wir an, was er über Peter d. Gr. sagt. Die, welche meinen, Peter habe Rußland in überstürzter Weise neuorganisiert und dadurch mehr geschädigt als genützt, übersehen, daß er fast allein stand mit seiner Erkenntnis, daß das alte Rußland Schweden niemals von Newa und Düna verdrängen könne: daß die, welche Europas Kultur kannten und nachahmen wollten, weiße Raben waren und Peter gerade deshalb groß ist, weil er mit einem gewaltsamen Ruck tat, was ohne diesen heroischen Entschluß wohl nie geschehen wäre. Der Umgestaltung des Wahlgesetzes von 1907 pflichtet Pantenius bei, und die dritte Duma hat seinen vollen Beifall; sie hat bewiesen, daß Rußland für die Verfassung reif war.

γ. **Die russische und ukrainische Idee in Österreich.** Von Dr. Dmitrij Markow, Reichsratsabgeordneter. Wien, C. W. Stern. 1908.

Die Russen zerfallen in Großrussen, Kleinrussen und Weißrussen; die Kleinrussen — heute an Zahl etwa 21 Millionen — wurden 1350 nach dem Aussterben ihrer Fürsten von Halicz und Wladimir der Macht des Polenkönigs Kasimir unterstellt, der dem ungarischen König Ludwig dem Gr. seine Erbansprüche auf das Land noch überdies um 100 000 Golddukaten abkaufte. Mit der Einverleibung in Polen beginnt die Jahrhunderte lange Leidensgeschichte der Kleinrussen; die russischen Kirchen wurden geschlossen, der orthodoxe Adel gewaltsam kirchlich latinisiert oder verdrängt, die bis dahin freien Bauern zu Leibeigenen gemacht. Der Lubliner Vertrag von 1569 bestätigte die Zugehörigkeit Kleinrußlands zu Polen, und 1569 erkannte die Minderheit der Bischöfe den Papst als ihr Oberhaupt an, worüber freilich dem Bischof von Polack Kuncewicz am Altar der Schädel durch einen Axthieb gespalten wurde, da das Volk von einer griechisch katholischen, d. h. Rom unterstellten Kirche nichts wissen wollte. Da die (kleinrussischen) Kosaken republikanisch regiert wurden, so bildete sich auch ein politischer Gegensatz zum polnischen Hochadel aus. 1772 wurden die Kleinrussen so unter Rußland und Österreich geteilt, daß die galizischen Kleinrussen an Österreich fielen. Zunächst hat man sie, die man schlechtweg Russen nannte, sehr begünstigt, weil man an ihnen treue Untertanen, im Gegensatz zu den Polen, zu haben hoffte. Seit 1848 aber erfindet man die ganz willkürliche Bezeichnung Ruthenen, spricht von einem ukrainischen Volkstum im Gegensatz zum Russentum und will so verhüten, daß die Kleinrussen nach Rußland hin gravitieren: durch Erweckung des Partikularismus im Russentum will man die polnische Herrschaft in Russisch Galizien fördern und sucht deshalb auch die kyrillische Schrift durch die lateinische zu verdrängen. So gibt es heute in Galizien eine antirussische, ukrainische Richtung neben der russophilen: der Nachweis, daß erstere ein künstliches Gebilde sei, vom Haß gegen die russische Kultur geschaffen, ist der Zweck dieser lehrreichen Flugschrift.

γ. **Innocent III.** Le concile de Latran et la réforme de l'église. Par Achille Luchaire, Paris, Hachette 1908.

Mit diesem sechsten Bande schließt das von uns an dieser Stelle öfters besprochene hochbedeutsame Werk Luchaires über den großen Papst des Mittelalters ab. Wir erhalten hier eine genaue Darstellung des Lateran-Konzils, das Innocenz am 19. April 1213 auf den 1. Nov. 1215 zusammenberief. Das Konzil sollte zweierlei vollbringen: einmal die immer drohender sich erhebende Ketzerei vernichten, dann die Sitten der Christenheit reformieren, indem die Laster ausgerottet, die Tugenden gepflanzt würden. Ein ungeheueres Programm, da schon die Vernichtung der Ketzerei eine gewaltige Aufgabe war, die Erneuerung der Menschheit aber eine noch größere Kraft erforderte. Schließlich kam es darauf hinaus, daß der Papst die Kirche zu reformieren beabsichtigte, indem er sie seiner Herrschaft unterwarf; seine Gewalt sollte sich auf allen Gebieten kirchlichen Lebens fühlbar machen und für jedes die Notwendigkeit dartun, daß das Papsttum seine Aufsicht und seinen Schutz handhabe. Diese Tätigkeit kam wohl in den meisten Fällen der Sache der Ordnung, des Friedens und der Sittlichkeit zugute, aber sie sicherte gleichzeitig die wirksame Herrschaft des Fürsten der Kirche in Rom. Indem er die Kirche gegen ihre Feinde, Ketzer und Sarazenen, beschützte und sie gegen sich selbst verteidigte, gegen ihre Fehler und Ausschreitungen, glaubte Innocenz seine unermeßliche Macht und seine absolute Monarchie zu rechtfertigen. Sie hat er auch dadurch befestigt, daß er die örtliche Selbständigkeit der Kirchen zu brechen versuchte, die Hand auf die Güter der geistlichen Herrschaften legte und mit ihnen seine Beamten und Klienten belehnte. Seine Nachfolger haben dieses sein Werk vollendet: am Schluß des 13. Jahrhunderts ist die finanzielle Ausbeutung der Kapitel durch die römische Kurie eine anerkannte, geregelte, von der öffentlichen Meinung als fast rechtmäßig angesehene Sache. So ist Innocenz schließlich kein Mann des religiösen, er ist der Typus des politischen Papsttums; das Urteil ergibt sich von selbst. Luchaire hat seinem Werk eine Bibliographie und ein Register für alle sechs Bände beigegeben, die den Wert des Ganzen noch beträchtlich erhöhen: es ist ein Standard Work für den in ihm behandelten Gegenstand.

γ. **Religionsgeschichtliche Volksbücher.** Herausgegeben von F. Michael Schiele. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1904—1909.

Unter diesem Titel erscheint eine in fünf Reihen oder Unterabteilungen gegliederte Sammlung von kurzen Darstellungen zur Religionsgeschichte, die bestimmt ist, die Probleme dieser Wissenschaft für weitere Kreise faßlich zu behandeln. Uns liegen vor das apostolische Zeitalter von Dobschütz, der Paulusbrief von Eberhard Vischer, Paulus von Wrede, die Bücher Mosis und Josua von Marr, Saul, David, Salomo von Beer, Jesaja von Guthe und das Papsttum von Gustav Krüger. Alle diese Schriften haben das Gemeinsame, daß sie ihren Stoff von einem freien kritischen Standpunkt aus behandeln, und wenn man auch mit den Ergebnissen nicht durchweg übereinstimmen wird, so muß man doch den Gründen der Verfasser unbedingte Beachtung schenken. Wohltuend hat uns berührt, daß z. B. die Darstellung Davids durch Beer im Grunde ziemlich konservativ und jedenfalls den astralen Phantasien gegenüber im wesentlichen ablehnend ausgefallen ist: hier ist gesunde Kritik ohne schrankenlose Subjektivität und ohne Modetorheiten. Am interessantesten für weitere Kreise ist Krügers Papsttum: auf 100 Seiten wird die Geschichte der Päpste von den Anfängen bis zu Leo XIII. erzählt, mit Einfügung von Dokumenten (wie z. B. dem Text des Wormser Konkordates) und gelegentliche Stellungnahme zu allen wichtigen Fragen. Das Schriftchen verdient allgemeine Beachtung.

δ. **Versuche.** Von Josef Hofmiller. München, „Süddeutsche Monatshefte". 1909.

Essays in deutscher Sprache schreiben, ist eine so schwere, so selten glücklich gelöste Aufgabe, daß der Titel „Versuche" den Leser nichts weniger als von Hause aus wohlgeneigt findet, insbesondere wenn solche Versuche sich als Nachlese aus einer Zeitschrift ankündigen. Um so größer die Freude, ja die innere Befriedigung des Lesers, wenn er sich unerwarteter Weise einer vorzüglichen Leistung gegenübersieht. Diese „Versuche" sind keine Versuche. Es sind vortrefflich gelungene kritische Arbeiten — eine jede in ihrer Art. In lebhafter, geistvoller Darstellung, in selten feiner Form sind die verschiedensten Denker behandelt: Nietzsche, Emerson, Thoreau, Maeterlinck, der Abbé Galiani. Wir möchten unter den scheinbar in keinem Zusammenhange stehenden Studien besonders diejenige herausgreifen, die „Nietzsche's Testament" betitelt ist. Sie ist 1902 geschrieben, zu einer Zeit, als das Werk Nietzsche's noch nicht in voller Abgeschlossenheit vorlag. Wenn trotzdem der Verfasser schon damals das Verhältnis der jungeren Deutschen zu Nietzsche in aller Kürze so darzustellen weiß, wie es, des breiteren darzustellen einem Kritiker der Zukunft überlassen bleibt, so erweist er sich als berufenen, kritisch beschenden Beobachter. Der Leser, der sich fernerhin die Mühe geben will, den losen Faden zu erfassen, an den sich anscheinend so heterogene Erscheinungen wie die oben genannten anreihen lassen, wird von dem Büchlein Genuß und Belehrung haben.

ε. **Mathieu de Montmorency et Madame de Staël.** Par Paul Gautier. Paris, Librairie Plon. 1908.

Mathieu de Montmorency, einst den Lehren der Philosophie und der revolutionären Bewegung gewonnen und früh zur religiösen und politischen Reaktion übergetreten, war ein vortrefflicher, geistig nicht bedeutender Mann, dem die Geschichte als Minister Ludwigs XVIII. ein vorübergehendes Andenken bewahrt. Siebenundzwanzig Jahre hindurch hat er zwischen Frau v. Staël und Madame Recamier die Rolle des treuen Freundes und aufrichtigen Sittenpredigers gespielt und nur leise verraten, daß ein Stich ins Romantische für die schönste Frau ihrer Zeit dem erbaulichen Ton seiner Freundschaft den Mut der Ausdauer verlieh. Den Anlaß zum Buch von Gautier gab der Briefwechsel Montmorencys mit Frau v. Staëls erster Biographin und treuen Vertrauten und Verwandten, der vortrefflichen Madame Necker de Saussure. Aber nicht jedermann schreibt interessante Briefe, und die von „Mathieu", wie seine Freundinnen ihn nannten, sind herzlich nichtssagend. Dazu ist ihre Zahl so gering, daß sich kein Band mit ihnen füllen ließ. Herr Gautier wußte Rat: er wiederholte nicht nur, was jedermann über Frau v. Staël weiß: er schrieb zum zweiten Male, was er in einem besseren Buche über sie gesagt hatte und was sie von ihrer kleinsten Seite dem größten Manne — Napoleon — gegenüber zeigte: hierauf würzte er seinen Text mit dem bis zum Überdruß ausgebeuteten Genfer Klatsch über Coppet und seine Schloßherrin. Das alles war den großen Biographen von Frau v. Staël ebenso genau bekannt wie Herrn Gautier. Auch sie waren nicht immer in der glücklichen Lage, Allzumenschliches zu verschweigen, wenn dessen Wirkung über das Boudoir hinausreichte. Allein sie blieben der Ansicht, daß weder die Zahl ihrer Geliebten noch die Entgleisungen ihrer weiblichen Veranlagung, sondern die dauernde Größe ihres Werkes, die geniale Überlegenheit ihres Geistes und die hinreißende Güte ihres Herzens der Anspruch von Frau v. Staël auf Unsterblichkeit und die Aufgabe sind, die ihr an historischen Erlebnissen wie an menschlichen Erfahrungen überreiches Dasein der Geschichte hinterlassen hat.

ζ. **Il Nonno.** Di Grazia Deledda. Roma, Nuova Antologia. 1909.

Zwölf Romane, zahlreiche Novellen, wovon ein Dutzend im vorliegenden Band geeinigt, begründen den Ruf der in Italien gefeierten Dichterin. Auch wenn es nur bloße Skizzen, kleine Momentbilder sind, die hier geboten werden, ist doch die Kunst nicht zu verkennen, die in „L'Edera" und in „Nostalgie", um nur diese zu nennen, tragische Lebensbilder entwirft. In Sardinien geboren, ist Grazia Deledda der heimatlichen Erde treu, der sie die schönsten ihrer landschaftlichen Schilderungen und viele psychologische Charakterzüge ihrer poetischen Welt verdankt. Man zollt ihr das höchste Lob, sie mit George Eliot zu vergleichen, an die einzelnes in ihren Schöpfungen erinnert.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Mai zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Beheim-Schwarzbach. — Liebe und was drum und dran. Ernstes und Heiteres dem Unerschöpflichen entnommen von Bruno Beheim-Schwarzbach. Zweites Tausend. Berlin, Curt Wigand. 1909.

Bertram. — Die Liebe. Ein Roman von Karl Bertram. Leipzig, B. Volger. 1909.

Boetticher. — Englands Politik der Heuchelei und Perfidie. Ein Beitrag zur Kennzeichnung der Politik des „englischen Volkes" und ein Warnungsruf an das deutsche Volk zugleich. Von Ernst Karl August Boetticher. Leipzig, B. Volger. 1909.

Boizenburg. — Berlin für immer. Volkstümliches Lustspiel von Horand von Boizenburg. Wattenscheid i. W., Adolf Werner. O. J.

Buber. — Ekstatische Konfessionen. Gesammelt von Martin Buber. Jena, Eugen Diederichs. 1909.

Duchesse de Dino. — Chronique de 1831 à 1862 de la Duchesse de Dino. Publiée avec des annotations et un index biographique par la princesse Radziwill. II. 1836—1840. Paris, Librairie Plon 1909.

Dugas. — Le problème de l'éducation. Essai de solution par la critique des doctrines pédagogiques. Par L. Dugas. Paris, Felix Alcan. 1909.

Ebner-Eschenbach. — Ein Buch, das gern ein Volksbuch werden möchte. Aus den Schriften von Marie von Ebner-Eschenbach. Erstes bis fünftes Tausend. Berlin, Gebrüder Paetel. 1909.

Eichbaum-Lange. — Ferne Fahrt. Reisebilder aus Brasilien und Ostasien. Von Wilhelm Eichbaum-Lange. Tübingen, H. Laupp. 1909.

Eisler. — Wörterbuch der philosophischen Begriffe. Historisch-quellenmäßig bearbeitet von Dr. Rudolf Eisler. Dritte völlig neu bearbeitete Auflage. 1. Lieferung. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1909.

Engel. — Der verbotene Rausch. Von Georg Engel. Berlin, Hermann Ehbock. O. J.

Enzensperger. — Wie sollen unsere Mittelschüler die Alpen bereisen? Technische Anleitungen und wissenschaftliche Anregungen von Ernst Enzensperger. Kempten, Jos. Kösel. 1909.

Ermatinger. — Der Weg ins Leben. Eine Gymnasiastengeschichte von Emil Ermatinger. Berlin, Egon Fleischel & Co. 1909.

Frémaux. — Sainte-Hélène. Les derniers jours de l'empereur. Par Paul Frémaux. Paris, Ernest Flammarion. S. A.

Friedlaender. — Die Liebe Platons im Lichte der modernen Biologie. Gesammelte kleinere Schriften über gleichgeschlechtliche Liebe von Benedikt Friedlaender. Mit einer Vorrede und dem Bilde des Verfassers. Erstes bis zweites Tausend. Treptow, Bernhard Zack. 1909.

Gerlach. — Montevos. Gedichte von Bruno Gerlach. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik. O. J.

Glock-Korn. — Bürgerkunde. Deutsche Staats- und Rechtskunde. Für Preußen. Zur Einführung in das öffentliche Leben der Gegenwart. Von Landgerichtsrat Dr. A. Glock und Justizrat Dr. A. Korn. Karlsruhe, G. Braun. 1909.

Goethes Mutter. — In einer Auswahl aus ihrem Briefwechsel dargestellt von Eduard von der Hellen. Cottasche Handbibliothek Nr. 157. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. O. J.

Günther. — Perseus. Ein Märchen in acht Gesängen von Georg Günther. Dresden, C. Heinrich. 1909.

Haeckel. — Indische Reisebriefe. Von Ernst Haeckel. Fünfte Auflage. Mit dem Porträt des Reisenden und 20 Illustrationen in Lichtdruck (nach Photogrammen und Originalaquarellen des Verfassers), sowie mit einer Karte der Insel Ceylon. Berlin, Gebrüder Paetel. 1909.

Hart. — Das Heilige Feuer. Ein Hochschulroman von Hans Hart. Leipzig, L. Staackmann. 1909.

Hermann. — Sehnsucht. Ernste Plaudereien von Georg Hermann. Berlin, Egon Fleischel & Co. 1909.

Herzog Karl Eugen von Württemberg und seine Zeit. Herausgegeben vom Württembergischen Geschichts- und Altertumsverein. Erster Band. Mit 7 Kunstbeilagen, 23 Vollbildern, 104 Abbildungen und vielen Notenbeispielen im Text. Zweiter Band. Mit 6 Kunstbeilagen, einer Tafel mit 2 Unterrichtsplänen und 86 Abbildungen im Text. Eßlingen, Paul Neff. 1907. 1909.

Hippius. — Der Kinderarzt als Erzieher. Praktisches Handbuch für Eltern, Ärzte und Lehrer. Von R. Hippius. Kinderarzt in Breslau. München, C. H. Beck. 1909.

Hirschfeld. — Die Madonna im ewigen Schnee. Erzählung von Georg Hirschfeld. Berlin, Schottländersche Verlagsanstalt. O. J.

Jaeger. — Deutsche Gänge in Politik und Kultur. Von Heinrich Jaeger. München, C. H. Beck. 1909.

Jahrbuch der deutschen Kolonien. Herausgegeben von Dr. Karl Schneider. II. Jahrgang. Mit einem Bildnisse des Staatssekretärs des Reichs-Kolonialamtes Dernburg, einer Übersichtskarte von Afrika und drei Eisenbahn- und Raumwollkarten von Togo, Kamerun und Ostafrika. Essen, G. D. Baedeker. 1909.

Jamon. — Der Überfall über See als Belagerungsmittel. Eine kriegsgeschichtliche Studie von Generalleutnant z. D. A. v. Jamon. Mit 11 vom Verfasser gezeichneten Textfiguren. Berlin, W. Grunmeier. 1909.

Jonas. — Vom Gastmahle aber aus einem sehr schönen Leben des Ehrwürdigen Herrn D. Martini Lutheri, beschrieben durch D. Aurifaber, Johann. M. Ratschlag Gottes, und andere die dabei gewesen, Gar zusammen gezogen. Gedruckt zu Wittemberg durch Georgen Rhaw. Anno MD.XLVI. Neuerneuert Gedruckt. Friedrich Jonas. O. J.

Kellner. — Die Englische Literatur im Zeitalter der Königin Victoria. Von Professor Dr. Leon Kellner. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 1909.

Kern. — Das Problem des Lebens in kritischer Bearbeitung. Von Generalarzt Prof. Dr. Berthold Kern. Berlin, August Hirschwald. 1909.

Knoop. — Aus den Papieren des Freiherrn von Starck. Herausgegeben von Gerd Tschamer Knoop. Berlin, Egon Fleischel & Co. O. J.

Koetschet. — Osman Pascha, der letzte grosse Wesier Bosniens und seine Nachfolger. Hinterlassene Aufzeichnungen von med. Dr. Josef Koetschet. Veröffentlicht von Dr. jur. Georg Grassl. — Heft 9 von „Zur Kunde der Balkanhalbinsel, Reisen und Beobachtungen". Sarajevo, Daniel A. Kajon. 1909.

Kracht. — Korfu und das Achilleion. Erlebtes und Erlauschtes von Therese Kracht. Mit vielen Illustrationen und einer mehrfarbigen Karte. Erstes bis fünftes Tausend. Berlin, Ulrich Kracht. O. J.

Lamarck. — Zoologische Philosophie. Von Jean Lamarck. Deutsch von Dr. Heinrich Schmidt-Jena. Mit Einleitung und einem Anhang: Das neolamarckistische System der Tiere nach Haeckel. Volksausgabe. Leipzig, Alfred Kröner. O. J.

Lange. — Hölderlin. Eine Pathographie von Dr. med. Wilhelm Lange. Mit zwölf Schriftproben und einer Stammtafel. Stuttgart, Ferdinand Enke. 1909.

Lehmann. — Emil Lehmann. Gesammelte Schriften, herausgegeben von seinen Schülern. 2. Auflage. Dresden, C. Weiske (Georg Schmidt). O. J.

Leopardi. — Gedichte von Giacomo Leopardi. Ins Deutsche übertragen und erläutert von Heinrich Mück. Berlin, Curt Wigand. 1909.

Lindner. — Weltgeschichte seit der Völkerwanderung. In neun Bänden. Von Prof. Theodor Lindner. Sechster Band: Das neue europäische Staatensystem. Absolutismus und Merkantilismus. Die geistige Befreiung und die Aufklärung. Zeiten und Kriege. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1909.

Maartens. — Brothers all. More stories of dutch peasant life by Maarten Maartens. Collection of british authors vol. 4108. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 1909.

Magnus. — Goethe. Ein biographisch-kritischer Beitrag zur modernen Weltanschauung von Dr. Rudolf Magnus. Mit einem Porträt Goethes. Berlin, Erwin Staude. O. J.

Martin. — Der Weltkrieg in den Lüften. Von Regierungsrat Rudolf Martin. Erstes Tausend. Leipzig, B. Volger. 1909.

Meissner. — Moderne Menschen. Ein Berliner Roman von Franz Hermann Meissner. Erstes bis zehntes Tausend. Berlin, Rich. Bong. O. J.

Meister der Farbe. Europäische Kunst der Gegenwart. Heft II: Oppler, Gleichen-Russwurm, Landseer, Schaper, Dubowskoi, Hegenbarth. Heft III: Zorn, Robertson, Delasalle, Priestman, Gignous, Cabanel. Leipzig, E. A. Seemann. 1909.

Vom Messias. Kulturphilosophische Essays von R. Kroner, N. v. Bubnoff, G. Mehlis, S. Hessen, F. Steppuhn. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1909.

Milliner. — Strafmittel in früheren Jahrhunderten. Von Dr. S. Milliner. Berlin, Kadimah-M. Gonzer. O. J.

Moeller van den Bruck. — Die Deutschen. Unsere [illegible] Deutsche Reihe: Deutsche Menschen. Bismarck. Friedrich I. Maximilian I. Stein. Deutsche Ornamentik. Der Preußische Stil. Deutsches Wesen. A. d. Engl. v. Dr. C. Brune. O. J.

Moeschlin. — Die Königsschmiede. Roman von Felix Moeschlin. Berlin, Wiegandt & Grieben. 1909.

Müller. — Kraft und Stoff im Lichte der neueren naturwissenschaftlichen Forschung. Monismus oder Dualismus? Von Prof. E. Ed. Müller. Vortrag. 2. verb. Aufl. Bartsch. 1909.

Münch. — Kultur und Christentum. Vermischte Betrachtungen von Wilhelm Münch. München, C. H. Beck. 1909.

Niederdeutsche Fibel für das erste Schuljahr. Verfaßt und bearbeitet von Schulmännern des Vogtlandes unter Mitwirkung der Herausgeber. Bunte Bilder am Ende. Preis: Pudenum, Heinrich Lyzeist, Peters von Prof. Bernhard Winter Ostenburg. Berlin, J. G. Cotta Nachf. O. J.

Norton. — Charakteristiken. Von Carol Norton. Autorisierte Übersetzung. Berlin, Otto Janke. O. J.

Paarmann. — Taubstummheit. Ein Schmerzensmann von Friedrich Paarmann. Berlin, Egon Fleischel & Co. 1909.

Pauli. — Kirche und Schule im Kampfe um Gott. Ein Beitrag für die Umwandlung des Religionsunterrichtes. Von Fr. Pauli. Leipzig, B. Seiger. 1909.

Quarterly Review, the. Nr. 419. April 1909. Centenary Number. London, John Murray.

Rabow. — Die drei Gemälde des Lipps Zullian. Von Arn. Rabow. Zweite Auflage. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1909.

Zur Reichsfinanzreform. Drei Referate, gehalten auf der Versammlung der Deutschen Mittelstandsvereinigung am 15. April zu Berlin von Kammergerichtsrat Dr. Hahn, Professor v. Heydebrand und Staatsminister a. D. Lucanus. Berlin, Deutsche Verlagsanstalt. 1909.

Reinhart. — Der Garten des Paracelsus. Dramatische Szenen von Hans Reinhart. Winterthur, Keller. 1909.

Reinheimer. — Nutrition and evolution. By Hermann Reinheimer. London, John M. Watkins. 1909.

Report of the Commissioner of education for the year ended June 30, 1908. Volume I. Washington, Government printing office. 1909.

Rosen. — In der Fremdenlegion. Erinnerungen und Eindrücke von Edwin Rosen. Vierte Auflage. Stuttgart, Arbeiterjugend. O. J.

Rottger. — Hans und Gottfried. Von Karl Rottger. Aus „Jungens ins Leben", herausgegeben von Wilhelmine Mehr. Berlin, Modern-Pädagogischer und Psychologischer Verlag. 1908.

Salomon. — Die Kinderstrompete. Eine Geschichte aus der Kinderwelt. Nach Ludwig Salomon. Leipzig, B. Elischer Nachf. O. J.

Samassa. — Die Besiedelung Deutsch-Ostafrikas. Von Paul Samassa. Leipzig, Verlag Deutsche Zukunft. 1909.

Schanz. — Geschichte der römischen Literatur bis zum Gesetzgebungswerk des Kaisers Justinian. Von Prof. Dr. Martin Schanz. Erster Teil: Die römische Literatur in der Zeit der Republik. Zweite Hälfte: Vom Ausgang des Bundesgenossenkrieges bis zum Ende der Republik. Dritte ganz umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. Mit alphabetischem Register. München, C. H. Beck. 1909.

Scheerbart. — Katerpoesie. Von Paul Scheerbart. Berlin-Leipzig, Ernst Rowohlt. 1909.

Schulting. — [illegible] aus Badenia von Martin Ludwig Schulting. Berlin, Egon Fleischel & Co. 1909.

Schwerdtfeger. — [illegible] von Kriegsbund deutscher Schriftsteller. Berlin, Bard & Marquardt. 1909.

Seche. — Le roman de Lamartine. Par Leon Seche. Édition illustrée. Paris, Arthème Fayard. S. A.

Seiler. — [illegible] Erinnerungen [illegible] Erste Folge. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1909.

Seillière. — Une tragédie d'amour au temps du romantisme. Henri et Charlotte Stieglitz. Avec des documents inédits. Par Ernest Seillière. Avec un portrait. Paris, Librairie Plon. 1909.

Le socialisme à l'étranger. Angleterre, Allemagne, Autriche, Italie, Espagne, Hongrie, Russie, Japon, Etats-unis. Par Bardoux, Gidel, Kinzo Gorai, Isambert, Louis Jaray, Marvaud, Da Motta de San Miguel, Quentin-Bauchart, Revon, Tardieu. Avec une préface de M. A. Leroy-Beaulieu et une conclusion de M. Jean Bourdeau. Paris, Félix Alcan. 1909.

Sperl. — Die Fahrt nach der alten Urkunde. Geschichten und Bilder, aus dem Leben eines Emigrantengeschlechts. Von August Sperl. Neunte bis zweite Auflage. München, C. H. Beck. 1909.

Stätten der Kultur. Eine Sammlung künstlerisch ausgestatteter Städte-Monographien. Herausgegeben von Dr. Georg Biermann. Band 14: Neapel. Von Thassilo von Scheffer. — Band 15: Umbrische Städte. Orvieto, Narni und Spoleto. Von O. v. Gerstfeldt. — Band 18: Algerien. Von Ernst Kühnel. — Band 19: Sizilien. Von Felix Lorenz. Leipzig, Klinkhardt & Biermann. O. J.

Streißler. — Wie die Bauern wachen! Romane aus dem Leipziger Buchhandlerleben. Von Friedrich Streißler. Berlin, Hermann Walther. 1909.

Tacitus. — Die neue Germania. Von Cornelius Tacitus. Ein satirischer Scherz. Lissa i. P., Oskar Eulitz. 1909.

Tagebuch einer Dame. Erster Teil. Vierte Auflage. — Zweiter Teil. Zweite Auflage. München, G. Hirth & Co. 1909.

Talmud. — Ewige Weisheit. Sprüche und Poesie des Talmuds und der rabbinischen Literatur nebst Fabeln, Parabeln und Sagen derselben, übersetzt von Max Grunberg. Halle, Otto Hendel. O. J.

Tiedemann. Zehn Jahre Chef der Reichskanzlei unter dem Fürsten Bismarck. Erinnerungen von Christian von Tiedemann. Mit einem Porträt Tiedemanns. Leipzig, S. Hirzel. 1909.

Trebitsch. — Antaios. Erstes Buch: Die Einleitung. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Arthur Trebitsch. Wien, Wilhelm Braumüller. 1909.

Trebitsch. — Altertum von Theater und Kunst. Von Dr. Arthur Trebitsch. Mit dem Bilde des Verfassers. Wien, Wilhelm Braumüller. 1909.

Utaszyn. — An die Leser des Archivs für slavische Philologie. Von Henryk Utaszyn. Leipzig, Otto Harrassowitz. 1909.

Vaillat, Limay. — L.-E. Perronneau (1715—1783). Sa vie et son œuvre par Léandre Vaillat et Paul Ratouis de Limay. Ouvrage orné de 84 héliogravures. Paris, Frédéric Gittler. S. A.

Volkmann. — Die materialistische Epoche des neunzehnten Jahrhunderts und die phänomenologisch monistische Bewegung der Gegenwart. Rede, gehalten von Paul Volkmann. Leipzig, B. G. Teubner. 1909.

Wegner. — Zwischen zwei Stühlen. Ein Buch Gedichte im Gang einer Entwicklung. Von Armin T. Wegner. Berlin, Egon Fleischel & Co. O. J.

Westermarck. — Ursprung und Entwickelung der Moralbegriffe. Von Prof. Dr. Eduard Westermarck. Zweiter Band. Deutsch von Leopold Klatscher. Leipzig, Dr. Werner Klinkhardt. 1909.

Wildling. — Bei sinkender Sonne. Sechs Blätter aus dem Tagebuche eines verliebten Referendars und anderes . . . Von Otto Wilding. Leipzig, Eugen Diederichs. 1909.

Windelband. — Die Philosophie im deutschen Geistesleben des XIX. Jahrhunderts. Fünf Vorlesungen von Wilhelm Windelband. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1909.

Wissen und Können. Sammlung von Einzelschriften aus reiner und angewandter Wissenschaft. Herausgegeben von Prof. Dr. B. Weinstein. Nr. 8: Die organogenen Nährstoffe der Pflanze. Von Dr. P. Vageler. Mit elf Abbildungen. — Nr. 9: Über Zeitmessung und Zeitregelung. Von Prof. Dr. Wilhelm Förster. — Nr. 10: Vom Ochsenwagen zum Automobil. Geschichte der Wagenfahrzeuge und des Fahrwesens von ältester bis zu neuester Zeit. Von Theo Wolff. Mit 14 Abbildungen. Leipzig, Joh. Ambr. Barth. 1909.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Bruno Hake in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

BINDING DEPT. JUN 15 1962

AP
30
D4
Bd.139

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY